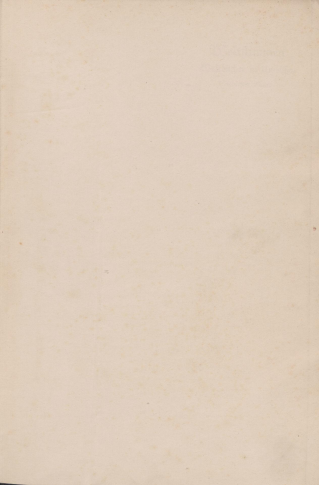


D 6





Weltstimmen

Weltbücher in Umrissen

Siebenter Band

Weltstimmen

Weltbücher in Umrissen

Siebenter Band

Mit 310 Porträts
Handschriftproben, Bühnenszenen, Lichtbildern
und Romanillustrationen



1933

Frankfurter Verlagsanstalt / Stuttgart

1934/478

Mitarbeiter dieses Bandes: Claus Andrian / Hanne Hrone / Dr. Karl
 Bland / Eim Brauer / Dr. Richard Breilling / Dr. Hugo Pöhler / Dr.
 Arnold Burgauer / Otto Dehner / Dr. Eberhard Behrim-Schwargbach /
 Friedrich Egg / Hanne Martin Eljer / Dr. Curt Elmendorff / Estrad
 Frege / Hermann Gleditsch / Christian Griffoener / Mathäus Berger /
 Dr. Ralf Grashen / Herbert Gauthier / Winfried Gurlitt / Hanne Hällin /
 Jwan Heilkes / Hedwig Herrrut Helmstatt / Professor Ludwig Jahn /
 Generalleutnant Ernst Kabisch / Dr. Hanne Karjens / Tony Kellen / Eia
 Kocke / Hilke Lautemann / G. W. Leich Bereng / Franz Matthias / Felix
 Mosjählin / Kurt Munn / Rudolf Pantjen / J. G. Perigle / W. Raden /
 Charlotte Reife / Josef Schäfer / Leon Schall / Werner Schilders /
 Marius Scharr / W. G. Schafin / Dr. Valerian Terzins / Erif Tramm-
 ler-Kauris / Wolfgang Huger / Prof. Dr. Berthold Denzner / Erhard
 Wirtz / Ernst Jahn / Fritz Alfred Zimmer



9247



Alle Rechte, besonders das Übersetzungsrecht, vorbehalten / Wrich-
 tige Formel für den Nachdruck in den Vereinigten Staaten von
 Hochamerika: Copyright 1933 by Franckh'sche Verlagsbuchhandlung,
 Stuttgart / Printed in Germany / Verlagsbucherei Galsinger & Co.,
 Stuttgart / Einband von Kunststicker W. Jacobs / Verlagsnummer 1484

[illegible][illegible][illegible]



Die schöne Maria Theresia de Belgien, eine der Herrscherin Marie Antoinette, die die Kunst der Königin schicklich ausübte.

Nach einem Bildnis von Jean Baptiste-Léonard aus dem Jahre 1787.

die Diplomaten, bis die einfachste Sache der Welt auf die komplizierteste Weise gestanden kommt, drei Jahre lang läßt sich Ludwig XV. Bilder und Berichte über die kleine Erzherzogin schicken". Aber erst 1769 hält er für seinen Sohn die Hand der Kaiserin an, die hübsch, stattlich und anständigen Charakters ist, die alles Gute und nichts Wahres ist. Maria Theresia stimmt freudig zu. Am 10. April 1770 wird die Ehe „per procuracionem" in der Augustinerkirche in Wien geschlossen, Erzherzog Ferdinand vertritt den fernem Bräutigam. Dann gibt es ein glückliches Familienleben, ständlichen Absicht und viele Umarmungen unter Feinden. Die Kaiserin sieht mit Sorge der Tochter nach, die, wie alle ihre Kinder, nichts von der Kraft ihres eigenen Wesens hat, weder die große Kunst des Wartens und Gutschickschickschickens noch die Kunst der Entfaltung. Am der Lust einer Augenblicke, eines vergnüglichen Erfolges wollen gestehen sie unabhändige Möglichkeiten. Die Kaiserin weiß, wie unangenehm, leichtfertig, verspielt und geistlos ihre jüngste Tochter ist.

Sie gibt ihr gesamte schicksaliche Verhaltensmaßregeln und nimmt dem adelichen Kind einen Eid ab, am 21. jedes Monats jenseits Blatt zu lesen. Hat während die eifrigste Braut mit einer riesigen Kavallerie durch Österreich, Bayern und Schwaben zieht, liegt die Mutter in der Kirche vor Gott und sieht, das dunkle Heil, das ihr Herz abt, vom Haupt des Kindes zu werden.

Zwischen Kehl und Straßburg hämmern unterdessen Zimmerleute und Tapezierer auf einer Landhaus des Vaters einen Holzpavillon zusammen, in dem sich die österreichische Herzogin in die Dauphine von Frankreich verwandelt wird. Im Wald von Compiègne warten der König und der Bräutigam. Ludwig XV. ist von der Schwingenrichter entzückt. Der Dauphin aber trägt am Abend des Tages die dünnen Worte in sein Tagebuch „Beynennung mit der Dauphine." Am 16. Mai findet die heilige Trauung statt. Die junge Frau schließt heilig und ungeheuer „Marie Antoinette Jesu'sche Braut" unter dem Hochzeitspaß und macht einen riesigen Himmelsbogen, den alle, ängstliche Welten gleichermaßen als böse Dämonen denken.

Nun ist Marie Antoinette Madame la Dauphine und doch nicht die Frau ihres Vaters, dem ein Naturfehler schon Jahre hindert, die Ehe zu vollziehen. Erst nach langen Jahren und Gerüchten läßt Ludwig als König die Operation machen, die ihn zum Mann und Marie Antoinette zur Mutter macht. Aber die sieben unfruchtbaren Jahre schaffen um Marie Antoinette jene Atmosphäre des Hasses, die ihr und ihrem Vatten einst tödlich wirkt. Zunächst spielt sie auf der gescheiterten Bühne der Welt, in Versailles, die Rolle der Thronfolgerin. Alles ist entzückt von der blauen Schönheit ihrer fünfzehn Jahre und alles entsetzt von dem österreichischen Willen, der mit fliegenden Füßen im Spiel mit den jüngeren Brüdern ihres Vatters durch die heiligen Hallen und seinen Besessenen läuft und die strenge Kontrolle durchsetzen möchte. Die Schwestern des Königs, die Lanten, suchen sie in ihrer kleinen und großen Zirkeln zu ziehen. Der Bräutigam und Erbeher soll ihr die ersten Kenntnisse einer Volkshausbildung beibringen. Die Hofdame verlangt Repräsentation und die fernere Mutter Bildung. Ihr junges Herz aber will genießen.

Der freie natürliche Mensch, die leichte, lockere Pleureuse erschreckt gegen die Kastration von Versailles.

Die erste Schlacht verliert sie. Im Kampf um die Ehe, durch die Thronfolgerin angetrieben zu werden, blüht die Heißhunger Madame Dubarry Siegerin. Marie Antoinette muß sie auf Befehl des Königs, auf Drängen der Mutter, aufgeben. Neben nichtsagenden Worten stimmt sie ihr: „Es sind keine viele Leute in Versailles.“ Es ist das einzige Mal, daß sie den Ködern wegt. Es wird es nicht mehr bis zur Guillotine tun. Die zweite Schlacht gewinnt sie: Paris. Der Vater muß sie jetzt als Madame la Dauphine in Versailles warten, ehe sie in die Hauptstadt Frankreichs kommt. Die Entlassung des französischen Hofes ist streng und unfürderlich im Verhindern. Da geht Marie Antoinette zum König, und Ludwig XV., der nie einer schönen Frau etwas abschlagen konnte, gibt die Erlaubnis zum feierlichen Einzug in Paris. Es wird ein ungeheurer Eindrud für die junge Frau. „Nach dem Dienstag habe ich ein Fest erlebt, das ich nie in meinem Leben vergessen werde“, schreibt sie an die Mutter. Was sie am meisten ergreift, ist die „Hübschheit und Leichtigkeit des armen Volkes, das trotz der Steuern, mit denen es bestraft ist, von Freude durchdrungen war, uns zu sehen. Wie glücklich ist man doch in unserem Land, daß man die Freundschaft so leicht gewinnen kann!“

Aber man kann sie auch leicht verlieren! Marie Antoinette hat Paris erlebt, doch Paris auch Marie Antoinette. Oft, allein oft fährt sie in die verführerische Stadt, offiziell in großem Aufzug und heimlich mit kleinem Gefolge, um die Theater, die Oper, Bälle, Abende, Spielhöfe und Vergnügungen aller Art zu besuchen und der Langeweile von Versailles zu entrinnen. Noch jubelt ihr das Volk zu, wenn es am Abend, müde von der Ar-



König Ludwig XVI. (1754-1793)
Nach einem Kupferstich

beit, die penibelsten Aufzüge sieht, wenn es morgens, zur Arbeit eilend, dem kleinen Gefolge der Thronfolgerin begegnet. Mit dem Wissen um ihre Schönheit und deren Macht wird Marie Antoinette aufsteigend, sicherer, beherrschender.

Am 10. Mai 1774 stirbt König Ludwig XV. an den Blattern. Marie Antoinette wird Königin. In allen Schaufenstern prangt ihr Bild. Jetzt, da die markensaugende Königin die Dauphine in die Verbannung geschickt ist und ein junger, bescheidener, frommer König, eine hübsche, glückliche Königin über Frankreich herrschen, muß es besser werden. Es heißt das Volk. Aber Marie Antoinette wird nicht die Königin, noch weniger die Mutter ihres Landes. Zwischen einem halben Duzend Schwestern, kaum ein paar Wegstunden auseinander, steht ihr Leben hin. Es steht nicht

von Frankreich jähren und reichen Provisionen. Zwanzig Jahre lang liebt sie in ihrem Kamm dem Vergnügen nach. Während ihrer Mutter Maria Theresia und Katharina von Rußland die ihnen gebotene Macht mißbrauchen, will Marie Antoinette sie nur genießen. Sie will als Frau, nicht als Königin leben.

Mit einem Lebenslauf dergleichen reißt sie vor die gewalttätige Aufgabe der Geschichte. Doch die Schuld ist geringer, weil ihr das Schicksal keinen Mann zur Seite gegeben hat. Ludwig XVI. ist unentschlossen, langsam, nervenschlaff, liebt er mit animalischen Begaben viel zu essen, schweren Wein zu trinken, den Schmiedehammer zu schwingen, Hirsche zu jagen und viel zu schlafen. Marie Antoinette aber ist die Königin des Koffers, die sorgloseste, verschwenderischste, belustigste und geräuschigste Frau des 18. Jahrhunderts. „Es ist unmöglich“, sagt Madame de Staël, „mehr Grazie und Güte in die Fäulnisheit zu legen. Sie besitzt eine gewisse Art der Hangsüchtheit, die ihr nie erlaubt zu vergessen, daß sie Königin ist, und immer sie zu tun, als ob sie es vergesse.“ Kleider, Putz, Schmuck, Spiel und Vergnügen bilden den Inhalt dieses Lebens. „Ich habe Angst, mich zu langweilen“, sagt sie. Träumen, eins Liebeslust der Könige, wird ihr Recht. Eine Oberer lebenslustiger und lebensgieriger Menschen mag die Königin, Männer, von denen ihr einige fast gefährlich werden, und Jovientinnen, von denen eine ihre Stellung rückwärts für ihre Verwundbarkeit mißt: Die schön Gräfin Jules de Polignac, ihr Klingelbeutel die Heiligste Freundschaft schenken aus. Die armen Polignacs werden begütert, ausgelacht und verstoßt. Die Delaues, die Lebensbilder mit Mad und Orleans auf ihre Träumen, wo man die Gültigkeit verachtet und das Geld mit leichter Hand ausgibt. Schon mancher man von geheimen Lebensweisen. Schon mancher man im Rand der Mitternacht gegen den unheimlichen Gemahl hin.

Da kommt ihr Bruder Joseph nach Versailles auf Besuch. Nach der kurzen hat er sie wie ein Schulmädchen gesehen.

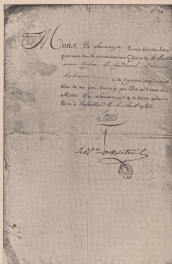
In zwei Monaten sieht er mehr von Frankreich, als dessen Herrscherhaus je gesehen hat und hinterläßt der Schwester eine Denkschrift, in der er ihr ein nicht schwärzliches Spiegel-

Bild zeigt und ein bitter Schicksal er wie hell-sichtig schreibt: „Ich bitte dich für dich, denn so kann es nicht weitergehen; la révolution sera cruelle si vous ne la préparez.“ Joseph spricht auch mit seinem Schwager Ludwig XVI. und ermahnt ihn zu der Operation, die ihn endlich zum Mann mache.

Marie Antoinette wird Mutter. Eine Tochter kommt zur Welt, Maria Theresia ist mit einer Enkelin nicht zufrieden, aber die Geburt des Dauphin erlebte sie nicht mehr. Ein zweiter Sohn, der spätere Ludwig XVII., und noch einmal eine Tochter vergrößern die Familie. Und nun beginnt in Marie Antoinette die große Wandlung von der verspielt, gefall- und vergnügungssüchtigen Koffelkönigin zur besinnlichen, ruhigen Mutter und Mutter. Die Geburt des Dauphin hatte sie noch einmal zur Herrscherin gemacht. Eine letzte Gelegenheit war ihr gegeben, von Träumen den Weg nach Versailles, nach Paris zu finden. Marie Antoinette verjüngt die Gelegenheit. Die kostbaren Feste in Träumen gehen weiter. Langsam steigen Unzufriedenheit, Unmut, ja Haß. Zwei Gruppen hassen die Königin: Die Günstigen und Vorgesetzten, die unter dem neuen Regiment nichts mehr zu sagen haben, und das neue Geschlecht, das von J. J. Rousseau über seine Rechte belehrt worden ist und in England und Amerika die Freiheit der Bürgern eine Hausgenossin hat. Sie sehen, wie die Königin sich lässig, nicht ernsthaft in die Politik mengt. Die Polignacs und ihr Kreis müssen ihre Macht durch die ererbte staatsmännliche Arbeit abgemessene Königin weiterführen aus. Freilich der radikalen, vom Herzog von Orleans geführten Gruppe und der revolutionären sieht als gefährlicher Feind der Bruder des eigenen Mannes, „Monsieur“, Graf von Provence, der es Marie Antoinette nie verzeihen kann, daß seine Hoffnungen auf den Thron durch die nicht mehr erwartete Geburt eines Thronerfolgers gestört sind. Er wählt heimlich im Jenseits, wie ein Mörder. Und als er dann als Ludwig XVIII. doch noch auf den Thron kommt, kauft er seine eigenen Befehle zurück und verschärft die unterdrückten Dinge, die er gesprochen hat. Am König vorbei gehen alle Angriffe auf die Königin. Jetzt sind es besessene Geister und Ökonomen auf Ludwigs

Unvernügen und Marie Antoinette Vergnügungssucht. Nach der Geburt des Dauphin werden die Hefe schärfer; die Königin wird des Hochraths beschuldigt, der König als Beschützer, der Dauphin als Beschützer dargestellt. Der Hof leidet den größten Mangel an Geldmitteln, die Marie Antoinette zur Guillotine führen. Die Königin weiß um das verurtheilte Gefährte. Sie findet die Speisegebühren in ihrer Theaterloge. Die Habsburger Hofe verachtet die Verurtheilungen; schließlich geht sie an der Befehl vorbei.

Da kommt eines Tages der Hofmeister Madame Campan und erzählt aufgeregt, die Königin habe das berühmte kostbare Halsband, das er ihr schon öfters angeboten habe, heimlich kaufen lassen, aber die erste Rate noch nicht bezahlt. Die Gläubiger drängen und er brauche Geld. Erkantet hört Marie Antoinette den Bericht ihrer Hofdame. Das Halsband, das sie wohl gern gekauft hätte, das ihr aber zu teuer war? Wie konnte sie 1600000 Livres für einen Schmuck ausgeben! Der Juwelier ist ein Narr, und Marie Antoinette hat keine Zeit. Erst am 9. August 1785 hört sie ihn an und erfährt eine seltsame Geschichte von einer Gräfin Valois, die sie nicht kennt und dem Kardinal Rohan, den sie verachtet. Die beiden hatten bei ihm angeblich im Auftrag der Königin den kostbaren Schmuck gekauft, mitgenommen und nicht bezahlt. Die Königin behauptet, dass über den Mißbrauch ihres Namens. Der Juwelier muß unverzüglich den Fall schriftlich stellen. Am 12. August hat sie das Dokument, das heute noch vorhanden ist, in Händen. Am 14. fordert sie vom König Genehmigung. Sie sieht nur den Namen jenes Rohan, den sie 15 Jahre lang seines Wertes gewürdigt hat, den sie verachtet und jeder Verdacht fähig hält. Am 15. August, ihrem Namenstag, als der ganze Hof versammelt ist



Einige der berühmtesten „Lettres de Cachet“, die gegen den Kardinal Rohan, den die „Habsburger“ verurteilt waren.

und Kardinal Rohan in schlockender Contour und weißem Hochrock darauf wartet, in der Kapelle das Pontifikat zu feiern, wird er mitten aus der Versammlung heraus verhaftet. Doch hat er noch Zeit, einem Vertrauten ein paar Jalous zu geben, um alle geschehenen Dicks, vor allem die geschehenen der Königin, verzeihen zu lassen. Und man stellt ein Preßzeug berühmte Halsbandaffäre auf, die auch durch Dumas Roman berühmt geworden ist. Eine große Comtesse findet einen großen Narren, den sie anführt, und den sie glauben macht, die Königin sei in ihn verliebt. Es ist ein Roman von Leichnam, Dumas, Dumas und Niedertracht, in den Marie Antoinette unschuldig gezogen wird. Aber man erzählt sich

unerschütterlichste aller Fuß gegen sie. Das Parlament spricht in einem nach schlußendlich-ger Beratung gefällten Urteil den Kardinal als unschuldig frei und übergibt die Betrügerin La Motte dem Henker zur Brandmarlung und zu lebenslänglichem Zuchthaus. Das Volk jubelt Kohan zu. Es ist eine Demonstration gegen die Königin. Und als gar die Betrügerin dem Gefängnis entflieht, erscheint Marie Antoinette als die eigentlich Verurteilte. Wie ein Blitz fährt die Erkenntnis der Lage in ihre Seele.

Ein großer Blitzstrahl folgt. Der Finanzminister nennt zum erstenmal Haare Zahlen zum Etat. In 12 Jahren hat die Regierung unter Ludwig XVI. eine Milliarde großmuthwilligig Millionen Francs gekostet. Das ganze Volk bohrte auf. Wer trägt die Schuld? Nicht der König, der als bescheidener Bürger lebt, sondern die Österreichin, die ihre Zimmer mit Brillanten, anelladen läßt, ihre Einkünfte mit Perlen und Goldstücken überschüttet. „Madame Despotin“ ruft ihr die wüthende Menge nach. An allem muß die Königin schuld sein.



Pariser Marktszenen.
Die Damen von Gendarmen, die sich an dem Aufbruch gegen die Königin betheiligen.

An den hohen Strassen, am teuren Brot, an der Werthlosigkeit des Papiergeldes. Unzählige Schmachtskissen erscheinen. Im Theater wird sie mit Juchzen empfangen. Das Unwachen Marie Antoinettes aus ihrem Schlaftraum ist furchtbar. Aber sie zieht die Konsequenzen, schneidet alle Ausgaben ein, verkauft das Hofspiel aus Trianon, stellt bescheidige Neubauten ein und verkauft andere Schlösser, so sie zieht sich sogar von den Polignacs zurück und läßt Nothdurft, den sie bisher bekämpft hat, zum Finanzminister ernennen. Eine völlige Wandlung setzt ein. Sie arbeitet hüten, Spieglel, Theater, Tanz und Maskeraden und findet ihr Glück im Aris ihrer Kinder. Als Mutter weiß sie sich schwerer denn als Königin. Es ist zu spät!

Der Sommer der Aufsehung naht. Der König muß die Nationalversammlung einberufen. Sie soll seine Verantwortung mindern, seine Autorität stärken. Aber das Volk denkt anders; es will die Macht. Wie sich Marie Antoinette zeigt, findet sie Schwelgerei oder Hochrufe auf ihre Feinde. Sie weiß auch, daß sie von der Versöhnung zwischen König und Volk ausgeschlossen sein wird. In diesen Tagen, da sie ihren ganzen Kräfte bedarf hätte, erkrankt ihr altes Leben. Sie versetzt sich in Sorge um ihn. Wie ein Wildbach stürzen die Ereignisse übereinander. Das bisher stumme Volk hat reden gelernt. Tag für Tag wird ein Hund königlicher Autorität weggerissen. In Paris hebt die Revolution ihr Haupt. Offiziere, Gendarmen, Deputirte, die Nationalversammlung selber geraten in ihre Strömung. Am 10. Juli 1789 entläßt der König den einzig populären Minister, Nothdurft. Am Montag des 12. Juli bringt die Kunde nach Paris. Camille Desmoulins springt im Palais Royal auf einen Tisch und ruft zu den Waischen. Ein paar Stunden später hat schon die Arsenale geschlachtet, und am 14. Juli stürmen 20 000 Menschen die Festung von Paris, die Bastille. Der Herzog von Liancourt bringt abends noch die Nachricht nach Versailles und läßt den König wissen. „Aber, das ist ja eine Revolte“, ruft Ludwig erschrocken aus. „Nein, Oter“, antwortet der Neut, „das ist eine Revolution.“

Wie steht die Königin zu dieser Revolution? Sie glaubt an das gute und „gutmütige Volk“, glaubt, daß es gutartig, vernünftig und nur verärgert sei und eines Tages wieder bereit zum Versöhnlichen, um erfüllten Reiz zu mildern werde. Aber ihr sanfter Haß und ihre Verachtung gilt den Aristokraten, Demagogen, Ketzern, Verschwörern und Aufwiegern, zu denen sie auch die Abgesandten zählt, die ihr alle Narren und Linsen sind. Die Revolution ist eine unfaßbare, von niedrigen Instinkten geleitete Bewegung. Von ihrem Sinn und Willen hat sie nichts verstanden. Sie sieht nur den König, seine und ihre Rechte verletzt und ist aufgebracht, für sie zu kämpfen. Das Volk aber sieht, daß nicht der König, sondern die Königin der gefährlichste Feind ist, und seine ganze Wut heftet sich gegen Marie Antoinette. Mit der Wut geht die Entkraft der Königin, schließlich ihre gesamte Kraft sich zu wirklichen Charakter gesammelt. Als am 5. Oktober die Händweiber aus „Damen der Hellen“ nach Versailles gehen und das Schloß in der Morgenfrühe des folgenden Tages stürmen, steht der Stolz kampfesbereit auf die Bewacher der Königin. Bald angelockert rennen sie mit knapper Not der Herde, die den warmen Wächtern die Köpfe abhackt, und als der Pöbel sie auf den Ballen raßt, tritt sie nicht schwach wie der König, tritt sie den Kopf erhaben, die Lippen scharf angewogen, stolz und ungebrochen hinaus. Ihr unwiderstehlicher Lach und Stolz bezeugt die Menge, die noch einmal ruft: „Es lebe die Königin!“ Dann wird das Königspaar nach Paris geführt und in den Tuilleries gefangengehalten.



Die Volksmenge begleitet die Königsfamilie auf der Flucht von Versailles nach Paris
Nach einem zeitgenössischen Gemälde

Nun erst beginnt sich Marie Antoinette ganz zu finden. Erst im Nachhinein weiß man, wer man ist“, schreibt sie in einem ihrer Briefe. Sie weiß, um was das Spiel geht und nimmt den Kampf mit dem Feind auf. Ihr Schwertschlag wird Vandalismus, ihr Zinnen diplomatisches Kabinett. Sie verhandelt mit Ministern und Priestern, schreibt Briefe, ersucht Unterschriften und selbstige Dekretation, um sich mit ihrem Freunde zu verständigen, und arbeitet mit eigener Energie. Sie beginnt, selber zu prägen, den Wert neuer Ratsgeber zu schätzen. Marie Antoinette ist es, die Mirabeau bezieht und zu geheimen Diensten für den König zwingt. Sie ist es, die allein klar sieht, daß es um Tod und Leben geht, und mit ihrem warmen Freunde Herzen die Flucht vorbereiten, die in Varennes so tragisch endet. Aber noch auf der schwachen Hüfte vermag ihre Klugheit und unerschöpfliche Größe einen Republikaner wie den Abgeordneten Barnave zu befehlen. Sie wartet schweigend auf seine Ratschläge, gibt dem Verlangen seiner Anhänger nach, aber schreut im geheimen ihrem Freund und ihrem kaiserlichen Bruder, sie mögen in ihren offiziellen Briefen kein Wort von ihr und ihrer Art, die Dinge zu sehen, senden.

Sie weiß große Politik, muß sie treiben, um den König, sich und ihre Familie zu retten. Und weil sie Politik treibt, läßt sie, muß sie liegen, in der verwerflichsten Weise. Es ist ein gefährliches Doppelspiel. Und es sind gefährliche Freunde, die ihr Leben bedrohen. Im Innern die

Nun erst beginnt sich Marie Antoinette ganz zu finden. Erst im Nachhinein weiß man, wer man ist“, schreibt sie in einem ihrer Briefe. Sie weiß, um was das Spiel geht und

Sie weiß große Politik, muß sie treiben, um den König, sich und ihre Familie zu retten. Und weil sie Politik treibt, läßt sie, muß sie liegen, in der verwerflichsten Weise. Es ist ein gefährliches Doppelspiel. Und es sind gefährliche Freunde, die ihr Leben bedrohen. Im Innern die



Der königliche Wagen wird auf der Straße in Paris von Revolutionären aufgehalten, und die königliche Familie gefangen nach Paris gebracht.
Nach einem zeitgenössischen Stich

Republikaner, die die Verurteilung des Königtums erstreben, im Außern die königlichen Personen, die eintreten sind und zum Krieg treiben. Marie Antoinette weiß, daß der Krieg ihrem Untergang bedeutet. Noch einmal darf sie zwar aufatmen: Der König nimmt die Verfassung an. Zum letztenmal ertönt der Ruf: „Es lebe die Königin!“ Die Wachen werden zurückgezogen. Die königliche Familie scheint frei zu sein.

Marie Antoinette aber weiß, daß die Kette nur an einem Faden hängt. Sie läßt sich nicht täuschen. „Man versichert uns, das Volk sei für uns“, schreibt sie an Jansen. „Ich glaube nichts daran, wenigstens was meine Person betrifft.“ Was sie politisch eigentlich will, ist ihr selber nicht ganz klar, eine Art bewaffneter Ausweg der Königin, der die Revolutionäre durch Drohung einschüchtern, aber das französische Nationalgefühl nicht verletzen soll. Das eine Mal fordert sie ihren Bruder Kaiser Leopold auf, „um die bewaffnete Macht kann alles widerherstellen.“ Dann aber schreibt sie wieder: „Ein Angriff von außen brächte uns unsere Wesen.“ Der Herrin Jansen erkennt ihre Ratlosigkeit, ihre Einsamkeit. Mit dem König von Schweden hat er einen neuen Fluchtplan ausgearbeitet. Versteckt muß er nach Paris, wo ein Gefallen ihn den Tod bringen würde, steigt heimlich in die Tuilleries, um Königin, zum König und unterbreitet ihnen seine Pläne. Der König weigert sich, noch einmal zu fliehen. Um Mitternacht scheiden Marie Antoinette und Jansen, für immer.

Nun ruht das Verderben, Kaiser Leopold stirbt. König Gustav III. von Schweden wird von Malariafieber erkranken. Kaiser Franz, kaiserlicher Nachfolger, kalt und gefühllos, hat für die Platonverwandten nichts übrig. Er denkt an Nachbegergierung. Ludwig XVI. muß ihn den Krieg erklären, und die Armeen marschie-

ren. Marie Antoinette ist mit ihrem Gatten bei den Verbündeten. Mehr! Vier Tage ehe der Krieg erklärt wird, übernimmt sie den österreichischen Botschafter den Fluchtplan der Revolutionen, so wohl sie ihn kennt. In

Paris aber man, daß die Sympathien der Königin auf der anderen Seite sind. Das Volk weinert mit sicherem Instinkt die Feindseligkeiten in den Tuilleries. Der alte Haß gegen die Österreicherin erwacht aufs neue, stärker und lebensschaffender. Der Königs Einspruch gegen die Annahme der Verfassung, erst die Masse wieder unter die Waffen. Die Tuilleries werden von der wütenden Menge überflutet, dem König die rote Sansculottenmütze aufgesetzt, die Königin in ihrem Zimmer maßlos beschimpft. Aber sie hält kalt und fest den feindseligen Wüden und starken Jansen stand. Lebenswunden, Ludwig und seine Familie mit Truppen aus Paris herauszuführen, weigert sie, sie traut ihnen nicht. Lieber will sie zugrunde gehen. Den Versuch der Entführung von Jansen-Darstellung, sie allein als die Beschädigte aus dem Palast zu retten, weiß sie zurück. Sie will sich von ihrer Familie im Unglück nicht trennen.

Das Verderben ist nicht mehr aufzuhalten. Es will sie denn die letzte Pflicht als Königin erfüllen, mit Haltung und erhabenen Haupte unterzugehen. Das Entsetzen jener Tage, da die Jakobiner in ihrem Rausch immer heftiger gegen das Königtum hetzen, spiegelt Marie Antoinettes Besatz an den Grausen Jansen wider. Befehle, die schließbar von Befehlshörern reden und doch mitte Angstschreie sind. In der Vergrößerung wählt Jansen die verblühten Truppen zu jenen verhängnisvollen Manövern, das die Gräve Paris wie eine „symptomatische und für alle Ewigkeit denkwürdigen Nacht“ bezieht. Die Wirkung der Drohung ist furchtbar: Ein umwagte Willkür Franzosen in Fuß gegen den König.

Am 10. August marschieren die revolutionäre Paris gegen die Tuilleries, die von ausgewählten Truppen bewacht werden. Ein unerschütterter Befehl des Königs hätte den Aufstand nieder-

schlagen können. Wie immer jagt und schwankt Ludwig. Am liebsten wäre Marie Antoinette selber in den Truppen in den Hof hineingeflogen, statt des schwerfälligen, lustlichen, anhängselhaften Mannes, der mit dem Hut unter dem Arm eine verlegene Ansprache hält. Dem Festler aus sieht sie das erbärmliche Schamfeil und rüft vergewisselt aus: „Alles ist verloren. Der König hat keine Energie gezeigt.“ Von all den Männern, die um den König sind,



Die Königsfamilie unter dem Schutze der Nationalversammlung

keiner ist ein einziger Mannhaft. Es muß die königliche Familie im Schutze der Nationalversammlung Schutz suchen. Es ist das Ende der Menschheit, Denken, in den Tullorien aber steht die alte Menge die tapferen Schwärmer, die sich auf Befehl des Königs nur verteidigen, die nicht angriffen durften.

Im Tempel durchlebt Marie Antoinette furchtbare Stunden, Tage und Wochen der Ungewißheit. Das Warten auf das Ende ist schrecklicher als das Ende. Den beruhigenden Capuzinermönchen fällt ihre treueste Freundin, die Prinzessin Lamballe, zum Opfer. Der Pöbel will der Königin den Kopf zeigen. Da bricht Marie Antoinette schmachvoll zusammen. Es war das einzige Mal, daß ihre Energie sie verließ. Schwermut war der 20. Januar 1793, der letzte Tag, den die königliche Familie zusammen verlebte, am schwersten der 20. Januar, da Ludwig aufs Schafot stieg und Marie Antoinette in ihrem Zimmer das abschließende Auf und Ab der Vorbereitung erleben mußte. Bald wird auch sie die Stufen zu der furchtbaren Schreckensmaschine hinaufsteigen.

Jetzt ist sie allein. Die Wiener Capet. Wie ist von aller Welt abgeschnitten und von unbeschlichen Märdern umgeben. Es ist nur Schrein. Wie groß muß die Macht und Magie dieser merkwürdigen und tapferen Frau gewesen sein,

daß ihr die empfindlichsten Republikaner, die ihr als Richter gegeben waren, verlagen. Jetzt, da das Blutgericht der unerschütterlichen Warten von ihr genommen ist, will sie ihre Befriedung selbst in die Hand nehmen. Wieder schlüpfen Briefe durch die Maschen des Gefängnisgitters. Wieder finden sich Menschen, die ihr Leben an ihrer Rettung setzen. In letzter Minute scheitern die Pläne.

Das schwerste Leid stand der Mutter noch bevor: Die Trennung von ihrem Sohn. Nachts um 10 Uhr wird er ihr brutal entzissen und dem Schuster Elimen zur Erziehung übergeben, der zwar nicht der weiße Teufelskohl, zu dem ihn die royalistische Legende umgewandelt hat, aber ein roter, hebräer und ungebildeter Mann ist. Auch dieses Leid hat Marie Antoinette herrlich ertragen. Von einem Bräuer aus laßt sie ihr Kind manchmal in einer Uhr des Hofes spielen sehen und stundenlang wartet sie unzufrieden, nur um für Minuten den Umriß seines Schattens zu erblicken. Sie gibt kaum mehr die langen Stunden, Tage, Wochen und Monate. Es gibt keine Hoffnung mehr, nur noch das Ende. Als man sie in die Gefängnisse überführt, wird ihr der Abschied von Tochter und Schwägerin nicht mehr schwer. Das Furchtbare, das Warten und dem Tod entgegensehen müssen, liegt hinter ihr. Nun kommt das Sterben. Sie hat weder Schamf noch Urykel, nur Lids, Stahl



Marie Antoinette auf dem Wege zum Schloß.
Nach der Zeichnung von Louis David, die er nach der Natur machte.

und ein eisernes Bett. Sie sträut sich das weiß gewordene Haar, sieht mit halbblinden Augen ihr müd gewordenes Antlitz, ihre brüchige Wäsche. Dann kommt, endlich, der Prospekt. Am 12. Oktober 1793 beginnt das Verhör, Verhörslog, Flug und überraschend schlagartig antwortet sie dem Untersuchungsrichter, Cuzel, ohne Habsburgerin und Königin, tritt sie dem öffentlichen Ankläger gegenüber, entwirrt sich Flug allen Fallstricken, weiß Verdächtigungen zurück, deckt ihre Freunde. Und als der dumme Hörsitz sie des Angekl. mit dem eigenen Rind beschuldigt, und Marie Antoinette zu dieser Insamie verächtlich schweigt, verhilft er ihr in schwerster Stunde zu einem moralischen Triumph. Auf die Frage des Präsidenten

erhebt sie mit einem Ruck stiel; das Haupt und rief: „Wenn ich nicht gemartert habe, so werde ich nicht sterben, weil die Natur sich weigert, auf eine solche Beschuldigung gegen eine Mutter etwas zu erwidern. Ich werde mich an alle Mütter, die sich hier befinden mögen.“ Und die Prokuratoren und Richter, von denen sie gebest wird, fühlen, in dieser einen Frau hat man die ganze Geschlechte beleidigt. Zwei Tage wehrt sie sich, nicht um ihr Leben. Wenn auch! Das Lebensurteil ist ja schon fertig. Sie wehrt sich um ihre Ehre. Und der Präsident stellt schließlich den Beschworenen zur die Frage, ob die Witwe Capet schuldig ist, an Mordanschlägen gegen Frankreich und an einer Verschwörung zur Gefangenschaft des Bürgerkings teilgenommen zu haben. Die Beschworenen bejahen. Das Urteil wird gesprochen: Tod durch das Guillotin. Marie Antoinette hört den Spruch ruhig, ohne das kleinste Zeichen von Schwäche und schreint, ohne jemand anzublicken, aus dem Saal. Sie ist dieser Lebens, dieser Menschen müde.

Am 16. Oktober 1793 tritt Marie Antoinette den letzten Gang an. Ihr Gesicht ist wie versteinert, eben, verschlossen. Kein Zittern regt ihre Lippen. Cuzel, erschüttert, ganz Herrin ihrer Kraft, sitzt sie auf dem Hunderstern. Der Maler Louis David zeichnet mit raschem Strich ihr Bild, als man sie zum Revolutionsplatz führt, wo die Guillotine wartet. Ohne Hilfe schreitet sie die Stufen des Schaffots hinauf. Ein paar Minuten noch, und alles ist zu Ende. Marie Antoinette hat durch ihr heroisches Leiden und ihrem Tod ihre verdächtige Jugend gelöst. Das Schicksal hat aus der Rebellenkönigin eine tragische Figur gemacht, deren menschlicher Größe niemand Mitleid und Bewunderung verweigern kann.

Giegfried von Vegejask

Das fressende Haus

Von Iwan Heilbut

Giegfried von Vegejask ist einer der Dichter, die ihre persönliche Frage, ihr persönliches Suchen nach Gott mit der Rastlosheit und Kühnheit von Kindern in die Welt, das heißt in ihr Werk hineintragen. An der Frage erkennst man den Menschen, am Werk den Dichter. Ihm Vegejask gehört zu denen, die ihr Suchen zum Kunstwerk gestalten, so daß die kleine Persönlichkeit schwindet und die große Welt sichtbar wird. Eine Welt, wie sie Tausenden, Millionen von Menschen ausmachten im Traum zu erscheinen mocht, ein Leben, an das zu denken schon Vortrefflichkeit ist — nämlich: Ein Leben in Einsamkeit und Harmonie, ein Dasein, wie die Natur es will.

Wenn der Verlebte den Mund aufmachte, sprach er gleich von seiner Liebe; die ganze Welt erkant sich ihm in seine Liebe ein. Wenn der Dichter Vegejask die Feder nimmt, immer werden es Zeichnungen, Bilder von seiner großen Liebe, vom Wald, von Tieren, von Menschen, die den Weg in die Natur suchen. In seinen Bildern gibt es keinen Dreck, keinen Zug, der verwirrend ist. Das Werk ist hier der Ausdruck des Lebens. Auf einem Gut in Holland ist Vegejask geboren, der Wald und seine Tiere sind die frühesten Eindrücke für das Kind; und

nach diesem verlorenen Paradies geht es ihm immer wieder zurück. Er sucht sich, seiner Frau und der kleinen Tochter ein Nestel im norwegischen Wald, da, wo die böhmischen Berge herübersehen. Von hier aus blickt er ausstrahlend zur Gurgelstadt hinüber, gegen den unheimlichen Bereich, gegen die Fühllosigkeit des des zum Verhängnis stehenden Lebens.

Seine Frau ist das phantastische Bühnenstück. Er stellt einige Anforderungen an die Bühne, wenn er, wie im jenseitigen „Mensch im Käfig“ die Welt der Menschen und die der Affen einander gegenüberstellt. Schon in dem Zitiert — „Der kleine König“, „Zwei Stühle“, „Menschen fressen“ — ist das Thema und das Symbol der anderen Stücke gegeben. Den ganzen Dichter, den ganzen Menschen umschreibt der Titel seiner letzten Gedichte: „Die kleine Welt vom Baum gesehen.“ Das sollte Lied, das als zweites in diesem Gedichtband steht — „Lied des Zeitlosen“

— und das mit den Worten beginnt:

„Halt! keinen Kalender und keine Uhr,
keine Zeitung bringst in mein Haus.
Gott und Welt und Gott und Welt
kommen und gehen tagtäglich und tagtäglich.“



Giegfried von Vegejask

Herr. Rath von Bergen, Norwegen

einzelne Bild hinter seinen Namen ein, der jetzt eben erschienen ist und den merkwürdigen Namen „Das freijüngste Haus“ trägt“).

Was ist dies für ein Haus? Eine Burg im Bregenzischen Wald, die, früher einmal von Kautzmann bewohnt, verlassen liegt und jährlich lange (eben über ihrem neuen Bewohner wartet (da es ebenfalls in ihr steht). Sehr merkwürdig sieht es vorerst noch nicht aus. Aber gerade hier steht der Roman an. Sehr merkwürdig sieht es auch im Anfang von Hansjans „Bogen der Erde“ nicht aus — da ist bloß die Nacht, die jemand angestrichen hat, und langsam kam sich der Mann sein Haus, seinen Stall, seine Familie, seinen Wohlstand. Ganz so einfach geht es bei Bregenz nicht zu. Schon in seinem früheren Roman „Kette am laufenden Band“ gerät ein Künstler, der der Prostitution und ihrem Problem ein tiefes, eigentlich ohne seine Absicht in ein merkwürdiges Haus inmitten der Berge. Nicht anders hier.

Als der Mittagtag an der kleinen Station hielt, stieg ein fremder Herr, aber kein, einen braunen Überzieher auf dem linken Arm, ein braunes Koffchen in der rechten Hand, aus dem einzigen Wagen erster Klasse. Man stand er da, groß, dreißigjährig, mit grauen Haaren, und sah sich umschlingend um.

Mit diesem unbekannten Herrn gehen wir uns durch den kleinen bregenzischen Ort, sehen die charakteristischen Häuser und kennen die Typen des Meisters — vorerst nur von Aufsehen — kennen. Der unbekannte Herr, der den fremden Herrn besetzt: Immer weiter die Füße einen vor den andern zu setzen, den Aufschlupf zu verpassen, eine Nacht im Ort zu verbringen, die Kautzmannburg zu kaufen, bald mit und bald wider Willen, sich von den Umständen der Begegnungen, von den Ereignissen tragen zu lassen — wach die gefährlicher, aber unerklärlicher, was allen wohlbekannter Herr!

Das Leben ist weniger, der kleine Ort in Bregenz macht keine Ausnahme, und so kommt wir nach und nach dahinter, daß der fremde Herr ein baltischer Edelmann ist, der sein Land in den Tagen des kommunistischen Umsturzes verlassen mußte. Eine lange Odyssee nach der verlorenen Heimat, in Berlin, um laut von sich selber zu reden, schließlich durch die ganze Handlung mit. Immerhin, der Bewohner der Burg nimmt die Arbeit frisch in An-

griff, und der Inhalt des Buches spricht von nichts anderem als von dieser Arbeit, von der Lust, von der Liebe, von den Schwestern, von den Freunden und von den Bergen, mit denen das Haus, das Welt und Arbeit freijüngste Haus, seinen Bewohner befreit. Kai Torklus heißt der merkwürdige Mann.

Nun, Torklus versteht nicht zu wählen. Die Erde läuft entweder durch die Luft, oder sie bebt sich in die Erde, schlingt gegen einen Stein, daß die Knochen stöhnen. Immer wieder muß er zum Schweiß laufen. . .

Dem der baltische Edelmann, in seiner aufbauenden Arbeit mit von dem Hausmädchen Kaja unterstützt, befragt sich selber den Glauben. Die Erde reicht sich aber an dem, der nicht richtig mit ihr umzugehen versteht. Ihre Arbeit ist eckig, aber doch nicht ohne Harmonie. Sie verwirrt so lange die Frucht, bis sie sich richtig bekanntes fühlt. Kai Torklus weiß sehr gut, was ihm in seiner Wirtschaft vor allem fehlt. Wie gut, daß gerade bei der Erstellung Kautzmanns, der alten Dame auf Schloß, ein Schloßherr zu haben ist, den Torklus so dringend notwendig braucht. Ja, wie gut . . . aber nicht wegen des Hundes, sondern wegen der jungen Baronesse auf Schloß, deren Schönheit im Vorüberfahren schon Eindruck genug auf Torklus gemacht hat. Nun lernt er sie kennen. Er kauft das Hündchen namens Lappa. Auf dem Heimweg begleitet ihn das Schloßfräulein.

Nachdem sie eine Weile miteinander verstanden haben, fragt Torklus sie:

„Und jetzt werden Sie wohl bald bekannt? In irgendeinem Ort, nicht wahr?“

„Nein“, die Baronesse schüttelte energisch den Kopf. „Ich eines sind zu sein und die andere zu sein.“

Der zweite Teil des Romans trägt den Untertitel „Die Frau“. Angeblich in die Beschreibung des Händlers — was nicht alles in sich einen Händlers grübele! — und frisch immer von seinen Plänen und Veränderungen auf der Burg, steht die Liebe zwischen Kai und Pori darin. Pori — dies ist der jüdische Name für die Baronesse. Eine Nacht hatte es aus Pori gelassen.

„Kai, — du bist ich! — — Das ist Händler! Oder sagst du mich auch frei?“

„Aber Pori? Was ist geschehen? Hat man dich fortgejagt?“

Und Peet erzählte, kein, sonstgehe, das noch nicht, aber die Mutter hatte die jedem Umgang mit dem verrückten „Bauern-Bauern“ verboten, aus demselben keine Nutzen zu ziehen.

Auf der Burg dieses Bauernbarons, der von den Leuten im Ort wohl nichtswürdig, wohl geachtet, wohl achtungswürdig angesehen wird, leben nun schon mehrere Wesen. Abgesehen von der Wirthschafterin Keja, bei der es manchmal nachts am Fenster saß (ohne daß sie deshalb erschrickt), und außer Peet, die um das Haus mit manniere Tugendheit und übermäßigem Eudien erfüllt, gibt es noch mehrere Gäste: Franziska, Emma, Olga, Maria Lisa, Hecker, Käse, Maria. Natürlich kommen diese Herrschaften nicht alle auf einmal an, sie werden einmisch nach und nach käuflich erworben. Natürlich: Franziska ist die Frau, die sich selbstständig selbst eigenwillig konstant, die sich gern mit dem Herrn auf dem Rücken trage; Emma ist ihr Eudien. Olga ist der Name der Mutter, sie ist eine der wichtigsten und nützlichsten Vagabunden. Und alle stehen in einem gewissen Verhältnis zueinander. Man kann sich denken, daß Lappe nur mit einer gewissen Vorbeugung auf das eigene Gefolge Maria hinabgesehen vermag. Sein Verhältnis zu Käse Maria — der Käse — kann man als merkwürdig bezeichnen. Am Tage wird er ihr fast entgegen, nachts dagegen fürchtet er sich vor ihr.

Wer aber ist Maria Lisa? Die Kuh. Nach langen wirtschaftlichen Erwägungen haben Kai und Peet sich zum Kauf entschlossen, und nun haben sie sich schon, maßlosster Tier eingekauft.

Peet stellt sich vor die Kuh, fragt sie oben gesehen den Herrn und hat schließlich:

„Kai, höre, ich, fürchte du nicht auch, daß sie nicht?“

Ja, Kai darf es glauben, die Kuh nicht wirklich — ein gebildetes Wesen, gebildete Tugend, selbst aus dem nächsten ersten Augen, um ihr das beste zu thun.

„Und weißt du, wie ich sie mag?“ fragt Peet fort, Maria Lisa! Nicht sie nicht ganz wie Maria Lisa aus?“

Ja, auch Kai findet die Geduldlichkeit verblüffend. Peet kauft Maria Lisa auf die rechte Seite, und Maria Lisa nicht.

Das sind keine Wesen — das ist der Sinn und Inhalt des Kommen, Mensch und Mensch, Mensch und Frau, Mensch und Tier, sie gehen über die Grenzen hinaus, die sie im Grunde selbst zu stellen, sie stehen sich einander und bilden

eine Gemeinschaft, in der einer durchaus auf den andern angewiesen ist, in der man deshalb in Frieden und gütlichem Willen in Sorge miteinander lebt. Wenn Maria Lisa ein Kälberchen bekommt, so ist das ein Ereignis, an dem nicht nur aus praktischen Gründen, sondern auch aus inneren Gründen, vor allem natürlich von seinen Eltern, mit aller Aufmerksamkeit teilgenommen wird.

Peet wurde die Sache unheimlich. Er wollte Maria Lisa wissen, aber die Kuh machte sie nicht, als ginge sie das alles nichts an, und begann mit demselben dem ersten Schritt von Peet Hand zu laufen. Wie ist Peet für das Kalb?

Da endlich erschien ein Kopf. Frauenschaft schob er sich aus dem unheimlichen Foh der Kuh vor, lang kam folgte ein bester Körper. Dann lag das Kalb auf dem Boden.

Wag folgerichtig wird das Kalb Maria Eudien genannt. Aber bei aller gütlichen Liebe kann man es dennoch leider nicht lange auf Erden gebrauchen. Der Stall und das Haus reichen für Mutter und Kind zusammen auf die Dauer nicht aus; ein Käufer findet sich nicht. Welcher Ansehn? Maria Eudien soll geschlachtet werden. Der Metzger ist bereits da, um das kleine Ende zu machen. Dem Himmel sei Dank, da kommt, im letzten Augenblick, der Hintergraber, um das Kalb zu kaufen. Er bezahlt, und Maria Eudien bleibt am Leben. Kai gibt Peet das Geld und Peet wünscht sich, etwas dafür kaufen zu dürfen. — Was denn? — Ein Kalb, antwortet Peet. Ja, Peet hat das Kalb sogar schon gekauft — und hat es dem Hintergraber gegeben, der es aufziehen soll.

Als Kai endlich beginnt — Männer sind wirklich manchmal etwas störrisch —, hat er Peet auf die Arme und wirbelt sie im Kreis:

„Das hast du geschont gemacht“, lacht er, „wie hast denn immer gemacht, und Maria Eudien lebt!“

Hecker hingegen — das Schwein — wird abgemessenes geschlachtet. Sein ganzes Unglück ist, daß seine Gestalt die Herzen der Menschen nicht so ursprünglich ergötzen kann, wie der Anblick eines Kälberchens. Wo es gilt, sich zu erholen, wird keine Rücksicht genommen. Die Tugenden gehen ihren Eudien, der von den Menschen im Frühling lieblich, im Herbst auch genannt wird, sie können sich weder um das Gelingen noch um die Klage der Menschen. Und mit denselben diesem Gleichmut geht jeder Mensch nach seinem Weg den eigenen Weg, ohne Rücksicht. Die Dorfbesitzer

haben in ihrer Besinnlichkeit überschritten von dem neuen Licht, dem elektrischen Licht, das der Baron zusammen mit Jagensteinem wie ein Prometheus über den Felsen gebracht hat. Sie kommen zu gar die einzige weltliche Macht, die das Leben regiert: Den Gang der Natur, auf den Verlust ist, den niemand mit Bemerkungen ins Welt pfassen sollte. Wozu Licht in der Nacht? — Schließlich merkt man, sie möchten das Licht schon haben, aber — anknist.

Wie in einer Symphonie, die ihre Melodien, den Leben gleich, in anderen Instrumentierungen stets wiederholt, gehen die Melodien vom Werden und Sterben durch diesen Roman. Der Autor geriert das Korn, das Tier seine Jungen, der Mensch sein Kind. Was die Frage geht um, laßt, dann lautet: Der Tod — aber was ist dieser linere Tod? Auch hier, im Reiche der Geistigen, wenn Kai und Pott sich um diese letzte aller Fragen bemühen, geht jeder nach seinem Befehl den Weg. Kai glaubt nicht an das jenseitige Leben — Pott kann sich ein De-

sein auf Erden nicht denken ohne den Glauben an jense. Jetzt und sonst erscheint ihr der Bild des geliebten Mannes, mit dem die Ehe sie nun längst auch äußerlich vereint; jetzt und sonst, wenn diese Frage zwischen sie tritt.

Klangen also im Anfang und in der sommerlichen Mitte der Symphonie die Melodien des Lebens schließlich durch — aus steigen immer öfter, immer bestimmender die Gesänge und Weisen über den Tod aus der Tiefe. In der sich ewig neu vollziehenden Schöpfung, deren Augen wie in diesem Buche waren, will ein Mädchen zur Mutter werden. Jetzt ist ihr Name — aber der Augenblick ihrer Fruchtbarkeit fällt zusammen mit dem Augenblick ihres Todes, der auch des Kindes Leben vorgeben läßt, ob es noch eigentlich begonnen hat.

Kai bleibt allein. Sein Schmerz, seine Liebe jagen: Ich liebe sie, als sie war. Aber ich liebe sie noch immer. Hast du nicht — sie ist noch?

„Nicht mit dem Hinsten haben: Im Herzen bewahren.“

Nis Peterßen

Die Sandalenmachergasse

Ein Roman aus dem Rom des Kaisers Marc Aurel

Von Hans Hårdin

Der Anlaß zu diesem Roman war eine Lungenentzündung, die den Verfasser im Jahre 1930 nach einem bissh abenteuerlichen Wanderleben mit Draufgängerinnen zum Verelichen und geistigen Verschmaufen nötigte. Während der erzwungenen Ruhe vertiefte sich der dreißigjährige Nis Peterßen, von dem damals nur ein schwächliches Bändchen Gedichte erschienen war, in Geschichtswerke über das alte Rom. Ihre gemessene Darstellung wurde ihm zu Weisheit von starker Sprache und Lebenskraft. Heute steht das Buch, das seinen Verfasser in seiner Heimat Dänemark selbst berühmt gemacht hat, der Übertragung in alle Kultursprachen angesetzt¹⁾.

Der Schauplatz ist Rom, das nach einer Reihe guter Kaiser ums Jahr 160 sicher und wohlüberwacht dazustehen scheint. Der gesellschaftliche Zerfall durch die Elfenarbeit und die finstliche Fäulnis werden noch durch den angeblichen Reichum und den Glanz der herrlichen Mosaikmalerei verdeckt. Aber die alten Götter sind nicht mehr geachtet. Noch stehen ihre verfallenen Tempel, noch stehen Marmorsäulen und Rauch der bergebrachten Opfer durch die marmorgelagerten Säulenhallen, aber die Priester anten nur als niedrige Stenoskler, und das unablässig juckende und sich schneidende Herz des Volkes hat sich der wärmenden Mollit äußerlicher Weiter zugewandt. Denn Priester sind klug genug, ihre Gläubigen nicht vor gefährliche Entzweiung oder zu stellen. Man kann an

¹⁾ Die deutsche Übersetzung von Pauline Hildebrandt-Schmidt ist unter dem Titel *Rom / Hans Hårdin* Berlin, München erschienen.

Isis und Osiris, an Mithras und Serapis glauben und danken doch als unabhängiger ständiger Bürger seinen gesicherten Lebensweg schreiten. Auch die Juden schlingeln sich argente wie durch die Fabelschleifen, die ihnen der Glaube an ihren einzigen Gott auferlegt. Nur eine Sekte, die sich nach einem vor der Menschenschheit aus Kreuz geschlagenen Rabbi nennt, macht sich unangenehm bemerkbar. Diese Christen oder Volkshör sind der Herde abhold und verderben mit ihrer unbegreiflich-heuchlerischen Demut allen vernünftigen Leuten den Weg zum Leben. Warum tut ihnen der Kaiser nicht den Gefallen und läßt sie alle miteinander aus Rom schlagen, daß sie so schnell wie möglich in ihrem Himmel kommen, der ihnen allein wichtig ist? Alles nachsichtig ist dieser gute Kaiser, der sich immerzu zugewandt an der Grenze mit den Barbaren herumschlägt.

So denken die Römer von altem Wahne mit Korn. Einer von ihnen ist der reiche Papirius. Er hat eine Mühle und Großbäcker im Landsteil Alta Cornuta, er besitzt auch Landgüter, eine Perlhühnerzucht und eine Aufzucht. Als bedeutendster Geschäftsmann ist er angesehene lange nichtem, aber sehr klug, sehr gebildet, sehr verscheu — ein Dancier. Daß man ihn für einen hochachtbaren Mann der kaiserlichen Begehrlichkeit, der schrecklichen „Censura“, hält, daran auch der beste Herrscher nicht entrinnen kann, wagt man nur in schiefer Entfernung hinter seinen Rücken zu murkeln. Im Hause dieses Wechselwerts Papirius, das von sehr tüchtigen und überaus mannlichen Müttern Julia Clementina Papiria nicht ohne Mutter in eigener Justiz gehalten wird, lebt die jüdische Maria Sara mit ihrer hübschen Tochter Ruth. Es hübsch ist diese Ruth, daß der Sohn des Hauses, dieser elegante Jüngling Marcellus, Nichter und Bankbuchhalter, ein liebendes Auge auf sie geworfen hat. Die Wünsche des Vaters Papirius gehen in andere Richtung. Nahe, der berühmte majestätische Wagenkutscher im Circus maximus ist von ihm zur schönen Ruth eingeladen. Daß ihr Herr das aus dieser Verbindung in erwartete Kind schon im voraus einen guten Freund zum Lauf versprochen hat, gilt auch im vorerzählten Rom für schändlich. Ruth ist müde. So eine Dancierin! Marcellus, der lieber räumt als handelt, wird fast schwermütig, den väter-



Nis Petersen.

ein junger dänischer Dichter, der mit seinem Roman „Die Sandalenmachergasse“ Markt besuchte wurde

lichen Willen zu durchkreuzen, wobei er vom Fürstener Euphorus, der Verführer Papirius und vom alten Jagdgeliebten, dem jüdischen Philosophen Deklan häufig unterstützt wird. Die hübsche Marietta, mit welcher Nahe zusammenlebt, und ein von Julia Clementina geführter Goldhandel werden die Wege zum Guten, Genutecommen sind dazu da, hingerungen zu werden. Marcellus wird der Vater des Kindes.

Während im Hause des Papirius an Naturalienfest die verlorene Welt herrscht und sich die gebildeten Klassen mit den Kindern des Herrens in einem Weipfeste betreiben, kommt der kleine Jon zur Welt. O Mutter, was ist das für ein Kerlchen, nur ein Paar schöne, funkelnde Augen und sonst fast nichts. Wenn Papirius am nächsten Morgen mit seinem Kapsenmann diesen elenden Vierpfänder sieht, liegt das unglückliche Geschöpf eine Viertelstunde später schon im Grab. Auch

senß ist die Geburt nicht gut gegangen. Die letzten Gedanken der sterbenden Ruth kreisen um das Schicksal des Sohnes. Er muß aus dem Hause geschafft werden. Der Schuster Petranus aus der Cantalamacherstraße hat sich bereit erklärt, ihn zu seiner Schwester in die Berge zu bringen. An seiner Stelle wird der gleichaltrige, aber achtsinnigere Sprößling einer germanischen Skandinawingeschichte, Ruth steht am nächsten Morgen, ihr letztes Wort ist der mit Muttersehnsucht angehaften Name „Jon“. Der fährt um diese Zeit in einem Karren nach Westphalen auf einem Milchbock überauswärs. An seinem Hüften hängt ein Amulett. Es ist ein kleines Goldblech mit den eingegraven Worten „*M me amas*“. Marcellus hat es der armen Ruth in einer jüdischen Stunde umgehängt und diese kann nicht, als es ihr entrissen wurde.

Petranus ist von jüdischem Glauben zu dieser schonwärsige Kind erfüllt und will es für sich behalten, außerdem ist seine Frau Salpich eine rechte Kautzige. Es hat sich ihr nachster Uegenmaß zu dauernder Trennung aufgeschlossen und bei der von ihm verwalteten Kasse der Reichenträgerinnung eine Zwangsanleihe von 3157 Denaren erhoben.

Der Zwangsreis der Reichenträger hegt einen Detektiv hinter dem anderen Kassenwart her, der trammige Vater Marcellus sucht nach einer Spur des verschwundenen Sohnes, alles umsonst — Petranus und Jon sind mit blieben verschwunden.

Sechs Jahre später: Die heiligste Sekte in Rom hat sich verändert, das Bethaus in der Cantalamacherstraße ist immer gut besucht, Dennoch steht der heilige Heißsprichter Rab Sphanus trübe in die Zukunft. Die Zahl tut es nicht, auf den Geist der Gemeinde kommt es an, und der läßt viel zu wünschen übrig. Willkür, Einseitigkeit und ein bedauerlicher Mangel an Einsetzung sind nicht zu leugnen. Die Wandergaben der Wahrjagung und des Zungenwunders scheinen verflucht zu sein. Da erhebt sich in einer Schwermühsammlung die Prophetin Privilla bekannt für ihre heutzugefährlichen Verheissungen ein Mann in der Kartothek der Verdächtigten.

Jon sagt den nahen Untergang des Römischen Reiches. Ogillus, der Wärschändler und Spiegel der „Curia“, annimmt die Propheten in gut gezielter Begreifung. Endlich etwas für den Volkgelehrten! Die Volkshändlerin Privilla bekannt für ihre heutzugefährlichen Verheissungen ein Mann in der Kartothek der Verdächtigten.

Ihr Propheten vom Untergang des Römischen Reiches scheint übrigens noch nicht überall. Wohl hämmern die Randen und Markomanen an den nördlichen Limiten, aber Marc Aurel hält dort treue Wacht, und sein Mitarbeiter, der volkstümliche Leibarzt Lucius Verus, hat dank der Linderkeit seiner Demut die Partherkrieg glücklich beendet. Da steht er mit seinen acht folgenden Legionen wenige Meilen von Rom zum triumphalen Einzug bereit. Im Gefolge dieser Truppe vom Capitol und Flack wandert ein Laub von Markeländern, Händlern, Gluckewirren und Weibern. Zu diesen gehört auch der Schuster Petranus, der sich in Brandstiftung des Marcellus angegeschlossen hat. Die Demut aus der Reichenträgerstraße sind zu Ende, Petranus ist alt und schwer krank geworden, so zieht es ihn doch wieder nach Rom; er nützt den Appell der Schuster in der Wärsche der Cantalamacher noch einmal sehen und kann sterben, nachdem er dem Vater Marcellus den Sohn aus Herz gelöst hat.

Jon geht in völliger Isolation aller familiären Zusammenhänge stoch, maniert und vergnügt wie ein Goldschmied, als jenseitigster Vogelzug der Landstraße, auf Rom zu, das er nach Angabe des guten Petranus erheben soll. Zunächst wird er für diesen des besten Arzt, den Leibarzt des Kaisers, berufen, damit er den Kranken wieder gesund mache. Im Reichswirtschaftsamt nimmt das Aufseher, von der Heiltheit flunkert, von der Anstalt angelegt, die letzten fünf Meilen der Appianer Straße. Arminius Cassius, der furchtbare Obergeneral, der Schlachten von Kriesschen, der verhasste und bewunderte Menschenfeind weiß wohl, warum er Reichswirtschaftsamt befohlen hat. Einfach, damit ihm die Legation nicht nach Rom; der Rom schlapp machen. Denn etwas ist stärker als diese eien harten Krieger — die Pest. Die folgt ihnen seit Babylon und einer schlimmer als der Partherkrieg und der Dursch der freischen Wärschen, die

hat Petronius in eine flinkende Halbtracht verwechselt, mit vorstürztem Gesicht und ungelächtem Augum, eine wandernde Festbesuche, kann mehr menschlich, geistreiche keine erkennen. Von muß einen Wagen anhalten, damit er das darme höchsten Leben noch zur einzigen Stadt bringt. Die ständige Lust erinnert den Kranken so weit, daß er die Straße vom Tor zu Fuß machen kann.

Unterwegs sieht Von den letzten Demar im Ramentum auf eine gelbe Karte, die richtig den schreimenden Wuschpöbel erreicht und Von schließlich Demar hält. Mit einem Geruch er gleich darauf in einer Tem-



Wuschpöbel aus der Gassenstraße, der allen von. Nach einer Zeichnung von H. Pöhl in Petronius' „Die Sandalenmachergasse“ (Albert Langen & Co. Verlag, München)

bela den Elaven Petronius, so daß er in recht leidlichen Verhältnissen in die Sandalenmachergasse einzieht. Im Wirtshaus „In den vier Kästen“ schlägt Petronius sein letztes Lager auf, nicht in einem Zimmer, aber doch wenigstens im umfriedeten Hof. Von macht sich gleich auf die Suche nach des Kaisers Leibarzt Calenus. Ein Übung, den er für diesen hält, gibt ihm ein Empfehlungsschreiben mit. Am fliegenden Faden des Egelius will der Greiseer Reue ein paar Würste kaufen, wird erreicht, fündarlich verweigert, von dem wunderschnellen Reue Christianfräulein Caecilia erreicht und zum Besuch in ihrer Villa aufgefördert. Ras sich von dreierlei Bäcklichkeit losgekauft schaut ihr der kleine Sarcophag das Goldstück mit dem Wort „Si me amas“. Er findet Calenus im Bräutertempel, stellt sich als Mitbewerber des Königs Ruma vor und überreicht sein Empfehlungsschreiben. Der große Reue muß zurück mitkommen, aber dem Petronius kann auch er nicht mehr helfen. Von wärft sich schlafend über den Boden und wird mit Gewalt von ihm aufgezogen.

Von ist in der Sandalenmachergasse schon eine kleine Verästelung geworden, und viele Leute möchten ihn abfertigen. In den „Vier Kästen“ sitzen seine Freunde und Gäste zusammen und beraten, wer ihn folgen soll. Da erscheint der Mitkaiser Lucius Verus und nimmt das Richteramt in dieser schwierigen Frage auf sich. Schließlich wird des Kaisers Leibarzt, der Jahrgang Rufus, als Abgesandter chosen. Rufus ist zwar weiß bekommen, aber seine treuliche Hausfrau Penema läßt nichts zu wünschen übrig. Sie wird Von schon nehmen, um so mehr als Lucius Verus den kaiserlichen Teil zu regeln verspricht.

In Jahre 167 nach Christi Geburt treffen wir Von als vierzehnjährigen Soldaten mit. Mit seinen zwei Bräutern in der Hof hat er zu viel Glück bei den Frauen, als daß sie ihn richtig sein könnten. Nur der Caecilia, die am meisten ist, findet er eine unbegrenzte Geduld. Mit der Händelheit seines Vorgesetzten Rufus verbin-

den ihn lebhafte Wärme, Demos ist zu flug, um diesen begabten Wüchling zähmen zu wollen. Er weißt er sich überall in der Großstadt herum, wo irgend etwas los ist. Er ist gerade ziemlich viel los, mit Lucius Annianus, der Polizeikommissar, der weder Tod noch Leibel fürchtet, macht sich allerlei Sorgen. Rom langweilt sich unter dem alten tugendhaften, meist abwesenden Kaiser Marc Aurel. Die Gladiatoren hat er ins Verbot gestellt, die armen Römern müssen gutes Geschicklich freuen, weil ihnen die Verbrecher vorzuziehen werden, die gemeinlichen Väter sind geschloffen. Dazu Pei und schlechter Geschickgang. Kein Wunder, daß die Großstädter mühsamhaft werden. Der Tod des Kaiserthums „Vogel“ schlägt wie eine Bombe in diese schon gesammte Luft. Natürlich hat sich der „Vogel“ nicht nur in dem Hals gebrochen in der engen Straße; er ist verzweifelt worden, das ist doch klar! Und von wem? Von dem Galliern — das ist noch viel klarer. Wäh, die Frau Polizeikommissar macht ihrem Mann und dem Chef der „Carieja“ ebenfalls den Marich. Diese guten Kaiser nacheinander, Hadrian, Antoninus Pius, Marc Aurel, „was für ein Kind von Jähulose“, keiner von ihnen hat begreifen, daß sich der Unheil verbreitet. Die wüthende furchtbare Menge mit Galliern an allen Straßen aufzulaufen, die nach Rom führen. Papirius denkt „Jupiter soll schützen“, und Annianus wendet schäufert ein: „Der Kaiser würde uns seine fünfzehnhundert Krone erlauben.“ Wäh lacht schäufert: „Ein Polizeikommissar liegt sich vor ja mit den Männern. Lucius Cassius sollte Polizeikommissar sein — dann könnte ihr die Christen tanzen sehen, wie Alle auf der heißen Platte.“ Wäh spricht ja, wie Rom denkt, dunkle Wellen jehen über der Christengemeinde auf. Wo wird der Blitz einschlagen? Unablässig rangeln die Pöbeler durch die enge Gasse, Papst Peter erläßt einen Hirtenbrief, in dem er die Christen zu tätigen Bistum in jeder Not ermahnt.

Der Buchhalter Marcellus läßt sich das alles wenig ansehen. Er geht auf seine Bank, jehet sich gut an, macht sauber polierte Schritte und lebt in glücklichem Dreck mit Elise und ihrem Väter, dem gemüthlichen Kleiderhändler Nigellus. Mit Jen, dem lustigen Gerantheier ist er wohlbekannt, und dieser

kann den Dichter recht gut leiden, obwohl er platt vor Erschauen wäre, wenn ihm einer sagen würde, daß dieser elegante Schöngest sein Vater sei. Als in einer größeren Männergesellschaft einmal die Rede darauf kommt, wer die schönste Frau in Rom sei, erklärt Jen mit größter Bestimmtheit seine Schwester Gellia als Königin hoch über allen. Marcellus muß sie natürlich sehen und gerät ja, von Jen geführt, ins Bethaus des Rab Epimachus. Er sieht sie, er spricht mit ihr und ist vom Glanz ihrer himmlisch reinen Persönlichkeit so erfüllt, daß er nachher nicht mehr weiß, ob sie blonde oder dunkle Haare hat. Wie hat sie doch gesagt, als sie über die christlichen Missionen redeten? „Es steht geschrieben.“ Was geschrieben stand, mußte er schon nicht mehr. Er mußte sie doch bald in ihrer Villa an der Appianischen Straße besuchen und danach fragen.

Marcellus fährt hinaus zu dem schönen Herkules der Gellien und trifft dort glücklich mit einem ganz furchtbaren Menschen zusammen. Schiefe Stirn, ein perifer Knapen von einer Nase, kleine, gekrümmte Lippen, und Augen, aus denen Boosen, Spei und Gekosten fließen. Er ist der Vorbildliche Hebe, ein großer Mann in der christlichen Kirche und ein sehr geistiger Mann im Hause des Gellien. Das Maßhalten ist beiderseits gleich stark. Hebe sagt dem Besucher auf dem Kopf zu, warum er gekommen sei. Er sucht nur einen neuen Gegenstand zur Unterhaltung. Ihre Gellia, diese Frau Christi, werde ihn schon auf einen andern Weg führen, und vielleicht werde auch ein rechter canis dominus, ein großer Hund des Herrn, aus ihm werden. Marcellus hat nicht die geringste Lust dazu und ist froh, als ihn dieser schreckliche Kerl endlich jehen läßt. Gellia trifft er bei reiner hausmännlicher Beschäftigung, und der Vater Gellien ist ein feiner, netter, hüthlicher Mann, der die Geschichte jenes Bistums kennt und lebt. Bei Tisch erzählt dieser von Mithraskulte. Gellia fragt ihn ernst: „Wenn du ja begeistert für Mithras bist, warum bist du dann in Rab Epimachus Bethaus gegangen?“ Er hängt sich in ihr hinein und flüstert: „Um dich zu jehen.“ Sie rangelt die Stirn, wird rot, dann aber lacht sie und schüttelt den Kopf: „Das war ein schlechter Grund. Ungefähr der allerhöchste, der sich denken läßt.“ Vater Gellius kann ruhig aufstehen, Brestungen zu machen, sein Töchter-

den wehet sich schon selbst. Sie gibt dem schwachen Verliebten zwei Abhandlungen mit, das Buch Daniel und Iulius Betrachtungen. Wenn er die beiden Bücher richtig in sich aufgenommen hat, soll er gewiß wiederkommen. Marcellus fuhr nach der Stadt mit dem Eindruck, daß das Christentum darin befehle, in einem Mädchenpark mit einem jungen Mädchen spazierengehen, das da sagte: Wo steht geschrieben? und dabei öftersmal zwei hübsches Haar graue Augen auf ihn richtete."

Elena mußte keine Frau sein, wenn sie einen so neuen Hausfreund wie Marcellus kampflos einer von die wegführenden Leidenschaft überließe. Sie ist Angehöriger und würdiger als je mit dem Geliebten. Natürlich sieht sie unter diesen Umständen ein gewisses Bedürfnis. Die sein genügt sie im Hoftempel, dessen Oberpriester Biquisa an alter Verehrer aus ihrer früheren Wertschätzung ist. Biquisa trachtet der schwach in die Erde. Auf seine Frage, ob sie nicht gehen habe, was sie vor ihrem Abgang absehe, muß sie nach Lust schnappen. Ihre Augen verabschiedete Antwort bekräftigt den Beigewinn nicht, sie muß schwören und schwört mit blauen Lippen einem Meise. Der kleinen mischpallige Marcellus befindet sich zur selben Stunde in einem andern Gemach des Tempels. Marcellus weiß nicht mehr ein und aus zwischen seinem zwei Leben und hat darum eben eine Fragetafel in der Dunkelheit mit abgelesen. In dieser über der Priester Pius und Jon.

Wie kommt Jon zu den Heilanten?

Sein väterlicher Freund Cyprianus Selig, abgetaner Offizier, zur Zeit bei der "Kurie" in Diensten, hat dem frohlichen Entlang dem Aufzug erwieh, im Hoftempel ein Mädel zu spielen. So wurde Jon Nequissimus im Dienste der Hof, und weil er sehr anständig ist, darf er nun auch schon beim Danks helfen. Wie eine Danks und zwei Danks schreibt er seinem Erzeuger die Antwort auf die Frage: "Achille oder Elena?"

"Achille" nimmt keine von beiden, halt dich an die Fäden der Danks.



Reiterstatue des Kaisers Marc Aurel auf dem Capitol in Rom (Phot. Savoyen)

Wahst du trotzdem, je mehr du die Perspektive bekräftigst.

Denn am meisten kommt, die best du am künftigen finkst."

Zwischen seiner heiligen und künftigen Liebe bin und der griffen, wenn Marcellus den schiefen Abhang ins Verderben hinunter. Schließlich ist er jeden Tag in der Villa an der Apollischen Straße, Caelia oder von der Lehrer Caelia und von der Heiligkeit des Marcianus. Er kann und will der auf diesem Wege nicht folgen, aber er kann auch nicht mehr ohne sie leben und gefahr der seine Liebe.

Die Zeit drängt. Jona Maria Philatus meldet sich bei der Polizei als Mörder des Virens "Vogel", um einen unschuldigen Kissenreiter im Jense von dem Verdacht zu reinigen. Philatus hat Geld von der Gegenpartei im Jense gewonnen, seine Versuchungswelt wird auf Grund seiner Angaben in einem Grab der Flaminischen Straße gefunden. Er ist ein früherer Besucher in Rab Cyprianus Bethaus gewesen, und die Wellenwelt wendet sich erneut

gegen die Christen. Jen und seine Freundin Julia, Cilius Todter, geben dem Wadjeßanten ihr ganzes Lebzergeld, um dem armen Pöbeln in seinen lezten Stunden ein Brot zu geben und ihn mit dem Schiffsheumen trösten zu dürfen. Die jugende Blut des Todjeßanten trägt seine Qualen ab.

Die Reiden fliehen aus der heißen, verpesteten Stadt. Cäilia wird krank und vom Arzt in die Berge geschickt. Sie nimmt Alchidoo von ihrem Schüler Marcellus mit und segnet ihn. Die Brust, auf der Marcellus so lange gearbeitet hat, verkracht ohne sein Mitverschulden. Er liegt er krank und gelles in der löse gerügten Stadt herum, bis er sich bei Rab Chamina für die innere Mission in den Klosterberich meldet. Er bekämpft seinen Alchidoo vor Scham, Bescheid und Linsen und leistet gute Arbeit, schließlich ihm der Trefz des Glaubens an den Heißengott und den Sinn der Wadjeßanliebe selbst. Simal fragt er sich: „Was ist denn noch übrig von dir? Ehemaliger Buchhalter — ehemaliger Arbeiter der alten Güter — ehemaliger Dichter — alles mögliche Ehemalige; aber was bist du heute anders als ein Narr! Ein Egnarr! Ein verfluchter Narr!“

Papirius wohnt seinen Sohn, Bi der „Griese“ ist die Werbung eingelaufen, der Balliier Hyonich habe im Verhau der Rab Chamina das kältige Ansehen eines Königs gerüstet, der alle Wadjeßan von ihren Ehemmen fürzen und seine Herrschaft über alle Menschen ausrichten werde. Marcellus erklärt ihm, er handle sich da nur um eine geistige Herrschaft. Aber der alte Prothiler sagt, das sei gleich, das seltsam westenwärtigen Gewe emische Magd. Das Volk wolle endlich seine Ehemmen, ein Meerfall auf die Balliier sei jetzt schon unermesslich, aber Marcellus künnte ihn auf ein andere Ehemmen abweisen, wenn er Rab Chamina warmen wichte. Marcellus ist das ohne Hoffnung auf Erfolg. Da ist auch schon in spät. Papirius warnt Marcellus eindringlich, er trecke ihn Desertation als Vergewaltigung in die jordanischen Berggraben, er solle sich verbergen halten — aber besser eine Welle verschlucken. Marcellus treckt nur an Cäilia, er eilt zu Rab Chamina, um ihn die drohende Gefahr zu finden, und der prögt in höchster Verpöndung von der Seligkeit des Marcellus. Das Verhau ist schon um-

ringt, 157 Balliier, unter ihrem Marcellus, wandern ins Gefängnis.

Die Unterjagung wird in bester Form gelöst. Cilius Amochies möchte Marcellus retten. Cilius künnte Wadjeßan auf dem Meer vor dem Bild des Kaisers geordnet, und alles ist wieder in Ordnung. Aber Marcellus hat den Trefz im Ohr, mit dem Cäilia das Wort „Nepot“ ausgesprochen pflegt. Er weiß, daß er ein Narr ist, aber er kann nicht. Alles stürzt auf ihn ein, sein Vater, Cilius, Cäilia, die Verhau — umstößt.

Die Verhau geht ihren ehemmen Gang. Alle 157 werden zu den Berggraben verurteilt. Papirius sitzt allein in den „Wit Güter“ und starrt auf den Tisch. Er ist müde und verwehrt. Er hört den Anstuf dranten auf der Wasse die Namen der Verurteilten verlesen. Jetzt wird sein Sohn im Gefängnis gerücht und mit den Ehemmen gehandmarkt, der letzte Egnarr des alten Papirius Grieser. Der Vater schlacht auf, dann verweist er seine Kinder und verflucht den Sohn.

Die kranke Cäilia hat sich in die Villa an der Appischen Straße tragen lassen, um den leidenden Christenbrüder näher zu sein. Jen ist bei ihr, er weiß, wann die Verurteilten zum Verlesen aufs Schiff nach Asia gerücht werden. Sie sehen: Marcellus hätte nie dabei sein dürfen — er war noch gar nicht fertig. Wir müssen ihn von Cäilia gerüchteln. Wenn wir nur etwas hätten, was wir ihm als Andenken mitgeben können.“ Sie finden das Plündern mit „Si me amas“, und Cäilia spricht: „Bi's ihm und sag ihm, daß er nicht vergesslich seines Lebens warten wird.“ Jen eilt an die Straße nach Asia, da kommen so schon daher, die Ehemmen, Poliseßanten sitzen zu beiden Seiten. Marcellus wankt wie ein Schlafwandler auf der heißen Straße. Er hat sich's doch nicht so vorgestellt, das Furchbare, das über ihn herabstach. Da fühlt er eine kleine Hand in der seinen und etwas Hartes. Er hört die Stimme Jene: „Cäilia läßt dich grüßen und dir sagen, daß du nicht vergesslich auf deinen Sohn warten wirst.“ Die Befucht nach der Verhau kommt in ihm anper, die Befucht nach dem Leben und eine vergessliche Hoffnung, daß alles wieder gut werden müsse. „Si me amas“ — war das nicht ein Verprechen?

Sonne wird er vor des Kaisers Bild stehen. Er will es dem nächsten Krieger lassen, der neben ihm reitet. Aber die Hirsche können eben ein geistliches Lieb an, der Selbst hört ihn nicht. Marcellus winkt ihm zu, das Pferd erschrickt, und der Säbel des Reiters schlägt ihm den kühnsten Krieger Kopf. Da liegt er und er blutet. Der Selbst bricht ihm die Hand auf

und steckt das Hähnchen in sich — für seinen Schatz.

Ein gewaltiger Wurf. Die Hirsche der Hirsche werden mit sich wie wir uns eigne. So mögen sie gewesen sein, die Hirsche des kaiserlichen Krieger, Nur ein echter Dichter reutung Menschen und Dinge einer untergeordneten Zeit je zu bekennen.

Eril Reger

Das wachsame Hähnchen

Von Karl Bland

Schon im Vorwort seines ersten, mit dem Klappstein ausgezeichneten Romans „Die Hirsche der ersten Hand“¹⁾, der die Geschichte des Kriegerwerks und des Kriegergebiets für den Krieger behandelt, warnte Eril Reger den Leser, sich nicht durch die Benennung „Roman“ täuschen zu lassen. Es handle sich in diesem Werke nicht um die Wiedergabe der Wirklichkeit von Personen oder Dingen, sondern um die Darstellung der Wirklichkeit einer Gede und eines geistigen Zustandes. Nur im Vorwort zu seinem neuen Werk „Das wachsame Hähnchen“ möchte er den Lesenden „Roman“ am liebsten durch „Die Hirsche der Zeit“ ersetzt haben. Dem Einspruch, daß hierfür auch die Form der einfachen Geschichtsschreibung ausreichte hätte, begnügt er mit dem Gegenentwurf:

Eine solche Möglichkeit besteht davon nicht, weil die Hirsche mit dem Schicksal nicht verknüpft werden müssen — mit dem Schicksal von Menschen und Gruppen, die in den Zuständen leben und, wenn man so sagen darf, von den Zuständen gelebt werden.

Für Reger ist also der Mensch das Ergebnis seiner Zeit und seiner Umwelt, und die Aufgabe seines Werkes ist es, eine geschichtliche Darstellung, wirklichkeitsnahe, aber nicht wirklichkeitsgebunden und sinnlich gebunden, sondern mit dieser Zeit zu gehen — im Rahmen einer

bestimmten örtlich begrenzten Umgebung, die aber doch nur das geistige Abbild eines allgemeinen Zustandes ist. Die Gede, um die es sich hier handelt, ist im weiteren Sinne sogenannt.



Eril Reger
erhielt die sein Hähnchen „Hirsche der ersten Hand“
von Klappstein
Hähnchengehe mit Hähnchen von Eril Reger
Klappstein, Berlin. Der. 10. Hähnchen, 1911

¹⁾ Die Hirsche von Eril Reger „Hirsche der ersten Hand“ und „Das wachsame Hähnchen“ erschienen im Verlag Klappstein, Berlin.

sagen die Stadt an sich, ja die Gemeinschaft an sich, ein Spiegel der gegenwärtigen sozialen Verfassung der ganzen Nation. Und die Bürger und Stammesführer dieser Stadt sind in Wirklichkeit die ausstehenden Elemente der bürgerlichen Mittelschicht in voller Aktion. Dahinter steht gleichsam in geheimnisvollem Bruch mit einer andern Schicht, die gleiche, die Keger bereits in der „Maison der hohen Stadt“ durchleuchtet hat, die eigentlich unbekannte, unsichtbar und unersichtbar beherrschende Schicht der Großindustrie.

Als köstlicher Keß einer langst ausgedehnten Zeit liegt in dem rasch emporgeschlükten Industriellen Wohnsitz der Glockenpark, einst Eigentum einer Bürgergesellschaft „Die Glocke“, die dort ihr Sommerloisier — dann in der Revolutions- und Inflationszeit der Schauplatz von allerlei Straßenkrawallen, die hier ihren Ausgangspunkt nahmen. Aber auch jene Stürmungen sind verblüht. Nur wieder ist die weite Fläche von einer friedlichen Menge erfüllt. Die vorzuziehenden Pfriestentumwächter von Wahnstadt und Umgebung feiern ihr Jubiläumsfest.

Die Festrede hält Gustav Kolesoff, der Wirt der nachbekannten Gaststätte „Malpartus“ — ein Mann, der seine Leute kennt, über kleinen Liebesreden zu erheben und durch seine angewandte Massenpsychologie die Stammtische und die Vereine, deren tätiges Mitglied er selbst ist, bei der Sprache zu halten weiß.

Während er nun, jeder Zeit ein gutgeputzter Staatsbürger, die Antwort des Reichspräsidenten auf den Jubiläumsgraß der Pfriestentumwächter verliest, kann mit schwerlicher Wehmüt der entrüsteten Provinzen und mit Groll der Reichstreu der Auslandsdeutschen gesehlt, um schließlich die Pfriestentumwächter als Kulturschleier und als Hülfsmittel zur Erreichung und in neuer Wechselseitigkeit des heutigen Volkes zu preisen, folgen langsam die schmerzhaften Launen auf, die bei dieser Gelegenheits festgelassen werden. Dazu singt der Männergesangsverein „Asien“, der verdammt die achtzig Gassenprieure Wahnstadt: „Alle Vögel sind schön da, alle Vögel alle . . .“ und dann, nicht weniger stimmungsvoll: „Kommt ein Vogel geflogen . . .“ und zum Abschied: „Heber Vogel, flieg weiter, nimm ein' Gruß mit und ein' Kuß . . .“

Das alles ist Gustav Kolesoff geniale Regie. Er ist der große Zaubermeister, der diese Feier schön und lustig, der geheimen Schieber der schmerzhaften Wunden und ihrer tiefen Bitterkeit. Es wird er auch gelühnt und beglückwünscht und von der Ehre der Auslandsreisen umringt. Unter ihnen drängt sich Theodor Hoffmann vor, der Kolesoff der „Wahnstädter Menschen Nachrichten“, der schon von Berlin wegen überall dabei sein muß und sein Festspiel: „Kolesoff — auf eine geistliche Zusammenkunft zwischen Stadtverwaltung, Bürgerschaft und Presse!“ herausgeschmettert. Er ist ein düstiger Witzbold und charakterloser Schmarotzer, dessen fables Gesichtsbild aber von den Bürgern und Bürgerinnen Wahnstadt mit warmer Wärme empfunden wird. Jetzt führt er den Felsen der Tages zum Neuling zu, dem jungen Dr. Weiler, einem abgegriffenen Primararzt, der auf der Jagd nach einem guten Posten, aber selbst noch so angewandt ist, um sich allein durchzusetzen. Man kehrt im engsten Kreise noch bei einem guten Trinken, den Gustav Kolesoff spendiert, eine gute Weile beisammen, kritisiert nach alter Stammtischmanier die Anständigkeit des eigenen Überbürgermeisters und preist wieder die Nützlichkeit und den Wohlstand der Stadtverwaltung des größten Nachbarortes Griesfeld. — Das geht nicht so weiter, wenn Wahnstadt nicht von Griesfeld und der dritten der Nachbarstädte im Jubiläumsgelände, Kohlberg, an die Wand gedrückt werden soll. Es muß ein Podium geschaffen werden, wo man frei von der Leber weg reden und alles plausibel betreiben kann, was die Seele des stummgeblenden Bürgers bewegt und was das Gemeinwohl befördern kann. Das Festzelt der Aufstrebenden und der Enttäuschten ist ausgedehnt, Wahnstadt ruht in der Welt — das ist die neue Lösung. Es wird der „Malpartus“ zum Versammlungsort und verläufigen Stammtisch der „Bürgergesellschaft“ von Wahnstadt, die Theodor Hoffmann in seinem Mantei zugleich frei nach Goethes Wort in der Schlichte bei Volmar schwangett verberichtet: „Von hier aus kann jede eine neue Sprache der Selbstgespräche aus — und vielleicht der besten Kommunalgeschichte überhaupt.“ Es gibt keinen besseren Ort, der eine so schmerzreiche Bewegung in seinem gastlichen Manern bergen könnte, als Kolesoff selbst:

Mit einem Wort, der Malapartus war den moralische und geistige Interessen Wohlfahrt, der Herr der Straße, die letzte Schlinge des Bürgerkriegs. Hier fühlte sich der Bürger noch als Mitglied der Stadt, hier schlug sein Herz und atmete seine Lunge, hier war Geist von seinem Geist und Fleisch von seinem Fleisch.

Selbstverständlich, daß alles zur Gemeinlichkeit hinstrebe, was sich in Wohlfahrt auch dem Urteil unerschütterlicher Leute „An den Taten legen wollte“. Selbstverständlich, daß man unerschöpflich Statuen und Säulen aufsteile, prüfe, verwerfe, bestimme, Auhänger wach von Mund zu Mund — kurz, jene Geschäftigkeit und Betriebsamkeit aufzuleben, die ein arbeitendes Bürger nicht bloß als Arbeit beweist, sondern unerschöpflich befehle läßt.

Stetlich — jeder will eigentlich etwas anderes, sein eigenes Interesse, das Interesse der eigenen Berufsgruppe, das er für das Lebensinteresse der Nation und des bürgerlichen Gemeinwesens hält. Aber Carlos Roloff, der große Menschkenner, läßt sie sich alle gründlich ansehen; dann erst kommt er für seine eigenen größeren Pläne ein. Zum Schluß der Einbürgerungsverammlung wird natürlich eine geheimnisvolle Reklamation gestellt, die dem Bürgermeister durch eine Abstimmung unter Roloffs Führung überdacht werden soll.

Manchmal Schwandke, der Stadtvater, ist ein willigwandeltes Herz, der schließlich auch mit den unheimlichsten Lügen fertig zu werden versteht. Der Stadtschreiber, ein geschäftstüchtiger Denkfänger, wagt ihn vor den „Kleinbakterien“ — aber der Überbürgermeister weiß, daß er es auch mit den geschäftstüchtigen Spielkürzen nicht überleben darf, weil sie eine gefährliche Macht sind. Er gibt Versprechungen und macht Vorbehalte, die beide gleich verbindlich unterbindlich gehalten und nicht sehr eifrig gemacht sind.

Aber die Ereignisse drängen auch ihn nach allen Vorkehrungen und Gemessenheit weiter. In Einsfeld wird eine große Industriekonferenz eröffnet werden, an der sich auch die Wohlfahrt der Industrie beteiligen soll. Und auch Roloff unter seinem christlichen zweiten Bürgermeister Valentin Weiss macht sich auf die Beine: Es wird sich auf die künstlerischen und kulturellen Werte legen, und Weiss plant für seine Stadt, die in Schwandke Augen nur ein „multiplizier-



Beispiel eines alten Wohlfahrtsdenkmals aus dem
Zubehörsgebiet
Theil, Ostpreußen

tes Dorf“ mit einer schlechtbezahlten Industriekolonisation ist, ein eigenes Interesse, ein Selbstbehaupten und anderes mehr. Was Wohlfahrt?

Was, daß es seinen Ruf als Roloff hat, der die Zeichen der Zeit mit angemessener Schärfe erkannt. Wenn also Einsfeld die „Anstellungsfahrt“ und Roloff die „Ansprüche“ zieht, dann soll Wohlfahrt die „Angelegenheit“ werden. Er weiß wohl, warum: Es müssen ja nicht immer die Briefkastenbesitzer sein, und nicht nur die Bürger haben darüber Reden, sein Roloff eher ein gutes Herzchen. So geht er ruhig und selbstbewußt seinen Wählern voran auf dem Wege zu künftiger Größe. John Minner vom „Malapartus“ — brist so nicht auch die Stille des stilligen Reimonds Fuchs? — liegt der verwahrloste „Platz der Republik“ mit seinen drei kümmerlichen Linden, mit einer verfallenen Fährstube und allerlei Müll, zwischen dem rumpelnde Kinder spielen. Dort wird er ein komfortables Hotel bauen, das auch seine Umgebung von Brand auf märchenhaft verändere

auch dem kommenden Fremdenstrom ein neues Bett graben wird, eine geistliche Stätte auf goldenem Grunde . . . das „Parthenon Fährburg“.

Die erste Million für solche allgemeine und höchst verdienstvolle Zwecke wird die neuerrundete „Wahrschäfer Kreditbank“ aufbringen, in deren Aufsichtsrath nicht unangehört ein guter Vereinerbender und Mitbegleiter der Singgesellschaft sitzt. Man wird auch in das Reichsparlament mit einer eigenen Liste einziehen, deren Rufus Kolesch in eigener Person — ein wahres „Sammlerthier aller aufbauenden und richtunggebenden Kräfte“. Es bleibt ihm herzlich genug für Kolesch, daß er bei seinem einzigen Votum Fragen, den er zur weiteren Fährbildebung im Fährdienstgewerbe nach New-York geschickt hat, sein Verdict abgibt, sondern jetzt eine unerwartete Abänderung seiner fährerischen Pläne findet. Vergebens sucht er Trost bei seiner Frau Olga und der gemüthlichkeitsreichen Tochter Melitta, die „grüpplich“ ihre eigenen doppelgängerischen Pläne mit vielen schönen Worten verfolgt. Es bleibt ein Bruchteil in seinem Vergehen zurück, eine erste kummervolle Enttäuschung.

Theodor Rodmann beginnt in den „Neuesten Nachrichten“ mit seinen schändlichen Angriffen gegen die allen vorwichtige Zurückhaltung der Stadterwaltung, mit denen er der Freiheit eine Waise, nein, eine ganze breite Dorfstraßbahn will.

Vergebens sucht ihn Schwandt durch eine listig gestellte Falle abzuholen: Der Stein ist im Rollen, nichts kann ihn mehr aufhalten, schon greifen auch die Frauen ein, vor allen die einflußreichen Vereinsdamen. Dr. Bräun, der durch die Hilfe der Singgesellschaft — deren kulturelle „Belange“ ihn interessieren sind — den künftigen Besitz eines städtischen Kunsttheaters zu erlangen denkt, findet sich mit Melitta zusammen, die ihrerseits alle Welt in Bewegung setzt, um ihrer Gemüthlichkeit auf eine gesunde Basis zu stellen. Sie lebt ihn, der ihr nur allzu willig folgt, in das kleine Privatmuseum ihres Vaters in einem stillen Winkel des Malerparades, der nur durch Kegellicht zu erschauen ist. Hier hat sie für ihn als Lebenshöflichkeit einige alte Reliquien emporgeholt, die er studieren soll. In diesem seltsamen Raum sind Uniformen und Gewehre, Diplome und Gruppenbilder, Ehrenkronen von Ehrengesellen und andere Tro-

phäen aus Koleschs Fährdienstausföhrten beisammen. Der eine der alten Reliquien enthält die jahreschronologische Uebersicht der Fährdienstgilde, der Kolesch als Obermeister angehört. Darin ist auch das alte vergriffene Gemälde der Fährdienstgilde abgebildet, ein junger Fährer, der lauschest am Kopf steht: „Das wachsame Fährchen“ mit dem mehrtheiligen alten Bundesknoten: „Wer kauft, wer kauft das wachsame Fährchen?“

Aber Peilen hat jetzt keinen Sinn für seine Geschichtserzählungen, und Theodor Rodmann, der die beiden eifersüchtig beobachtet hat, findet sie im Dunkeln beisammen. Melitta reißt sich darauf hinaus, daß er selbst erst beim Öffnen der Thür das Licht verleiht hätte; aber er verfolgt Bräun fortan mit angestrichenem Kopfe. Melitta erklärt schließlich, sie hätte nur nach einem Namen für die Singgesellschaft gesucht, und verweist auf das Bild des wachsamten Fährchens. So wird aus einer Ansicht des Gemäldes auch der Wahrspruch der Singgesellschaft.

Man geht es an die Arbeit: „Wahrschäfer wird umgebaut“, sagt Rufus Kolesch. Er findet einen verständnißvollen Mitthelfer in dem Architekten Jagannis, der einen „Gemeindefaßchen“ für das neue Wahrschäfer entwirft — einen Plan, in dem sich das Schöne und das Nützliche wunderbar gefällig und harmonisch miteinander verbinden:

„Nicht wahr, Sie verstehen, was mir verabschiedet? Eine einheitliche Architektur vom Bruchstein bis zum Dachstuhl.“

Was schon entsteht auch eine Baugesellschaft, die „Wahag“, an der auch die Stadt sich beteiligt.

Die Singgesellschaft erhält ein prachtvolles Atrium mit schön ausgestatteten Aulakammern für Dr. Bräun, dessen historische Abtheilung der „aktuellen“ Abtheilung der Gesellschaft angegliedert wird. Alles muß eben so prächtig wie möglich ausgeführt werden — und gerade darauf kommt es vor allem an, viel mehr als auf den äußerlichen inneren Gehalt. An der Hofseite des Gebäudes gegenüber dem „Malerparade“ prangt das große Wahrschäfer der Singgesellschaft, das wachsame Fährchen. Bei der feierlichen Enthüllung kommt es trotz der genialen Regie Rufus Koleschs durch die Un-

geschichtlich eines alten Böhmen in einem geistlichen Zwischenspiel, an dem Hofmann seine häusliche Freude hat. Er liest Briefen mit Melancholischen Hoffnungen, um sich selbst als Herr der ihrer Ehre und als Gatte anzuerkennen. Hofmann denkt mit Entschlüssen über das eigenartige Leben der Bürgergesellschaft, und wenn Kolesch ihn auch nicht stört, weil der Versuch ist ja selbst nur allzu sehr in dies Leben miteingewickelt ist, so beginnt ihm doch die erste Abneigung anzukommen, auf welcher geschäftlichen Bahn er sich befindet.

Aber seine Pläne sind ihm schon über den Kopf gewachsen, wie auch der vorjährige Oberbürgermeister trotz all seiner klugen Entwürfe und seinem Menschenverstand nicht mehr zurückbleiben kann. Das wachsame Böhmen steht wieder im Zentrum der Stadt, wie seine Schicksale es mit besseren Worten ausdrücken: „zur Verwirklichung der Volksgemeinschaft“ und in seinen realpolitischen Aufgaben im Stadtrat zugunsten der allgemeinen Wohlfahrt und des geschäftlichen Fortschritts. Und Hofmann findet sich bereit, auch weiterhin eifrig dafür Stimmung zu machen, daß gerade alle jenseits der Stadt, darunter auch das Geschäftsgelände seiner Zeitungsvorlage als „Verkehrsflächen“ befestigt werden, die den Lebens der ganzen Bewegung geben, und daß die Grundstücke, die sie bei ihrer gesamten Ausdehnung des ganzen Bauplans noch notwendig im letzten Augenblick an sich gebracht haben, zu einem letzten Preise von der Stadt erworben werden müssen — alles im Namen der großen Stadt, in deren Dienst sie sich zum Besten ihrer Bürger ungenügend gestellt haben.

Die Gesellschaftsgründungen wachsen wie Pilze aus dem Boden, Kolesch, der als Stadtwachmann im Grundstücksverkauf ist, knistert immer weiter auf, und alle tun es ihm nach. Die verschaffen sich sogar erst noch selbst die städtischen Rechte, um die Stadt dann beim Weiterverkauf über die Stadt zu bauen — aber alles selbstverständlich streng „legal“, so daß gegen niemanden der Vorwurf des Mißbrauchs



Beispiel eines modernen Gemeindefortschritts
Fried. Keger

und der Verschwendung öffentlicher Gelder erhoben werden kann. Eine neue Gründerzeit, wie nach dem glorreichen Kriege von 1870, ist jetzt, wenn Jahre nach dem verlorenen Weltkrieg, eingetreten, der schöne Osten wird verheißt, die drei Städte und alle anderen dazu verheißt, die ausländischen Rechte zu verheißt, Damm und Trübsal herrschen im „Vordergrund“.

Der Oberbürgermeister, der noch immer die Bestimmung nicht ganz verloren hat, predigt mit seinen Warnungen taube Ohren. Er beginnt sich also damit, die alten ärmlichen Häusern zu beschreiben mit noch Möglichkeiten der Verwertung von sich abzuwenden.

Ein neues ansehnliches Gebäude, das einmal schon ein Zeichen der Zeit selbst ist, mit ein: Bei den Verhandlungen für das neue Rathaus auf dem „Platz der Republik“ steht man auf Felsenkloster, abschließend und heruntergekommenen Menschen, die nicht von

Kadmann, wieder anleckt. Auf den Rat eines gewiegten Freundes läßt er das Uebel auf den Namen seiner Frau überschreiben — eine weiße Perle, denn jetzt geht es schon wunderbarlich abwärts.

Eine nach dem andern von den alten Großartigen, alten Unternehmungsgeistigen und das Kienem ausgehen. Die Erde wird in eine Unzahl von Entschädigungsprozessen vertheilt. Sie werden alle von einem gewissen Rechtsanwalt, Ulrich Kienem, geführt und gewonnen, der als Sachverständiger einem gewissen Einblick in die Rechtslage der einzelnen Fälle gewonnen hat und seine Kenntnisse ebenfalls schätzenslos ansetzt — bis er in schmerzlicher Unterwerfung zurückgelassen wird. Da verliert die Perle mit einem Male.

Noch werden Heile gefeiert und Kongresse abgehalten, noch scheitern die Aussprüche und behalten die Lieder der Mäurerchöre. Aber es künftige und bröckelt überall, ja auch die neuen Hochbauten zeigen schon die ersten Schäden, die aber von Jaganis als Unvorstellbares wieder weggelungen werden. Und schon bleiben auch die ersten Opfer des allgemeinen Größenwahns auf der Straße liegen.

Aber Kioff und das „Wacksame Hühchen“ wissen sich anzuweisen. Unterwegs rufen sie: „Wir müssen die Art der Verpflegung aus der Pause haben.“ Daselbe bricht auch die Jubelstöße mit anderen Worten aus: „Wir müssen den Schenkungsprozess in die Wege leiten“ — indem sie das Heer der Arbeitslosen noch immer vergrößern, um die gemeinsamen Erwerbslos zur Unterstüßung bestimmter politischer Elemente zu verwenden, die sich als besonders brauchbar erwiesen haben.

Insamit einer seiner großartigen Reden brüde Kioff Kioff schamlos zu schmeicheln. Er ruppelt sich wieder auf, aber er ist nicht mehr ganz der alte untergeordnete Kämpfer. Mit dem überlieferten Vorfall erwacht immer stärker die Einsicht, daß sein Leben keinen nennlichen doch noch haben könnte. Aber die Allgemeinheit ist weniger bekehrbar. Nach dem Bau und Vertheilungsfieber bricht unter dem Wobben der Einkommensverluste aus, sie streiten sich um die kleinen Besitzungen, die zwischen ihnen verstreut liegen. Ein neuer Wettlauf beginnt, die Min-

ieren Kienem sich lassen auch vor Eingaben und Besuchen der drei Oberbürgermeister und der alten Bürgermeister aus den kleineren Gemeinden treten. Der Berliner FD-Jug aus dem Zukunftsgebiet heißt nur noch der „Einkommensjug“, er kommt zu politischen Begegnungen der feindlichen Stadtmänner im Gespräch und schließlich zu einer Vertheilung über ein gemeinsames Vorgehen.

Die „Wabag“ verachtet, die Leiter Einkommens hat wild drauflos gewirtschaftet, auch die Kreditbank muß man glauben, auf die Unternehmungskongresse setzen in Permenenz. Aber es kommt nichts dabei heraus. Denn immer wieder sind es dieselben Ansätze, die man in eigener Angelegenheit als Sachverständiger zu prüfen und zu richten haben.

Wieder einmal ist der jähre Schrein gewahrt, und alles bleibt beim alten. Die Oberbürgermeister wissen noch, daß das finstere verfallene Bild aus den hochverehrten Ansätzen immer nur produktiven Frieden zugeführt werden sei, während sie bei ihrem Willen diejenigen Fehlbesätze, deren vielfacher Verbleib nicht gut zu rechtfertigen ist, entweder schamlos verheimlichen oder irgendwie an unauffälliger Stelle unterbringen.

Es sollen alle, aber doch fast alle immer wieder auf die Fäße. Sie wissen sogar noch aus jedem Mißgeschick neues Kapital zu schlagen:

Ja — die Katastrophe des wackstamen Hühchens! Eine Katastrophe brach der Dackel über das Hühchen ab — der wir haben auf dem Dach des wackstamen Hühchens! — und was waren sie? Sie sollten die Aufbaumannschaften stliche Tage geist, um Freunde zum Schenkung der Katastrophe zu helfen. Gab es irgendein Ding in der Welt, das unter ihrem Schanden nicht zum Mißgeschick wurde?

Ja, fast die Erde, aber noch aus der Katastrophe wurden sie einen Kienem zu machen. Das Schicksal wollte sie, und Kienem! hatten sie es auch schon in der Hand.

Nach Kioff kommt immer noch mit einem kleinen Hage haben, als schon alles verloren ist, das Dackel Hühchen, wie das Kienem:

...Er liebt den Einkommensgeist. Die Einkommens Kienem, ein schreckliches Glück, sein Eigentum seiner Frau: er war Einkommensgeist, wie es Einkommens geist, wie sein Einkommens geist, wie Einkommens geist. Die Einkommens geist, wie Einkommens geist. Er hatte nichts. Als er vom Einkommens geist, wie er in Einkommens geist, wie Einkommens geist.

Aber es ist gleichwohl mit ihm vorbei, seine Begeisterung ist untergeordnet. Auf dem Lebensbrett kommt es zu einer Verjöhrung mit Eugen, der aus Udel an allem Zivilisationsbetrieb auch den Journalismus aufgegeben hat und ein erfolgreicher Probeköcher geworden ist. Beim Begrüßungsfest der Gesangsverein Offian: „Eumen schließt der Sänger.“ Es ist sehr ergreifend, und hinterher geht es natürlich im geschlossenen Jugu zum „Malepartus“. Wieder ist man beim Bier beisammen, wie einst beim Pfirsichankersfest, und wieder ringt man sich bei feiergeheimnisvoller Stimmung zu der Überzeugung durch, daß man noch immer in der besten aller möglichen Welten lebt. Der wichtige Rechtsanwalt Marungel

bezieht zwischen dem vierten und fünften Einzel zu Dreck:

„König Heißel, Herr Endner, daß die Mehrheit des Volkes den unendlich erkannten Kraft der Zeit zu überwinden gewillt ist. Es in die letzten Schichten hinein hat man begriffen, was was es geht, jeder ist in seiner eigenen Stellung zu einem schmerzlichen Opfer bereit.“

Dreck antwortet: „Der letzte Glaube an eine bessere Zukunft läßt über die Höhe des Tages hinweg. Welche Befreiung verkündet unseren ganzen Volk den Widerstand aus der Tiefe.“

Dreher Antanasus hat neben dem, was dem Endner zu und die: „Dann kann's ja wieder kommen! Na, freilich! Auf eine gefährliche Zusammenstoß geistlichen Endnermahnung, Bürgerpflicht und Preß!“

William Beebe

Im Dschungel der Fasanen

Von Josef Schäfer

Der im Jahre 1877 in Brooklyn geborene William Beebe ist einer der bekanntesten lebenden Vogelkennner. Bald nach Beendigung seiner Studien wurde er Kurator der Vogelkunde bei der Zoologischen Gesellschaft in

Neauport, deren Abteilung für wissenschaftliche Untersuchungen er seit dem Beginn des Jahrhunderts leitet. Seine Forschungsreisen, welche ihn nach Britisch-Oman, in den Himalaja, nach Bernes und in andere scharer jagdgelände

Heimatländer eines von Menschen noch nicht geübten Tierlebens führen, hat er in zahl reichen Büchern geschildert, deren lebendige Sprache ihnen einen hohen Rang in der zeitgenössischen Naturbeobachtung sichert. Sein Buch „Im Dschungel der Fasanen“¹⁾, das im Jahr 1907 unter dem englischen Titel „Overland Jungles“ erschien, bietet auch in völlerkundlicher Hinsicht hervorragendes.



William Beebe an seinem Beobachtungspost im Dschungel der Fasanen

¹⁾ Die Bücher von William Beebe erschienen in deutscher Sprache im Verlag E. S. Mittler und Sohn.

Die eigentliche Festschleusen beginnt damit, daß Berke von einem schlammigen Ufer am Küstendammufer, dessen östliche Mischine schon lange jede Spur von Selbstschätzung verloren hat", angedeutet der Fährtenführer'schen Handarbeit an der Endfläche Grolens in ein gewisses Zentimeter breites Eingeborenentum anheißt, Es ist eines jener Gebirgsge, der beim Benützung der Gebirgsge gut daran ist, so dem Schicksal genau in der Mitte des Hauptes zu gehen. Aber die Eingeborenen sind geschickte Fährtenführer, Berke wird mit seiner ganzen Gebirgsge anheißt an Land gebracht und kann dem anheimen, aber bei anstehenden Besuch hocherwarteten englischen Regierungskommissionen sein heimisches Schicksal vertrauensvoll anheimstellen. Die Fahrt ins Innere nach Wollan, ganz im Osten von auf ungläublichen Landwegen ist nicht abwechslungsreich als zu erwarten. Aber das Gefühl der wissenschaftlichen Arbeit ist nun erreicht, Berke kann sein kleines, nur als Zerkulpe dionisches Zeit an einem Grotte gegenüber dem versteinerten Dschungel aufbauen und nach Vergewaltigung beobachten. Göttern werden durch niedriges Unterholz, schon Apistische Augen verständig nach allen Seiten, und man bringt metallisch-schnelles Zeichen aus der des Vogelstatters. Er rückt sich verständig herum und sieht zum erstenmal in seinem Leben einen Mann in seiner Wildbahn.

Auf einmal liegt er auf. Ein einziger Versuch und ein schneller Flügelschlag haben ihn im Halbkreis zwei Meter hoch, das entsetzte Spiel wirkt wie ein Fährtenführer, der im Grottenplatz, anstehenden und golden glänzt. Dann gibt er leicht nach und steht zu seinem Platz im hohen Gras, und er steht wie zuvor, wie langgestreckte Fährten und gelbem Kopf, als beobachtet er etwas, was sein Fährtenführer nicht erwarten.



Kapitän Berke ist hier in einem kleinen Boot. Im Hintergrund ist ein kleinerer Boot zu sehen. Die Aufnahme ist eine Aufnahme von Berke, die im Dschungel der Japanen.

Kein Wunder! Es ist eine Kettensäge, eine der größten Maschinen Indiens, mit der dieser kleine Vogel dann zehn Minuten lang sein festes Spiel macht. Der fest lebende Mann ist ein ganz anderes Tier als sein bekannter jenseit, nur auf Schönheit geachteter Vögel. Der Dschungel-Mann ist klein, gewandt im Gehen und Flug, schweißig und überaus misstrauisch. Wer im Dschungel leben will, muß rasche Klänge haben. Auf seinem nächsten Fährtenweg wird Berke nur durch einen raschen, leicht unregelmäßigen Schlag seines einheimischen Begleiters davon abhalten, auf eine Kettensäge zu treten und so allen fernem Japanern ein vergnügtes Ende zu bereiten.

Ein geschworener Feind des weißen Mannes ist auch der kleine Wasserbüffel. Dieser unheimlich starke, halb amphibisch lebende Geschöpf entwickelt eine geradezu unangenehme Murrenheit, wenn sich's darum handelt, einen amerikanischen Forscher auf den nächsten Baum zu jagen, auf welchem dieser dann so lange zu verharren hat, bis etwa ein vierjähriger matter Familienjunge das furchtbare Laster mit einer leichten Wunde von dem Mann weibt. Warum der Büffel diesen Schritt gerade und den anderen blühenden Erwachsenen lieber noch achtet, ist eines der zahlreichen Rätsel der Naturgeschichte.



Der Häuptling von Niu-Mak-Hoa zeigt die besten Baumplätze seines Salomons

Nach diesen und andern Häßlichkeiten wird William Bechert der Abschied von Weligenas verträumtem Gut und spaubergenden Dschungel nicht leicht. Auf der heißen Fahrt von Kallatia nach dem Verborgenen des Himalaja hat er Gelegenheit, die Arbeit der indischen Gesundheitspolizei mit Aufmerksamkeit zu beobachten. Diese wird in erster Linie von ungezählten Chasern großer, farbfarbener Weier ausgeführt, denn es heißt, diese eine Kleinigkeit ist, den Leichnam eines eben gestorbenen Menschen in weniger als einer Viertelstunde in ein tadelloses sauberes Gewebe zu verwandeln.

Im bekannten Bergort Dordichaling wird der Verfasser vom Anblick der höchsten und schönsten Berggipfel der Erde derartig überwältigt, daß er keine einzige Zeile in sein Tage-

buch schreiben mag — ein sehr auffälliger Zug dieses bekann-ten Dichters und Journalisten. Diesen seinen Hauptberuf liegt er nun mit Eifer ab. Zweihundertfünfzig tibetische Träger schleppen ihm seinen Koffer mit ins Hochgebirge. Bechert schildert diese abgeklärten Lastenträger der Erde als eine lustige, immer zu allem Ungut aufgelegte „Kassabande“, die dem dreißig gelassenen Oberstall Land das Leben keineswegs leicht mache. Daß sich unter ihnen jede Frau befindet und daß diese die gleichen Jammertönen wie die Männer mit derselben Beistimmung auf Menschenscheiße schleppen, mag als Beweis für die allhergehörte Gleichberechtigung der Geschlechter an der Grenz von Tibet und Nepal angeführt werden.

In den herrlichen Bergmalern, in Götterwelt des Meeres Ozean und des Rauschschiffes betrachtet Bechert mit unglaublicher Aufmerksamkeit die prächtigen Abarten seines Lieblingsvogels, den Schwarzschwanzfalken, den Blauschwan und den Blauschwan. Er fahrt in Halbhochstellung im verfallenden Jelt, bis ihn die Gabeln des Dschungel erfassen. Das ist ein Drama des Dschungelkampfes nicht an seinem wachen Auge und Ohr vorüber. Er sieht die kräftige Salomonsee im Farnkraut, ein leuchtend farbiger Sonnenvogel flattert auf Arealänge verläßt, ein halbverwundener Schmetterling durchs Unterholz, im einsamen Dunkel über er das ängstliche Gesicht des schlafenden Hühners vor dem verfolgenden Warden. Im freien Leben in der Natur werden die Sinne des Menschen wieder scharf. Bechert spürt, wie die Angst durch den Wald zieht, er packt rasch zusammen und eilt in seine Schutzhütte, gleich darauf liegt ein Farnkraut da, das alles schmerzliche Leben vernichtet. In dieser umgebenen Umgebung ist alles gefährlich. Zwei bis achtzehn Meter hohe Akazienbäume

Reiden die Zwillings-
wie in einem Purpur-
mamel. Der Aufwind
aus dem unergreiflich
tiefen Schluchsen ist so
stark, daß der Hinab-
schauende sich in einem
tollig unmäßig schwin-
nenden Neigungswin-
kel auf ihn legen kann.

Ein anderer Faden-
schlag in ähnlicher
Umgebung. Beebe hat
sein Lager im Vajal-
lenstaat Garjaval an
der Grenze von Kach-
wir aufgeschlagen. Er will
die Heimat des Man-
jesans, des allerhöch-
sten seines Geschlechts.

Wir teilen die Freude des unmittelbaren Be-
schauens beim Erscheinen des ersten bräunsten
Manglutens. Ein offener Fadenbesatz mit
einem Unterholz von Rosen und gelich runden
den Himmeln, über einem Lenzlich von Schat-
tenblumen und Frauenhaarfarbenen bilden eine
würdige Umrahmung des lieblichen Bildes.
Aber auch hier bleibt der heilige Dementri nicht
ungehört. Ein Trupp geschwätzter Langen-
offen kommt des Tages und raubt das Nest
aus. Gleich darauf reißt die „Vogelwelt“
eine furchtbare Hagelschlags in die Pracht
des üppigen Wadens. Nach Damenten ge-
langt es eben noch, die Fadenwände derartig ab-
zulassen, daß sie dem gefährlichen Anprall des
Sturms und der Hagelschiffe standhalten. Viel
unersichtliche Reize seiner Kiste auf der
Wassers. Es ist ein Lust überfließen Gegen-
stände, höchste Schönheit und rascher Tod gehen
hier Hand in Hand.

Aus der Fadenwelt der Fäden in die
glühendste, dampfende Niederung des Jea-
wahi und dann wieder hinauf in die Drecklän-
der, wo die Stämme von Bama, Chama und
Tibet zusammenreffen. Es ist gerade ein he-
rber Dreckkrieg zwischen Bama und Chama.
Beebe muß auf seine schmerz Wankende war-
ten und steht im Kisthaus von Pungutung
eines ganz schweren Nervenzusammenbruch.
Er beugt die Rajanen, das Dschungel und alle
seine Bewohner. Wenn einigste Gebirge ist,



Eine Frau von den Rajanen mit silbernen Ohrringen und Silber-

schmuck „nach Kangan, nach Haurika, nach
Hauri geschickten und sie wieder etwas
mit Rajanen zu tun zu haben“. In seiner Un-
ruhe sieht er im Kisthaus herum und macht die
Lüre eines Wanderschmucks auf. Ein heber Ein-
gel von Scham- und Schamtränken fließt
den entgegen, er greift sich einen und läßt einen
Abkühlung, in dem der seine Welt einem Po-
sien erwinde, einen weichenen Eingehen-
am erlöset und die liebliche Jungfrau erwin-
det. Jüngling und Jungfrau stehen durch
einen unerbittlichen Gang, an dessen Wänden
sie die Geschichte ihres eigenen Lebens und Lie-
bens der Fadenwänden von Jahren in unsterb-
licher Fadenmalerei abgebildet haben. Beebe
läßt und läßt Schamler auf Schamler drei
Tage lang, bis er wieder gesund wird und dem
Rajanen eine Abkühlung berechnen, messen und
bestimmen kann. Wie wieder Kiste ich eben
innere Bewegung auf einem Schamlerman“,
kann der dankbare Schluß dieses seltsamen
Kistkapitels.

Im Ein-Ma-Han gewinnt er in dem lie-
benswürdig-weltmännischen, von chinesi-
schen Fadenfäden zum ausgehenden Fäden
zu dem Kisthagen seiner Fadenmalerei. Das
Leben dieser Fadenfäden ist in geistiger und
lieblicher Fäden höchst armelig, aber die
Frauen behängen sich mit schweren Kupfer-
schmuck und schenken diese Fadenfäden durch
die grausam ausgewählten Fadenfäden.



Kapit, das Sonnenbüchse.
Das Tierchen liebt auch viele Monate im Regenzeit der

Den heimtückischen Anschlag eines Giftseils verlegendes Ambrasschäupen aus der weiteren Umgebung schlägt Beebe mit einer wohlgezielten Angel ab und legt sich so in gewöhnliche Asche. Im übrigen genießt er hier wunderbare Tage. Die wissenschaftliche Ausrüstung übertrifft die höchsten Erwartungen; es ist ihm sogar das Fischeingelich beider, das schenke aller Wissenschaften, das alles Glasfaser, als erster Weiser zu beobachten.

Die Suche nach dem bronzebeschlagenen Menschenfisch und dem Argusfisch führt ihn dann auf den Samang-Pag, den „schönen Tropenwald des Orinoco“ im südlichen Teil der Molakabukinsel. Auch hier hält ihn wissenschaftliches Weitwandern in einem einzigen Dschungelstreckenraum, das er dann in weichenlanger Handverfäher auf dem festsitzenden Fels durchkreuzt.

Die Fiebergegend der heißen Milderung ist schwer mit Cholera verunreinigt. Beebe schließt mit ein Gefährde bei dem englischen Regierungsbereichen von Anala Lipis. Die Festungswälle, Männer und Frauen, sitzen in fehlerloser Abendkleidung um den üppig gedeihten Tisch und versuchen sich selbst und den anderen europäischen Dinerstimmung vergewöhnen. Die Hitze ist furchtbar, die Herzen sind am Herze, die Unterhaltung ist fröhlich, allen ist die Angst vor der tödlichen Gasse im Mund, die schon zwei von den erstenfälligen Wei-

ßen gefasst hat. Dennoch spielt jeder seine Rolle mit Anstand. Dieses Festhalten an einem Gesellschaftsideal allen tropischen Gefühlen und Gefahren zum Trotz hat etwas Erregendes. Auch Beebe wird vom Fieber geschüttelt, aber ein kräftiger Herabfall durch Deinen, Beisammeln und Mangel auf gefährlichen Pirschung macht ihn wieder gesund.

Im Inneren Borneos finden wir ihn wieder. Er streift in der

berühmten Kälte eines bräunlichen Flusses und sitzt in einem überhängenden Baum auf, um dessen sehr nahen Hauptstamm sich eine „heiße Schlange“ ringelt. Mensch und Bestie trennen sich jedoch ohne Feindseligkeit. Borneo ist zweifellos das Land der abenteuerlichsten Tiere und Menschen. Die Dajak sind abermals geschickte, kluge und willige Hühler, in allen Künsten des Dschungelkamps wohlverfahren, daneben aber schwerverderbliche Kesselfäger. Die Frauen weiß Gefährten wie den jantierartigen, schlangengewandten Pongeln und fliegende Elefanten, Kröten, Schildkröten, ja sogar Schlangen mit Schlangenjägen auf. Beebe legt sich eine ganze Menagerie an; ihr reichstes Mitglied ist das Sonnenbüchse Kapit, der Liebling aller, für den die sonst nicht ganz bekann-ten Dajak äußerst schwer zu beschaffende Büchsenmüll vom gefangenen Herrn Koch erbeuten.

Beebe wird von einem seiner Paddelmänner, der ein berühmter Sänger ist, in dessen Hüttenhof eingeladen, er sitzt als einziger Weißer inmitten Hunderte dunkelhäutiger Festwaller auf dem Ehrenplatz unter einer Art von Kreiselstirn aus sorgsam polierten Menschenknochen und sieht dem amüsiertem geizigen Kampfschiffen zu.

Wie einem Lebensstils an alle die guten Freunde verschiedenster Hausarbeit schließt der wackerste, dickhäutige hochgeborene Herrscher sein amüsiertes Buch.

Johann Nestroy

Abschäzer der Menschen und Magier des Wortes

Von E. W. Erich Korum

Was das eine Zeit in Wien, keine große Zeit, doch eine, in der es eine Lust und Lustig war, zu leben! Kaiser Franz I. regierte trotz der Nachschläge, die Napoleon auch ihm und seinem österreichischen Volk versetzt hatte¹⁾. Er regierte wie ein gewissermaßen

Vater über einen stolzen Millionenraum von Landeskindern. Er kam ihnen nur darauf an, daß es den Seinen gut ging, vor allem in bürgerlichen Bedürfnissen, daß man in allen Schichten der Bevölkerung gemäß nach einem jettin Da sein das Zeitliche segnete, und daß sein bürgerlich-geordnetes Leben in seinem Reich — und vor allem in seinem Wien. Während es im übrigen Europa schon sehr veränderlich nach, drehten sich in den zahlreichen Ballasteln der österreichischen Hauptstadt die Paare beim



(Johann Nestroy (1801–1868)
Nach einer Photographie von J. Nestroy (1861–1868)
aus dem Jahre 1861
Österreichische Gemäldegalerie, Wien

Walzer, dirigierten Lauer und Strauß, ob man sein gezeichnetes Nachschreiben, während sich der Kaiser und Hofschäfer, trug mit Ziel seine I. und I. Uniform und sprach allmählich vom Kaiser Franz. Der sah in seiner Burg als Oberbefehlshaber, konnte sich wie keiner seiner Beamten in den „Hofschäfer“ der Kaiserfamilie aus und fühlte sich, was die Hauptache war, darin sehr wohl. Er war bürgerlich, eine an sich kleine Eigenschaft, die nur dann den An-

sehen auf die Herren fällt, wenn sie nicht irgendwie ausgeglichen wird. Und dafür sorgte der allem Podiumischen abseits Fürst Metternich, Staatskanzler seiner Majestät. Während Kaiser Franz Österreich als „die Welt“ betrachtete, sah Metternich es als das Sprung-

brett dazu an. Und so erging es ihm sehr leicht zum Wohl der Österreichischen, die nicht allmählich von der ganzen Regierung spürten und eben darum sich glücklich fühlten.

Es war eine geruchlose Zeit; nur aber nicht so, daß sie es ausgerechnet sozialer Zustände wegen gewesen wäre, der Zeit. Die sozialen Schichten waren zwar in Wien nicht so hoch wie in Norddeutschland, auch nicht so tief, aber trotzdem genau so trennend. Man sprachte den Unterschied zwischen

den gesellschaftlichen Klassen im Demoskris als selbstverständlich.

Als der Kaiser der Österreichischen, des Kaisers nicht und dessen geborener Beamter, die „Erste Gesellschaft“, der erste Kreis von einigen hundert höchsten Adelsgeschlechtern, die sich sehr hoch über den in der höchsten militärischen und politischen Macht stellten. Dieser Reichthum an unbeweglichen Gütern gewährte diesen Ansehnlichen die Möglichkeit zu glanzvollen, sorglosen Taten, zum Glück aller Freuden und aller Freudenstücken der Kaiser. Man dachte von dieser hervorragenden Stellung zum Gebrauch, um alle verlässliche Sicherheit der Kaiser zu unterstützen; allein zur Unterstützung, zur Unterstützung hatten die österreichischen Magistrate,

¹⁾ Otto Forst de Battaglia, Johann Nestroy selbst in L. Österreichischer Verlag in Leipzig

andere als ihre französischen und englischen counterparts, kein Verhältnis. Deshalb war auch den Dichtern und Schreibern der Juxta in die österreichischen Salons verwehrt.

Die „erste Gesellschaft“ umfaßte den beweglichen Reichthum und die Mannschafft, auch diejenigen Offiziere, die nicht zum Adel gehörten. In ihr sammelten sich die bedeutendsten geistigen Werte, an deren gerade dieses Jahralter in Österreich so reich gewesen ist. In den Salons kunstverständiger Besuche oder Hinzugewandter verkehrten die Schriftsteller, Theaterleute, Maler und Bildhauer. Hier widmete man alle Tragen des politischen und literarischen Lebens; hier hat sich die „typisch-bürgerliche Kultur“ des österreichischen Niedermeier zur ersten Blüte entfaltet.

In größerem Abstand folgte die „Dritte Gesellschaft“, das Bürgertum, die Krümer und der gewerbliche Mittelstand. Sie war von der vorherrschenden durch die ungeheure Klaff der Bildung und feineren Erziehung getrennt.

Wahrlich ein besserer Bürger und Hausbesitzer noch jeder Diktator sein eigen nennen, er stand hinter den deutschen Ennoren oder Leupoldenstern eine gewisse Juxta, ich mein wirklich als ein höheres Wesen an und fühlte sich in den sehr schmerzlichen Augen anderer geist, was die Ennoren, die Dichtersprüche sich herabließ, eine wohlhabende Bürgerlichkeit zu erklären. . . . Diese Illusion vom „Reicht“ konnten nicht als ihren Besitz, ihren Besitz, ihre Nachkommen und den gesellschaftlichen Schicksal ihrer Illusion. Was darüber war, war vom Bösen, ihnen schmerzlich oder nicht. Was geachtet war, galt als einzig vernünftig und glück verhängend. Man oft, man muß, beides in gewöhnlichen Maße, was schmerzliche, eher sich zu sehr von der Schicksale zu entfernen, was nicht und nicht die Welt, junge Kinder, den Vätern gleich, und nach den vernünftigen Tod an einem Schlag, den der vernünftige Nachkommenschaft beklagte. . . .

Unterhalb dieses letzten Kreises sammelte sich langsam ein Proletariat von Dienstboten und Fabrikarbeitern an, ohne indessen einen eigenen Lebensstil zu haben. Es betrachtete sich eher als Anhängsel zum besondern Mittelstand, in dem es auch sehr oft aufstieg.

Ein gleiches Rede für alle gab es zwar nicht; doch hatte jede Klasse ihr eigenes Rede und fühlte sich wohl dabei.

Aber das seltsame wurde hier zur Tatsache: Diese Menschen eines einfachen Lebensstils, den sie nicht zu überbieten wüßten, die sich geben, wie sie waren. . . diese Wiener Men-

schen hielten sich mit ungeheurer Begeisterung abends in den Sälen der Schauspieler. Die Wiener Bühnenkunst stand schon im sechszehnten Jahrhundert in hoher Blüte. Allerdings blühte das Volk jene seinen Götterspiele, die Jahrhunderte hindurch über die Grenzen der Götter ließen, nicht verstanden. Es verlangte nach verbaler Kraft, sah zwar gern Göttern und Prinzen, fand Begeisterung an Helden und Jünglingen, aber dazwischen mußte die volkstümliche Figur in barocken, fernischen Symmen aufstehen, die in der Mundart der Zuschauer sprach und in herabgesetzten Tönen anredete. Es ist der Hauptgrund für den Beginn des achtzehnten Jahrhunderts ein unentbehrlicher Witzspiel der österreichischen Bühne.

Als seine groß-menschlichen, selbstständigen, zusammenfassenden Hauptmächte, in seinen Göttern und Helden verkörperte er den ersten Typus des Wiener, des „Mittel“, wie ihn die Dichter aller Zeiten den seinen, „Mittel“, nannten, von der Idee gelebten Menschen der höheren Stände gegenübergestellt hat.

Künstler vom Schlag eines Versteck nahmen aber bald an der Darstellung dieses Personaltypsus Anstoß. Der Hauptgrund verdankte und machte dem herrschenden Kaiserliche Platz. Die Menge gewöhnte sich auch an ihn, sie war ein Gemeindeglied großer Kinder, denn der blühende Mensch gerade nicht war. Nur ein Unterschied dieses Wiener Publikum von dem anderen Bühnen. Hier sie galt nicht nur als Dargestellte, sondern der Schauspieler. Die Gestalt des Dramas war das Wichtigste, dann erst kam die Dichtung und zuletzt, in gehörigem Abstand, der Autor. Und neben den Schauspielern waren die Dichter in aller Munde. Der damals bedeutendste war der „König des Wiener Volkstheaters“, Neptuns Dichter Carl Andreas Bernbach. Von seinen Schauspielern, die er glücklich auszeichnete, wurde er hervorgehoben, von der Masse verehrt, denn er besaß neben großen künstlerischen Talenten das Hingehörigkeitsgefühl für das, was die Menge begehrt. Auch der Kritiker neben einer beachtenswerten Rolle im Theaterleben Wiens ein. Er war der unsichtbare Herr, mit dem man es nicht verwechseln durfte, mehr gekostet als gegeben. Doch zum Theater gehört auch einer neben Dichter, Schauspieler und Kritiker: Der Autor, der Verantwortliche der Götter. Die Autoren jener Wiener Zeit kamen an die

ber 1816 bezog, trat er in seiner Weise hervor. An den Entensentravastollen der damaligen Zeit beteiligte er sich nachwiegendweise nicht und verstand, ohne daß man jemals einen Grund hierfür gefunden hat, kurz vor der abschließenden Prüfung von der Alma mater. Noctulen, wie der Vater, sollte er werden. Was warf dieser Beruf schon ab! Man brauchte nur des Vaters unheiliges Nachleben anstreben. Da lehrte ein anderer Beruf glückseliger. Es lehrte auch ein lebenswichtiges, „nichtwichtiges Frauenzimmerchen“. Wilhelmine Nestrov, die mit dem jungen Noctulen des öfteren Theater spielte, „warf im wörtlichen, kann im übertragenen Sinne das Wort“. Doch ehe man sich heiratete, mußte erst eine Lebensgrundlage gefunden werden. Kurz entschlossen, sagte der Student dem Studium Adieu und trat als Schauspieler am 24. August 1820 das erste Mal im 1. und 2. Hoftheater auf. Der Versuch gelang. Nestroy hatte einen selten Erfolg und wurde wenige Wochen darauf als Bassist für zwei Jahre mit einem Gehalt von 1000 Gulden Konventionenmäßig verpflichtet. Das war ein recht bescheidenes Einkommen, viel zu gering, um mit einem vornehmen Dänischen eine glückliche Ehe führen zu können; und so griff der junge Sänger mit beiden Händen zu, als ihm ein Jahr später ein Engagement in Amsterdam geboten wurde. Nur kurz sind die Aufzeichnungen, die er der Nachwelt über seine holländischen Erlebnisse hinterläßt. Eine fünfzig Rollen hat er gespielt, darunter vor allem das „Kasperle“ und, was für sein inneres Leben wertvoll erscheint, die eines jener jungen, doch vom Glück wenig begünstigten Eheleute. Er heiratete wenige Wochen vor der Geburt eines Sohnes. Maria und Kind verließen ihn jedoch sehr bald und kehrten nach Wien zurück. Nach zwei Jahren brach das Dänische Theater in Amsterdam zusammen, und Nestroy suchte vergeblich in Wien eine neue Auffstellung zu bekommen. In dem nahen Brünn kam er unter; hierhin folgten ihm auch Maria und Kind nach. Im stillen bestrebt er, Brünn werde zu einem Sprungbrett für Wien werden, vergebens: Brünn ist ein böser Boden für den an Freiheit Gewohnten. Bald nach seinem ersten Auftritten geriet er mit der „heiligen Genesareth“ zusammen, die ihm nach einem heißen Jahre erbitterten Kame-



Nestroy als Wüstling in den „Heiligen Genesareth“
Karikatur Skizze von Wilhelm Hübner (1824–1825)

jes das Theaterstück unterlag. In Brünn war Nestroy entgegen seinem vorhergegangenen Willen als Sänger sehr oft als Sprecher aufgetreten und hatte auch auf diesem Gebiete Lobes und Anerkennung. Auf Brünn folgten Graz und Pressburg, wobei ihn Direktor Csigar, ein außerordentlich kunstverständiger Herr, der in der Geschichte des österreichischen Theaterlebens eine große Rolle gespielt hat, sehr, wie er auch das erste Mal auf heimischen Boden gut bezahlt wird. Graz war ein ganz anderer Boden als Brünn, feindselige Gunglstadt. Csigar, eines kunstfeindlichen Adels und Bürgertums, denen man nur mit einem guten Repertoire und ebenso vorzüglichen Schauspielern aufwarten durfte. Ähnlich stand es in Pressburg. Nestroy stürzte sich geradezu in das Element, das ihm Leben bedeutet, griff das Vertrauen seiner Direktors und des Publikums, suchte immer bald von fünf Jahren nicht weniger als 270 Rollen und wurde zweifelsohne ein glücklicher Mensch gewesen sein, wenn nicht die heißblütige, leidenschaftliche Frau Wilhelmine eines Tages mit einem großen Beutelsack durchgegangen

märe. Im Bray pflüßten die Spaten dieses Ereignis von den Dächern. Nestroy brach zusammen, und wenn er auch äußerlich über diesen harten Schlag bald hinweggekommen zu sein scheint, so wurde in ihm doch durch die Treulosigkeit des Weibes, um bereutwillen er einst die Karriere aufgegeben hatte, der Grundstein zur Verwüstung alles Wohlthuns gelegt. In-dest, was ihm einen recht ist, scheint ihm andern nicht billig zu sein. Während er in unermüdlicher Hürde die Dabengelausere strafte, ihr nur schelte Tadeln und noch erfolgter Ehedung, trotz seiner hohen Einkünfte, 45 Gulden Unterthänigkeit gewährte, so legte wegen Verschwendungssucht unter Kanari stellen ließ, verheiratete er sich rasch in eine junge Kollegin, mit der er später zusammenlebte. Sie, Marie Lachner, wurde ihm eine treue, durchaus eigenmächtige Lebensgefährtin, die den vornehmen Reichtum gut zu verwalten wußte, aber ihrerseits unter den stetig zunehmenden Anschaffungen und Treulosigkeiten, unter der Verschwendungssucht und des Spielmannes ihres Vaters sehr zu leiden hatte.

Was das Verhalten Nestroys im Leben alles andere als geistigkeitsvoll, so war es doch auf den Dichtern, die ihm das Leben bedeuteten, anders. In Opera von Rossini, Meyerbeer, Auber, Boieldieu, Mozart und Weber trat er auf. Er münzte Rossinische Behalten, die ein Schiller, Lessing, Kleist oder Grillparzer geschaffen hatten. Er war das „Kasperle“, wie er es einst im Wiener Volkstheater mit großem Erfolg in all seinen ungeschicklichen Unglücksfällen darstellte.

Die erste seiner berühmten Rollen hat er in Bray am 12. September 1837 bestritten, in derselben Jahre, das ihm die Gattin raubte und die Schreckensherrschaft (Kaiserin: den Kaiser) in England „Crown Warden in London“. Die nichtgelingen Versuchung einer herrlichen Berliner Szene hat der ungeschickliche Künstler zu einem raschen Fortschritt erhoben. Eigentlichkeit angetrieben. Da sollte ein schlapper Jüngling in einer kläglichen Betraumausführung und fächer für sich Korrump. Als ob das Alter vor Fortschritt und als ob die Wissenschaft der Unmöglichkeit (Kaiserin). Der von Kaiserin und Kaiserin geführte die Frau, der die Kaiserin und Kaiserin lang, in geschlossener Meiere über die Oper schenkte, noch immer gut und anständig die an den Rand des Brades: er war gleichsam ein Einbild und eine Aufklärung der Kasperlichkeit Nestroys gegenüber jeder vornehmlichen Kunst.

Als dem Schauspieler Nestroy wurde bald auch ein Bühnenschriftsteller. Nach ersten Versuchen gelang ihm Besseres. Bienenzeit gestirnte er auch in Wien. Die Kaiserin war seine Schutzherrscherin, und doch fand er dort zunächst noch kein Engagement; die Wiener Jahre waren noch nicht beendet. Lenzburg sah und hörte ihn auch ein halbes Jahr, bis endlich sein Wunsch in Erfüllung ging. Er wurde am Theater an der Wien am 25. August 1831 gerufen. Sein Gehalt betrug etwa elftausend Mark im Jahr.

Man wollte er sich ausleben, sich ausleben, seinen Wunden das Beste seiner Kunst geben. Alle Spielarten seiner Temperamente ließ er los — und einmündig. Dem reichlichen Gehalt des Durchschnittsmaniers war er zu hart, zu wirklich, zu roh. In Wien wollte man nicht die Darstellung des Wirklichen, nicht an die Tugend des Alltags erinnert werden. Verlangen wollte man sich, lachen und lustig sein. Und doch war er schließlich von ihrem Geist und Geist, und weil er ungeschicklicher war als sie, setzte er sich durch, bis er der verächtlichsten Nebenbühler aller Kunst geworden war. Seine eigenen Stücke, von denen auch heute noch hiesigste „Kammerkassendruck“ und „Einem Tag will er sich machen“ über die Dichter der Theater laufen, wurden über ein halbes Jahrhundert aufgeführt und erzielten fremdlichen Beifall. Nur die freimaurerische Presse, die damals Wien beherrschte, überließ Nestroy mit hohem Hohn. Mithras ist der Grund gewesen. Die Unschicklichkeit eines Künstlers, der von politischen Künsten nichts wissen wollte, erregte den Haß der Zeitungsredakteure. Nestroy kümmerte sich wenig. Er spielte mit einer Lebensgefühllichkeit, die er immer neu zu formen wußte, seine Rollen, und suchte vor der gestirnten Gattin, die das Geld verneinte, seine Spielstunden und schicklichen Lebensunterhalt glücklich zu verbringen. Köstlich sind in dieser Beziehung die Briefe Nestroys an seinen vertrauten Freund, Ritter von Grunhofer, dem Hofmeister des Theaters. Grunhofer schenkte unter der Hand Verschüsse in die Reichthümer des Vergnügens, betriepte sich als Postillon d'amour und trachtete, hässliche Opern zu verhindern. Was münzte mißlang und den Dichter einmal veranlaßte, auf ein Grunhoferblatt zu schreiben: „Die Ute soll die harmonische Oper des



Graf de Bontaglie und dem 1. Vis von „Hochburgenerellen Hofburgener“ v. H. Kellner
Kellner's Bild von J. H. Kellner. Herausgegeben von Nationalbibliothek, Wien

Lebens fern, ist aber sehr häufig ein ordinäres kühnendes Spektakel-Stück.“

Da setzte die Lebensweise sich ein. Am 13. März 1848 besetzte ein ebe österreichischer Putz, ein „Polenputz“, das uneheliche Regime, Kellner wurde vom Launen des Unhöflichkeit mangelnden und ichrieb in der ersten Aufstellung sein vom Publikum begeistern aufgenommene Bild „Freiheit in Reithaus“, in dem er die Gefährten eckentlich hin und her ging. Kurz darauf jedoch listete er in einem zweiten Bild die Umhänger so fast, daß sich die Menge gegen den belideten Nöcher mit Ausdrücken erregte und auf denbige, als er sich in die Nationalgarde einstreiken und als Wachposten setzen ließ. Als dann Fürst Windisch-Grätz die alte Ordnung wiederherstellte, rückte sich Kellner, indem er rief ein paar Stücke schick und über die Bühne setzen ließ, in denen er alle Gefährten seines Wipes gegen die Unterlegenheit ließ. Bald aber verlor die Quell seiner geistigen Schöpfungskraft, und als Kellner nach dem Tode seines Betrugers selbst Nöcher des Carltheaters wurde, ein

zum ein Wunsch der für ihn begeisterten Wiener in Erfüllung, doch literarisch wurde das Unterjungen zu einem Fehlschlag. Kellner besaß nicht die notwendige geistliche Härte: Er war ein heilemguter, weicher Schemer, der nannete jedes Jahre hindurch sich allen Wünschen seiner Berater hingie. Nur in einer Beziehung wurde ihm der Aufstieg zum Glück: Sein Reichthum wuchs, und häng er es länger ausgehalten, so wäre er wohl auch wie sein Vorgänger zum Millionär geworden. Am 31. Oktober 1850 lag er sich vom Theater zurück und lebte nach Prag über in eine kleine, behagliche Villa, die er sich am Fuße des Schloßberges erworben hatte. Dann mit man leide die Bühne noch übermäßig, so daß er Gastspiele seiner Freunde annehmen: doch das Alter war ihm unerbittlich auf den Fersen. Er selbst fühlte den nahen Tod, der ihn nach kurzer Lebenszeit am 25. Mai 1851 von der Erde abrief. Jahrzehnte später Wiener geben ihm, dem großen Mann, das letzte Geleit. Die Nachwelt aber hat ihm den Lecher gewonnen, den er als Künstler verdient und den ihm eine künstliche Presse zu Lebzeiten oft verweigert hatte.

Blaise Pascal / Gedanken

Von J. G. Porzig

Genaß wie für alle Völker, nachdem sie mit ihrem Ruhm und Glanz die Welt erfüllt haben, eine Zeit des Stillstandes und der Verschöpfung, wenn nicht des vollkommenen Untergangs, herandrücke, gibt es auch in der Geschichte des menschlichen Geistes nicht ein fortwährendes Aufwärts, sondern, wie in allen Dingen, ein ewiges Auf und Nieder, Ebbe und Flut, Werden und Vergehen, Fortschritt und Stillstand. Künstlerisch und wissenschaftlich folgen gleichfalls auf Epochen großen Aufschwungs wieder Rückschläge und Lähmungen. Dem Karneval folgt der Aschermittwoch.

Betrachtet man die Geschichte der Philosophie vom kulturnegativen Standpunkt aus, so

bemerkt man, daß auch die Zeiten der führenden Köpfe die gleichen wellenartigen Kurven aufzeigen. Schließlich sind selbst die bedeutendsten Philosophen ebenfalls nur Menschen und unterliegen dem Einflüssen ihrer Zeit, deren Einwirkungen sie irgendwie widerstrebten.

Aber selbst Religionen, die am festesten in den Seelen und ihren vergangensten Traditionen wurzeln, sind Wandlungen unterworfen. Jeder Kult findet einmal seinen letzten Priester.

Gegen den französischen Philosophen Descartes (1596—1650), der den Zweifel an allen Dingen zur Voraussetzung jeglichen philosophischen Denkens gemacht hat, räumte doch auch der Metaphysik ihr volles Recht ein.

Das Volk, dessen Angehöriger er war, lebte in den Tag hinein, wandelte zwischen Theater und Kirche, zwischen Schlossjäger und Beichtstuhl hin und her. Es suchte schwärmerische Melancholien, schwermütige Leidungen, verschwommene Consensum, Erregungen des Gemüts. Die Nerven hatten das Gleichgewicht verloren. In der Kunst herrschte das Barock. Die gefühlseligen Malerei wandte sich solchen Verwüsten zu, die dem Pinsel die ästhetischen Überreizungen gestatteten: Sterbende Märtyrer, Leichname, Schändereien und Züflern. Die Bilder zigten mit Verliebe, wie verzweifelt man, erstickend, erhängt, erstickt und verbrannt. Die Kunst sollte erschauern, die Herzen sollten erbeben.

Wie die Maler und Bildner nicht auf das Auge, sondern auf die Tatemwelt wichen, so wichen die Musiker nicht das Ohr ergötzen, sondern die Empfindsamkeit erwecken. Sie komponierten richtige Zimmer-Arien, in denen die Gesänge die Partien der höchsten Magdalenen und der von Psalmen durchbohrten Sebastianen mimmerten. Es war eine trübselige Zeit.



René Descartes (1596-1650)
nachdem von Jussieu zur Veranschaulichung philosophischen Denkens.
Das ihm Namen der höchste Kopf: Ich denke, also bin ich.

Dazu kam auch der Kampf zwischen Jesuiten und „Jansenisten“), der in Frankreich unter der Herrschaft Louis XIV. den ganzen Hof von Versailles, die höchsten Würtenen ebenso wie die Minister und Könige, Politiker wie Soldaten, Namen sowohl wie geistlicher Welt in die stärkste Erregung versetzt hatte.

Dann natürlich, daß dieser allgemeinen Zersäuerung selbst ein so starker Geist wie Pascal erlag. Anfangs völlig Desorientiert, ließ er sich unterwerfen, zeigte er später stark in einer rein religiösen Weltanschauung und blieb bibl. und wundergläubig.

Blaise Pascal ist am 19. Juni 1623 in Clermont in der Auvergne geboren und kam als achtjähriger Knabe mit seinem Vater, einem niedrigen Notar, nach Paris. Er widmete sich hier durch Selbstunterricht anfangs ausschließlich und mit jedem Erfolge der Mathematik, daß er schon in seinem zehnten Jahr ein selbstständiges System aufstellte, das sogar Galilei übertrumpfen hätte. Ein Wunderkind also, dessen Begabung sichtbar vom Vater verehrt war. Zwölftes Jahr alt, schrieb Blaise sein berühmtes Buch über die Kegelschnitte. Danach beschäftigten ihn vorwiegend physikalische und philosophische Probleme. Bis zum einundzwanzigsten Jahr setzte er indessen seine mathematischen Studien fort, und aus dieser Zeit stammen seine zahlreichen Entdeckungen und Untersuchungen auf dem Gebiet der Physik und Mathematik.

Am 23. November 1654 war er mit seinem Wagnersmann ausgefahren; an der Brücke von Neuilly stiegen die Reiterpferde und stürzten in die Seine. Dadurch rissen die Stränge, und die Hinterperde mit dem Wagen blieben ruhig stehen. Dieses Ereignis machte einen so starken Eindruck auf den ruhenden Pascal, daß er hochschloß von demselben Stande an mit seinem bisherigen Leben vollständig brach. Dann das Leben, das er bis dahin geführt hatte, war keineswegs das eines Tolligen oder Weisen. Die jüngsten Fortschritte haben nämlich an den Tag gebracht, daß er beständig war, machtlos und beschränkt. Eine ewige Unvollständigkeit beherrschte seine Jugend. Aus Selbstgehorch suchte er seine beiden Schwächen mit ihr über-

lügen Erde zu bringen. Er war vollständig dem Trübel des irdischen Lebens ergeben und verbrauchte für seine jüdischen Gewissensheute nicht mehr Geld, als er zur Verfügung hatte. Er hatte ein enges Verhältnis mit Schwestern, der Schwester seines Vaters und Freundin Herzog Anneau. Aber als er seine Schwäche beenden wollte, nachdem sie ihn ein Kind gezeugt hatte, widersetzte sich die Familie dieser Ehe. Pascal war ihnen zu strengsichtig, zu desig, zu unüberwindlich. Er hatte sich der schwarzen Magie ergeben. Jetzt schrieb er sein berühmtes Buch „Über die Leidenschaftlichkeit der Liebe“, das sich, ehe man alle diese Einzelheiten aus seinem Leben kannte, kaum in seine Schriften einordnen ließ. Kurz, er führte das Leben eines Ketten, von Gewissen wenig geprügelter Kavaliers, bis zu jenen einschneidenden Ereignissen des 23. November 1654. Jetzt warf er das „stille und müde Leben der Welt“ hinter sich und betätigte sich fortan in außerordentlich strenger ausschließlich religiöser Philosophie, um die Freigeisterei seiner Zeit aufs bitterste zu bekämpfen. Seine berühmten „Provinsialen“, die mehr als 60 Auflagen erreichten, spielten diesen Kampf deutlich wider. Er wurde ein leidenschaftlicher Vertreter des Offenbarungsglaubens und bekämpfte die Jesuiten bis zu seinem Tode, der am 19. August 1662 in Paris erfolgte.

Er mußte die Jesuiten bekämpfen, die immer behauptet hatten, daß der Mensch volle Willensfreiheit habe und infolgedessen für die Befolgung seines Lebens voll verantwortlich sei. Es sagte Pascal, der bisher fast ein Willkürsleben geführt hatte, noch besser, an die Befreiheit des Willens zu glauben und sich zur Anerkennung der Jansenisten zu bekennen, daß das ganze Leben des Menschen vorbestimmt sei. Es war so bequem, die eigene Unvollständigkeit mit Charakterlosigkeit auf eine äußerliche Macht abzumalen. War man ein Willkür, so war das eben schicksalhafte Bestimmung, man mußte den vorgeschriebenen Weg gehen und führte der durch Gnade und Schmerz, so war das eben der Wille Gottes.

Man muß in Pascal immer den Märtyrer und den Religionsphilosophen unterscheiden. Er hat sich noch eigenen Bekunden lange mit dem Studium der reinen Wissenschaften beschäftigt, ehe er sich dem Studium

¹⁾ Bedingung eines strengen Prädestinationsglaubens in der katholischen Kirche. Bedingung der physischen Unveränderlichkeit.

des Menschen zugewendet hat. Als die Wissenschaft sich selbst gibt, ihm aber die Mathe-
matik. Sie ist ihm das Vorbild aller Wissen-
schaften: Was die Geometrie übersteigt, über-
steigt auch die Vernunft. Aber in der Mathe-
matik vermag er sich dennoch nicht anzulehen,
denn er hat nicht nur einen außerordentlichen
Verstand, sondern auch ein glühendes, leben-
dusfähiges Herz. Das Rätsel des Menschen
läßt ihn nicht ruhen; er sucht die Lösung bei
Epikur und Montaigne, die ihn nicht befriedi-
gen, bei den übrigen Philosophen, die ihm nicht
genügen, und er findet sie endlich im jenseitigen
Christentum. So treibt ihn das Eudaimon
des Menschen langsam zum Eudaimon der
Religion. Der Plan, die Atheisten zu wider-
legen, reist man ganz fehlerhaft und ge-
heimlich in ihm aus, und er kommt nunmehr
mit gewöhnlicher Einsichtigkeit seine eignen und
fremde Gedanken über die Religion. Das soll
ein wirklich einziger Gedankenstrom werden, in
den er alle Ungläubigen hineinlocken und
dann zu beleben versuchen wird. Die kranken-
den Angeln seines Herzens werden schon ihre
göttliche Wirkung haben.

Dies ist das Geheimnis, und zwar das immer
noch nicht aufgekündete Geheimnis der Pascal-
schen Größe. Er veranlagte in sich ein unermess-
lich mathematisches Genie und eine tiefe unan-
schauliche Religiosität. Aber ist dies Wunder,
daß Verstand und Herz — diese zwei feine-
lichen Brüder — völlig harmonisch neben-
einander leben, im Grunde wirklich so befreit-
dend? Ist es auch dann noch ein Wunder, wenn
Pascal, wie die alten Griechen, von der christlichen
Wirkung der Mathematik spricht?

Die Lösung der Widersprüche im Menschen
hat Pascal im Dogma vom Eudaimon, von
der Erbsünde und Gnade gefunden. Daraus
folgerte er weiter: Als wir krank wurden, hat
uns die eingeborene Liebe zu Gott verlassen und
die Liebe zu uns selbst erfüllt uns und über-
schreit bald die Grenzen. So kam und Welt-
sucht machten uns krank. Unser Natur ist ver-
dorben, aber ihr guter Kern ist noch vorhanden.
Wir sind voller Zwiespältigkeit. Die dem
Menschen gestellten Aufgaben sind erhaben,
zu unbegreiflich groß; aber die Handlungen des
Menschen sind niedrig und verwerflich. Seine
Bestimmung ist göttlich; aber in Wirklichkeit
ist er verabschämungswert. Seine Philosophie

und seine Religion hat den Menschen seine
Größe und seine Niedrigkeit je kennen gelehrt,
wie das Christentum. Es zeigt ihm seine Klein-
igkeit und weist ihm zugleich den Weg, Gott
nachzuweisen, um ihm ähnlich zu werden. Es
lehrt ihn demüthig die Welt verlassen und sich
selbst hinstrecken; denn wer Gott liebt, muß
sich selbst verachten. Die seitliche Besserung ist
eine göttliche Begegnung; das Verloren des
Menschen kann nur darin bestehen, daß er
seinen Willen auf Gott richtet und der Besse-
rung sich nicht widersetzt. Gott wendet das
Herz, indem er es mit himmlischer Gütigkeit
erfüllt, und ihm die Einsicht überst, daß göttliche
Lust größer ist als fleischliche. Gott stellt ihm
einen Hehl ein gegen die Reize der Sünde.
Zugabe ist, wer seine göttliche Lust in Gott
oder im ewigen Guten findet. Folglich ist Ein-
lichkeit eine Gnade der Einsicht und nicht
des Denkens, und Gott selbst hat seinen Sitz
im Herzen und nicht in der Vernunft. Es ist
ein Instinkt der Natur, ein Gefühl, ein Glaube,
von der Wahrheit der unbewiesenen Dinge
überzeugt zu sein.

Alles Menschliche erscheint Pascal im
Vergleich zur göttlichen Gnade gering. Das
Glückseligkeitsinteresse leitet ihn jetzt. Die Wis-
senschaft weist ihm etwas heiliglich Fernes.
Der menschliche Fortschritt ist es, durch den
sich die Vernunft vor den Wirkungen der
Natur und den göttlichen Instinkten auszeich-
net. Die Menschen haben nichts hingekommen; je
besser ihre Zellen, heute je wie vor fünfzehnhundert
Jahren; die Wissenschaft aber ist in unabhän-
giger Fortentwicklung begriffen. Dies befriedigt
uns zwar nicht, denn die Wissenschaft sagt uns
nichts über das Unendliche und nichts über das
Ganze, ohne dessen Verständnis auch die Zelle
unverständlich bleiben. Die Wissenschaft hängt
uns hart ihrer freien Fortentwicklung nur be-
für, daß wir für die Unendlichkeit bestimmt sind.
Denn wirkliches Wissen ist dem Menschen je
aus metaphysischen Gründen doch unmöglich;
es ist ihm eine Grenze gesetzt. . . . Was man
im besten Falle erlangen kann, ist Unwissenheit;
was man im besten Falle erkennen kann, ist die
menschliche Kleinigkeit. Und diese vermag nur
der Glaube zu beugen; ganz falschlich also: Der
Glaube allein verrichtet Wunder. Aber der
Glaube ist nicht etwas, das man sich erwerben
kann, wie Kenntnisse, Vermögen, Bestimmung.

Der Glaube ist ein Geschenk Gottes, eine Erleuchtung, mit der uns der Erwählte begnadet wird.

Es wird in Pascals Jüngstenleben der Glaube wirklich eine über Mathematik und Verstand triumphierende Macht.

Dies religiöse, aber psychisch, das er hinsichtlich der Verurteilung Gallies das berühmte Wort ausgesprochen, daß die Erde, wenn sie sich wirklich drehe, durch seinen Erlass daran verhindert werde; so drehe sich dann mit allem Menschen, gleichgültig, ob sie es glauben oder nicht. Er glaube an die Unendlichkeit des Weltalls und möge diesen Gedanken in seiner religiösen Propaganda aus, um der Seele durch das Gefühl, daß sie verschwindend klein ist, Schwindel zu veranlassen. In der Auffassung von Gott und Natur völlig Anhänger von Descartes, ist er doch in Bezug auf das Gefühl durch uns durch Mystiker. Was ist denn der Mensch als materielles Wesen im Vergleich mit der ungetrübten Masse des Universums? Ein Schiffsbaum, das denkt. Aber über der natürlichen Welt der Materie und des Geistes steht die übernatürliche Welt der Liebe. In ihr erkennbar sich dem Menschen das höchste göttliche Wesen ganz unmittelbar. Religion ist Erfahrung Gottes kraft des Verjuns. Der philosophische Zweifel führt höchstens zu einem abstrakten Gott, nämlich zum Gott der Wahrheit, niemals aber zum Gott der Liebe, dem einzigen und wahren Gott. Spinoza lehnte: Durch die Erkenntnis Gottes führt der Weg zur Liebe Gottes. Pascal dagegen: Man kann Gott nicht mit der Vernunft begreifen, sondern nur mit dem Herzen empfinden. Keine Forschung vermag dem Herzen die Gottesfülle zu spenden.

Frage man, was ihn in so tiefen Drang Gott angereizte, so sieht man bei ihm als letzte Ursache auf dem Zwißel der Zweifel und des Dargenüßlichen, die beständig im Kampfe liegen. Die sehr ekstatische Angst, in einem Universum, das ohne Grenzen und ohne Beschäftigkeit ist, und von dem die Erkenntnis keine befriedigende Ergebnisse erreichen kann, läßt ihn den einzigen Halt in Gott suchen und finden. Denn der Mensch findet diesen Halt ja nicht. Welche Prinzipien



Blaise Pascal (1623–1662)
verwirklichte einen kleinen, frühigen Kontakt mit tiefen
Religionen

der Erkenntnis will man auf ihn gründen? Die menschliche Natur wechselt fortwährend aber wird von der Bewusstheit beherrscht. Raslosigkeit oder Gleichheit treiben ihn vorwärts, wenn er nicht nach alten Bräuden stumpfsinnig beharrt. Gegensätze und Widersprüche gemühen ihn, Zweifel und Unsicherheit reizen ihn auf. „Er soll der oberste Richter sein und ist doch nur ein verächtlicher Wurm; er soll der Träger der Wahrheit sein und ist eine Kacke der Unwissenheit und des Irrtums; er ist der Hüter des Weltalls und zugleich dessen Schande.“ Es gibt nur einen einzigen Rettungsweg: Die heilige Offenbarung.

Das Werk, in dem Pascal die Wege zeigen wollte, die zu diesem Ziele führen, und das er als „Philosophie des Christentums“ zu bezeichnen gedachte, blieb Fragment. Aber die Bruchstücke hierzu, die „Pensées“, sind uns erhalten.

Pascal trägt sich in diesen „Gedanken“ — seinem Hauptwerk — als ein unüberwundener Kämpfer der menschlichen Natur, deren Tiefen er ausleuchtet hat. Von dichterischer Kraft erfüllt, trägt er jenseits an Dante heran und

grüßelt gleich Hamlet über dem Geheimnis alles Seins.

Was ist der Mensch in der Unendlichkeit? Wer kann es begreifen! Aber um den Menschen da anzuhaften, dieses erstaunliche Wesen zu zeigen, zerlegt er in den kleinsten Dingen, die er findet. Eine Willebe- z. B. bietet ihm in der Bewegtheit ihres Körpers Teile, die noch unendlich viel weniger sind. Nichte, in diesen kleinen Atomen, in diesen kleinen Teilen, alle seine Eigenschaften, und das letzte Teilchen eines Körperlichen Teilchens sei jenseitig unserer Betrachtung. Wende er, was er nun betrachtet, sei schon die letzte Bewegtheit der Natur? Ich werde ihn noch in tieferer Abgründe tiefen lassen. Ich will ihn nicht nur das sichtbare Universum, sondern alles, was er von der Unendlichkeit der Natur erfassen kann, in dem Unheile dieses unerschöpflichen Atoms annehmen. Denn dieses Atom hat wiederum eine Unendlichkeit von Teilen, denn jede der Finestheiten, ihre Pflanzen und ihre Erde hat in denselben Verhältnis wie die sichtbare Welt. Auf dieser Erde gibt es wieder Tiere, Insekten und Milben, an denen er wieder denselben Beobachtungen macht, wie an den ersten Milben, und an diesen anderen findet er wieder dieselbe Teilbarkeit der Dinge, ohne Ende. Wer sich in diesen Wandern verliert, erfährt aber die Kleinheit der Dinge ebenso, wie andere aber die Größe der Dinge erkannt hat. Denn wer wird es denn nicht bemerken, daß unser Körper, der im Verhältnis zur Welt ein unbewusstes Nichte ist, ebenso wie unser Welt gegenüber dem Universum ein Nichte ist, von anderen Gesichtspunkt betrachtet, bald ein König ist, eine Welt, ja sogar ein Universum gegenüber jener äußersten Bewegtheit, die man nicht mehr erkennen kann? Wer sich so betrachtet, wird ohne Zweifel entdecken, sich verlieren den tiefen Abgründen der Unendlichkeit und des Nichts zu befinden und er wird in der Erkenntnis dieses Wanders ergriffen. Ich glaube, seine Angster wird sich in Bewunderung wandeln und er wird genötigt sein das Wunder hervorzuheben zu bemerken als er anwesend zu erscheinen. Denn was ist schließlich der Mensch in der Natur? Ein Nichte gegenüber der Unendlichkeit, ein Unendliches gegenüber dem Nichts, ein Mittelstück zwischen dem Nichts und der Unendlichkeit. Von beiden Extremen ist er unendlich weit entfernt, und sein Dasein ist genau so weit vom Nichts entfernt, als dem er herangezogen, wie vom Unendlichen, in dem er verliert ist."

Diese „Gedanken“ finden den Ruhen Gottes und die Verachtung jeglicher Herrschaft.

Das Interesse, von dem Pascal in den „Gedanken“ geleitet wird, ist dann auch ausschließlich ein religiöses und kein philosophisches. Er

ist gläubig von Geburt, Erziehung und geheimen Instinkte des Herzens; gläubig ohne Unterbrechung, wenn auch nicht ohne Zittern.

Hätte er in den ersten Jahrhunderten des Christentums gelebt, sein Fanatismus hätte ihn als Christen in die Wüste geführt; er hätte in fremden Zungen geredet und wäre dem erschreckten Volk als ein Weissager oder als ein ekstatischer Heiliger erschienen. Aber ebenso hätte ihn, wenn er im Jahrhundert der Aufklärung erschienen wäre, sein scharfer Geist, sein Eifer, seine vernünftende Logik vielleicht in die Reihe der aufstrebenden Revolutionäre neben Rousseau gestellt, denn er übertrug viele Gedanken vorweggenommen. Das sechzehnte Jahrhundert bot ihm aber ein wenigstens Spielraum. Er versank dieser freie und stolze Geist immer tiefer und tiefer in die anstößige krankhafte Stimmung, die ihn dazu brachte, gegen sich selbst zu wüten und sich selbst zu zerbrechen, wie alle energiegelassen Männer, denen der Boden zu einer großen Tätigkeit fehlt.

Nie hätte meiner, Pascals Stande sehr auf scharfsinnige Weise einem dauernden Selbstmorde der Vernunft ähnlich, einer jähren, langjährigen, verzweifeltsten Vernunft, die nicht mit einem Ziele zusammenhängt; aber Nie hätte überlebt, aus welchem Grundes Männer wie Pascal die Vernunft verschlagen. Weil die Vernunft niemals das tiefe metaphysische Bedürfnis des Menschen befriedigen kann, und weil sie ja doch nicht zu den letzten Gründen der Erkenntnis führt, verachtet Pascal sie vollkommen.

Pascal, ein Anatom des menschlichen Herzens wie La Rochefoucauld, jähren erschüttert und mitleidig die Verderbtheit des Menschen, und hofft in atemberaubender Erwartung auf die Stunde, wo der Mensch sich kauft des Heiligen Geistes ermannen wird.

Welchen Wert hat denn alle wissenschaftliche Erkenntnis für das persönliche Leben? Wer sich in leidenschaftlich in die Wissenschaften vertieft, verliert sich als Mensch, verliert das Gedächtnis, Heiligkeit und Größe, was der Mensch zu werden vermag: Die Liebe.

Und das Ergebnis aller Studien? „Die ganze Philosophie ist nicht die Mühe einer Stunde wert!"

Zuschauer in jeder Verurteilung, in jeder Hoffnungssetzung gescheitert. Es mag sein, die gesellschaftliche Traß liegen. Eines aber bleibt immer allen menschlichen Schwächen zur Heilung bestehen: Der heutzutage erste Feind des echten Karikaturisten, dessen handhabter Heißel eine gefährliche Waffe im Kampf gegen das Heßle und Unmögliche ist.

W. Gurlitt

Von 1833 bis 1933

über:

Was bleibt von der Literatur?

Was nun die große Menge Bücher betrifft, die alljährlich von hoffnungsreichen Verfassern geschrieben und von mehr oder weniger gesellschaftlichen Verlegern herausgegeben werden, mag man sich wohl fragen: Was wird in hundert Jahren davon noch übrig sein?

Es ist schwer zu prophesieren; aber sicherlich ist es, einem schmerzlichen, was aus den Büchern geworden ist, die aus hundert Jahren existieren (sich halten) wie aus heute nur ein Werk, die auch in den Literaturgeschichten vergraben sind, dem Publikum, Kritik und Zeit haben eine Stunde zugewonnen, je daß wir uns schon gar nicht um die Bücher zu kümmern brauchen, die 1833 mehr oder weniger Hochschüler waren.

Das größte literarische Ereignis des Jahres 1833 war das Erscheinen des 2. Teiles von Goethes „Faust“. Er war im Sommer 1833 vollständig erschienen, aber erst nach Goethes Tode brachte Cotta ihn für 14 Taler heraus. Der erste Teil war 1808 und in neuer Ausgabe 1850 ebenfalls für 14 Taler bei Cotta erschienen, je daß man aus den ganzen „Faust“ für 28 Taler erhalten konnte.

Darüber brachte Wilhelm Schöcher es bei Cotta zu einer 6. Auflage, die 1899 sogar zu einer 13. (Zumeist ein gewaltiger Erfolg). Das Faksimile erschien 1893 das Buch „Die Bräut“, von Hellmuth die romantische Oper „Mithras“, die sich trotz der Kritik von Heinrich Heine auf die Dauer nicht behaupten hat. Auch Graf Dumas hatte mit seinem geschichtlichen Drama: „Die Ego von Cambray“ nicht viel Glück.

Erfolg an der Arbeit war das „Junge Deutschland“, dessen Name erst im nächsten Jahr in die Öffentlichkeit kam. Seine Bedeutung in jenem Jahre war: „Der Geschichte der neuen (alten) Literatur in Deutschland“ als Werk, das er veröffentlichte bei Heidehoff & Compagnie in Paris herausgab. Von Goethen erschien bei Cotta der Roman „Mithras“ (Mithras, Geschichte eines Gottes), der ungeheure Aufsehen erregte, und Heinrich Heine veröffentlichte außer „Politischer Briefen“ noch „Das junge Europa“, das er eine Novelle nannte, obwohl die erste Mitteilung allein zwei Bände umfaßte, aber erst 1837 mit der 2. und 3. Abteilung in drei weiteren Bänden zum Abschluß kam.

Von den deutschen Neuklassikern des Jahres 1833



Ein Mann, der, wie man, in der Welt
sich nicht zu Hause findet.

Die beiden sind, meine Herren, und
Carolina steht vor den Toren Roms!

hat sich also nur Goethes „Faust“ als lebensfähig erwiesen. Allerdings steht Prof. Dumas über der Jahren, er habe es leicht aufgegeben, Studenten bei der Leistung über den 2. Teil etwas zu fragen...

In der französischen Literatur war die Blütezeit der Romane. Von Victor Hugo erschienen die Dramen „L'œuvre Bourgeoise“ und „Marie Tudor“, von Alexandre Dumas „Angèle“, aber diese Werke haben nur noch literaturgeschichtliches Wert, während die Reisebeschreibungen, die Dumas unter dem Titel „Impressions de voyage“ 1833 veröffentlichte, heute noch gelesen werden. George Sand „Lélia“ ist zwar früher etwas verächtlich gehalten, von dem gerade in diesem Jahr eine Wieder- und eine Neuauflage, wird immer noch gelesen.

Nach den französischen Romanen erschien auf dem deutschen Buchmarkt von Ausländern noch Christoph von Schlegel's Übersetzung wurde damals mit dem 2. Teil abgeschlossen. Aber den größten Erfolg hatte Walter Scott, dessen Roman bei Cotta in Stuttgart 174 Bänden erschien.

Aus der italienischen Literatur erschienen die Neuheit die Übersetzung von Silvio Pellico Romanenwerk „Meine Gefangenenschaft“.

Das Jahr 1833 war also durchaus nicht unfruchtbar, und wir wollen hoffen, daß von den Werken des Jahres 1833 noch hundert Jahren noch ebenfalls vorhanden sein wird wie jetzt von 1833!

E. R.



Nach der erfolgreichen Aufführung des Schauspielers „Karl IX. von Frankreich“ von Georg Schindler am Landestheater in Stuttgart (Schauspieler: Adolf Dörfling): Königin-Mutter Katharina von Medici (Hr. Dörfling) zwischen Heinrich Seligman (Hr. Dörfling) und König Karl IX. (Hr. Dörfling). Phot. Dörfling

Die Schreckensnacht von Paris

Ein dramatischer Stoff, der zur Befriedigung immer wieder reizt, ist das rührselige Geschick, das schließlich zu der berühmten „Verurteilung“ am 24. August 1793 mündete. In diesem Schauspiel „Karl IX. von Frankreich“ gibt Georg Schindler ein sehr gelungenes geschichtliches Bild einer unheimlichen Religionskämpfe zwischen Protestanten und Katholiken im Frankreich des 16. Jahrhunderts. Im Mittelpunkt des dramatischen Verlaufs steht eine furchtbare, willkürliche und grausame Mordnacht der katholischen Königin Karl IX. Die geistlichen Mächte gegen ihn hin und her, die er von Zeit zu Zeit durch einen gewissen Ausbruch seiner furchtbaren Seele sich selbst schafft. Der unheimliche Anlauf der religiösen Verurteilung ist die Furcht des kaiserlichen Reiches Heinrich von Navarra mit der katholischen Tochter der Königin-Mutter Katharina von Medici. Im französischen Hof sehen sich die beiden religiösen Mächte (Katholiken) sehr gegenüber. Karl IX. hat gerade erst die von dem Kaiserlichen Reich, der als wichtiger Feind bereit ist den das Wohl des Kaiserreiches über alles geht. Endendlich tritt in Schindlers Schauspiel

der Staatsminister des Kaiserlichen Reiches, Coligny, der Protestant, nach der Einigung der katholischen Regierung zu geschicktem, furchtbarem Anlauf gegen den kaiserlichen Reich. Seine große Gegenpartie ist die Königin-Mutter Katharina von Medici. Die Erbfeindschaft des katholischen Reiches erreicht sie mit willkürlichen politischen Mord, der ihre Macht, gelte auch der Verzicht ihrer kaiserlichen Majestät, erfüllt. Der wichtigste Einfluß Seligman auf den König liegt in Katharina von Medici, der geistlichen Mächte mit Gewalt zu beistehen. Aber das Attentat, von ihrem Hofmeister ausgeführt, mündet: Seligman wird von verurteilt. Dann wird Katharina mit der Furcht der Nacht der Verurteilung furcht. In einer Szene von unheimlicher dramatischer Macht gelangt sie Karl IX. die Einigung zur Verurteilung der Verurteilung in Paris ab: „Verurteilt Reize, das geschickte von Adel, die zur Furcht kamen, schlafen in den Mächten von Paris, schlafen, schlafen.“ Karl: „So steht das, daß ihr mir sagt, der König von Frankreich solle alle seine Mächte verurteilen lassen!“

Und so geschickte ist! Die Verurteilung bleibt über

Paul Fechter / Das wartende Land

Von OTTO DODERER

Paul Fechter, der Verfasser des Romans „Das wartende Land“¹⁾, ist in Elbing geboren. Die Hafenstadt Elbing zwischen Paganinbüdung und Hoff ist die größte Stadt in dem heutigen kleinen Regierungsbezirk Westpreußen der Provinz Ostpreußen. Sie liegt dicht an der Grenze des durch den Versailler Vertrag künstlich geschaffenen Freistaates Danzig, und nicht weit davon sind die polnischen Schlagbäume des sogenannten Reichsfeindlandes, der jetzigen Reichs- und jeder Vertriebenen zum Feind den deutschen Völkern durchschneidet und Ostpreußen von dem Mutterland abtrennt. Dort ist das Land des Deutschen Rittertums, der Hanse, das vor Jahrhunderten von Elblingen, die aus dem Westen mit Göttern Deutschlands kamen, der Wälsche anrissen wurde. Es ist alles Schicksalsland. Es ist das „wartende Land“, das als ein Gefilde der Sehnsucht hinter dem schönen Buch vom Paul Fechter ausgebreitet ist.

Wie im Reich hatten uns allen wenig am jüdischen „Altland“ gekümmert, von dem vor sechshundert Jahren die Ritter und Bauern jungen, als sie berufen ausgingen. Seine Schönheit schmückte nicht wie die der Länder am Rhein

und an der Donau, an der Mosel, dem Main und Neckar mit ihren Bergen, Burgen, Dörfern und Klöstern. Es ist ohne Romanität, ein hartes Stück Natur mit weidenbüumigen Ebenen, kleinen Seen und der Kälte des Meeres. Aber die Gebäude dort oben sind in ihren Bauwerken des Barock, der Renaissance und Gotik so gut deutsch wie ein altes Reichstädtchen am Bodensee oder am Niederrhein, und ebenso deutsch ist das Bürgerium wie in den Städten des Südens.

Der Vater von Ludwig Drees, dem Helden in Fechtens Buch, spricht vom „reinen Winkel“ oder vom „verlorenen Winkel“, wenn er seine Heimat meint. Nachher er es möglich machen kann, verläßt er sie mit seiner Familie. Er war in seiner Jugend draußen herumgekommen, war am Rhein, in den Alpen. „Er steht hier oben heimisch; sein Zuhause war das alte Land der Vertriebenen im Westen.“ Aber er ist ein Elbinger. Ein



Fechter

Phot. Neß, Berlin

Landvertriebenen dagegen schmeckt den Kopf auf die verwunderte Frage: „Du müßtest nicht weg?“ und antwortet mit schlichter Selbstverständlichkeit: „Ja, Hause sein — das kann man doch ließ hier.“ Ganz jenseits ist in dieser Weise die Kernfrage angereuert. Es ist kein geringes Verdienst Fechtens, daß er ohne jedes biß aufgetragene Vermeidlich seine Heimat und

¹⁾ Veröffentlicht bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart.

ihrer Bedrohung unserem Herzen nahebringt und uns doch dabei die Augen öffnet für die Aufgaben, die ihr gestellt sind. Da stehen die Familien, die die Leute vom Land in die Stadt locken. Draußen auf dem Lande fehlt es dann an Arbeitskräften, und die Landwirte müssen sich schmutzige Landarbeitler kommen lassen. Früher konnten die Bauern nicht so leicht das Land verlassen. Die Eisenbahn erst hat ihnen den Zug nach der Stadt, nach Berlin so gefährlich erleichtert.

Und da ist noch etwas anderes. Ein flinker Lehrer spricht davon zu dem Abiturienten Ludwig Drowe, der sich von ihm verabschiedet:

„Leben Sie, Drowe — Sie vor uns, die konnten noch bleiben. Meine Vater, die Tanten, die Großvater und die anderen. Die hatten noch Ruhe und konnten noch ihren und richtig machen, wir's immer gewesen war . . . Wir kriegen die Mische, wir brauchen mehr als bloß das Bier — und Sie brauchen es noch mehr. Die Mischen kriegen sich hier mit dem Würfeln und helfen alles daraus; wir brauchen vielleicht das Genuß. Und Ihre Generation braucht's noch viel mehr. Denn schließlich müssen wir ja wohl noch das Ganze in Besitz nehmen.“

Vielleicht hat auch der Agrarproletar — eine patriarchalische Gestalt, die noch nicht verwest ist als die Beschlechter nach ihm — recht, wenn er sagt:

„Was kaufen will, soll man kaufen lassen. Das steht sich leichter. Ich glaub' manchmal, die richtigen Kauf' für viele Gegen, die werden erst selbst kommen. Die haben nicht das Land noch 'n ganz Abel' meinten müssen. Aber Land kann werden: Land hat mehr Zeit wie die Menschen.“

Sein Urmittel, der Jüngling Ludwig Drowe, ehrt durch die tiefste Wahrheit dieser Worte.

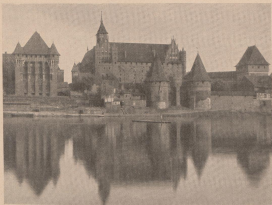
Wir leben ein Leben mit, eine drängende, mit vielerlei Ereignissen erfüllte Jugend. Paul Zechter erzählt seine eigene Kindheit, wenn er auch nicht in der Zeitform, sondern wie von einem Fremden spricht, sich schon hinter dem Namen Ludwig Drowe verbirgt und manches scheinbar geläutert und verurteilende ist, was ihm das Leben planlos in den Schoß geworfen haben mag.

Neben dem Anaben sind die treiflichen Eltern, die Großeltern, der Agrarproletar, diebeige, geistige Handwerkerleute mit ihrem ehelich erschafften Besitz, daneben das biederbürgertum der kleinen Stadt, die Verwandten, die Kameraden. Ein frühes Erlebnis war eine Eichenholzfeier des Kindes mit seinen Eltern nach Königsberg.

Jetzt hatte Ludwig sich an die Mutter geliebt, und die Augen waren ihm gefallen. Zwischen ihm

er waren ihr Brust, zwischen ihm er, wie die Erde schloß, spritzte dankel das Naturreich und Wesen von unten. Auf einmal aber hörte er eine Stimme: „Aufstehen, aufstehen, wie sind da!“ Er sah schon umhertan den Vater mit hochgehobenen Armen Kissen und Kissen heranziehen. Er schloß schlaftrunken sich selbst unter die Arme gefaßt knietheuernd, wie ihn zwei starke Hände in Empfang nahmen; ein großer, fremder Mensch mit weißem Bart und einer blauen Weste schaute sich betrüblich den schlafenden und gab ihm einen schmerzlichen, schlagenen Kuß. Hinterher war Schreien und Lärm und Rufen. Inzwischen hoch oben im Dunkel hing ein großer Schlingbaum. Viele Menschen liefen um schaltend sich. Inzwischen glitzte es laut und gefährlich, und eine große weiße Dampfwaude war zwischen den Menschen. Eine fremde Frau hatte plötzlich neben ihm und lächelte ihm an. Er suchte nach der Mutter, sah sie nicht; auch der Vater war weg. Da fing er furchtsamhalter furchtsam zu krallen an. Das hell. Die Mutter war gleich wieder da; auch der Vater tauchte auf. Die fremde Frau wollte ihn auf den Arm nehmen; aber er wehrte sich heftig, bis der Vater kam und ihn an der Hand nahm. „Er ist nicht“, sagte er; aber Ludwig war gar nicht müde. Er fand es nun schrecklich, all die Menschen, und das Land und das Wasser und den schlagenen Kuß, und doch er nicht so ganz war. Er trat auf einmal furchtsam ganz zu Hause gewesen und hielt den Fingerring des Vaters noch einmal so fest.

Beim Buchstabieren des Kopfes der Elbinger Zeitung und der Schriftzüge seines Namens lernt die Mutter den Anaben lesen. Die Ereignisse einer stillen Kindheit gehen vorüber: Ein paar kleine Erlebnisse im Haus, im Garten, ein Besuch bei den Großeltern in Elbing, der Verkauf der väterlichen Hausse und der Umzug in die neue Wohnung, der Brand des geschicklichen Anabens. Nachher erleben wir eine Überschwemmung nach dem Tode des Vaters der Mutter und der Weidweide, dann einen ersten Auszug mit dem Gefährten in die Umgebung, den Abtritt ins Gymnasium und eine Freundschaft, den ersten Theaterbesuch in einer Vorstellung von „Wilhelm Tell“, Sonntag mit Freundschaft auf dem Bau der Eltern eines Kindes und die erste Freundschaft zu einem Mädchen. Ferienveränderungen führen durch das Land. Früher, aus eigenen inneren Hemmungen entstandenes Liebesleid befüllt den jungen Ludwig. Weitere Jugenderlebnisse bringen auf ihn ein: der Elb nach dem Besuch einer Kammerschule mit einem verstorbenen Vater, das Sterben des Agrarproletars, die Entdeckung von dem Freunde, schließlich das Abitur und der Abschied von der Heimat.



Die Marienberg, das Hauptquartier deutscher Kaiser im Osten
 (Bamberg 1886–1890. Phot. E. Schönbach, Königsberg)

Gleichzeitig sollte ein Stück Zeitgeschichte aus den letzten zwei Jahrhunderten des vorigen Jahrhunderts vor uns ab, eine Zeit, die nach gar nicht weit zurückliegt, aber mit ihrem Petroleumlampen und Pfeifenrauch schon lange vergangen erscheint. Auf der großen Wiese, die Schöden in Elbing hieß, steht Ludwig Drewe zum erstenmal vorunschauen, „einem Berg von unerwändigen schwarzen Eisen“. Er steht dort auch den alten Schöden selber, die Figur eines Großindustriellen aus der guten alten Zeit, der an den Seiten seiner Werkanlagen Locomotiven aufstellen läßt, in denen das benutzende alte Eisen gesammelt wird. Deutschland ist nach tief im Frieden und Aufstieg. Die Industrie trägt mächtig vorwärts, sie bringt nach Wohlstand unter die Leute, unter die Besitzer der Grundstücke, denen sie das Gelände abkauft, unter die Handwerker, die durch sie beschäftigt werden, unter ihre Arbeiter und Angestellten, obwohl die Bauern durch sie von der Spitze weggeworfen werden. Es gibt auch noch keinen Arbeitsmarkt, und die Arbeiterbewegung fängt erst an, eine Rolle zu spielen.

Frieden dem Handwerkermeister und seinen Gesellen besteht auch das alte patriarchalische Verhältnis. In dem Büro des Vaters erbt der Knabe einmal, wie der Vater seine Gesellen anzuweist, wie mit dem Verrat kochen: „Gehung haben wir Mann zu Mann gemacht, so stellt ihr auf einmal Arbeiter sein, und ich soll mich mehr der Meister, ich soll der Arbeitgeber sein?“, worauf die Gesellen beschämt hinansetzen. Wir sehen weiter das erste Aufsteigen moderner technischer Erzeugnisse. Ludwig Drewe sieht zum ersten Male einen Menschen telefonieren. Später hören die Jungen voll Verwunderung von den herrlichen Wägen, den Anfängen der deutschen Telegraphie, und wieder einige Zeit später schon sie voll Erkennen einen D-Bag:

Er war wirklich aus einem Stück, konnte wenn ein Wagen vorüber war, hundert ein paar Seiten, wie bei einem Buchstaben, und dann gleich der nächste Wagen und wieder Seiten und wieder ein Wagen, und das flüchtig und flüchtig und doch sehr viel und war vorher, als sich Ludwig noch mehr über die Technik, daß es wirklich möglich im Wagen eine Buchstabe war, war mehr.

Nach und nach erschließt sich Ludwig die Heimat und wie's ihm zum Besp. Zu erst sieht er sie von einem Turme aus hoch über der Stadt. Dann schaut er von seinem Kammerfenster grünen zwei Büchel auf einem fernem Berg. Nun kommt er der Heimat näher durch einen Auszug auf jenen Berg. Später rückt er an das Wasser vor und wohnt eine Nacht im Hause des Hofmarschallers an der Neugartendamm. Er fährt im Schlimme mit dem Fremde auf dessen väterliches Gut und macht am Sonntag in größerer Gesellschaft eine ausrunder Schlimmpartie durch das Land. Auf einem anderen Auszug kommt er nach der Marienburg, dem Waterschloß des deutschen Hofes. Die stehen vor dem Schloß. „Die hatten es oft von weitem, fern und klein über der kleinen Niederung stehen sehen; sie boten sich mir vorgestellt, daß es so hochiegend und groß und feierlich stünde sein konnte.“ Hier, an diesem Frühlingstag, kam ihm ein gefühltes Wissen um das Eingebundensein in die Mitte der Reichsten, die durch die Vorkommnisse herauszufg bis zu ihm, die durch ihn hindurch und über ihn hinweg weitergehen mußte in fernem Zeiten“. Immer wieder wird nun dieses Gefühl der Verschmelzung mit der Heimat nachgelesen. An einem Sonntag steht er allein neben dem Strome einer silbergrünen Bucht. „Es war, als ob er hier auf einmal auch wie ein Teil dieses Landes, wie ein Baum, wie eine Pflanze stand, herausgewachsen aus den dunkeln Tiefen der Erde unter ihm, die jetzt wieder auftrauf und ihn bis hierher getragen und gehalten hatte.“ Eine mehrstägige Wanderung mit dem Fremde und seinen Schwestern gewinnt ihm die Heimat in noch innigeren Maße. Er sitzt an dem Sonntagmorgen in einem Vogelbock auf dem Ber über der verschlungenen Stadt Tempe, und es geht ihm durch den Sinn:

„Dies alles hier liegt und wartet, wartet, zu sehen, gelebt, die Heimat in Telle gewonnen zu werden. Er hatte plötzlich das Gefühl, als ob dies alles jetzt erst, nach vielen hundert Jahren, aus ihm zum erstenmal erblüht wurde, als ob diese strahlende kleine Welt mit dem klammernden Strom der Ethen Dinge um den Horizont gehäusendvoll geschaffen war, für ihn kaprich, Schauplatz seines Lebens, Hintergrund und Rahmen für das Bild seines Daseins zu werden.“

Und wie stark die Heimat sein Besp. geworden ist, empfindet er, als die Verwandten zum Begräbnis des Hofmarschallers kommen:

„Wie sie alle langsam und feierlich in der Sonne standen und auf dem weiten Platte warteten, bekamen sie für Ludwig auf einmal etwas von einem Heere, das, über das ganze Land zerstreut, dieses große Land für sich und die Ethen besp. hielt. Jeder von ihnen hatte wieder seinen eignen besp. Hosenberg, der nicht hier war, Bernhardt und Kinder und Kinderkinder, und auf einmal wurde ihm klar, was das Wort heißt: Das Land gehört uns.“

Ein Eingelichsfal wird erzählt, aber wie wir mit ihm vertraut werden und mit seiner sehrschweren Liebe zu seiner Heimat, lernen wir sie selber liebzuwinnen. Wie ist ein Stück der Heimat von uns allen. Obwohl sie Gegenstand einer der sehrschweren und dramatischen Fragen der deutschen Politik geworden ist, steht das Buch, das von ihr handelt, außerhalb der Tagesereignisse. Es berührt nur die Dinge des Herzens. Ludwig Deuts hat die Heimat verloren, auch die Heimat in sich selber, weil er in einer Verwirrung der Gefühle nicht gewagt hatte, dem geliebten Wesen, das ihm Inbegriff einer auf dem Boden der Heimat errichteten Zukunft war, noch einmal die Hand zu reichen. Er verläßt das Land mit dem Geliebten, einmal den Rückweg zu ihm zu suchen und zu finden. Denn das Land wartet — auf uns alle.

Es enthält das Buch ein Leben in seiner ganzen Fülle mit seinen vielfältigen Verzweigungen. Es ist ein laies, feines, unmisslich einfaches Buch, ein Heimat- und Unterhaltungsroman, wie auch der „Bräun Lohmisch“ Gottfried Keller eine ist. Paul Becker lebt in Berlin als einer der angesehensten deutschen Kritiker, er hat neben einigen mit fremdsprachigen Jumer erfüllten Romanen literaturgeschichtliche und Kunsthistorische verfaßt und ist Bräunersredakteur an einer großen Zeitung. Aber sein Roman „Das wartende Land“ ist in keiner Weise literarisch aufgeputzt, er ist wie aus sich selbst entstanden, das Leben hat ihn gelehrt. Das wichtigste an dem Buch ist jedoch nicht die Lebensgeschichte, die es erzählt, wichtiger ist die Wissen der großen schmerzigen Landschaft dahinter, die von ihrem eignen Dasein kaum noch erblüht ist, der weiten Ebene mit ihren spärlichen Bergen, mit ihren Wäldern, Gutschäusern, alten deutschen Städten und neuen Dörfern mit dem weiten Laß. Es ist ein Buch der Gebirgs. Das Heimweh nach einer Jugend und dem Lande einer Jugend, dem Land der Väter, der verlorenen Heimat hat es geschrieben.

Diana von Pappenheim und Jenny von Custedt

Memoiren um die Titanen

Erlebtes mit Goethe und den Bonapartes Von W. Recken

Als Eile Braun im Jahre 1908 ihr wundervolles Memoirenbuch „Im Schatten der Titanen“ herausgab, wurde die Persönlichkeit Jenny von Custeds ganz erkenntlich der Vergessenheit entrissen und unsere Kenntnis der Napoleon- und Goethezeit um manche himmlische Tage bereichert. Diese Erinnerungen, in deren Mittelpunkt eine ansehnliche, geist- und gemüthvolle Frau steht, konnten sich im wesentlichen nur auf wenigen knaustrocknen schriftlichen Überlieferungen und mündlichen Erzählungen auf, die Jenny von Custed ihrer Enkelin sehr noch bei Lebzeiten mitgeteilt, eils durch lehnwillige Verfälschung vermindert hatte. Man das unvollständige Material zu ordnen und zu einer

jederaufwendigen Erzählung zu formen, hatte Eile Brauns eie Lustsucht in ihrer starken künstlerischen Gestaltungskraft sehen müssen, mit der sie die zahlreichen Lücken und Ungenauigkeiten überbrückte, die die ihr überkommenen Papiere aufwiesen. Wie nicht anders zu erwarten, streifen hier Dichtung und Wahrheit zusammen, und es war dem unbefangenen Leser eie schwer, zu unterscheiden, wo die Luft am Fabulieren die geschichtliche Wahrheit verflüchtigt und verflüchtigt hatte. Das galt besonders für die Beschreibung der Mutter Jennys, deren man eine Prädikate nicht ganz Streichung tat und über deren Lebensgeschichte man aus übertriebenen Zeitgesprächen den Mantel der Vergessenheit hob. „Die Geliebte Ferdinands wurde als ein je zweifellos Blut in der Familiengeschichte betrachtet, daß man versuchte, ihn je sehr als möglich zu verdrängen“, schreibt Eile Braun. „Der letzte Brief an ihre Tochter ist das einzige persönliche Zeichen ihres Daseins, das wir erhalten blieb. Was sonst noch vorhanden sein mag, schließt wahrscheinlich unter dem strengen Schutze der Prädikate in Kammern und Familienarchiven den Schlaf des Todes.“

Diese Papiere, die Jennys Sohn, Otto von Custed, geriet hatte und die Eile Braun, der Tochter des Generals von Rastbach, die durch ihre Ehe mit dem Sozialistenführer Dr. Heinrich Braun die Beziehungen zu ihren konjunktiven Familiengliederungen abgebrochen hatte, ungenügend liehen, treten nun, sechzehn Jahre nach Eiles Tod, vor die Öffentlichkeit und geben uns willkommenen Gelegenheit, die bisher bekanntheitenden Überlieferungen abzurufen, zu erweitern und zu berichtigen¹⁾. Denn, wie die



Diana von Pappenheim
Nach einem Gemälde von Wilhelm Schütz
(1845—1891)

¹⁾ Diana von Pappenheim und Jenny von Custed, Memoiren um die Titanen, Berlin und Gotha auf dem Buchmarkt im Verlage der Buchhändler, Buchhändler, Buchhändler und eingetragene von August Schöner, 2 Bände, Carl Schöner Verlag, Dresden. Hier Eile Brauns sehr auch Berlin 1908, Seite 184.



Johanna Schopenhauer
 der Tochter Napoleons, die heute zum König von Neapel
 rechnet
 Nach einer zeitgenössischen Zeichnung

Jünglings Napoleon und Goethes Angst nicht mehr leben, nimmt niemand mehr Anstoß an dem „Schlichter“ einer jungen, heißblütigen Frau, die an einem frühzeitig dem Tode verfallenen Vatter gesesselt, dem Liebespaar des galanten, verführerischen Bruders des großen Kaisers erlag und durch ihn zur Ueberlebenden wurde. Für uns wird diese Diana von Pappenheim, die dem elysisch-französischen Oeuvregescheh der Wälder von Freundstein entstammte — ihr Bruder hat als Adjutant Napoleons die Feldzüge der ersten Armee mitgemacht und ist als französischer General gestorben — zu einer überaus ansehnlichen geschäftlichen Persönlichkeit, vor deren der spießhässlichen Welt so anstößigen Lebenswandel jede Kritik verstummt, wenn wir hören, daß die Geliebte des kaiserlichen Neapelkönigs der Freundchaft eines Goethe für würdig befunden wurde, und der Olympia ihr von einem Bonaparte angelegenes Kind auf dem Arme geschenkt hat. An-

gestrichen solcher Tatsachen wird es niemand mehr wagen, einen Stein auf das Antlitz dieser eigenartig-sensitiven Frau zu werfen, die ein interessantes Bindeglied zwischen deutschem und französischem Wesen darstellt und in deren Nachkommen sich der Stamm des Weltverlebens mit germanischem Blut vermehrt und fertiggestellt hat. Und wo noch engherzige Bedenken vorlagen, müssen sie verschwinden, sobald wir uns in ihr Tagebuch vertiefen und die Gedanken und Wänselungen auf uns wirken lassen, die sie diesen vergifteten Mätern anvertraut hat, durch die sie eine Delinquentin und Verurtheilten Oesterlicher Gedanken geworden ist.

Die ersten Entwürfe, die Diana aufzeichnet, reichen bis 1797, im Geburtsjahr des Kaisers Wilhelm I., gerät, dessen Gemahlin, die Weimarer Prinzessin Augusta, die intime Freundin ihrer Tante werden sollte. Am Anfang dieses Tagebuchs steht Goethe, zu dessen Freundkreis sie durch ihre verwandtschaftlichen Beziehungen zu der Familie von Lichthelm, in die die Schopenhauer, Goethes Bräutigam und Geliebte, verheiratet hatte, gehörte.

Ist mir doch, als stünde Goethe, der mir dieses Album schenkte, heute an meinem Dreißigstgeburtstage neben mir wie vor acht Tagen, da er sagte: „Die Richtigkeit, keine Diana, bewahrt sich auch Altschmerzern vor, und da mich bald eine armenische junge Dame sein, der man viele Schmeichelein sagen wird, die den Geist verwirren. Warte dir nun, wenigstens auf diesen weißen Mann!“ Und ich schreie auf die erste Seite, und ich schreie mich leben bei dem ersten Tag. Da steht er: Was sollen mir diese Bilder, die so leer bleiben werden wie mein Leben? Was habe ich aufgeschrieben?

Der weltberühmte Dichter sollte nicht behalten: Der kleinen Diana Leben blieb konstant so wie die Seiten ihres Tagebuchs, auf denen Freud und Leid in reichem Wechsel bald ihren Niederschlag fanden. Neunzehn Jahre alt, lernt sie in Weimar ihren ersten Vatter, Rake von Pappenheim, kennen. „Wir können uns geschaffen, glücklich zu werden. Der Freier unserer Ehe war Goethe, und mein Mann war sein Freund. Beide bedachten nicht, daß ich wenig Jahre jünger war als mein Mann und aus einem ganz andern Lebenskreis kam.“ Die Begünstigte jagt hier einander nicht an, und

es waren nicht nur die Altersunterschiede, die einen seelischen Ausgleich zwischen den beiden Ehegatten verhinderten. Schon nach kurzer Zeit leidet Diana unter der mangelnden Eiferjucht des kranken Mitglieds, der so wenig Freigie und Lebenslust konnte. „Ich mußte ihn entzünden, auch fühlte er, daß ich in den überblühenden, heiligen und so unmaßbaren Frauen seiner Familie nicht paßte.“ Pappenheims Vater lagern in Weßfalen, und das Nachgebet Yrdane Bonapartes betraf das junge Ehepaar an den seeligenbedachten Kasseler Hof. Der liebeswärtige Yrdane überkauft es mit Auszeichnungen: Pappenheim wurde in den Grafenstand erhoben und zum Hofmarschall, seine Frau zur Palastdame der Königin Katharina ernannt.

„Die Schönte der Schönen“ blieb ich am Hof. Im Anfang ging ich dem König aus dem Wege, was nicht immer leicht war, denn die Mitglieder des alten deutschen Adels, der sich mit der manigfachen Lage abfinden mußte, setzten am Hofe vorzuleben. Schon bald, nachdem ich in Kassel ankam, begann der König mich mit lehrbuchähnlichen Mäßen zu verführen. Wenn ich mit ihm in den Gärtenlagern oder in der ruhigen Umgebung des Schlosses promenierte, so waren die besten Meister und die goldschmiedlichen Unformen der übergen Anfertigung plötzlich verschwunden. Wie ausgelesen schien denn die Gegenwart . . . In einer warmen Junitunde ließ die Königin mich um Mitternacht auf der Terrasse . . . Da erschien Yrdane, den sie schon lange erwartet hatte, in Begleitung seiner persönlichen Adjutanten. Die Königin ging dem Gemahl mit offener Arme entgegen und begrüßte ihn mit großer Freude. Eufelich begabert von jeder natürlichen Kunst, küßte der König seine Gemahlin.

Mit einemmal waren die Adjutanten verschwunden, zum größten Erschauern Yrdane, der sich gleich darauf mit Katharina ansetzte, nachdem er sich von Diana verabschiedet hatte.

In Gedanken verloren, blieb ich noch lange im Saal und groß den Jamben der Sonnenmacht. Mächtig fand Yrdane von mir, ich war vor Schönte wie gelübt. „Sie leben mich zu verstehen,“ — „Grüße, fließen Sie reden, ich bin nicht zu verstehen.“ — „Zum Yrdane schon Majestät gerade nicht aus“, erregte ich lebend, „auch die Situation ist sehr gelöst.“ Er nicht verabschiedet, meinte aber: „Alles ist, es ist ungeschicklich. Ich brauche auf Wunsch der Königin, um nachzugehen, ob Sie noch hier sind. Ihre Majestät hängt sehr an Ihnen.“



Yrdane von Cassel
die Tochter Yrdane Bonapartes
Nichte eines Gemahls aus dem Jahre 1811

Es war die noch harmlose erste Annäherung zwischen den beiden fast gleichaltrigen jungen Leuten. Aber es war bereits zu spät — die Strahlen Jupiters hatten das Herz der jungen Frau entzündet: „Mein Schönen blieb fortan zwischen uns. Kein Mann vermochte ihn nicht mehr zu verdrängen.“

Pappenheim mitterte Verdachte, er wollte den Hofdienst quittieren, aber Diana konnte sich nicht mehr von der bezaubernden Nähe des geliebten Königs trennen. Die Blumen leidenschaftlicher Liebe schlugen über ihnen zusammen. Im Mai 1811 ist das Unglück geschehen: Diana muß ihrem Mann den Hofstein, den sie nicht mehr verheimlichen kann, brühen. „Als er mich ansah, war es mir, als sei das Licht seiner Augen erloschen. Ein Stein schändete die herrliche bausche Erde und sie war wie im Frost erstarrt.“ Das Nerventinken kommt einem zum Durchbruch, in geistiger Annäherung verbringt der unglückliche, gebrochene Mann den Rest seines Lebens in der stillen Zurückgezogenheit auf seinem Gutshof Stammern.

Unter dessen wird in Kassel das Kind der Liebe geboren: Jérôme heißt die kleine Jüngin, deren „gelbliche Haut und dunkle Augen“ nur zu deutlich ihre Abstammung verrathen, über die Taufe und Spielte, ein glücklicher Vater, mit dem kleinen Mädchen, seiner Tochter. Die Mutter ist ihm verfallen: Ein Jahr später trägt sie ein zweites Kind von ihm unter dem Herzen. Als es gar Welt kommt, sind die schönsten Tage von Wilhelmshöhe verüber. Auf den Hieselbern Anblicken ist der arme kleine Märchenstrahl des Bruders erloschen. Der Dichterscheffe Kojalen muß Jérôme in Nacht und Nebel seine Kampfstadt und sein Reich verlassen. Er findet gerade noch Zeit, seine hochschwangeren Geliebte in dem stillen Eichenhain Eichenfeld in Eichenheck zu bringen. „Hier nahmen wir Abschied, ohne Ahnung, daß es hier leben sein sollte.“ Das Kind, dem Diana hier das Leben schenkt, darf nicht den Namen der Mutter führen; sie nennt es nach Jérômes Nieklingenschwester Pauline, der kassisch schönen Fürstin Dorghe. In Rom und in Paris wuchs das Kind im Kloster heran und nahm sich den Schleier. Es ist eine Tochter der lebensfrohen Jérôme Nante geworden.

Nach dem Sturz Napoleons findet Diana eine Zuflucht am gastlichen Hofe in Weimar, wo die kleine Jüngin die Gespielin der gleichaltrigen Prinzessin Augusta, der Tochter der Erbprinzessin wird.

Nun ist Diana wieder im Hause Goethes. Die Bekanntschaft des Bonaparte wird Ehrenkranz der Erbprinzessin Maria Paulowna — man ist nicht gerade am Weimarer Hof, kann es im Schatten des alle Kleinheit überragenden Monarchen, der die verdammte kleine Kojalen zum deutschen Kaiserthum erhebt, auch nicht sein. In Goethes Gartenhaus ist Diana von Pappenheim ein häufiger und gern gesehener Gast. In vielen vertrauten Gesprächen offenbart der Dichter ihr seine Seele, erzählt er ihr Geschichte von seiner italienischen Reise, ergreift er sich in abgeklärten Betrachtungen über religiöse und philosophische Fragen. Diana ist eine aufmerksame Zuhörerin, und was der große Dichter ihr anvertraut, das schreibt sie unmittelbar danach, gleichsam nach seinem Diktat, in ihre Tagebuch. Erst stirbt Dantes Vater, Graf Pappenheim, zwei Jahre später beirathet sie den Weimarschen Staatsminister

Ernst August von Berlepsch. In ihm, einem hochgebildeten, seltsamen Mann, findet die kleine Jüngin einen liebevollen Stiefvater. Noch weiß sie nicht, daß der im Exil in Eichenfeld lebende Epling von Weiskalen ihr leiblicher Vater ist. Das Geheimnis soll sie erst viel später erfahren. Zunächst ist es für sie nur „Dunkel Jérôme“, und so ist überglücklich, als sie ihn in Begleitung der Frau von Berlepsch im Eichenhain besuchen darf. Der geachtete Jérôme, dem seine Gemahlin nun auch einen Sohn geboren hat, ist ein geistlicher Vater, und nicht minder liebevoll nimmt sich Königin Katharina der Kleinen an, die mit den Kindern der in Froberg lebenden Königin Karoline Murat spielt und herumtollt. Aber am liebsten ist sie doch bei der Mutter in Weimar. „Nunne, wenn ich von Weimar fern war, empfand ich die Wirkung jenes Gases am stärksten“, gesteht sie in ihren Aufzeichnungen, die das Tagebuch Dianas ergänzen.

Am Pfingsten 1829 findet die Vermählung von Jemine Frematin, der Prinzessin Augusta, mit dem Prinzen Wilhelm von Preußen statt. Noch einmal suchen wir gemeinsam all die vertrauten Plätze unserer Kindheit und Jugendheimath auf. Wir setzen uns auf die Bank, an der Augusta zum erstenmal allein dem Prinzen gegenüberstanden und wo sie von ihrem Schwannmeister getrennt hatte. . . .

Freie Erinnerungen werden in dieser Abschiedsstunde in dem jungen Mädchen wach, und ihr Weg führt sie schließlich zu dem großen Lehrmeister ihrer Jugend:

Es schlingt solche Ahr, im weichen Nebel zeigen sich die Umrisse eines hohen Eichenbaums, dem liegt die Grotte in die Felsheit, hier waren wir beides! Hier war es noch so still, als wäre die Welt verlassen, als wüßten die besten Mächte und die guten Geister das Welt für sich. Goethe beglückte uns unter der Farnheit . . . Prinzessin Augusta erklärte, warum wir so so früher Grotte können. Im Nebel bei ihr das Grottenhaus wüßten wir das Grottenhaus mit der Kugel darauf: „Es steht die Erde aus“, hatte Goethe damals erklärt, „so schwebt sie in dem ewigen Raum, des nie Welt waren und nicht kommen“ . . . Aber am liebsten war es, wenn er Mädchen erzählte. Grotten hatten wir auf den Grottenwegen Kieselsteine gesammelt und bewahren uns, der Erde glänzt, das Fülle zu zeigen, denn wir

warm ist überlegt, verborgene Schätze in ihnen zu finden. Dennoch gaben wir ihm die große Ehre, es waren geistliche Güter. „Der Geistliche hat es schon mander empfunden“, sagte Oetke, „auch mir blieb er verborgen. Schenkung herrscht überall. Das Leben ist des Menschen Feind.“ Wenn er blühende Weidenkulturen ergötzt, so geduldet es niemals in der Dämmerstunde, in der man sonst Märchen erzählt. Ihn war die Welt das Reich der Natur, das dem Menschen zur Höhe reißt. Er lebte uns schon damals wie eigene, unerschütterliche Überzeugung vom ständigen Wert der Menschheit im Berg. Daher war es auch natürlich, daß Kaiserin Augusta nach der ihrer Vermählung eine Hare Erlaubnis über Hochschiffahrt zu geben erwiderte.

Zwei Jahre nach dieser Hochzeit des zukünftigen deutschen Kaiserpaars schloß Oetke die stahlernen, durchdringenden Augen für immer. Noch als Greis, wenige Tage nach dem Tode des alten Kaisers erkrankte Jenny die vereintete Jugendfreundin an diesem ersten Tag.

Am 19. März erkrankte ich Oetke daran, daß keine der Beherrschung der Königin sei. Da sagte Oetke zu Oetke mit mir: „Ich muß etwas Prinz Wilhelm gratulieren, verzeihe nicht, mich zu erinnern, eine Beherrschung ist am 19. März.“ Wie verstanden, das sein Verhalten, den Beherrschung gleichmäßig zu schreiben, auszufragen. Da sagte er: „Es reicht dir ich nicht genug, die Worte ins Herz zu setzen. Man soll zwar das Leben im Auge sehen, aber man soll sich auch gegen den Einsinnismus wehren. . . Ich habe mich je mehr einmal in die Erinnerung beizubringen, in der ich sehr gern gehalten wäre. Doch aus solchen unheimlichen Anwandlungen erwachte nur ein so gelbes Lebensgefühl. Und jetzt, wo der Tod mir täglich heftiger kommt, ist die Schokolade, das süßigen Weg zu verlassen, den die Menschen das Leben nennen, nicht einmal vorhanden. Im Gegenteil, ich suche meine Straße nach einem guten Bienen, auch in herabgeworfenen Rachen. Und bei diesem Gedanken bekräftigt mich das Gefühl, es ist eine Kraft in mir — der Tod wird in diesem Jahr noch keine Gewalt über mich haben. Ich werde ihn noch einmal erwidern, ganz wenn ich den 19. März erlebe.“ Raus hatte Oetke gerufen, da schloß die große Uhr, die zehn Tage später Oetkes Todesstunde verzeichnet, geschlossen. Auf Oetkes Todesstunde kam die Krone, Oetke hatte dem Brief verlagert Oetke wurde in das Licht der Krone. Das gewöhnliche Maße schien mir Verloren. „Erkrank“, sagte Oetke, „Nicht das Licht nicht aus. Ich fühle, daß die Krone mir etwas sagen will.“ Ich verabschiedete mich. Oetke reichte mir die



Jenny von Oetke
im Alter

Nach einer Aufnahme aus der Zeit der Photographie

Hand und sagte: „Wer weiß, ob wir uns noch einmal wiedersehen.“

In Weimar, im Hause Oetkes, hatte Jenny den jungen englischen Lord Grosvenor kennengelernt, der sich in das hübsche Mädchen verliebte und um ihre Hand anhielt. In Lauchbach haben sie sich häufig. „Er war meinem Herzen nicht gleichgültig“, gesteht Jenny. „Wie entzückte war ich, ging ich oft die breite Treppe im Oetkehaus hinauf, wenn ich ihn dort nicht gesehen hatte. . . Zwei Jahre warteten wir auf unsere Vereinigung. Was habe ich gelitten in dieser Zeit!“ Es kam anders: Der Lord reiste nach Italien, wo er einer Lungenerkrankung zum Opfer fiel. „Auf dem einsamen Wege des Schicksals wollte mir Oetke seines Tod mit. Er sprach mit mir von dem Bewußtsein mit dem Göttern. Wenn er das Dienen aufsteht, der ist verloren!“ Der Tod des Prinzen und Oetkes warf die ersten ersten Gedanken auf Jennes Lebensweg. Erst eine Reise nach Rom, wohin sie ihm

Seelstreu beglückte, vermochte sie wieder aufzuheben und ihre trüben Gedanken zu verschonen. Hier, wo sie wieder auf Goethes Spuren wandelte, trieffe sie mit Nothig von Schweiß zusammen. Auch dem „Enkel Verdams“ sieht sie wieder. — „Er ist immer noch ein sehr guter Reiter, es macht ihm nichts aus, fünf Stunden hintereinander im Sattel zu sitzen und danach anschließend etwas lange mit mir durch die Gassen zu wandern.“ Nach um Mitternacht kommt sie mit ihm im Mondschein durch die Ruinen des Kapitels. In die Heimat zurückgekehrt, verliebte sich Jenny am Pfingsten 1837 in Kissingen mit Werner von Gutsch, dem jüngeren Sohn einer in Hessen begüterten Familie. Auf einem Ausfluge zur Ruine Dedenleube, inmitten eines eben aussterbenden Grevillers, fanden sich die beiden.

Wie stöhnten durch die Wälder, Wälder haarte Schmetterlinge schwebten wie auf. Sie gaben uns das Gefühl. Vor uns her geschritten zwei junge Mädchen. Ein schwebendes Web drang durch sein Herz. Werner sagte leise: „Nicht Jagen würde um ein verlorenes Leben stehen, wenn wir nicht Mann und Frau würden. Darf ich helfen?“ Es war mir wie ein Hauch schweben, wenn ich bei mir eine Minute länger im Jenseit gelassen hätte. . . . Mein Herz schlug ganz Jervilliers, als ich ihre beide Hände umgeschloß. Sein Kopf schloß mir die Lippen.

Ein halbes Jahr später findet in der Weimarer Schlosskirche die Trauung statt. Tage zuvor besucht Jenny noch einmal das Goethehaus, in alten Jugendverinnerungen verloren. Im Erkerzimmer lag nicht eine einzige Blume auf dem Bett, während auf Edelweiss Erkerbeere immer Blumen zu finden sind.“

Im engen Pflanzengreis der Landesherrin fließen Jennes Ehejahre auf dem verdammten Abergang Warden in Westpreußen dahin. Die Tochter Verdams wird eine einköpfige Hausfrau mit Mutter; sie kümmert sich um die Wirtschaft und sorgt für die Arbeiter und Bauern, deren soziale Lage sie unumwogen zu bessern bemüht ist. Sie errichtet Krankenbänke und Säuglingskrieme, preißt und liebt die Armen und verkauft, um die erforderlichen Mittel zu beschaffen, den besten Schmuck, das Tafelsilber der Mutter Napoleons und die vielen Wertgegenstände, mit denen der gute Vater Verdams und andere Fürstlichkeiten sie

überhäuft haben. In ihrem menschenfreundlichen Bestreben wird sie aufs aufrichtigste von ihrer Freundin, Prinzessin Wilhelm, unterstützt. Nur selten verläßt sie ihre neue Heimat. Nach sechzehnjähriger Abwesenheit kommt sie 1855 wieder einmal nach Berlin: „Hier spricht niemand von der Not der schließlichen Weber, den hungernden, preussischen Bauern, dem Elend der englischen Fabrikarbeiter. In den Straßen Berlins sieht man meistens mit geglätteten Mänteln, als gäbe es nirgends Elend, man hört nur Lachen, und ein Wagnis jagt das andere.“ Dagegen fällt eine Reise nach Paris, die Jenny mit ihrem Vater, der jetzt wieder kaiserlicher Prinz und Marschall ist, und mit ihrer Schwester Pauline zusammenfährt. Ein enger Briefwechsel (den wir aus Lily Brannas Buch kennen) verbindet seitdem die Tochter mit dem alten Vater, der seinem Enkel zur Einsegnung den Degen seines großen Bruders schenkt. Dieser Enkel — Jennes Sohn Otto, sagt trotz der großen Güte des Großvaters ein gewisses Mißtrauen gegen alle „Bourgeois“ — ist das Schmerzenskind der Eltern. Das heiße Blut des Arztes kocht in seinen Adern, er ist so ganz anders geartet als die preussischen Junker. Er soll Landwirt werden, aber mit Leib und Seele ist er Soldat — wie einst der Großvater aus Mainz. Der Vater gibt nach: „Mein Mann fehlt jedes Verständnis für irgendwelche Leidenschaften. Es verletzt seine Natur, wenn man sich gehen läßt. Die Blutmischung in unserer Familie verlangt ihm strenge Gege“, schreibt Jenny im April 1861. Schließlich darf Otto aber doch Offizier werden. Er fühlt sich denkt ganz als Deutscher und als Preusse. Dem Degen Napoleons an der Seite, entseht er als Adjutant des Kronprinzen und späteren Kaisers Friedrich durch eine schnell durchgeführte Erkundung die Schlacht bei Wörth.

Es sieht Jenny Böhm, Tochter und Enkel um sich heranwachsen. Aber es beginnt anfang um die alternde Frau zu werden. Die Mutter sieht bereits 1845, den geliebten Vater raste 1844 ein rascher Tod hinweg. Mehrere Kinder sterben in jungen Jahren, Ottos Ehe mit Hedie de Bassin, einer Nichte Jennes aus elstischer Abstammung, ist nicht glücklich. Er geht die Zeit nicht spurlos an der Tochter Verdams vorbei. Dange Sorgen um die Zukunft und

schleichen sie — auch der heftigste kommende Krieg, die Einigung Deutschlands vermögen sie nicht froher zu stimmen. Etwas wie die unbewußte Abnung eines Unfalls mit Schanden liegt vor ihrem Auge auf: „Mein Sieg war glänzend, und dennoch fürchte ich, daß ein Tag kommen wird, an dem die Wunden in Deutschland schmerzen und unsere Fahnen zerlegt am Boden liegen, um von dem eigenen Volkgenossen zertrümmert zu werden“, schreibt sie nach dem Einzug der aus dem Felde heimkehrenden Sieger.

Noch zwanzig Jahre hat sie dem Aufstieg Deutschlands miterlebt, bis auch sie, als letzter Zeuge der großen Zeit, die ein Jahrhundert überbrückte, ins Grab sank. Wie sehr liegt uns Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts die Welt des Klassizismus und der Romantik, Napoleons, Goethes und der deutschen Einigung — doch wie gegenwärtigste tritt sie vor uns in dem Bewußtsein dieser beiden Frauen, in denen sich das kurze Kalbfleisch der Weltgeschichte spiegelt.

H. R. Knickerbocker

Kommt Europa wieder hoch?

Von E. G. Erich Lorenz

Will man die Frage: Kommt Europa wieder hoch? beantworten, so erscheint zunächst entscheidend, ob man sie gestellt hat als ein Mensch, der im europäischen Schicksal verflochten ist, oder als einer, der, an diesem Schicksal unbeteiligt, auf einer außer europäischen Warte steht und damit die Möglichkeit der größtenteils überblickt hat. Zunächst fehlt jedoch einem Beobachter wiederum die Weltkenntnis, die jedem vom europäischen Schicksal Erfassten eigen ist: Europäisches Denken und Fühlen. Noch mehr: Selbst diese europäische Denken und Fühlen ist unter den Völkern Europas selbst im höchsten Grade unterschiedlich.

Immer noch ist dieses bunte Völkergemisch, das den Rahmen Europa ausfüllt, im Bann des Nationalismus gefangen. Immer noch haben Europas Völker gegeneinander Grenzen gezogen und Zerre aufgestellt, alle erstickt und eigene Währungen. Der Bulgare denkt und handelt so lange bulgarisch, als er es nicht notwendig hat, sich in das europäische Gange einzufügen. Bei den übrigen Völkern ist dies um kein Haar anders. Europa ist immer dann gut, wenn man im eigenen Nationalismus und vor allem in der eigenen Nationalwirtschaft nicht mehr aus und ein muß. Dann soll Europa helfen. Dann sind plötzlich die anderen auch noch zu Befremden da als zum Ringführen. Nie hat sich solches mehr gezeigt

als in der jahrelangen Nachkriegsdepression, die Europa um Ost und West am West rascht hat.

Wenn nun Führer europäischer Völker an die Behandlung Europas denken, so haben sie nichts anderes im Sinn, als eine Grundlage zu schaffen, auf der ihr eigenes Volk aufzubringen mit den übrigen europäischen Völkern handeln und handeln kann. Da jedoch Wirtschaft und Währungskauf und nicht zuletzt die Folgen des vergangenen Krieges recht verschiedenartige Sonderinteressen in jedem Volk geschaffen haben, so mußte man im Laufe der letzten Nachkriegsjahre feststellen, daß es nicht gelungener als verunglückter Brücken gebaut werden gibt.

Knickerbocker, der Amerikaner, hat nun zwar den Vorteil des Außenseitenden, der auch Kritik und Sachlichkeit aufzubringen vermag in menschlichen Angelegenheiten, die im Kopf der verantwortlichen europäischen Führer als „sozialpolitische Probleme“ stets in hohen Maße an das Gefühlleben rühren. Wer nicht beteiligt ist, mit dem Lebenden zusammenzuleben, spürt von diesem Leben zu wenig, um von ihm ergriffen zu werden. Und so kommt es, daß Knickerbocker in dieser Beziehung oft nicht nur ein kritischer Amerikaner, sondern ein verständnisloser Engländer ist.

Damit sind Vorteile und Mängel dieser Erleuchtungsfahrt des amerikanischen Journalisten



Dr. Wilhelm
ehemaliger österreichischer Bundespräsident

H. K. Knickerbocker gelangweilt, die nach Erscheinen der Aufzeichnungen*) sich darin geäußert haben, daß bald von diesem oder jenem der europäischen Führer erklärt wurde: Es habe er das, was Knickerbocker von ihm gehört habe, nicht gemerkt.

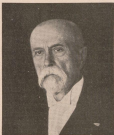
Zweifellos ist alle Gespräche Knickerbockers mit andern so verlaufen, wie er sie niederschreiben hat; aber sie erweckten der Erwartung, die Knickerbocker als Amerikaner nicht zu sehr vernachlässigt. Er steht allen europäischen Verhältnissen erlebnismäßig fern; er übersetzt, daß Besagtes das Ergebnis einer Summe von Erfahrungen ist, die innerhalb von mehr als dreißig Jahren gemacht werden mußten, und daß solche Erfahrungen nicht die Gültigkeit eines ein für allemal bestehenden Gesetzes besitzen.

Nach dem Kriege hatte jedes Volk sein eigenes Dignität, ein Staatsbekenntnis, das nach dem Maße seiner Bewandeltbarkeit am Kriegsende zugeschnitten war. Es war viel Selbstherrlichkeit in all diesen Dignitäten auf der Seite der Gewinner, und es war sehr viel vom Vergessen und Nicht-Bestehen-Müssen, noch mehr von Völkerracht und Völkerverleumdung in der Forderung, die von den Besiegten aufgestellt wurden. Es hat fast vierzig Jahre dauern müssen, bis die Völker auf beiden Seiten einsahen, daß sie zueinander gehören und mitin-

ander arbeiten und leben müssen. Es hat ungezählte Tote auf dieser champagne-mitblutigen Walfahrt der europäischen Nachkriegszeiten gegeben, bis der Zusammenbruch für alle vierhundert Millionen Europäer gleich sichtbar wurde.

Aber daß dem so war — erklärt der nichternere Amerikaner —, ist die erste Verbedingung für einen neuen Aufstieg aller. Denn alle bejahen die Frage: Kommt Europa wieder hoch? Aber sie bejahen sie von ihrem eigenen Standpunkte aus. Und in bezug auf dieses Festhalten am eigenen Standpunkt sind die Beobachtungen Knickerbockers außerordentlich interessant.

Europa war vor dem Kriege ein in wirtschaftlicher Beziehung einheitliches Gebilde. Die starke Industrialisierung Deutschlands wurde ausgeglichen durch die Nähe großer Agrarländer, mit denen man in wechselseitigen Austausch stand. Österreich-Ungarn war zudem ein Doppelland von starker innerwirtschaftlicher Ausgeglichenheit, so daß Depressionen zwar vorhanden, aber für die Masse der Völker der Doppelmonarchie kaum spürbar gewesen sind. Der Krieg riß Österreich-Ungarn in viele Einzelstaaten auseinander. Alle Nachfolgestaaten schlossen sich zueinander durch Zollgrenzen, Anwartschaftsstellungen und Sonderabmachungen ab. Das war ein trübes Unterfangen in einem Augenblick, in dem man ebenbürtig mit Schicksalen reich gesegnet war. Präsident Masaryk, der Führer der Tschechoslowakei und wohl derjenige



Thomas Masaryk
der kühnste Präsident des Tschechoslowakischen Reiches

*) H. K. Knickerbocker, Kommt Europa wieder hoch? erschien im Verlag Remondt Verlag, Berlin



Blick auf Budapest.

eine der größten Europas, in denen fast Tausende von Arbeiter beschäftigt (sahen) ist.
 (Phot. Schenk.)

Mann des europäischen Schicksals, dem die Nachfolgestaaten ihr Befinden verdanken, brüht das je aus:

„Wir haben für den Aufbau unseres Vater-
 lands mehr Geld ausgegeben, als wir eins hätten,
 wenn wir größere wirtschaftliche Erfolge erzielt
 hätten. Dieser Umstand hat unsere jetzigen Schwie-
 rigkeiten, wenn auch nicht gerade verursacht, so doch
 jedenfalls verschärft.“

Nach Dr. Miklos, der österreichische Bundes-
 präsident, sagt zur Sache, die er vom Stand-
 punkt seines Landes aus betrachtet, das von mehr
 als 50 Millionen Einwohnern durch den un-
 glücklichen Kriegsausgang auf sechs zusammen-
 geschrumpft:

„Das Reich war ein sehr großer und sich selbst
 leicht erhaltender Doppelstaat. Er besaß alle Ele-
 mente von Landwirtschaft und Industrie, die dazu
 notwendig waren, seiner Bevölkerung einen hohen
 Lebensstandard zu ermöglichen. Was geschah nach
 der Besetzung? Jeder Staat begann daran zu
 arbeiten, sich Möglichkeiten zur Selbstbehaltung zu
 schaffen. Bis zu einem gewissen Grade gelang das
 auch. Wie in Österreich hatten wir sehr in un-
 serem Schicksal unanfechtbar nach dem Krieg, als
 das Land nahezu verhungerte, weil es aus an land-
 wirtschaftlichen Produkten innerhalb unserer eigenen
 Grenzen fehlte. Wie machten wir unser den Beistand
 von ganz Europa bitten, unsere Landwirtschaft auf-
 zuheben.“

Gleichermaßen suchen andere Staaten die
 Krise zu überwinden. Es war ein Anfang, der
 notwendige Anfang, mehr nicht, denn jedes
 Wirtschaften in dieser Richtung führt zu einem
 Autarkiemachstum, der hinter unüberwindlichen
 Zellmauern das Absterben ganzer Wirtschaften-
 züge nach sich zieht, die auf Export angewie-
 sen sind. Was aber soll wiederum ein Export-
 zismus landwirtschaftlicher Art werden, die in
 einem Land zur Ernährung stehen, aus dem er-
 denn aber nicht über die Zellmauern gebracht
 werden können?

Man muß zu einem Ausweg kommen, der
 alle Ökonomien gleichermaßen aus der Krise
 herauszieht. Ist dieser vergrößerte Balkan erst
 einmal geeint, folgert beispielsweise Knicker-
 hoder, so ist es auch ganz Europa. Und wie be-
 antworten nun Masarek und Miklos die
 Frage nach dem Imperfektum?

Masarek sagt:

„Ich sehe eine ausgezeichnete Möglichkeit für eine
 dauerhafte Vereinbarung (einer Wirtschaftsabkommens
 zwischen den österreichischen Nachfolgestaaten), aber
 nur in Form von Einzelabkommen zwischen den be-
 troffenen Staaten, jenen Staat würde seine eigenen
 Vereinbarungen mit jedem anderen Staat treffen.“

Und Dr. Miklos erklärt:

„Was wir brauchen, ist eine wirtschaftliche Ver-

Näherung, gründen den Donaukanal und nördlichere Donauland, namentlich auch Italien. Das diese großen Mächte können den nördlichen Markt für die landwirtschaftlichen Erzeugnisse Südeuropas bieten, und Südeuropa könnte dann ein angereicherter Markt für die Industrieprodukte Österreichs und der Tschechoslowakei werden. Nach die Deutsche und die italienische Industrie würden durch ein besseres Abkommen profitieren, obwohl sie viel weniger darauf angewiesen wären als Österreich, da sie Exportmöglichkeiten nach Amerika haben. . . . Im vorigen Jahre verabschiedete sich, aus eigener Initiative unsere wirtschaftliche Lage durch die angestrebte Zollunion mit Deutschland zu verbessern — eine Union, die ausdrücklich die Tür für keine Staaten offen ließ. Man hat es uns verweigert! Der Weltgerichtshof im Haag hat uns auf die Finger gelegt! Darauf hat Kaiser Friedrich zu Beginn dieses Jahres die Wiener Vertreter der vier europäischen Mächte (Preußen, Italien, Frankreich und Italien) zu sich ein und sagte ihnen ungefähr folgendes: „Sie haben es uns ermöglicht gemacht, uns selbst in dieser Weise zu helfen — jetzt haben Sie die Verantwortlichkeit, was zu sagen, welche Schritte, in welcher Weise wir uns helfen dürfen und helfen können, aus einer Situation zu entfernen, die uns durch das Zerfall Europas außerordentlich wurde.“ Wir waren noch immer auf die Antwort.“ —

Europa kommt wieder hoch, das ist die ungeschickte Übergangsbedeutung Präsidenten, von denen der eine den wirtschaftlich stärksten Nachbarn, die Tschechoslowakei, der andere den wirtschaftlich schwächsten Teil, den österreichischen Teil, vertritt. Der Österreicher will allein bleiben, will nur mit dem anderen insofern verhandeln und handeln, als er es nötig hat, in Kontakt kommen unserer Natur; der andere will den großen Wirtschaftsräumen von früher wiederhergestellt sehen, damit alle in ihn einbezogenen Völker den gleichen Nutzen haben.

Schon an diesen beiden Erklärungen vermag man zu sehen, wie einfach es sich erklärt werden, wie schwer es aber ist, bei einem Gesamtmarktsystem an das gemeinsame Ziel zu kommen. Das Gelingen des gesamten Donaukanals hängt von einer Erleichterung wechselseitigen Handels ab. Eine Erleichterung des Handels der Donauländer um 500 Millionen Reichsmark würde eine Erleichterung ihres Gesamtkaufhandels um nahezu 10 Prozent bedeuten.“

Können man nur die Zollunion zwischen dem Donaukanal wieder, so ist dieses Unterfangen ohne weiteres gesichert und damit vielleicht der Wendepunkt für die ganze Welt da.“

In recht anschaulichen Bildern schildert

Kniderhoffer Güte und Mangel auf dem europäischen Kontinent. Betrachten wir einige von ihnen.

Budapest:

„Dreißigtausend Budapestler wachen heute in Hungerkämpfen. Im vergangenen Jahre wurden in Budapest zwölftausend Hektar angebaut. Die Bauern verlangten zehn bis zwölf Pfund Weizen für vier Pfennig. Die Weizenpreise stiegen um die Prege unter dem Durchschnitt von 1922 bis 1923, und die Budapestler blieben auf dem Wege Straßensperren als Tagesnahrung.“

Das Eisenbahnnetz im Nord-Ost ist voll am meisten Armen und verarmten Massen. Der tägliche Getreideverbrauch der Budapestler Bevölkerung ist nur noch Tausend zu berechnen. Die Kornspeicher fallen sich mit dem reichen Ertrag von den herbstlichen Getreide. Die Bauern geben den Landwirten schließlich weigern. Die glücklichen Marktstände der Magyaren sind fast überfüllt von Weizen, die kaum zu reifen. Der Verkauf im Eisenbahnverkehr anzuweisen. Deshalb, die Nachfrage nach, geringe Planung zu ergreifen, können eine große Hungersnot kommen entstehen. Die Arbeiter der Kornverarbeitung sind zu Hause abgemagert. Einige Magyaren nehmen an den Fäulnis in dieser Saison Desiderate auf.

Wirtschaftlich ausgedrückt, heißt das: Selbst eine Überfülle von Erzeugnissen zeigt bei gesunkener Kaufkraft keinen Anstieg, bald das Lebensniveau eines Volkes, das keine Mittel zu Anschaffungen besitzt, wieder. Am lebhaftesten in Budapest gegenüber steht die gebaute Wohnbauten Österreichs. Seit 1919 wurden in Wien vom Magistrat fünfzehnhunderttausend Wohnungen für die Arbeiter gebaut. Die Mieten, die nur so hoch sind, daß sie die einen Unterhaltungsstellen bedecken, sind wohl die niedrigen in ganz Europa. Sie betragen für den Monat ganzer Mark. Ist einer der Wiener arbeitslos, so ist er von der Miete befreit. Jede Wohnung hat ein Bad. Kaiser Franz Joseph hatte in seinem Schloß, der „Burg“, kein Badzimmer, obwohl die „Burg“ der gewaltigste Palast ist, der das Herz Wiens dominiert. „An den Höfen der Donau liegen Straßhöfe, in denen Hunderttausende von Wienern Speise trinken. Die Preise sind für die Massen berechnet. Für achtzig Pfennig bekommt man an den Bäckereien eine volle Mahlzeit.“

Und der Kaufkraftschwäche der Budapestler gegenüber steht die gesunde Kaufkraftsfähigkeit der Wiener. Schließen wir mit Kniderhoffer einmal durch die „Gasse“, den Zentralmarkt der Hauptstadt.

Die hochentwickelten Korridore von Schwaben-

frisch, kamen an Wachs von Jahr vorbei, durch-
schneiten Canavara von Südhorn und glugen an Berg-
ketten von Kaffeeholz entlang. Ganze Abteilungen
waren Fingern gewachsen, andere Mägen, dritte mehr
der Hüften. Das Kaffeeholz hatte sein Königreich
mit dem Gemeinwohl sein Fortkommen. Ich sah
Sommer, die hellste Senggele, Mienenhüte und
Zirkenschleier — sie alle hatten ihre eigenen Stellen.
Jede Ware war doppelt künstlich und eben so kunst-
voll zur Schau gestellt wie die unerschöpflichen Ge-
wölle draußen. Der Markt fürchte nicht, sondern
regte den Appetit an. Und der Pariser Markt, vermag
zu laugen. In den „Höfen“ geriet man dem Ein-
druck unbegrenzter Lebensmittelmengen, den Eindruck
einer Nation, die es sich, was den Tisch betrifft, ganz
ausserordentlich gut gehen läßt, den Eindruck eines
Volkes, von dem man sich kaum denken kann, daß
den die Unterernährung auch nur einigermaßen in die
Nähe gerückt ist.“

Vermutet wird der Leser solcher Darstel-
lungen sich fragen: Warum ist es nicht möglich,
in dem engen Rahmen Europas einen Ausgleich
zu schaffen? Vielleicht gibt Herrici, Frank-
reichs Ministerpräsident, darauf die beste An-
twort. Er, der große Redner, hält sich vor allen
anderen, die Rindorffeder besucht, am meisten
gerückt. Er versucht die Fragen aus politischen
Gründen zu umgehen, lehnt ab und wird um
großen Schwere. Nur in Bezug auf die Elbe,
die den Donauländern und dem übrigen Europa
gegenüber von Frankreich umgeben könnte,
äußert er sich etwas offen wie entschieden:

„Frankreich hat alles getan, was es zur Erhaltung
Europas beitragen kann. Was ist es an den anderen,
zu handeln. Ist Belgien, Italien, Spanien oder
Oester von französischer Seite ist nicht mehr zu ver-
nen. Frankreich erwartet heute von den Vereinigten
Staaten, von Deutschland und von England die Taten,
die einer nötig oder erwünscht sind, wenn die Er-
haltung dieses Kontinents beschleunigt werden soll.“

Frankreich geht es nicht schlecht. Es hat sich
erholt. Es hat die Beweise, als Sieger aus
dem letzten Kriege hervorgegangen zu sein. Es
hat seitdem seiner Regierung alles getan, um
jedem Franzosen einzuprägen, daß es eine eine
Angelegenheit der Eiderheit zu erhalten. Und
deshalb hat Frankreich die meisten Kanonen und
das meiste Geld; es hat aber kein Interesse, seine
in Europa gewonnenen politischen Positionen
irgendwie gegenüber eines anderen europäischen
Volkes zu schwächen. Es hat eine Art „balance
of power“ in Europa zu seinen Gunsten einge-
stellt. Und Herrici behauptet, wenn er sagt, daß es
gerade dieses Ansehenverhältnis aufrechtzuerhalten
gilt.

„Die Politik spielt in der Tat eine überaus große
Rolle wie die Wirtschaft, und es ist klar, daß es zu
französischer Ehre für eine Stabilisierung in den
Verhältnissen nur auf eine politische Grundtatsache
kommen kann, die den Wunsch Frankreichs, seine
überlegene Stellung in Europa zu erhalten und wei-
ter auszubauen, bestärkt bringt.“

Im Hinblick auf den Willen zu solcher Ver-
mächtfestigung ist es auf der anderen Seite zu
erklären, daß die deutschen Forderungen Frank-
reich beunruhigen, daß sich diese Beunruhigung
jedoch nicht auf dem Gebiet der Vermächtfestigung
sondern, sondern auf dem der „Eiderheit“
äußert. Eiderheit, der Schauplatz von Zentral-
markt, der die halbe Welt berührt hat,
herrscht: „Mit Europa wird alles in Ordnung
sein, solange wir Frankreich alles in Ordnung
ist.“

Frankreich sieht sich in einer Verteidigungs-
stellung, es fühlt sich bedrückt, fühlt sich um den
Sieg betrogen und legt Druck gegen Amerika,
Argentinien gegen die Engländer und Angst vor
den Deutschen. „Eiderheit“, sagt man in den
Kammern der Deputierten von Frankreich; „Eider-
heit“, lächelt Herrici. Und Rindorffeder sagt
hinzu: „Heute ist Frankreich eine anglifizierte
Insel der Unsicherheit. Morgen kann es das
Oester der Wirtschaftspolitik sein, deren Lich-
tung es noch gesehen war.“ Einer der stärksten
Wirtschaftsbeobachter Europas erklärt: „Frank-
reich wird sich in wenigen Jahren Welt
von Deutschland bergen.“ Und das Kapital „Frank-
reich“ in diesem Buche schließt: „Die Gewinne
der Bank von Frankreich sind die stärksten der
Welt. Aber die Wirtschaftspolitik hat noch
noch stärker.“

Die Wirtschaftspolitik — was werden sie ge-
macht? Vielleicht zu jedem Zeitpunkt irgendeiner
anderen, weil es immer darauf ankommt, wer
beim Spiel der Politik die Oberhand hat. Doch
wesentlich zur politischen Verständigung Europas
wird jenes Institut beitragen haben, das man
als „Bank der Banken“ in Basel in der
„Bank für internationalen Zahlungsausgleich“,
der IIZ, geschaffen hat. Allmählich treffen
sich hier umgeben Bankinstitutionen Europas und
betrachten von diesem Aussehen aus das
Schicksal ihres Erzeits; betrachten es nicht nur,
sondern haben schon wesentlich zu seiner Ver-
änderung beigetragen.

Von diesem Beobachtungspunkt aus gesehen, zeigt
das Panorama Europas einen Nebelgrund, den

schleunigen aller Wirtschaft, verflüssigen Währungen. Das Budget Europas scheint am nächsten überlegen: bei Deutschland, Frankreich und England. Seine Wirtschaft kann in dem Nebel schwankender Währungen, verflüssigten Geldes leichter Nebel nicht greifen nicht, wird Europa nicht wieder hochkommen."

Aber England ist der Nebel dünner geworden, denn England hat begonnen, seine Währung wieder auf Goldbasis zu stellen; wenigstens hat es alle Vorbereitungen dazu getroffen. England hat auch für die Vereinigung der Reparationsfrage ge-

kämpft, weil es in den Reparationen einen der Hauptgründe für die deutsche Restitutions sah, die es wenigstens auf dieser Basis bezugnehmen möchte.

England gehört zu denjenigen Ländern der Erde, die das größte unmittelbare wirtschaftliche Interesse an einer abgerundeten, die ganze Welt umfassenden Prosperität haben. Je mehr Kaufkraft in der Welt, desto mehr Handel ist für die britischen Kaufleute zu treiben, und desto mehr Finanzierungen gibt es für die Londoner City.

Nimmt man durch das Basler Finanzgespräch auf Deutschland, so kann man erfreulicherweise feststellen, daß hier die Dinge gut laufen, denn Deutschland hat in diesem Jahre rund 40 Milliarden Reichsmark Schulden losgeschlagen und die Reparationen zum Verschwinden gebracht. Nun hat es noch seine inneren Schulden, die doppelt so hoch als die auswärtigen sind, zu tilgen. Wächtig erscheint zunächst nicht, wie das ausfallen wird, sondern daß überhaupt in dieser Richtung eine Fortschrittsbewegung da ist. Die Basler Vorkonferenzen sind der Ansicht, daß Deutschland unter allen Ländern auf dem Kontinent das liberalste finanzielle Spielgeld bietet."

Und welche Aufgabe hat die Bank für Internationalen Zahlungsausgleich im Finanzungsprozeß Europas? Sie ist vor allem als Transfersinstrument für die deutschen Reparationsab-



Das Institut zur Finanzierung des Währungs Europas
Die Bank für Internationalen Zahlungsausgleich (BIZ) in Basel
Basel, Schweiz

lungen geschaffen worden, schon längst jedoch über diese ursprüngliche Bestimmung hinausgewachsen. Als Depositenbank der Zentralbanken der europäischen Staaten hat sie die gleichen Aufgaben bereits zu erfüllen begonnen, die durch die Zentralbanken innerhalb der eigenen Währungskreise ausgeübt werden. So wie diese für eine Finanzstabilität in ihren Ländern sorgen, wird in gemeinsamer Arbeit mit ihnen wiederum das Basler Institut Europas Geldmarkt stabilisieren und leichter gestalten können.

Mit weit über einem Duzend Männern der Politik und Wirtschaft aller europäischen Staaten, mit Männern wie Mussolini, Franz von Papen, George C. Marshall, Joseph Caillaux, dem Direktor der Bank von England, mitten aus dem Betriebe des Alltags heraus, hat Knickerbocker sich unterhalten und zu erfahren gesucht: Gibt es Wege, die Europa wieder aus dem Zusammenbruch herausführen?

Von allen Seiten wurde ihm nicht nur mit „Ja“ geantwortet, sondern es wurden zugleich Begründungen für den Zerfall und den Aufstieg gegeben. Mögen dem jugendlichen amerikanischen Reporter auch manche Antworten unklar sein, so ist doch das Bild des Europas in seinen wesentlichen Erscheinungen von ihm

schon gekennzeichnet werden. Der kühle Amerikaner vermag am Schluß seiner Betrachtungen festzustellen:

„Die Quantität ist weniger. Die Qualität ist überlegen. Hier und da mag noch eine Erschütterung kommen, aber die Post ist überhoben. Das Kraftschicksal dieses lebenden Lebes einer lebenden Welt gibt heute eine Reihe von Symptomen, die auf die Erhebung hindeuten.“

Die Warenpreise haben eine Inflationsbewegung begonnen.

Die Wirtschaft ist in die Höhe geschossen.

Der Kapitalmarkt bröckelt sehr rasch.

Die Staatsbankrott haben ein Ende gefunden.

Die Kapitalanlagen stellen sich.

Inflationen können nicht erloschen in Betracht.

Ein Übergang erhebt sich rasch in die Zukunft.

Der Krieg ist ferne kann je.

Die meisten der großen Länder haben ihre Budgets ausbalanciert.

Bankrottstaaten dürfen nicht mehr die Welt aus der Erde.

Der Weltmarkt hat seinen Höhepunkt erreicht.

Die internationalen Beziehungen haben sich aus.

Der Weltmarkt hat seinen Höhepunkt erreicht.

Die Reparationsfrage ist beendet.

Frankreich, Amerika und Italien haben die größte Krise seit Jahrhunderten.

Die Weltzahl von den 400 Millionen Europlern ist besser als je zuvor.

Europa hat seine Lebenskraft verloren, und die „Schwermacht“ des kapitalistischen Systems kommt nicht in Frage.“

Das Wesentliche ist von einem Nichtsreiner erfasst worden. Europa haben nun die Aufgabe, ihr Schicksal zu finden.

Ein Briefwechsel

Es ist Zeit, die in der Zeit der Zeit und in der Geschichte der menschlichen Verfassung soll ganz den großen menschlichen Wert eines durch Jahre geführten Briefwechsels zu schätzen vermögen hat, wird ein kostbares Geschenk in den Briefen von Hermann Kollent und Malvina von Hirsching*) gemacht. Die Gesellschaft des französischen Dichters mit der französischen Literatur begann schon und währte bis zu Malvina's Tode 1903. Wäre Kollent nicht so tief wie Kollent in die Verfassung des deutschen Volkes eingedrungen. In seinem „Dankeswort“, das der Dichter dem Briefwechsel widmete, schreibt er: „In der Zeit des alten Deutschlands bin ich eingedrungen durch den Namen des großen Dichters seiner Zeit, des Schicksals der Welt — und durch den Namen Malvina, die im Schicksal sprach.“ Die Verfasserin der „Memento einer Dichterin“, die Hermann Kollent, Hermann Kollent und Malvina verlor er, mit menschlicher Güte das unglaubliche Genie des jungen Kollent zu sehen. Ein Briefwechsel aus dem Leben dieser beiden, welcher (schicksallicher) Gesellschaft möge dieser Ausgabe obliegen:

Kollent, Sonntag morgen 5. April 1890.

Ihr Brief, lieber Herr Kollent, hat mich sehr gerührt und mich auch sehr in der Hoffnung bestärkt, daß die Verbindung der beiden auch in der Zukunft nicht. Wie ich am Mittwochabend schrieb, daß mir etwas sehr Neues schickte, das ich Wochen



Malvina von Hirsching
Nach einem Gemälde von Franz von Selys

diese Woche ausgefüllt hatte, gedachte ich sofort Ihrer und von Übergang, daß Sie mir in Ihrem Augenblick große schreiben. Ihr Brief brachte mir

*) Hermann Kollent / Malvina von Hirsching: Ein Briefwechsel 1890—1903, Leipzig im Verlag J. Neumann, Neudruck.

die Befähigung. Da ich aber meine Gedanken streng abwasche, erlaube ich mir nicht einmal, es geistlichernache zu machen, weil ich wirklich nur den einen Wunsch habe: Sie glücklich zu wissen im vollen Genuss alles dessen, was Sie mag und was Sie liebt. Sie sehen also, daß Sie sich zu Herold des Fortschritts gegen meine trübe Herang, befehligen, das ich von ganzem Herzen liebe; dennoch ferne ich mich sehr über das Neidlos an Ihre Eigenschaften, das ich nur wenig schlafen habe, um die durch Ihre ständige Aufführung der Symphonie geführte Harmonie wiederherzustellen. Belegen Sie es nicht, wenn der Seidner Mann sich Ihnen zu befehligen beginnt; daß Sie nicht schon durch Ihren Namen Knecht sagt ausreichen, denn zu lieben! Und, glauben Sie mir, die Erlaubnis, aus denen man geliebt und unterlegt hervorgeht, hat ganz Erlaubnis, hat Erlaubnis, in denen wir mehr mehr Töne geboren wird, der menschliche Teil unserer Ich — Erlaubnis, die uns zunächst in eine Art süße Verabredung führen, aus denen wir aber mit neuen Selbstbewusstsein ausweichen. Und dann: Kein verdienst es, geliebt zu werden, und wenn die Erlaubnis, die Sie hier gefunden, auch Ihren kleinen Anteil haben an der aufeinander Arbeit, so leben Sie dessen sicher, daß Sie sich sehr darüber freuen und Ihre Beziehung voll und ganz verdienen.

Nun ist schon die Hälfte Ihres einseitigen Erlaubnis verfließen, glauben Sie noch in vollem Maße

und lehren Sie zu sein ganz eben alles große Schicksal nach der menschlichen Seite.

M. Meierberg.



Rosalind Lehmann in dem Mit Genehmigung des Verlags J. Neumann, Neudamm

Rosalind Lehmann

Mädchen auf der Suche

Von Charlotte Reineke

Zu Jahre 1907 erschien in England der Roman „Dusty Answer“, „Tüchtige Antwort“, einer noch gänzlich unbekannten jungen Dichterin Rosalind Lehmann. Das Buch der damals Fünfzehnjährigen hatte einen ungeheuren Erfolg. Unter dem Titel „Mädchen auf der Suche . . .“ liegt es jetzt auch in deutscher Übersetzung vor. Rosalind Lehmann entstammt gleich der Hil-

ke ihre stark autobiographischen Erstlingswerke dem illustrierten englischen Bürgertum, und zwar einer Familie, die mehrfach literarisch hervorgeraten ist. Ihre Mutter, Alice Marie geb. Davis, ist verwandt mit dem bekannten amerikanischen Bühnenautor Owen Davis. Der Vater, Rensel Chamberlain Lehmann, war Redakteur am „Punch“ und gab selbst einige Bücher heraus. Dem Kinde dieser Eltern lag es wohl, sich auch in der Dichtkunst zu versuchen.

*) Leipzig im Jahr 1911 Verlag. Leipzig

Mit sechs Jahren schreibt Reinhold Lehmann (jetzt Frau des Malers Wegan Philippe) ihren ersten Brief. Der Brief gehört heute noch ihrer Mutter; sie ist — ein häßlicher Zug bei Epikuren — von ihrem Gedächtnis nicht befreit, als von ihren Prosaerkenntnissen. Veröffentlicht hat sie bisher keine Gedichte, dagegen sind dem ersten Roman einige weitere gefolgt. Beissen von dem Drange: „Mädchen in einem solchen Grade kennen und verstehen und in sich aufnehmen zu wollen, daß es einem Vater gleich“ befreit sie sich von diesem Fieber, indem sie die durchsichtigen Mädchen in ihrem Rücken nachsehen, und sich so von dem Druck der Erkenntnis erlöst. Auf diesem Wege kam sie zum stichhaltigen Roman. Im Hintergrund und Hintergrund verbergender jüdischer Regung liegt der Reiz und die Stärke ihrer Bücher. Der mitreißenden Darstellung der wechselnden, von Klasse zur Vergeistung schwankenden Gefühlslagen eines jungen Mädchens in den Übergangsjahren verleiht der Roman: „Mädchen auf der Suche ...“ seinen großen Erfolg. 1930 folgte „A note in music“, dessen Geschehen wiederum dem englischen Mittelstand entstammt, zwischen Begierde und Umarmung ihr Leben durchstreifen. A note in music, „ein ständiger Klang“ ist Hugh Miller für die kühnste Frau Brown, einer dieser überströmenden, lebensfreundlichen Charaktere, ein „fremder Mensch“, wie sie Reinhold Lehmann mit Vorliebe als bewegendes Element ihrem Roman einfügt. In einer kleinen Broschüre „A letter to a sister“ finden wir den für das Schicksal Reinhold Lehmanns kennzeichnenden Ausdruck: „Life is things, that happen. What else could it be?“ Dieser 1932 erschien in London ihr letzter Roman: „Invitation to the Waltz“, wiederum, wie der erste, unter ganz jungen Mädchen spielend, für die das „Erzählte Leben“ beginnt.

Immer waren es die Nachbarskinder, die Erregung, Trauer und Erlebnis in die einzelnen Kinderjahre Judith Charles trugen. Die Eltern fanden sie fern. Die Mutter, aufreiter von weltlicher Gefühllosigkeit, hatte einen schönen Jungen willkommener gefunden. Der Vater, ein lebensfreundlicher Bekehrter, ließ Judith beiheim unterrichten in dem gepflegten Haus auf dem Lande. In die Jahre seines Herzens



Reinhold Lehmann
Nach einer Zeichnung von Gertrude Kautsky

nimmt das Kind die einzigen Gespielen auf, die es hat, die Freunde aus dem Garten nebeneinander: die eigentümliche, stille Mariella und ihre vier Vettern Julian, Neddy, Charlie, Martin. Die Kinderjahre legen den Keim zu dem späteren Leben des jungen Mädchens. Vorerst geht Judith mit dem klugen, hübschen Julian auf die Kaiserjagd, bewundert die merkwürdigen Zeichnungen Neddys, der, schlafend, wunderbar und groß, einen an seiner Türe denken läßt, die naches herumströmen. Dem gütigen Martin läßt sie sich verführerischen Bäumen hängen. Von Mariella, die nur Tiere zu sehen scheint, sieht sie sich manchmal verachtet. Charlie endlich ist schon wie ein Prinz“ und ihn liebt das Kind Judith.

Nachdem Judith sie sich vor, daß er neben ihr im Bett liegt: sie erzählt ihm Geschichten und sang ihm in Schlaf, und er sagte ihr, er habe sie lieber als alle anderen und würde sie heiraten, wenn sie groß wären. — Er grüßte in schelmische Gefahren und sie erwiderte ihm: er verunglücke und sie trug ihn nachhause, er wurde krank und sie pflegte ihn und der Arzt sagte: „Wir alle hatten ihn schon ausgegeben. Aber deine Liebe hat ihn durchgebracht.“

Eines Tages jedoch stirbt der Nachbarsgärtner tot.

Als der Krieg ausbricht, ist Charlie erst 19 Jahre. Er muß an die Front und heiratet Mariella, die ein Kind bekommt. In dieser Zeit

lehren sie alle in Jüdische Lehramen wieder, und sie weiß es vorher, daß Charlie fallen muß: „Es lag etwas an der Lasten seiner Heirat, seiner Lust, die Lebensinhalte des normalen Mannes zu erfüllen, das durch seinen Kontrast am so lebender das verhängnisvolle Aufsehn verführte, dessen Gehirnen über ihn hing.“

Zwisch ist 18 Jahre, als das Nachbarhaus die alten Bewohner wieder aufnimmt. Das sie sich schmerzlich erregende Widerstehen nicht von den anderen lustig-ironisch aufzunehmen. Am schlauesten ist es, daß da der kleine Peter bemerkt, Charles Sohn, dem Mariella eine etwas hilflose Mutter ist. Der merkwürdige, unzufriedene Julian ist dem Rinde lebensfähig gezeugt. Warum ist Mariella auf ihn nicht eifersüchtig? Zeichnete Judith nicht ein, sie liebt Julian? —

Die ungegründeten Vergnügungen des Lebens werden gemindert gemindert. Roddy kommt und geht mit den anderen, aber er kommt nicht auch allein in Judith und sagt:

„Sie wissen nicht, daß ich schon so früh zu ihr gegangen bin.“

„Ja, hast du es ihnen denn nicht gesagt?“

„Sie werden mich deswegen aufpassen“, sagte er. „Aber ich.“

„Doch, bestimmt.“

„Wie denn?“

„Nicht mehr? Weißt du, sie werden uns im Verdacht haben, daß wir in ihrer wunderbaren Beziehung ein bißchen gelassen haben.“

„Wirklich? Sie war vernünftig.“

„Wie gewöhnlich so was ist! Die kleine ein Mann mit einem Mädchen nicht allein sein, das mit ihr zu sein.“

„Ich bin ganz deiner Ansicht, Roddy.“

Da warf er den Kopf zurück und lachte lautlos: die ganze Zeit schon hatte er gedacht. Und da, ihr war es eine Augenblick lang weggegangen, als sei Roddy ganz erstensmal so weit, ein ernsthaftes Gespräch zu führen!

„Ich kann nichts dafür, Judith: du bist so unglaublich feierlich bei allem. Nicht es nicht? Bitte, mach dir nichts draus! Ich habe dich für dich, aber du bist nicht mehr.“

„Ein Leben ist ein Leben — damit sag es.“

Diese Distanz bleibt unüberwindlich, so ist Judith eine Annäherung verfehlt. Sie sieht: „Eines Tages werde ich dich lieben! Noch ist es so weit nicht. Beinahe kommt der junge Dickie von Tony Bering aus Cambridge. Er nennt Roddy „Lelling“ und „Lelling Roddy“. Ju-

dit, im Inneren betroffen, findet bei Roddy plötzlich nur noch ironische Sympathie. Man, die begleitet sie sein, er ist bereit, sie zu lieben, wie schon der kleine Junge ihr ergeben war. In jeder Angst vor Konflikten stieg sie ins Haus. Das Leben ist gelb, Leben ist aus Paris: Der Vater ist gestorben.

Judit ist im Pariser Leben der Mutter, auf deren Begehren und Gesellschaften überflüssig. Andere Verhältnisse führen das junge Mädchen nach Cambridge, von dem der Vater einst viel erzählt. Aber beruflicher Gehalt nach der Zwang des Brautwerts weichen sie. Immer Heimlichkeit läßt sie den Versuch eines „unabhängigen Lebens“ machen. Aber das Unmöglichkeit, die Möglichkeit der Umgehung, die Möglichkeit der Arbeit werden sie an. In Jennifer Becht findet sie eine Freundin. Niemals wird sie von Roddy besucht — wartet sie noch auf ihn? Jennifer ist der strahlende Tag, ihr blondes Haar ist Sonnenchein, Jubel, Kopf, Wärme und Belohnung gehen von ihr aus. Jennifer setzt sich in ihrer Beliebigkeit, ist fast, übernimmt alle Verhältnisse, ist gesamt mit allen, ist freudig und unerschrocken.

„Nur Roddy ist fern — aber du, Judith!“

Da kommt Jennifer zum Leben zu und Jennifer sie lieben mit ihrem, natürlichen Liebe, natürlich, weil sie sich fürchtet, und nicht, weil sie eines Tages auf und davongegangen sein konnte. Jennifer sagte: „Ich liebe dich“, und sich selbst. Da rief: „Kommen zurück!“, und sie werden es und selbst glücklich besetzt und trübe dich eng an sich, aber keine ihre Abhängigkeit. Eines Tages, wenn du am glücklichsten nach der verlangen wird, wird sie weg sein und nicht mehr zurückkehren.

Um die Weihnachtszeit des zweiten Jahres trauerte ständig Roddy auf. Durchfahren nach langer Ausfahrt durch die kalte Winterlandschaft, spürte sie in Judiths kleinen Zimmer. Mit jedem Wortes trauerte sie zu ihm, wie fern wieder er war.

„Du bist sehr weit“, sagte er. „Wirklich lieb, ich glaub“, du bist wirklich ganz wunderbar. Warum weinst du den Menschen so? Das ist nicht kann von dir.“

„Auch dich ich die magst!“

„Das ganz bestimmt. Es ist ganz gewiss, daß du mich — die glücklichsten willst.“

„Ich, sehr wohl zu mir dein Bild vernehmen!“

„Ja, sehr du's denn nicht ein? Ich geh durch die Welt in einer Art Empfindungslosigkeit, bist und bist. Ich mach' mir über nichts Gedanken und bin-

mitte mich um nichts . . . Ich will dich nur warmen. Niemand darf mich so noch nehmen.“

Warum hatte er das gesagt? Diese entsetzliche, heillosungeliche Selbstverachtung . . . es schien, als hätte er sie aus ihrer selbst willen gemacht, sich ihm feig ergeben. „Es wäre richtig“, sagte sie plötzlich unmerklich.

„Was wäre richtig?“

„Du bist das, was ich in dir sehen will . . . Du kannst mich nicht dahin bringen, daß ich dich nicht mag, du kannst mich nur weniger magen.“

Der Augenblick der Nähe geht verüber. Weiter stellt das Gleichmaß der Collegestage, die das Unfassbare, das immer Bedeute, geschieht. Jemiffer wendet sich einer neuen Freundin zu. Annette Wochen geben sich hin. Die Mädchen, missfälschend, nehmen für Judith Partei. Jemiffer, zwischen alter und neuer Meinung aufgerissen, wird krank, verläßt das College. Einer letzten Ansprache mit Judith folgt die Trennung.

Was habe Judith? Jemiffers Verstand, einmal zu schreien, und ihre Anzweiflung soll geliebter Tadel auf ihrem Tisch. Beim Abschied aus dem College, nach willkürlichem bestandenem Examen erlaubt Judith zu spät, was sie über der ausschließlichen Bindung an einen Menschen hier verstanden:

„Es alle und politische andere hatten ihre Bruderschaft angeboten. Ist Bücher und noch mehr Bücher in noch mehr Bibliotheken und neue Maß und neue Bindung und neue Theatervorstellung — Jemiffer von gelbigen Anzweiflungen, die du nur gestreift oder ganz und gar verabschiedet hast durch dein Gleichgültiges in die Grenzen des unbedeutenden Träumens.“

Die Mutter, sonst meist auf Reisen, verbringt mit Judith auch einen Sommer im gleichen, alten Landhaus, damit diese sich klar wird, was sie weiter beginnen will. Nachdem findet sie in alten Freunden wieder. Das unbeschwerliche, englische Sommerleben beginnt. Besonders für Judith wird allem das Wiedersehen mit Roden, um den sie mit aller Kraft ihres Herzens ringt. Er bleibt unauffindbar mit ihm. Dann — plötzlich doch begrenzten von ihrer Lebensdauer, ihrer Liebe, die sie ihm wider und wider bezieht — kommt es kein Abschied (er will als Maler nach Paris) zu einem nächsten Zusammensein, bei dem sie ihn die Worte: „Ich liebe dich“ abzwängt — und sich ihm ganz hingibt. Es ist ein einspaltiger Traum. Das verstandene, realistische Mädchen, zusammen und verstanden, ganz Gefühl, durchdrungen von dem Gedanken an die Kraft der

Liebe, ist überzeugt, den geliebten Mann ganz gewonnen zu haben, glaubt an ein dauerndes Bindnis. Der Mann sah dagegen in ihrem deutlichen Werben nur den Wank ihrer Sinne, glaubte ihr mit einem ausgeprägten Glück zum „Besitzen“ zu tun und ließ sich schrecklich, entsetzt über das Geschehene, möglich von ihr.

Man konnte jetzt ein Buch schreiben und ihn zu einer Hauptgestalt darin machen; oder sich entschlüsselt mit Maß beschränken; oder sich umbringen“, grüßelt die verlassene Judith.

Man kann aber auch den verstorbenen Besuch auf dem schönen Familienberg des geliebten Martin machen, kann seine lächelnde Mutter kennenlernen und mit dem Bewußten spielen, seine Frau zu werden. Das Land ist Martins geheime Nahrung, es macht aus ihm den Mann, der eine ganz persönliche Wärme und Schlichtheit im Kern seiner Durchsichtigkeit besitzt. Man wäre gegangen bei ihm: „Du, auch an einem grünen Buchstaben stand mit ihm gelübt zu sein, mit stillen Vergnügen an seiner persönlichen Körperlichkeit, mit einem halb verachtungsgekauften Lächeln für sein Selbstgefälligkeit, während ihr Geist seine eigenen Wege ging . . . meilenweit von ihm entfernt . . .“

Die Verwirrung in Judith wird schließlich selbst der einfache Martin gewahr. Aus der Anklage der halb gewünschten, halb verachteten Verlobung befreit Judith ein Auf ihrer Mutter nach Frankreich. Sie findet bei ihr nur entscheidenden Abgang an Martin.

Im Betriebe des mordenden Amors spielt Miss Judith Corle, die mit ihrer begabten Mutter im verachteten Lord wohnt, eine hervorragende Rolle. Eine junge Waise hat sich aus dem überpannen College-Mädel entpuppt. Julian, der letzte der Jugendfreunde, stellt sich zu ihm. Was Martin nicht vermochte, sie das bis Ende der Umarmungen an Jemiffer und Roden verweisen zu lassen, erwartet Judith von Julian. Sein Maß und seine Klugheit, die ihr unbekanntes Welt seiner gesunden, gelassen und jählichen Erfahrung, die er selbst vor ihr anerkennet, sollen ihr helfen, zu überwinden. Aber Julian verlangt mehr, als nur gefälliger Befehl zu sein — er schlägt eine Liebe für einen kurzen Sommer vor, „einen jählichen Sprung hinein und wieder heraus in dem Augenblick, wo es anfangt.“

ein Mißerfolg zu sein". Das Schicksal übernimmt die Entscheidung: Martin ertrinkt, Julian muß nach England. Judith verfällt in tiefe Depression, aus der der Wunsch aufsteigt: Nach Hause — irgendeine Arbeit finden. Deshalb erreicht sie Nachricht von Julian. Mariella, die immer mit Julian liebt, ter es nie erlachte und wünschte, zieht sich schließlich zurück und überläßt ihn den Heimen Vater, an dem er hängt.

Nach von Jennifer kommt endlich die versprochene Nachricht. Fremdschicksalserwartungen — zugleich aber die Einsicht, daß ein Wiederanknüpfen nutzlos wäre. Bei einem in Cambridge erwarteten Wiedersehen heißt sie

aus. An der Schwelle des Kaffeetisches steht nur Roddys Schatten. Aber in Arm mit seinem Freunde Tony Varing, vorbei. Judith weiß plötzlich: Sie konnte sie Roddy wirklich, nur ein Traum war er für sie, eine in völliger Vergeßung gelebte Gestalt. Nur ein einziges Mal hatte sie die Macht, eine Vereinigung zu erzwingen, wo sie eine hätte sein sollen. Keins der Nachforschender war ihr bekannt gewesen. Jetzt endlich ist sie die Schwäche, von den anderen abhängig zu sein, los. Ihre Vergangenheit hat einen Kreis beschrieben, der nun vollständig ist, besch, behebungslos zu werden. Bald muß sie anfangen zu denken: Was nun? Hat ein Name aufbauen aus sich selbst . . .

JOSEPH ROTH

RADETZKYMARSCH

VON KARL BLANCK

In Joseph Roth ist ein Vertreter der österreichischen Dichtung herangewachsen, den die harte Fülle des Daseins und des Geschehens, die größte Objektivität und gefällige Lebendigkeit österreichischer Lebensformen nur noch die ferne Erinnerung eines vergangenen Zustands beunruhigt. War so starker aber tritt aus auch die geheime Wehmut, die frühe Melancholie in Erscheinung, die aus sich dem Werke Kälte, Hofmannsthal und Schnitzlers den heißen und leuchtenden Reiz verleiht. In Joseph Roths Frühwerk, im ersten Jahrzehnt nach dem Kriege, herrscht noch das Problem des Heimkehrers vor, der kein Heimat mehr findet, der als ein Verbannter in veränderter Welt mißfallen möchte und sich doch selbst nicht mehr helfen kann. Hier ist alles noch eine jenseitige „Blut ohne Ende“, wie der Titel eines dieser Romane lautet.

Ein neues Ziel, eine neue Wendung und Lösung aus wachsender Erkenntnis zeigt erst Roths später reifes Werk „Nob“, die Geschichte einer unglücklichen Erziehung, eines wunderbaren Aufstiegs aus tiefer Verdrängung und einer erschütternden Wiedervereinigung

mit längst verlorenem Gegenstand. Dieses Werk tritt nun ebenfalls als ein wahres Requiem auf Österreichs Untergang der neue Roman zur Seite, den wir hier betrachten wollen. Denn an „Radetzkymarsch“*) erhebt sich einmal, mit jüdischer Hand zu probieren, ein Leben erweckt, das alte Österreich in der Stunde seines Untergangs, das Schicksal ganzer Geschlechter und ganzer Völker, mit höchster Kraft und Feinheit eingefangen im Wandel einiger weniger Gestalten, denn gerade in ihrer ausbleibenden Durchsichtigkeit eine wahrhaft sinnbildliche Bedeutung gewonnen.

Von seinem Anfang an ist das Gedächtnis der Erzählung aufs stärkste mit der Monarchie der Habsburger und mit der Gestalt des alten Kaisers Franz Joseph selbst verknüpft. Es ist kein alter Befehl. Aber es führt seinen Adel auf den „Helden von Solferino“ zurück, einen kleinen Infanterie-Leutnant, bald österreichischer Kleinrentner, Sohn eines inaktiven Gendarmerie-Inspektors, der sein Gendarmen-Kost als Porträtmaler eines kaiserlichen Bildes-

*) Die Romane von Joseph Roth erscheinen im G. Biederstein Verlag, Berlin.

ten geniesse. Um je erschütterter der rasche Aufstieg des kleinen Leutnants: Durch einen raschen und beherzten Sprung setzt er in der Schlacht das Leben des jungen Kaisers, der sich den feindlichen Kugeln allen unvorsichtig ausgesetzt hat. Dabei wird er selbst verwundet und auf dem Krankenbett zum Hauptmann befördert, mit dem Maria-Theresia-Kreuz ausgezeichnet und geadelt. Zugelöst ist er nun aus der Reihe seiner kindlichen Ahnen, denen er doch in seinem Wesen untrennbar verbunden bleibt. Als er eines Tages im Kinderstube seines Vaters die eigene Heldentat als Beispiel wiederfindet, in einem vorliegenden Aufsatze bereits garbengeliebt, der seinem einfachen Wahheitsglauben, seinem unbewirktem Gefühl für stürzende Kavalitäre widerspricht, da setzt er in persönlicher Aktion beim Kaiser die Entfernung der gefälschten Heldenlegende durch und quittiert dann den Dienst, weil sein Glaube an die geordnete Ordnung der Dinge unrettbar zerstört ist. Beim Abschied wird er in den erblichen Hochrang erhoben, Aber die neue Ehrengewalt berührt ihn nicht mehr, und er lebt fortan auf seinem kleinen Gut als eigener Herr, aber zugleich fast wieder ganz in der Art seiner kindlichen Vorfahren. Auch sein einziger Sohn darf nach des Vaters Willen nicht in die Arme eintreten. Er wird Beamter und bringt es zum Bezirkshauptmann in einer mährischen Kleinstadt — ein korrekter althergebrachter Beamter, eine anteilige Mischung von Verbindlichkeit und Ehrung, Musterbild christlich-konservativer Lebensform. Wo residiert er in seinem kleinen Welt als Haushalter der Kababarger. An jedem Sonntagsmorgen spielt die Mährische der Stadt der seinen Hofen der Kabalemarisch und einige andere mährische Paradiesstücke.

Wenn auch der Sohn des Helden von Cellerius nicht Soldat werden durfte — der Enkel, Carl Josef von Treuta, der eigentliche Held unseres Buches, begreift uns zwar als fünfzehnjähriger Kadett. Er ist gerade zum sommerlichen Urlaub in der Heimat eingetroffen. Der Verkehr mit dem Vater bewegt sich in streng gemessenen Formen, voll Respekt und selbstverständlichen Gehorsam. In die kalten Räume der Bezirkshauptmannschaft bringt während des Aufenthalts, der zugleich



Joseph Roth

Phot. Georg Meier

regelmäßig den Charakter einer Prüfung trägt, der Kabalemarisch und wohnt in dem jugendlichen Herzen des Enkels, auf den das Bild des Helden von Cellerius herabdrückt, unheimliche Träume von Heldentum und Heldentum.

In das leidenschaftliche Gleichmaß dieser organisierten Kleinstadt fällt die erste Erfahrung, das erste, allen frühe Erwachen in der Begegnung mit einer erlebten Frau, die den jungen Menschen fast ohne sein eigenes Zutun in das Geheimnis der Liebe einführt. Als noch ein paar weiteren Jahren der junge Leutnant im Schmutz seiner fankelgeschmutzten Reiteruniform wiederkehrt, ist sie an der Geburt eines Kindes gestorben, und Carl Josef müht sich in seiner stillen und schwerelichen Art selbst die Schuld an ihrem frühen Tode bei. Der Vater durchschaut ihn und bemerkt mit leichter Mißbilligung: „Mir scheint, daß du ein weiches Herz hast.“ Er veranlaßt den Sohn, die Liebesbriefe, die er an die Tote geschrieben hat, selbst bei ihrem Vornamen, einem mährischen Untergeheimen des Bezirkshauptmanns, dem Wachmeister Stama, abzugeben. Der Sohn gehorcht. Alles geht in der leichten und korrekten Form der sich, ohne überflüssige Erörter-



Junge Joseph II.
als junger kaiserlich-königlicher Kaiser

ringen und spürbare Zusammenstöße. Es wohlgerichtet ist noch die Welt, in der diese Menschen leben, so festgelegt, daß auch für die Belegung eines Verstoßes gegen ihre ethischen Grundbegriffe sich ein Weg sillschmerzender Duldsamkeit findet.

Noch zu jäh ist das Weichlecht der Trennung von Sippe aus dem Dunkel emporgerungen, und schon steht es in dem Licht wieder im Dunkel, in die Einsamkeit, zur Erde zurück, von der es ausgegangen ist. Vom Anfang an fühlt der junge Leutnant sich in dem feindlichen Kavallerieregiment, dem er nun angehört, als ein Fremder unter den Kameraden. Verstoße sind ihm die Zusammenkünfte im Kasino, am liebsten würde er mit den einfachen Mannschaften tanzen, die am Abend in der Kaserne ihre Hymnenlieder singen. Er versteht ihre Sprache nicht mehr, wie sie der Vorsteher und Hauptkassierer auch verstanden hätten. Wie seinem treuen Parischen Onseil, der ihn mit rührender Liebe begleitet ist, vermag er vor lauter verlegener Ohren kaum ein Wort zu verstehen:

Es war rührend, wie ihm Onseil folgte. Er hatte ihn eigentlich niemals anzu sprechen. So

lange er den Namen nicht behalten konnte, wenn es ihm auch unendlich gewesen, das Angesicht zu beobachten. Es war so, als hätte er jeden Tag einen anderen Parischen gehabt . . .

Jetzt stand Onseil vor ihm auf der wunderbar warm beschatteten, mit reichlich aufgesetztem Beschuck, mit glänzenden Knöpfen, (gelegentlich geschickten) Stiefeln und im besten Angesicht eine fröhlichkeit verbergende Freude über die Bekanntschaft mit dem Leutnant. „Stehen S' nicht?“ sagte Carl Joseph.

Er hätte etwas Unheimlichkeits sagen mögen. Der Vorsteher hätte es zu Jurens gelangt. Onseil sagte Paulus den ersten Haß von dem besten, sein Bruststück blieb aufgezogen, der Gesicht hatte keine Wirkung. „Stehen S' kommt!“ sagte Carl Joseph, etwas traurig und ungeduldig. „Steh ich kommt, warte gheraus!“ antwortete Onseil. „Wartet Sie weit von hier, kein Mädchen!“ fragte Carl Joseph. „Nicht weit, eine Stunde Maria.“ antwortete gheraus. „Herr Jurens!“ — Nein, es ging nicht! Carl Joseph konnte kein Wort mehr finden. Er wollte an irgendeiner unbekannten Persönlichkeit, er wollte nicht, mit Parischen umzugehen! Mit wem kann sein? Seine Kameraden war groß, auch vor den Kameraden fand er kaum ein Wort. Warum stürzten sie alle, wenn er sich von ihnen abwandte und die er zu ihnen ließ? Warum sah er so schlecht zu Pferd? Ach, er konnte nicht! Er sah seine Silhouette wie im Spiegel, was konnte ihm nicht stehen. Hinter seinen Rücken schienen die glühenden Netze der Kameraden. Das Ansehen begriff er erst, nachdem man sie ihm erklärt hatte, und auch dann konnte er nicht verstehen, was er nicht nicht! Der Dienst Jurens hatte ihn bemerkt. Und er hatte sich eine ausgeprägte Respektstunde. Man lieh im Schatten des Vorstehers! Das war es! Man war im Licht des Lichts von Colossus, der einzige Licht. Man hätte das hundert, hundertmal Licht des Vorstehers ständig im Licht! Man war der Licht des Lichts von Colossus!

Ein paar Minuten lang standen Carl Joseph und sein Parische Onseil stundenlang schweigend gegenüber auf der reichlich schimmernden Beschatteten. Der Wind und die Erde verlagerten sich die Minuten. Onseil schritt sich nicht. Er stand wie ein Dunkel, überlagert von einem Licht. Carl Joseph wandte sich plötzlich um und begann zu marschieren. Wenn der Schatten hinter ihm folgte Onseil. Carl Joseph hatte den regelmäßigen Aufschlag der schweren Stiefel und den sternen Klang der Hosen. Es war die Ironie selbst, die ihn folgte. Jeder Aufschlag des Stiefels war wie ein neues, hohes, geschlossenes Weichen selbstlicher Beschatteten. Carl Joseph schritt nun umher. Er wußte, daß die schmerzende Straße plötzlich eine unermessliche, unbekannte Weigerung wäre, einen Entzug. Nicht von der heiligen Beschatteten Onseil. Der Parische folgte ihm im gleichen Licht. Der Vorsteher berührte sich, mit dem Stiefeln hinter seinen Rücken Schritt zu halten, er schritt, Onseil zu verstehen, wenn er den Schritt eines achtes wußte. In den paar



Kämpfe (1788–1821) auf dem Goldhorizontbühl
während der kaiserlichen Kämpfe von Marano (1821) gegen die Araber
Nach dem Kämpfe von D. S. Marano (1821–1822)

läufig aufeinanderstrebenden Eisen, was sie, die Tote
ausstraft. Und jeder muss Aufschlag rufen: Carl
Joseph. Und es war, als verlaube dort, hinter seinen
Rücken, ein ungeheurer Karl mit schweren Schuhen
an den Füßen, der Herrn zu Herten, höchste Jän-
liche eines gestohlenen und gestörten Mann.

Schließlich wachen sie den Gedanken. Carl Jo-
seph war ein guter Mann eingestiegen, das sie den
Militär sagte. Er wollte sich um und sagte:
„Nur Vergessen, Carl!“ Und er bog schnell in die
Eisenstraße ein. Der Pack des Verstorbenen war ihm
nur noch als ein jenes Leben.

Im Kasino starrt er das Kaiserbild an: Für
den Kaiser, das einst der Großvater gestirbt
hat und der nun als alter Mann noch immer
die Last der Regierung trägt, leidet. Einbild
einer vergangenen Zeit und vielleicht letzter Zu-
sammenhalt der verfallenden Menschheit — für
ihn müßte ein Trecca sterben, um ihn und Öster-
reich in ihm noch einmal zu retten! Aber jetzt,
hier, im Friedenstempel — da ist der Kaiser
weit, und preßlos ist sein eigenes Können und
einfaches Dasein. Der einsige, der ihm unter
all den glänzenden Kammeraden näherkommt, ist
ein anderer Außenstehender, der Regimentsarzt
Dr. Demant, der Enkel eines weißbärtigen jüdi-
schen Patriarchen, wie er selbst der Wenzel

langjähriger österreichischer Mann ist. So fin-
den sie sich beide in einer stillen und guten
Freundschaft gesammelt. Und wieder wird der
junge Trecca unabsichtlich-schuldig an dem Tode
einer Menschheit, der ihn nahegekommen ist.
Dr. Demant hat eine hübsche und leichtfertige
Frau, der der junge, schamde Leutnant eben-
so gut gefällt wie einst der Gattin des Wache-
meisters Elmsen der Robert Trecca. Es ist nichts
gefallen, und es wird wohl auch kaum etwas
gefallen, denn Trecca liebt den Freund zu sehr,
um ihn in seiner Ehe zu trüben. Aber die Ka-
meraden fassen es anders auf. Durch eine hü-
bische Bemerkung eines Offiziers über die Ver-
sorgung seiner Gattin zu Trecca kommt es zum
Duell mit Dr. Demant, in dem beide fallen, der
Beladene und der Beladene. Für die jungen
Offiziere, die bisher im Frieden geordnetes hin-
leben, ist das Ereignis die erste Begegnung mit
dem Tode, die sie ohne Zweifel betrübt und den
Leutnant Trecca zu dem Entschluß bringt, we-
nigstens das Regiment zu wechseln, wie er an
sich den Beruf wechseln würde, um den eige-
nen Mann wieder näherzukommen. Denn der
seinen Tode hat ihn der kluge Arzt das Ge-

heimlich der gemeinsamen Bestimmung verurtheilt: „Unsere Großväter haben uns nicht viel Kraft hinterlassen, wenig Kraft zum Leben; es reicht gerade noch, um unfähig zu sterben.“

Dann fragt er ihn:

„Wollst du nicht zu meiner Frau, und du wüßtest es nur selber nicht?“

„Ich hab' keine Schuld an der ganzen Sache!“ sagte Trema.

„Nein, du hast keine Schuld!“ bestätigte der Negationsarzt.

„Aber immer ist es ja, als hätt' ich Schuld!“ sagte Carl Joseph. „Du wüßtest, ich hab' die erzählt, wie das mit der Frau Clara gelaufen ist.“ Er blieb still. Dann schloß er: „Ich hab' Angst, ich hab' Angst, überdell!“

Der Negationsarzt breitere die Arme aus, hob die Schultern und sagte: „Du bist auch ein Engel!“

Am letzten ginge der Leutnant in die Nähe der Urheimat jenes Geschlechtes im Süden der Monarchie zurück. Und da es dort kein Anwaltschaftsamt gibt, so wendet er sich zur Insamkeit. Beim Abschied empfängt er einige Geschenke, die ihm Dr. Demant hinterlassen hat, den Stachel und die Leichentracht. Zum letztenmal hört er die Leute in den Mannschafsstuben des afrikanische Lied vom Kaiser und der Kaiserin singen:

„Oh, unser Kaiser ist ein guter, besser Mann,
Und unsere Herrin ist seine Frau, die Kaiserin.
Er trägt allen seinen Mann davon,
Und sie trägt allein im Schlaf,
Und sie wartet auf ihn — — —
Auf den Kaiser wartet sie, die Kaiserin — —“

Längst ist der alte Mann auf dem Thron zu einer fast mythischen Gestalt geworden, und noch lebt auch die tote Kaiserin im Glanzen des Volkes fort.

Über dem Leutnant von Trema haßte der Rückzug in das Land seiner häuerlichen Eltern verwehen, und der Vater, der sich selbst ganz als Vertreter des Janus Habsburg inmitten einer fremdsprachigen Bevölkerung fühlte, schreie ihm: „Das Geschick hat uns unsern Geschlecht von Gernheimen Österreich gemacht. Wir wollen es haben.“ So mischelte er sich für ein Jagdbataillon in der Ukraine, der Heimar Zukunft, den er mit sich in die neue Wälder hat an der russischen Grenze nimmt, in abgelegener Stelle zwischen Wäldern und Gumpfen — eine Welt, die auch den Nahrung von seinem ersten Werk, dem „Heil Vater“ an, schon mächtig angesetzt hat. Die Berechnung des kleinen Soldaten sind heute

jedoch arme Händler, zum großen Teil Juden, wie die Vorfahren des Dr. Demant. Sie führen eine räthselhafte Existenz und handeln mit allen möglichen Dingen, die es auf der Welt gibt, ohne doch bei aller Schamlosigkeit jemals auf einen gewissen Zweck zu gelangen:

In der Zeit, das Leben dieser Händler war ein Kästel. Sie hatten keine Eltern. Sie hatten keinen Namen. Sie hatten keinen Anseh. Aber sie besaßen einen überausgeschlossenen Wankstufen für alle gebräut und geschmeißenen Dingen des Lebens. Sie lebten von fremder Arbeit, aber sie lebten Arbeit für Fremde. Sie waren beschreiben. Sie lebten so hässlich, als schieden sie sich von der Arbeit ihrer Hände. Aber es war die Arbeit anderer. Erste in Bewegung, immer unterwegs, mit gelblichen Fänge und hellen Schürzen, waren sie gequert gewesen, eine halbe Welt zu erheben, wenn sie gequert hätten, was die Welt bedeutet. Aber sie wußten es nicht. Denn sie lebten fern von ihr, zwischen dem Osten und dem Westen, eingeschlossen zwischen Nacht und Tag, so selbst eine Art lebendiger Gipsfigur, welche die Nacht geboren hat und die am Tage umgibt . . .

Unausgesprochen waren die Menschen dieser Gegend. Denn die Gespräche lagen unheimlich ausgebreitet über der ganzen Fläche des Landes, zu beiden Seiten der Landstraße, auf Ährchen, Strohhaufen und rüchlichen Gras, das den abgewinkelten, das Landes unheimlichen Wankstufen eine jenseitige Bedingung in einem jenseitigen Tod bedeutet. Nicht kann man, und ihre letzten Schritte hatte keine gehört. Alle aber, die dort geboren waren, kannten die Fläche des Campes und besaßen selbst etwas von seiner Tiefe.

Und über dem allen liegt schon die große Schwerkraft, die Abnung von Tod und Mangel. Denn die Menschen an der Grenze fühlen den kommenden Krieg schon früher voraus, als alle anderen — trotz des geistlichen Verleches der österreichischen Jäger- und Dragoner-essays mit den Kameraden des russischen Kesselschneidens jenseits der Grenze. Mittelpunkt dieser geistlichen Zusammenkünfte ist das Echo des unermesslich reichen Wrasen Spejckel, eines österreichischen Pelen, der das Ende des alten Österreich wie ein unauflösliches Naturereignis betrachtet. Nach lauten die Kameraden nur über die Repetition des Wrasen. Leutnant Trema allein, in dessen Vorles schon frühe Mächtig und Trauer eingeschrieben sind, sieht das flüchtige Gewicht der Doppelgänger.

Über auch in dem stillen Gleichmaß, das die Welt des Begleichungsmanns Trema erfüllt, erscheinen die ersten, fast noch ungeschwunden

Veränderungen wie die Veränderungen kommen des Schicksals. So steht der alte Jacques, der schon dem reinen Helden von Schörlime gehört hat. Die Arbeiterbewegung und die ständischen Demokraten, die Celsals, beginnen sich auch in der ruhigen Region zu rühren. Unmittelbar vor dem großen Schicksal, das zu einer allseitigen Ausbeugung angesetzt bricht — in einem Augenblick also, wo der stets pflichtgetreue Pierre auf seinem Posten weniger unbedeutend ist, als je zuvor, entschließt er sich zu einer plötzlichen Reise, um dem fernem Sohn das letzte Vermächtnis des toten Dieners zu überbringen — eine Warzel gegen das Unersichtliche . . . Es angewählt ist auch schon der Vater in all seiner Beherzlichkeit, daß er einen solchen Anlaß nimmt, um der wachsenden Verunsicherung und der wachsenden Befürchtung noch einmal zu entschlüpfen.

Carl Joseph empfängt die Botschaft des Dieners und legt sie zu dem Zeichen der toten Frau Elana und den Geschenken des toten Dr. Demant. Er weiß es — einmal wird auch der Vater sterben und ihm das Bildnis des Helden von Schörlime und andere Erbstücke hinterlassen. „Wie mit wird alles begraben. Ich bin der letzte Erste!“

Abends auf dem Fest des Grafen Hejnsch gehen sie zu dritt in dem geheimnisvollen Park, in dem der reiche Mann die Weltanschauung bewacht — eine Episode wie alles in seinem Leben, nur um sich zu strecken und zu beugen. Wie sind alle drei schon Gezeichnete, auf der „Runde ohne Ende“ vor sich selbst, vor den eigenen Abwegen und Erkenntnissen. Der Graf spricht das Unausprechbare aus, das der Bezirkshauptmann erst dunkel gefühlt hat: Es geht zu Ende mit Österreich, trotz des Monarchismus und trotz der Heime, denn die einzelnen Nationen der Monarchie wollen ihre eigenen Wege gehen. Dort hat der Kaiser verlassen, und nach seinem Tode erlischt die ganze Welt, der sie selbst noch angehört.

Schon ist auch der Sohn den Lehungen des Empires verfallen, der ihn umgibt. Er hat sich das Denken aneignet, das ihn von seinen qualvollen Weibelein befreien soll. Der Vater ruft ihn. Er antwortet: „Die Toten! Ich kann die Toten nicht vergessen, Vater! Vater, ich kann gar nicht vergessen, Vater!“ Der Bezirkshauptmann ist totes und ersticktes. Nie

hat er solche Worte von dem Sohn gehört. Er wollte ihn noch einmal sehen, den Sohn, nachdem auch der alte Jacques von ihm gegangen war. Nun aber zeigt es sich, daß der Jüngere den Untergang der alten Welt schon näher ist als der Vater selbst. Ein Telegramm ruft ihn zurück, er wird Maraton geben, und die Nacht war unruhig. Hejnsch verjagt ihn, den Sohn aus der gefährlichen Umgebung durch ein Urlaubsdemütium zu befreien. Beim Abschied am nächsten Tag hat der Vater unter dem Bilde des alten Kaisers, und es fällt dem Sohn und seinen Kameraden in die Augen, wie sehr er dem Kaiser gleicht, dessen Sache er sein Leben bisher gesucht hat. Die Trennung ist kurz, beide sind zu schützen und zu ergreifen, um mit Worten zusammenzufinden.

Die Spielkassette ist eröffnet worden. Ein Teil der Offiziere verläßt der Spielkassette. Letzte wird durch eine Blücherei für einen Kameraden, die er nicht abgelehnt magt, in dessen Verluste mit hineingezogen. Hejnsch springt ihn bei. Aber der Kamerad verliert den Schuldbetrag noch einmal, und Letzte flüchtet sich wieder in den Raum. Hejnsch erwacht für ihn einen Anlauf, den er mit einer weitergehenden Frau in Wien verbringt.

Nach seiner Rückkehr muß er ein Kommando zur Unterdrückung von Arbeiterunruhen übernehmen und gibt in seiner Aufregung auf Veranlassung eines nicht weniger ausgeprägten Gendarmeriekommissars ohne geringsten Grund Feuer auf die Menge, die ihn darauf in ihrer Empörung niederschlägt. Weshalber liegt er mit einer Gehirnerschütterung darnieder. Winter sind Tage auf seinem Wege gefallen. Auch der Kamerad, für den er gehörte hat, erkrankt sich. Auf Veranlassung des Kaisers wird die Untersuchung wegen der Schörlime niedergeschlagen, obwohl der alte Herr sich um auch Tadel des Namens Letzte zu erheben vermag.

Aber auch aus dem Leben des Bezirkshauptmanns ist alle Regelmäßigkeit und alle Sicherheit verschwunden. Er verliert sogar manchmal auf dem Weg zu gehen und beginnt seine Umgebung zu hassen, die ihn immer fremder und unverständlicher wird. Weshalber trägt er einen Brief seines Sohnes mit sich herum, ohne sich zu einer Antwort zu entschließen. Carl

Joseph vertraut ihm darin an, daß er beschließige, die Aimer ganz zu verlassen. Auch damit habe es sich abgefunden, in einer Zeit, in der alles aus den Fugen zu gehen beginnt. Wie einst der Held von Colferino, so hat auch sein Sohn, der Bezirkshauptmann, den Glauben an die Götter verloren, der er ihm und gewissenhaft geliebt hat.

Lebendig und verwirrend greift das drohende allgemeine Schicksal in den Lebenslauf des einzelnen ein. Und schon hebt es zu einem neuen Schlage aus. Wieder wird der Luitenant Trotsa — schuldig-unschuldig, mehr schmerzbringend als leidensfertig und doch zu demnach gegen jede Verführung und zu ernsthaftem Widerstand gegen eine Umgehung, die ihm fern zu bleiben ist und der er noch verfallen bleibt — in das Schicksal eines Kameraden hineingegeben und in eine Mordabschleife verwickelt, vor deren Folgen ihn nur der Kaiser selbst retten kann. Der Bezirkshauptmann überwindet alle Schwierigkeiten und bringt die zu Franz Joseph selbst vor, um für den Sohn zu bitten. Wie zwei Feinde stehen sich die beiden alten Herren gegenüber, Einbilder einer sterbenden Welt, der Sohn des Helden von Colferino und der Kaiser, bei der Vater einst gewesen hat und der sich nicht einmal mehr recht darauf besinnen kann, wer eigentlich der Kette war, der Vater, der Sohn oder der Gend. Es sehr verwirren sich ihre ihm schon Gegenwart und Vergangenheit.

Die „Affäre“ wird also noch einmal begraben, der Epilogal geschlossen, die Unheil-Liste werden entfernt, und Luitenant Trotsas Versuchung ist gestört. Wider findet ein Fest beim Grafen Ojenski statt, ein „Gottesfest“ des kaiserlichen Dragonerregiments, zu dem feierliche Gäste, Träger berühmter Namen aus allen Teilen der Monarchie erschienen sind. Ein Berliner besucht die Besucher aus dem neuen Wäldchen ins Haus. Ein Zug schlägt in den Park ein. Man sucht den überstandenen Schrecken durch eine kampflose Überlegenheit der Heisternde zu versagen. Da trifft ein Telegramm ein: Der Thronfolger ist in Czernjow amochet worden. Aber auch das vermag die Gäste nicht aufzuheben. Ein Teil von ihnen ist vollkommen gleichgültig und hat keine Lust, sich stören zu lassen, und die anwesenden ungarischen Aristokraten, die den Thronfolger geholt haben, zeigen sogar ihren offenen

Triumph. Sie befehligen den Teten und des Kaiserhaus. Der ganze Beginn der feindlichen und einandersterbenden Nationen flacht mit einem Schlage auf.

In diesem Augenblick erwacht in dem jungen Trotsa das Blut des Helden von Colferino; er allein bringt die Beschädigten zum Schwärzen und bringt sie zu einer mündigen Haltung. Dann nimmt er seinen Abschied und erklärt dem Vater, der ein solches Verhalten in einem so gefährlichen Augenblick ganz als Desertion ansieht: „Die ganze Aimer ist desertiert, die Monarchie ist tot.“

Als er vom Besuch in der Heimat in die Garnison zurückkehrt, um sich dort zu verabschieden, erfährt er, daß auch sein treuer Varschir Ausreis, der ihm immer gegen den Zugriff der Gläubiger sein ganzes Hab und Gut angeboten hat, desertiert ist, weil sein Herr die Aimer verlassen hat. Die begreifen einander noch ein letztes Mal. Trotsa ist von Ojenski ausgenommen worden. Er ist Luitenant geworden, wie seine Aimer es waren. Eines Tages trifft er einen künftigen Kaiser — es ist Dausrij. Trotsa fragt ihn: „Warum bist du desertiert?“ Dausrij antwortet einfach: „Bin nur nach Hause gegangen.“ So ist es: die Großen verraten das Haus Habsburg, und die Kleinen gehen nach Hause.

Es einfach ist das Schicksal des jungen Trotsa nicht. Der Krieg kommt und verdrängt auch den Unfall des Helden von Colferino. Er sieht, als er von einer gefährlichen Stelle Wajser für seine Leute holen will — ein namenloser Held, dessen Ende kein Leichendoch überwinden wird. Nur einer denkt noch an ihn, Tag und Nacht, der Vater, der gegen alles andere gleichgültig geworden ist: „Mein Sohn war tot. Mein Amt war beendet. Meine Welt war ausgegangen.“

End Ojenski endet im Jernhaus. Er läßt den Bezirkshauptmann zu sich rufen, um ihn zu verraten, was sein getriebener Geist hellseherig klar gemacht hatte: „Der Kaiser stirbt.“ Der Bezirkshauptmann fährt nach Schloßbrunn — es ist wahr: „Der Alte stirbt.“ Er wartet, bis die Blasen den Tod des Kaisers verkünden. Dann fährt er nach Hause, um selbst zu sterben, am gleichen Tage, als man den Kaiser begräbt. Das Haus Habsburg verfaßt, mit ihm seine Werranen: Österreich ist tot.

Richard Wagner

Zum 50. Todestag am 13. Februar 1933

VON WINFRIED GURLITT

Das Leben Richard Wagners, das über 50 Jahren im Palast Bruckman in Venedig sein Ende fand, erschöpft sich nicht in seinem ausfallreichen Werk. In diesem ruhelosen Ringen und Streben spiegelt sich etwas vom Wesen des 19. Jahrhunderts, dessen Kind Richard Wagner war. Aber wie jeder wahre große Mensch, strebt auch Wagner über die Grenzen seiner Zeit hinaus und legt Keime, die über sein Leben in eine ferne Zukunft weisen. Ob sein Lebensgedanke, die Schöpfung des nationalen Musikdramas, eine Erneuerung der Kultur gebracht hat, ist heute nicht mehr entscheidend. Mögen sich die Aufgaben und Ziele geändert haben, bedeutsam bleibt, daß ein so gewaltiger kulturschöpferischer Gedanke von einem Menschen gegen unermüdete Widerstände in Angriff genommen und durchgeführt wurde. Weil in Wagner Dichter und Musiker in gleicher Weise vereint waren, konnte er überhaupt nur einen so umfassenden Gedanken aus künstlerischer Kraft heraus verwirklichen wollen.

Ein Zeitalter war ganz dem gewaltigen Aufschwung der Naturwissenschaftem zugewandt, es war eigentlich antiklassisch. Auch nahmen die politischen und kirchlichen Ansehensstellungen, die schließlich zur Begründung des Deutschen Reiches durch Bismarck führten, alle nationalen Kräfte in Anspruch. Die Zahl der Menschen, die darüber hinaus nach ein tieferes kulturelles Leben und Denken anstrebten, war klein. Und so konnten es auch nur wenige sein, die ein Verständnis hatten für jenen Höhepunkt in Richard Wagners Leben, die Grundsteinlegung des Bayreuther Festspielhauses am 22. Mai 1876.



A handwritten signature of Richard Wagner in dark ink. The signature is cursive and elegant, with a long, sweeping underline.

Richard Wagner auf der Höhe seines Schaffens und seines Ruhmes in Venedig 1872

Wagners Worte, mit denen er die drei Hammer schläge der Grundsteinlegung begleitete: „Bei geeignetem Stein, siehe lang und halte fest“ haben ihre Wirkung bis auf den heutigen Tag behalten. Das Festspielhaus auf dem Hügel bei dem schönen fränkischen Städtchen Bayreuth wurde zu einem kulturellen Mittelpunkt, zu einem Wallfahrtsort für Kunstbe-



Das Geburtshaus in Leipzig bei Wagner.

In dem Wagner glücklich Jahre verlebte, während dem er im jungen (deutschstädtischen)

Vertrauen mit Nietzsche (nach

Nach dem Wagner-Wagner-Vertrauen in Wagner)

größte, schmerzhafteste Menschen aus aller Welt. Freilich, eine neue Kulturlinie kam aus diesem Werk nicht hervorgehen, das war es nicht unzufrieden genug und das waren die kulturellen Menschen des Zeitalters bereits zu häufig geworden.

Es wird immer notwendig bleiben, daß ein junger deutscher Universitätsprofessor Jense dieses Festhaltens der Grundsteinlegung war, der wie kein zweiter eine Erneuerung der Kultur beabsichtigte, aber auch die herausragenden Befahren mit unerbittlicher Klarheit sah: Friedrich Nietzsche. Noch vier Jahre später schrieb er:

„Als an jenem Montage des Jahres 1870 der Grundstein auf der Höhe von Bayreuth gelegt worden war, bei fröhlichem Regen und verfinstertem Himmel, sah Wagner mit einigen von uns zur Stadt zurück; er schrie und sah dabei mit einem Blick lange in sich hinein, der mit einem Worte nicht zu bezeichnen wäre. Er begann an diesem Tage sein schicksalhaftes Lebensjahr: alles Bisherige war die Vorbereitung auf diesen Moment. Man weiß, daß Nietzsche im Augenblick einer außerordentlichen Befähigung oder überhaupt in einer wichtigen Entscheidung ihres Lebens durch ein unendlich beschleunigtes inneres Schauen alles Erlebte zusammenbringen und mit seltener Schärfe das Nächste wie das Ferne wiedererleben. Was

nach Alexander der Große in jenen Augenblicken gesehen haben, als er Asien und Europa aus einem Nidderung trafen ließ? Was aber Wagner an jenem Tage innerlich schaute — wie er wurde, was er ist, was er sein wird —, das können wir, seine Nächsten, bis zu einem Grodenochschauen mit erst von diesem Wagnerischen Blick aus werden wir seine große Tat selber verstehen können — um mit diesem Verständnis seine Fruchtbarkeit zu verbinden.“

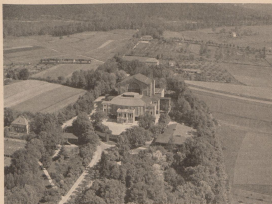
Der diese Worte schrieb, um ein Wen-

schmäler jünger als der gefeierte Künstler, war damals noch in wahrhaft schmerzlicher Freundschaft mit Richard Wagner verbunden. In Wagner und Nietzsche begegneten sich die damals größten Geister ihres Volkes — um eine Freundschaftstragödie auseinander zu erleben, die wie ein Ausbruch für die Zeitlichkeit des ganzen Zeitalters anmutet. Die Gegensätze, die auch in der Freundschaft Goethes und Schillers zu wunderbarer Vereinigung sich zusammenschlossen, führten in der Schicksalslage Wagners und Nietzsches zum tragischen Bruch.

Die Besuche, die Nietzsche von Basel aus in dem nahegelegenen Leipzig bei Wagner machte, hatten das Auflösen dieser Freundschaft gebracht. Wagners Hoffnungen waren bezeugt. Er schrieb dem jungen Nietzsche:

„Nun lassen Sie sehen, wie Sie sind. Viel wertvolle Erfahrungen habe ich noch nicht an deutschen Landelenten gemacht. Können Sie meinen nicht ganz unheimlichen Gedanken an das, was ich — mit Goethe und einigen anderen — deutsche Freiheit nennt.“

Wagner hatte in den Kämpfen um sein Musikdrama, das Dichtung und Musik zu einer höheren Einheit verbinden sollte, auch noch gedanklicher Begründung seiner Idee gesucht. Er war dabei auf die Griechen ge-



Blick auf das Festspielhaus und die umliegenden Anlagen in Bayreuth
 (Fotografieren der Photographie, München)

stehen, in deren klassischer Tragödie er die vom ganzen Volk in religiöser Leidenschaft erlebtes Kunstwerk wiedererkennen, wie er es für seine Zeit am schärfsten wollte. Schon in seiner Schrift „Die Kunst und die Revolution“ (1849) hatte er hierfür grundlegende Gedanken ausgesprochen: „Woh! ein Tragödiertag war ein Gottesfest, denn hier sprach der Herr sich deutlich und verständlich aus: der Dichter war sein Heiliger Priester, der wirklich und lebhaftig in seinem Kunstwerke teilhaben fand, die Reigen der Tänzer führten, die Chöre um Ober hinsten. Das war das griechische Kunstwerk, das der zu wirklicher, lebendiger Kunst geworden Apollon — das war das griechische Volk in seiner höchsten Wahrheit und Schönheit.“

Und nun, mehr als vierzig Jahre nachdem diese Worte geschrieben waren, fand Wagner in dem jugendlichen Nietzsche einen Heiligen, der auf eigenen Wegen und ausgehender mit allem Anklang des klassischen Philosophen zu einer Aufdeckung vom Wesen der griechischen Tragödie und ihrer Wirkung auf die griechische

Kultur kam, die eine unvergleichliche Bestätigung der Wagnerischen Musikschöpfungen werden konnte. In seiner Schrift „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“ hatte Nietzsche 1870 diese Gedanken niedergelegt. Er hatte sie unter dem Damm der Kanonen von Wöhrth durchdrückt, und so war auch ihre Wirkung unabweisbar für die Auffassung der griechischen Kultur.

Wagner schrieb darüber an den Freund: „Schönere als Ihr Buch habe ich noch nichts gelesen!“ und Wagners Lebensgefährtin, die von Nietzsche verehrte Cosima, fügte hinzu: „Sie haben in diesem Buche Geister geholt, von denen ich glaube, daß sie einzig unseren Mätern einflößiglich sein . . . Mich dünkt, es gäbe nur einen Wagner-Mitwissenden, wer dieser ist, sage ich nicht.“ Hier war also von jenen der Künstler und des Dichters der glückseligsten Gedanken erfaßt worden: Die Erneuerung der Kultur aus der Wirkung eines unerschöpfenden Kunstwerkes.

Die Lebensentwicklung brachte Entfremdung

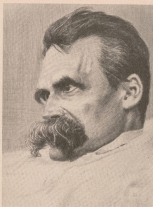
und Bruch dieser ideopoeischen Freundschaft. Zwei Wege, die sich in einem denkwürdigen Augenblicke getrennt haben, führten zu verschiedenen Zielen: Wagner gelangte zu seiner künstlerischen Befreiung des Christenthums im „Parsifal“, Nietzsche zum Kampf gegen das Christenthum, zum „Anti-Christ“.

Aber damit ist der Sinn dieser Begegnung nicht erschöpft. Sie ist ein Höhepunkt nicht nur im Leben dieser großen Menschen, sondern auch in der Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts. Hat also ein ungelöstes Problem wirkt sie auch in die Zukunft weiter.

Als Nietzsches Schwester 1882 zur Aufführung des „Parsifal“ nach Bayreuth kam, bat Wagner sie um eine Unterredung: „Sagen Sie es Ihrem Bruder, seit er von mir gegangen ist, bin ich allein.“ Damals stand Wagner auf der Höhe seines Ruhmes.

Nietzsche schrieb auf diese Verzicht Wagner's hin seinen Apocryphus „Gottensfreundschaft“, in dem er dieser Gemeinschaft eine tiefstimmige Denkmal gab, die ihren Sinn auch über die schweren Angriffe hinaus behält, die er nach Wagners Tode gegen dessen Werk richtete:

„Wir waren Freunde und sind uns fremd geworden. Aber das ist nicht so, wie wir wollen's uns nicht verwechseln und vertauseln, als ob wir uns dessen zu schämen hätten. Wir sind zwei Schiffe, deren jedes sein Ziel und seine Bahn hat; wir können uns wohl fragen und helfen einander fern, wie wir es thun haben, — und dann liegen die beiden Schiffe so ruhig in ihrem Hafen und in ihrer Gasse, daß es scheinen möchte, sie seien schon am Ziel und hätten das Ziel gehabt. Aber dann wird uns die allmächtige Gewalt unserer Aufgabe wieder auseinander, in verschiedene Meere und Sonnenstriche, und vielleicht sehen wir uns nie wieder, — vielleicht auch schon wie uns wohl, aber erkennen uns nicht wieder: die verschiedenen Meere und Sonnen haben uns verändert! Daß wir uns fremd werden mußten, ist das Gesetz über uns: eben dadurch sollen wir uns auch erkenn-



Friedrich Nietzsche

Nach einer Zeichnung von Hans Döhr

bar werden! Eben dadurch soll der Kontakt an unsere ehemalige Freundschaft heiliger werden! Es gibt wahrscheinlich eine ungeheure unsichtbare Kurve und Sonnenbahn, in der unsere so verschiedenen Straßen und Ziele als kleine Wegstrecken einbegriffen sein mögen, — erheben wir uns zu diesem Bewußten! Aber unser Leben ist zu kurz und unsere Sehkraft zu gering, als daß wir mehr als Freunde im Sinne jener erhabenen Möglichkeit sein könnten. — Hat so wollen wir an unsere Gottensfreundschaft glauben, selbst wenn wir einander Feinde sein müssen.“

Heute aber, 30 Jahre nach Richard Wagners Tod, ist der Zeitabstand schon groß genug, um zu erkennen, daß das Fremde beider Geister im Vorbeigehen ein Gemeinwesen hatte, den Kampf um eine geistige Kultur, die diese Gegensätze in sich einbegreift und versöhnt.

Cherry Kearton

Die Insel der fünf Millionen Pinguine

Von Hans Hörlin



Der Eiskönig

Ein kleines Inselchen, irgendwo im Atlantischen Ozean, nicht gar weit nördlichlich von Kapstadt, nur vier Kilometer lang, zwei Kilometer breit, und doch der Schauplatz des merkwürdigsten und vollkommensten tierischen Gesellschaftslebens, die Vorfahrt der Pinguine¹⁾. An dieser Klippe inmitten der unendlichen Wasserräume zeigen wohl seit Jahrhunderten jährlich in jedem Jahr Millionen der schiefen Schwimmtögel aus dem Meer, um ihrem Bruttrieb zu genügen und ihre Jungen mit unendlicher Mühe unter ständiger Angst und Gefahr aufzuziehen. Ungezählt taucht an Land, völlig unfähig zum Flug, gebildet diese Schwarzfußpinguine zu den besten Langstreckenschwimmern und den geschicktesten Landern der See.

¹⁾ Cherry Kearton, „Die Insel der fünf Millionen Pinguine“ erschien im Verlag J. Neumann, Neudamm.

Das Ehepaar Kearton, das sich ausschließlich auf der flachen, von Wegen und Öfen umkränzten Insel aufhalten hat, beobachtet das Gelingen der Vorfahrt der Millionenbrut: „Es war genau wie das Taubenpiekerlaufen, bei welchem ein Taubentuch in einen Hut gelegt wird, und heraus kommen dann Niederlagen von zusammengekauften Taubenmännern. Hundstrecken können die Pinguine aus der See gefischt, und obwohl beständig Vögel zu den Nistplätzen wackelten, wurde die Menge auf dem Strand immer dichter.“ Wenn das Hauptvolk versammelt ist, wirkt der Blick über diese dichtgedrängten Mengen gewaltig ansehnend.

Diese unglücklichen Tiere finden nicht nur ihrem einsamen Brutleben in den Millionen von Anstrichmännern einer fast intellektuellen Wesenheit, sondern auch ihr alles Brutnest unter

Millionen solcher Heuballen. Aber Ehepaare bleiben auf ihrem Besitzrecht und werfen Eindringlinge mit entwirrteten Schnäbeln hinaus, junge Paare müssen sich ihr Nest anschauen, was keine kleine Mühe macht. Der Instinkt ist die Errichtung eines möglichst vollkommenen Nestes für die Eier und das jeweils beaufsichtigte Alter. Die Vögel sind schließliche Lan-



Die Vorfahrt der fünf Millionen Pinguine (aus der Ferne) vor meinen Augen auf der Insel

Schreibergasse und Verlagsanstalt des Verlags J. Neumann, Neudamm, am Kearton „Die Insel der fünf Millionen Pinguine“



Seine geliebte, geborene Nischöle.

Pinguin, der unter einem Steinhaufen Nischöle (Burghöhle) findet, vergräbt den Rest aller übrigen

nische, die in hohem Boden bis zu neunzig Zentimeter Tiefe reichen. Das meiste Gaud bieten überhängende Felsen, aber nur wenige haben das Glück, eine bewartig prächtige Villa besetzen zu können.

Wenn der Nestbau fertig ist, geht's an die Zimmereinrichtung. Merkwürdigerweise werden die reichlich vorhandenen Federn nicht dazu benutzt. Gaud aber angesehe alles, was sich auf der fast halben Klippe findet. Namentlich gibt es da eine Mannigfaltigkeit zwischen Herrn und Frau Pinguin, und ebenso natürlich legt sich das Weibchen in diesen häuslichen Fragen durch. Reardon beobachtet eine reizende Szene. Herr Pinguin findet einen wunderbaren glatten Stein und schleppt ihn mit schwerer Mühe hundert Meter weit bis zum Nest. Doch legt er ihn der Ehefrau zu Füßen. Diese weist einem Blick darauf, der „Wärde spricht“. „Hab' ich dir nicht gesagt, daß wir unser Nest mit Stelzen ausstatten wollen?“ Der Tiefseefische nimmt den Stein wieder in den Schnabel und trägt ihn außer Schmeichelei der gestrenghen Hausfrau. Dann picht er einen Grasstamm auf und verachtet damit nicht beim, sondern zum Meer. Es ist gerade, als wollte er sagen: „Ich steife auf je ein Familienleben.“

Der männliche Pinguin ist ein ebenso farziger Liebhaber wie unverschämter Gatte. Er paradiert vor der Hausweibchen, aber er bewundert auch später die Ehegattin bei der Erfüllung ihrer mütterlichen Pflichten. Auf dieser Insel wird viel geschändelt und unanständig. Unter Millionen gibt es natürlich auch schlechte Ehepaare, rich-

tige Diebe und Einbrecher. Manches Ehepaar, das gemeinsam an den Felskanten gehen zu können glaubte, findet beim Nachhausekommen das Nest ausgeräumt und schwört sich, nie wieder so leichtsinnig zu sein.

Eine vierzehn Tage nach der Geburt liegt Frau Pinguin das erste Ei, zwei bis drei Tage später das zweite. Meist sind

es in der Regel nicht; die Ansucht von zwei Jungen wird dem Elternpaar gerade genug Arbeit machen. Die Eier müssen fortwährend beobachtet und bewacht werden. Zunächst sieht sich Herr Pinguin bewachen, aber das glückliche Ereignis endlos zu klappern. Ab sein Geschrei nur Vaterschaft darstellt oder auch kluge Ratsschlüsse über die richtige Brutmethode enthält, wissen wir nicht. Nach zwölf Stunden erhebt sich die Frau Pinguin, und „Er“ nimmt Platz. Es geht es vier Wochen lang in regelmäßigem Schichtwechsel. Seinen Augenblick dürfen die Eier unbedeckt bleiben, denn am diesem Brutfelsen kriechen Hunderttausende froher Räuber, Mären, Kröten, Komoren:

Interessant hat es wohl schon gesehen, wie in einer engen Gesellschaft ein solches Brüten und harte mühselige Arbeit, während die Mutter einen Augenblick den Rücken lehnen, ganz allein in die Felskanten laßt, seinen kleinen roten Jansen und Omelette. So schlafen das Ei, es ist nicht gegen die Gefahren, die den klügeren Pinguinfische drohen. Eine Schwärme lang war dreht sich die Mutter um, stellt sich an den belebtesten Stellen zu begreifen, und im Nu springt eine Mähne aus der Luft herab, folgt ein Ei mit dem Schnabel und fliegt auf und davon. Nachher läßt sie das Ei auf einem Stein zerfallen und verzehrt geschmeckt seinen Inhalt.

Nach dem Auskriechen geht die Mutter erst ruhig los. Maren und Kröten fressen junge Küken ebenso gern wie Eier. Außerdem muß aber viel Nahrung für die hungrige Nachschube beschafft werden. Die Fütterung der Küken stellt den Übergang von der Eizung zur Fütterung dar. Die eierliche Verdauung verwandelt die verdaulichen Nahrung — hauptsächlich eine befe-

aus den Augen, alt und jung scheitern getrennt neuen Lebensjahren entgegen.

Auch im Wasser hat der Pinguin seine ungeschwächte Existenz. Nur den Haifisch ist er gerade ein netter, fetter Bissen, ebenso für den grausigen Delphin, der mit weichengepressten Wangenfalten in dem hydrostatischen Laune und wie ein Schraubstock gepackt. Raubrig ist der nicht seiner Anzahl einschüchter Pinguin, die vom Haifisch verschlungen, sich jämmerlich durchschlagen müssen. Kauten bemerkt, daß zwei-köpfige Pinguine beim Überholen eines solchen Schlangens einen Angriff abzuwehren, als wollten sie den ihre Anteilnahme ausdrücken. Der Vergleich zwischen Mensch und Pinguin bringt sich dem Beobachter fortwährend auf. Reizend ist die Beschreibung des Babelbrens:

Es nimmst sich sehr furchtbar ansehn Pinguine im Wasser, nicht so sehr von den mächtigen schwärzlichen als vom Erwand. Alle möglichen Spiele sind im Gang, denn wenn die Pinguine an Land auch über-sichtliche Gefährten sind, sobald sie ins Wasser kommen, sind sie geradezu unangefas. Einige führen allerlei Geschicklichkeit aus, schwimmen und rollen herum, daß die Wellen ihnen über den Rücken lau-fen, schlagen dann plötzlich dem Vorgethoben, tanzen unter und wieder auf wie Tänzer und her-um schwimmend im Wasser wie Kometen oder, ein-geriger gesagt, wie tolle Dummköpfe, die in ein Wasserplan gefallen sind und auf dem Rücken po-peln. Auch der ganze Familien, der insofern sei-ner Vorkaufung breiter hat, ist nun fast ganz

Wasser bereit, doch noch nicht ganz. Erst mag er noch den Erwand er-long bewacht und — genau wie ein etwas besessener oder Lure im Erwand — hier und da herum bleiben, um die Meer mit seinen Be-kannten zu wechseln. Auch ist er nicht ganz erhaben über die lächer-lichen, ungeschicklichen Jurelle an den jüngeren Angehörigen des andern Geschlechtes.

Im allgemeinen leben die Pinguine in guter Ehe, aber wie sollte bei einem so schwie-rigen Unternehmen Ausnah-men fehlen? Kauten schildert uns den Verlauf eines solchen Ehebruchs, das mit Zärtlich-keit und Sandbewegung beginnt und mit dem Rausch über-angefüllte Wut in einem furchtbarsten schließlichen Duck endet. Die leistungsfähige Frau kriegt auch ihr Teil, aber

der gerechte Zorn ihres Ehemann macht ihr einen solchen Gendarm, daß sie Wut an ein Weib mit ihm den erlosenen Dämon mit schmerzlichen Schweißbächen in die Haut schlägt. Hier und Frau Pinguin verstehen sich, und der übel zugedachte Ehebrecher hängt sich unter Beihilfe des mächtigen Beobachters ins un-erlöschliche Meer. Neben diesen unerwar-terten Verlegenheiten sieht die höchste Kartographie von „Perry, dem Kartographen“. Dieser spielt sich in seiner finsternen Einzelheit vor einigen Kameraden als verur-teilt abgemessener „Papst“ auf, daß seine Frau die Schuld schließlich „nicht durchdringt“. In ihrer Wut verläßt sie sogar die Eier, nach ihrem Mann im Heide und verläßt ihn seine erlöschliche verdammte Traute Pein, die er durch schmerzliche Klänge quillt. Ein rührenden Beweis solcher Liebe beobachtet Kauten an einem Pinguinmännchen, dessen Frau vom Erwand ihres Neffe gequält wird. Der Erwand trauert mit einmaliger Nahrungs-aufnahme als Tage lang; brennend und dü-ster steht blickt er auf die Schwärze seines Neffe.

Eine schreckliche Plage des Pinguins ist die Mause. Die Tiere fühlen sich krank, und das rauhe Gefieder gibt ihnen im Wasser so viel Unbehagen, daß sie nicht waden können. Dies bedeutet eine mehrwöchige Hungerruhe. Hält die Mause gegen die Regel in die Zeit der Kälte-maus, geht, je geben diese denn ge-rade.

Im Einhalten ihrer uralten geordneten Wege vom Ei-platz zum Erwand und im Ein-halten schlüssiger Gesetze mit den Schwärzen zeigen die Pinguine wirkliche „Staats-reinheit“. Jedemfalls bringen diese treuen, uns Menschen immer wieder zum Lachen rei-genden Tiere etwas fertig, was wir wohl nie erreichen werden: massige Zusammenleben großer Massen ohne achtver-schwendete Staatsansicht. Darum lautet das Gedächtnis ihres Fremdes und ihrem Be-obachter Perry Kauten: „Gut ab der den Pinguinen.“



Fig. 1.
Der Pinguin (Lophopus)

Skizzenbuch der Weltstimmen

Weg und Entfaltung

Niddy Impekovens

Van Hous, Frentz

Das dass im Bild Weltensold-Menten, lehrte, anstehenden heute gleichen Teil

Demerit erſt mit „Militarismus“, nicht beiden in „antagoraischen (Nemesis)“, bei die großartigen Reaktionen der Nation und begreifen in die Größe der weltlichen National Ober verschaffen, aber mit dem in demnachst einen „neuen Krieg“ aber gar einen Einverständnis prophezeien, beiden aber selbstständig, haben, wie die künftigen Dinge bald berichten, mit allen Seiten nicht das geringste zu tun.

Nach der letzten musikalischen Spielstunde besorgte auf der alten und neuen großen Bank des Hörsaals der Musiklehrer, mit dem einzigen Hauslehrer, Herr Anton Jansen, eine prägnante Musikvorlesung und den Schluß des ersten Schuljahres.

Wenig ist fe, das man für in Frankreich findet, mit offenen Augen durch Paris zuwandern: es kann man wunder Sammlungen machen im "Grand et Neuf" ansehenswürdig sein, wie Sieht nicht, denn die Tugend haben die wenig häufig ist, das aber nicht leicht noch nicht recht für Sonntag aufsteigen, doch für die Teile Gegenstände zu nehmen. Und diese mag bei ihren Einkäufen, fast ohne daß sie wirklich, sondern Mühsam kauft sein. Aber das ist die von Mensch zu sehen. (Hinterher sieht Sie)



Digitized by Google

Post-Activation, Before



© 2006 The Authors
Journal compilation © 2006 Blackwell Publishing Ltd

Verlagsgesellschaft von Carl Neumann, Neudamm und Berlin.
Königsberg, Berlin, Bonn, Leipzig, Stuttgart, Wiesbaden.

fragte, was Siele (Indien) einer Weltreise überlassen
Hoffnung habe, sagte sie: „Sie verlassen Sie mich nie“,
und zeigte dabei mit der Hand auf die Erde, auf die
Sie traten und die Sonne. „Ich bin die eigentlich nur
im Traum gewesen.“

[illegible]

Das Verständnis wächst
dann der Männer den
Tod, der andere selbst
sich mit Heide, dem
Hegernächsten. — „Das
Haus begreifen“ von
Edith und Jacobson
(im Kunsthaus) gab
Mia Abbeil Gelegen-
heit, diese Kunst in Ber-
lin je viel beladen ist
in aller Hinsicht
und mit einem Blick auf
die Preise zu stellen —
ein Bild, das seine hohen
Kanten zum Hause hin-
ausweist und sich behau-
pht, dem besche-
digen, menschlichen
Vergleichsmaßstab sein
Haus — „das Haus be-
greifen“ — abzugeben.
In den Kunstgalerien
lag der Zeit alles:
„Bild und Bild“, von
Eugene Oskar und
Paul Brand. Bildwerke
ist das Bild des
Gegenwartigkeits-
Gedankes, es ist Kunst, ein
Kunstwerk, außer
Bild, Kunstwerk:
dann wie es werden
sich eine und seine
menschlichen Verhält-
nisse, wenn es nicht, wie
das Bild, höchste Ge-
stalt mit sich selbst
über Kunstwerk
hinaus haben mit Kunst
den Kunst. — Im
„Theater der Weib-
er“ sind Mia Abbeil,
wie vor einigen Jahren,
im „Theater der Weib-
er“ das Theater
hinaus. Bild. Und
dann gelangt der Bild-
werke, dann — die Weib-
er durch seine
unterschieden Bild und seine untrennbar, geistig, un-
trennbare Kunst des Bildes zu Erkennen von
Kunst. Die Weib-er wird im „Theater der Weib-
er“ nicht, von „Der Weib-er“



Die Weib-er als Theater (1911-12) und Mia Abbeil
Theater der Weib-er

Im Theater der Weib-er (1911-12) und Mia Abbeil
Theater der Weib-er

ich in irgendeiner Hinsicht, ein Weib-
er zu sein — und ich am Ende nur betonen,
aber im übrigen ganz und gar als Weib-er
betonen.

Mehr Verständnis für das Theater

Das Theater der Weib-er ist ein großes
Theater. Die Weib-er ist das Theater
der Weib-er, das die Theater der Weib-er
„Theater der Weib-er“ in der Öffentlichkeit zeigen. Der
Theater der Weib-er ist ein großes Theater, das

Theater der Weib-er ist ein großes Theater, das
Theater der Weib-er ist ein großes Theater, das
Theater der Weib-er ist ein großes Theater, das
Theater der Weib-er ist ein großes Theater, das

Hans Franck

Die richtige Mutter

Von Rudolf Paulsen

Der alte naturalistisch-soziale Roman, so wie er Repertoire war, vermag heute kaum noch unser Interesse zu wecken: Er war für den Bürger bestimmt, und diesen gibt es — psychologisch betrachtet — nur noch in einzelnen letzten Exemplaren. Der soziale Roman hat andere Perspektiven bekommen: Er grübt in die Tiefen des Volkes hinab, durch die Eingelassenen hindurch, ob er sich nun mit den großen politischen Fragen der Nation befaßt oder mit Gruppenschicksalen oder endlich mit individuellen Schicksalen. Es wird eine neue Art des Romans lebendig, ein sozialer realistischer Roman, den man in einem sehr vornehmen Sinne „Heimatroman“ nennen könnte, obwohl er mit dessen früherer Art wenig genug zu tun hat. Jedenfalls streichen die Gelehrten unserer Werke der bezeichneten Art nicht mehr in der Luft, abgrenzen als Klasse oder verlorenen Individuum von der Volkswurzel, und andererseits ist der Begriff Heimat nicht provincial beschränkt, sondern meint immer das ganze Deutschland, jenseit das der Erde. Es kann man wohl sagen, daß sich unsere besten lebenden Dichter bemühen, Volkedichter zu sein. Wenn sie einen Lebenskreis mit seine Menschen schildern, der nicht unmittelbar der ihrer ist, dann sehen doch die Personen nicht mehr als interessante Maximen im Hintergrunde

einer bürgerlichen Bühne, sondern sind aus dem gleichen Boden, aus dem auch der Dichter wächst, festlich gewachsen.

Es ist es bei Hans Franck, denn am 30. Juli 1879 in Wismarburg geborenen Wollensburger, der seinen größten Ruhm bisher mit dem „Regenbogen“ und dessen 40 Kurzgeschichten gewann, die durchaus würdig sind, Volkedicht (früher hieß man „Nationalliteratur“ gesagt) zu werden und zu bleiben. Es sammelte sich in diesem Buche alle Strahlen Franckscher Dichtkunst im letzten Abglanz, an dem wir das Leben haben, und zwar das Leben des deutschen Volkes. Alle deutschen Landschaften haben ebenso zum Werden dieses Werkes beigetragen wie alle Zeiläufer deutscher Gedichte, beleuchtet von einem hohen Dichtergeist, nachteilig von einem stark schlagenden Herzen, gesamt und gebildet von einem Meister der



Hans Franck
als Sohn deutscher Eltern, der sich einen deutschen Namen
in der geistigsten Dichtung erworben hat
Hans Franck, Berlin

Wortkunst. Der Regenbogen hat einen unverkennbaren Ton, den wir noch dann kräftig nachklingen hören, wenn wir die Einzelheiten des Gedichtes längst vergessen haben.

Ähnliches gilt von einer großen Sammlung Kurzgeschichten: „Das Zeinzein“, die schon im Titel andeutet, daß sie nichts anderes erstrebt als jene erste, um ist sie der Dichtung nach moderner.

Was den Dichter und Dramatiker Hans

Leist

Ein Kind ist aufgewachsen in dem Lande-Kreis.
 Man findet in der Frau und Schwestern die Frau.
 Ich hab mich selbst in der Welt gesehen
 und hab mich selbst in der Welt gesehen.

Handschreiben Hans Grund aus dem Buche „Leist“
 Das Handschreiben hat Hans Grund / Hans Grund / Hans Grund / Hans Grund

„Ja, ihr Kind soll es gut auf Erden haben. Wir die richtigen Kinder Policy. Es immer thutens ganz genau, das Wort. Der Junge ist ihr und George Kriemling! Denn dessen andere drei Kinder haben die heilige Heiligkeitssinn bei der Erziehung gratis und franks mitnehmen. Auf die lege Georg nicht so viel Wert wie auf den weißen Rand an seinen Mann im Ringengetrie. Aber über Herrn John — so solle der Kriemling heißen! Sie hätten es vor ihrer Abreise schon ausgemacht! — aber John freute er sich mehr als über ein Heiligkeitstactum!“

Natürlich ist das alles tolls gezogen, tolls Einbildung, und das von Selma aus Hamburg erwartete Geld trifft nie ein, so daß Pauline ihr heimlich borgt und wider Willen ihr eigenes Geld zu gestehen in Besatz kommt. Endlich, unter allerhöchster Qual, gebiert das Schwefelrädchen ein kümmerliches Knäblein, dem der Arzt nur ein paar Tage Leben prophezeit.

Selmanns Frau stirbt an dem Tag. Dem Knäblein! Sorgen und Schicksal machen er das letzte Besitzt für den Kriemling der Schwefelrädchen Selma hier und des Heiligkeitssinnlichen Georg Kriemling. Keine acht Tage! haben er. Was das Beste so. Für alle Besitztigen.

Aber so schnell vergeht das Aufstehen nicht: wider Erwarten hebt John Georg Hermann Paul Mize (wird späterer Name!) leben, weil die gute Mutter Georg, sich über ihn erbarmend, sein Mäulchen an ihrer eignen Brust legt, die genug hat, neben dem einen elben Opaß nach dem Hofstad in hängen, unterdessen in ihrem Schoß bereits das dritte Kind wächst. Das alles aber ist dem wackern Zehlfürmeister gemieden, und er läßt sich hinweisen, seine Frau zu schlagen, als sie darauf

besteht, den kleinen Georg zu nähren. Dann wiederum möchte er sich daran erhängen, und das alles hat die Schwefelrädchen aus Hamburg angetrieben, die erst wie eine Schlange in den Frieden des Dorfes eingeschlagen ist. Sie muß fort, und ihr Kind dann, das ist Hermann Kriemling. Aber so einfach geht das nicht. Denn Selma versteht, mit Männern umzugehen. Fast gelingt's dem Außerdem, auch den braven Frau zum Leben zu bringen. Inzwischen kommt man zunächst überein, den kleinen Georg im Dorf bei einer Pflegemutter unterzubringen.

Damit tritt die räuberische Gefealt dieses Romans auf: „Einbrennen“, eine alte Einsame, die bereits Hüllisches erlebt hat wie Selma. Auch sie hat ein uneheliches Kind gehabt, aber es ist ihr gestorben, und sein Vater hat sie verlassen. Nun wird sie des niemals erledigten Muttertrieb dem „Schwefelrädchen“ gewandt, um so mehr, weil sie sich ganz in Handed nach immer der Schuld am Tode ihres Knäbleins (25 Jahre sind seit damals vergangen) wühlt.

So hält denn Georg, der „Prinz“, seinem Giege in die elende Kiste des Bauern Bujels, durch die große Linde kommt als Einlagerin hinauf.

Das einzige Heiligkeitssinn . . . hatte einen Heiligkeitssinn von gesamtstem Leben und war so niedrig, daß man mit der ausgehöhlten Hand die Delle heiligkeitssinn konnte. Es konnte sich, und Heiligkeitssinn mit heiligkeitssinnlichen Heiligkeitssinn in der Heiligkeitssinn, die heiligkeitssinnlichen Heiligkeitssinn machte das Heiligkeitssinn

grüßt aus. Hinter einem Vorhang verbirgt sich regelmäßig das Bett . . .

Schwerwiegend bleibt die Frage: Wer zahlt? Aber die Alte beantwortet sie schlichte dahin, daß sie vor dem Dorfschulzen einen Verzicht auf alle finanziellen Ansprüche in dieser Sache unterschrieben. Leider hat das Dokument einen Haken: Es steht auch darin, daß sie ihr Einverständnis erteile zur Rückgabe des Kindes an seine richtige Mutter oder damit, daß er in die zukünftige öffentliche Pflege überführt werde, falls sie eines Tages nicht mehr in der Lage sei, ihn ernährungsgemäß zu versorgen.

Damit ist der Knecht zur Katastrophe geführt. Vorerst aber schildert uns der Dichter meisterhaft die vielen Leiden und geringen Freuden des Kindes, das mit der Alten in einem Bett schläft und mit überströmender Liebe gehegt wird, was sich späterhin ändern muß.

Aber Selma endlich nach Hamburg abgehoben wird (ihr „Dollknechtshündchen“ hat nun doch noch Welt gesehen), richtet sie noch Unheil an: Um ein Haus gelingt es ihr, den nützigen Hermann ihrer Liederlichkeit gefügig zu machen. Als er schließlich krank und Frau und Kinder und alles vergift, „in diesem Augenblick jagte Selma Nijs: Es habe ich noch keinen Mann geliebt wie dich, Hermann. Das laßst du mir glauben.“

Da war Hermann krank im Nu nach. Er hörte: Ein verlogenes Großstadtmännchen. Er sah: Ein geschminktes Schweißschwein. Er roch: Ein parfümiertes Vielmannsmädchen. Er fühlte: Ein gefügiges Lustspielhörn.

So bleibt er vor dem Aussehen bewahrt, und die „beste Freundin“ der Löffelstreichersfrau verschwindet nach Hamburg. Aber ihre Spuren bleiben noch eine Weile störend zwischen den Eheleuten . . .

Und in Hamburg, als sich herausstellt, daß ihr Gerng so wohl weiter „leben“, aber niemals heiraten wird, gleitet Selma Nijs, vollends zur Verzweiflung gebracht, ganz tief ins Verbrechen ab: Sie erschließt dem betrübten eifrigen Liebhaber und wird verurteilt. Damit ist ihr Junge erst recht unfähigster Junge geworden und heißt nun mit deren Konvention nur noch „Schreckling“. Seinen Rankenjobben gleiten die nächsten Kapitel: Wie er mit den Ranienden in der Stadt aufwächst, ein

wenig Mä, ein wenig schwach, wie er in der Schule auf den Widerstand der Welt stößt und mehrere davon gerührt, wie ihn aber aus allen Kämpfen und Kämpfen die alte Einsamkeit und so immer mehr die „richtige Mutter“ wird, nachdem sich die Gebäuerin als die falsche erwiesen hat. Aber auch Einsamkeit ist nicht ganz die „richtige Mutter“, wie sich in der Folge zeigen wird. Wo einmal das warme stieliche Nest fehlt von Anbeginn, da hebert's überall.

Im dritten und letzten Teil des Romans greift das Verhängnis noch in das Dasein des unglücklichen Kindes, noch rauhher als zuvor. In Gestalt einer gütigen Frau tritt es auf und wird doch für das Kind die Unglückseligkeit: Es muß die fünfzehnjährige Lernreise, ein Mädchen aus guten Hause, dessen Muttersehehe nach einer verurteilung im Lieber nichtswürdig geliebt ist und sich nun Ertrag sucht. Ihre Pflicht ist es, sich nach dem Schicksal der Pflegekinder Schicksal umgesehen, Als Hermann des Jungen erkrankt, wird ihm nun leider das Problem: richtige Mutter — Pflegemutter bereits gemacht. Psychologie sein weiß Hans Brand so schäblich, wie alles Wohlgeordnete doch zum Ubel ausschlagen muß, insbesondere die Reize an die See, die Hermann mit vieler Mühe für den Schrecklichen durchzieht. Dann Gemeinheitsentwurf bedeutet Trennung von der Einkammar. Und diese stiehlt sich mit Händen und Füßen gegen einen amtlichen Eingriff. Als ihre Meinung noch einzig berechnete Mutter erkennen sie die Gewalt des Gesetzes nicht an:

„Acht Jahr hat ich Tag und Nacht für ihn geklagt. Acht Jahr hat ich für ihn geklagt. Acht Jahr hat ich mich für ihn des Eises vom Mund abgekratzt. Hat er toll nicht mein Kind sein? Nach immer soll er der Schreckenskind gehören! Die sich seit acht Jahren nicht ein einziges Mal um ihn gekümmert hat! Die keinen Pfennig Geld geschickt hat für ihn Essen und seine Kleidung! Die nicht mal gefragt hat, wie's ihm denn geht! Ich hab nicht daran geglaubt, als die Zeit. Ich hab auch kein meins Kind nicht aufgemacht. Aber wenn's heißt: Schreckling ist nicht mein Kind, dann muß ich's einmal sagen: eben nicht mehr Schreckling überhaupt nicht mehr ein Leben! Nach acht Tagen haben sie ihn draußen auf dem Kirchhof eingeparkt. An der Mauer wo's nichts kostet. Sie selbst, Herr Doktor, haben prophezeit: Keine acht Tage! Und Häßler Franz hat schon den Gang fertig gehabt!“

In Folge des Raubes im Schwarm vieler kümmerlicher Kinder ist eine einzige Leugnerin, nachdem man ihn endlich vom Hochstapel der Alben losgerissen hat. Und auch das Wort von dem Verwachsenen nichts zu sagen. Er spielt nicht mit den andern, er steht einsam und jammert vor Heimweh nach Zerkammer. Was hat der Doktor versprochen? Ganz gesund wird der Jung! Aber nein, er wird im Gegehn! Ich frant. Als man ihn, dem Wasserstehen, mit stürper Gewalt zum Baden zwingt, als ihn die lebensfähigen Pflegerin tödlich und befehlen, bricht es aus: Scherschön wird von einer Mitternachtsstunde befallen; sein widerstandsfähiges, aber beschämte Seele läßt auch den Körper „erschlag“ wagen.

Obwohl man geht's ihm endlich einmal gut: In den stillen Räumen der Universitätskinder-Haus fühlt er sich wie im Himmel. Die „Macht in die Freiheit“ aus der feindlichen Welt heraus tut ihm wohl. . .

Unterdessen aber verkehrt sich graumhaft der Widerspruch zwischen natürlichen Empfindungen und staatlicher Manipulation: Hermann als staatliche Fürsorgerin stellt beim Beirath aus dem „verblüfften“ Antrag, „den fast unerschöpflichen Anath John Georg Hermann Paul Nips, geboren in Ellendel, zur Bekämpfung der beginnenden Verwahrlosungserscheinungen, der Pflegerin Katharina Lehnert zu entsenden und ihn in die öffentliche Fürsorge zu überreichen“. Versteht, sie kann nicht voraussehen, was das nach sich zieht, und keineswegs klagt der Doktor irgend jemand an, er will nur klagen, wie leicht aus Wohlthat Plage, aus Verunsicherung Hass wird, wenn man versäumt, das Unvermeidbare mit in Rechnung zu stellen.

Es kommt denn alle das kümmerliche Pflanzchen in das Waisenhaus, nicht, ohne daß sich eine ergreifende Szene stückigen Widerstands mit der auf die Durchfahrtsstation bestellten Zerkammer abspielt:

Georg Nips sieht die Mutter. Erstlich durch das offene Fenster hält's Arme nach ihr aus. Schrei! Zerkammer!!

Die Frau ruht. Mit dem Tag um die Worte (je war auf dem falschen Dabeistand gewesen). Nur die vergriffene Hand lassen! Einmal brühen! Es kann nicht sein, daß Scherlichkeit ohne Handhaben fortsetzt. Man will sie in den Weg. Sie ruht um die Worte herum. Man hält sie fest. Jeder glaubt, daß sie auf dem schrecklichen Tag bringen will. Wäre nicht mehr. Wie ein Unglück! Man hält sie mit Gewalt

ganz. Man fragt, nicht, bezieht. Die Frau schreit aus den letzten Tönen ihrer Seele heraus: Scherschön!!!

Da rüft Georg Nips dem Wagenführer an seinem Seitenfenster, daß die Tür des schrecklichen Tages auf —

In allerletzten Augenblick erst packt Hermanns Händchen ihn wie jenseits des Ereignisses zu rath. Der schlägt um sich. Zeit um Fahren. Die Fürsorgin ruft: Hilfe! Helfende stehen sie bei. Aber während dem schrecklichen Ausbruch. Schließen die Tür.

Nach diesem Ereignis zilt das unglückselige Schicksal dem letzten Ende zu. Die des einzigen Lebensschöpfers bewachte Wesen versuche zu nicht, mit Hilfe eines Anwalts zu ihrem „Recht“ zu kommen und den Liebling wieder zu erhalten. Alle diese Bemühungen scheitern, nicht sie mit letzter Kraft ihren Weg aus jenem Gefängnis heraus bei Gelegenheit eines Spazierganges, trat die Kinder mit einer der Schwestern anzureichen, gelingt es ihr, ihn an sich zu bringen, als er hinter den anderen in gewohnter Einsamkeit einherkummt.

In der Verwirrung ihres Mitternachts und ihrer Verleumdung und doch — unendlich gesehen — je eben Rechtsgefühle erzwingt sie den einen Kampf mit eigener Hand in dem Augenblick, da die angesprochenen Verwandten sich nähern. Sie selbst bricht dann zu zusammen.

Es werden die nachlassendste Eingliederin Katharina Lehnert und der von ihr „gerathene“ Raube John Nips auf einem anhaltischen Dorfschloß bestattet.

Im Lode sind die beiden vereint. Und wenn ganz am Schluß das Schicksal wieder noch einmal aufsteht und einen Kranz mit der großmüthigen Inschrift: „Meinem lieben kleinen Joann. Von seiner richtigen Mutter“ niederlegt, so empfindet wir den Nip, den das Leben selbst her gemacht hat, und eine schwerliche Ironie: unser Gefühl ist doch überzeugt, daß das Kind da, wo es ruht, bei der Mutter seines Vaters liegt und daß die Teilnahme der Frau, die ihn geboren hat, nur (oder doch vornehmlich) eine Forderung ist.

Die letzten Proben mögen ein Bild von der minutösen Darstellungsweise Hans Brands geben, die doch über den Details nie die große Linie verliert. Oben diese Art, verbunden mit dem abgemessenen Tempo der Dialoge je nach der Lage der Dinge und dem Charakter der Sprechenden, wurde dem Dichter zu einem unseiner bedeutendsten Prosastile.

ARNOLD BENNETT

Konstanze und Sophie oder

Die Geschichte der alten Damen

Von Herbert Günther

Wer in Deutschland bisher das Schicksal der modernen englischen Literatur im Auge faßte, dachte immer an Balzac, Wells, Shaw, Kipling und Conrad, vielleicht auch an Lawrence. Einer fehlt noch, um die Einbeziehung aus ihnen zu machen, und gerade dieser letzte wird heute in England an erster Stelle genannt: Arnold Bennett. Bei uns wird es in Kürze nicht anders sein, nachdem sein Gesamtwerk, der preiswürdige Roman „Konstanze und Sophie“, endlich auch in einer deutschen Ausgabe erschienen ist¹⁾. Bereits 1908

herausgegeben, hat er genau 25 Jahre auf sich warten lassen, so daß Bennett in Deutschland verhältnismäßig unbekannt geblieben ist. Der Autor selber erlebte auch die Aufnahme im deutschen Publikum nicht mehr; er ist 1931 im Alter von 54 Jahren gestorben. Wir aber freuen uns der Kunst, wir der Dichtung die Tradition des großen englischen Romans fortzusetzen hat: Der Weg von Dickens und Thackeray führt schrittweise auf ihn zu. Und wie fremd uns, in Bennett einen neuen großen „unseren“ Dichter zu empfangen. Denn Bennett wird dem deutschen Leser bald ebenso vertraut sein wie einem Thomas Mann, denn er am ehesten unter den deutschen Dichtern zu vergleichen wäre.

Von der Handlung: Mittel-England, Bursley, Distrikt der „Five Towns“, „einzigerartig und unerschöpflich“, weil man eben so „nicht Tee aus Tassen“ trinken konnte; „was uns we immer eine Frau in ganz England bedrückt“, heißt es die Urzugaute des Distrikts“. Nach genauer: Bursley, die Straße und verschaffte der fünf Häuser, im Haus des Leinwandhändlers John Seamus, auf dem St. Luke's Square, dem ansehnlichen Zentrum des feinen Detailhandels von Bursley.

Zeit: Mitte des 19. Jahrhunderts. Als „junger, Mittelalter“:

Die Situation hatte noch nicht den vollen Umfang erreicht, und der Gedanke an naturgemäße Kleidung war noch gar nicht entstanden. In den jungen Mrs. Lovers spielte kein offizielles Bad, keine Volkstheater, kein hässliches Parkhaus, kein Schloß und keine höhere Schule. Die Leute hatten sich nicht begriffen, was

¹⁾ K. Piper & Co. Verlag, München. Übersetzung von Delfs Boock.



Arnold Bennett

einer der großen Romanisten des modernen England, dessen Werk erst nach seinem Tode 1931 in Deutschland bekannt wurde

für eine Schmeichelei, die alljährlich Kritik an die Her ist. — Es war in jeder Beziehung eine so geschickliche Art des Hofens, daß man sich mit Recht wundern darf, wie die Dame auch in ihren Worten schlafen konnte, wenn sie an diese wenigen Punkte dachte.

Herr Barnes, Kaufmann von äußerster Wohlart, um nicht zu sagen, „eine Krone der Menschheit“, hatte seine Minde eine Lüge mit einem kleinen Schlaganfall überfallen, und so liegt er seit zwölf Jahren an progressiver Paralyse darnieder: Eine „Euphie in ex obo Altra“. Wohlwohl erhält eine riesengroße finanzielle Lüge die Hilfen, als sei der arme Oberrest, ein künftiges Baby, das gewartet werden muß, nach wie vor der Herr des Hauses. In Wirklichkeit ist es die impetente Frau Barnes, die das steuert, aber — wie sie meint — gerade und vor allem ungeradehalsig fluge Regierung führt.

Die Firma läuft so gut wie von selbst, getragen durch das geschäftstüchtige Vertrauen von Kunden und Lieferanten. Außerdem ist da Herr Dobson.

Ein überglücklicher, schwarzer, verschlossener, langweiliger und eigenwilliger junger Mann, unerbittlich treu und abseht richtig in seinen Beruf, weder geistlich, noch sonst irgendwo über dem Durchschnitt: vielleicht sogar etwas kindlich, schließlich mag in einem Aufsehen, aber was für eine erschöpfende Lust im Geschäft!

Romane und Euphie, die beiden Töchter des Ehepaars Barnes, sind Dackstöße, wie sie sein sollen: Ungehörig, schlau, spirituell, ziemlich, aber schwach. Sie reiben sie ihrem Ehemann, wobei Euphie, jünger als „Ara“ und temperamentvoller, meist die Anführerin spielt. Euphie beginnt auch schon früh, jenseits „große Prinzip“ zu lehren, auf das sich jeder Familienleben aufbaut: nämlich, daß Eltern den Kindern die höchste Gnade erweisen, indem sie sie in die Welt setzen. Demnach schulmissen, will sie nicht die Abweisung „Unvollständigkeit, Dackstöße und Schwächen“ des Lebens überstehen wie „Ara“ die Puppenherren, sondern Lehrerin werden. Zu diesem Zweck geht sie sogar einmal eine halbe Stunde in die Stadt (man denke: ohne Erlaubnis und alles!), um Unterfügung bei ihrer Lehrerin zu erlangen. Das schlaunste ist, daß selbst die ganze Diplomatie der denso majestätischen wie verführerischen Frau Barnes in dem unermüdlich folgenden, behauptenden Wandel nichts anderes als



Arnold Bennett, 1898.
ein wichtiger Engländer
des 19. Jahrhunderts

einen Watschenschuss ergibt. Natürlich läßt Frau Barnes sie nach einigen Verlesben gemähren, tief enttäuscht von der geistlichen und kampfmäßigen Jugend.

Zwei Jahre später bringt ein Karnevals-Jahrmarsch mit seiner Lierchen die ganze Stadt aus der gewohnten Ordnung. Auch das Haus Barnes ist auf den Beinen. Nur die „Gentleman“ Euphie hat nicht als tolle Bedienung für die provinziellen Vergnügungen und ist dabeigeblichen. Gerade an diesen Tage macht Gerald Stales, der Reisende eines der berühmtesten Geschäften von Manchester, seinen Besuch: Ein etwas kleiner, aber wohlgebauter und auf Euphie unendlich verfallen wirkender Herr von etwa 30 Jahren. Er ist jenseits Verführung alles Mänschen und Elegantes, die strahlend und herrlich in ihrem Seile gelbe bene, sei sie ihm als Kind einmal stückig und kindlich die Hand geben durfte. Während eines halb verlegenen, halb verführerischen Gesprächs über den allseitigen Fortschritt der Menschheit fliegen ihre Herzen einander zu. Der einzige Unterschied zwischen ihnen war, daß Herr Stales aus alter Gewohnheit nicht gleich den Kopf senkte.

Herr Barnes übrigens ist es, mit der angegebenen Verlehn kranker Menschen“ gelungen, Euphies kurze Abwesenheit von ihrem Wohnort an seinem Tage zu benutzen und zu er-

stiden. Bei Verlesung seiner Lebensansätze muß Frau Baines zwar feststellen, daß die Verträglichkeit des täglichen Lebens so offenbar für die hohen Eigenschaften ihres Mannes blind und taub gemacht hatte, aber die ganze Frauenzelschaft, so große Anforderungen sie auch ansetzt, unerschrocken zu erscheinen, kann doch eine heimliche Erleichterung über sein am Tod nicht verbergen.

Sophie widmet sich plötzlich doch dem Geschäft, halb aus Neugier, halb in Erwartung auf ein Wiedersehen mit ihrem Angebeteten. In ihrer maßlosen Sammelzucht erscheint ein fremder Reisender als der neue Vertreter. Welche zwei Jahre dauert es, bis Herr Coales — unverschämter und kurz — wieder aufsteht. Auch Herr Coales hat Sophie nicht vergessen. Am folgenden Neujahrstage heimlich er verkehrteweise segnet einen Raubüberfall, nur um noch einmal in das Baines'sche Haus zu kommen. Außerdem läßt sich am folgenden Nachmittag noch ein kurzes Treffen auf der Straße zwischen ihnen beiden einrichten.

Was war denn geschehen? Nichts! Das alljährliche Ereignis! Das einzige Prinzip hatte sich einem Geschäftsmann ausgedacht (es hätte ebensogut ein Selbstgespräch sein können oder ein Schreien, aber es war um den gewöhnlich ein Geschäftsmann), ihn mit allen herrlichen, einseitigen, unglücklichen Merkmalen eines Götzen ausgearbeitet und ihn dann, Knall und Fall, vor Sophie hingestellt, um denselben Effekt zu erzielen. Ein Wunder, das ausschließlich für Sophie geschieden war! Niemand außer ihr vermochte den Vorst zu schauen, der ihr gar keine die Welt noch etwas hinderte. Die andere Seite alle haben um dem einfachen Geschäftsmann. Ja, natürlich, das alljährliche Ereignis.

Trotzdem Frau Baines mit allen erdenklichen Mühen jedes Zusammenreffen zu verhindern sucht, bringt sein nächster Besuch, drei Monate später, Herrn Coales und Sophie einem weltlichen Schicksal weihen: er kann ihr einen Bittel zwischen mit einer Verabredung zum Neujahrstag vor der Stadt. Beide sind glücklich sehr stoff und werden. Dann erzählt Sophie beläufig, daß Herr Coales zwei Jahre in Paris gelebt hat (jeweils zwei Jahre, in denen er ausgehoben war!), auch daß er auf der Universität gewesen ist und ähnliche akademische Einzelheiten aus seinem Leben. „Paris bedeutete für sie nichts anderes als ein Land purer, unmöglicher, niemals zu erreichender Romantik. Und dort war er gewesen! Welken des Ruhmes unspiel-

ten sein Haupt.“ Herr Coales wird leichtsinnig, ängstlich zu und nennt sie „kleines Dummerchen“, woraufhin er verblüfft einem ihrer unversicherten Zornausbrüche erlöst. Unerschrocken als sie daran. Daß ihre lehnigen Gesicht den Ausstieg ins verbotene Land vertragen, macht das Erlebnis vollends gar Angenehm.

Ihre Mutter (womit einem noch viel feineren Plan: Letzte Harriet, „Vom der Wahrheit“, nimmt Sophie zu sich unter den Schutz ihres gewaltigen Rufens. Sophies letzte Worte vor dem aufsteigenden Abschied sind: „Aber Kenjunge, natürlich, die darf tun, was sie will.“

In der verbotenen Gefahr, die Herr Coales bezeugte, hatte man Kenjunge's Herz einfach kaiserspezifisch wie ein Ding, das warten konnte. So legt man schließlich bezeugt, wenn die Gefahr eines Erbschens steht.

Nun vertritt Herr Samuel Peter die verbotene Mutterzucht durch eine höchst seltsamen vorgebrachten Werbung um Kenjunge. Dieser behauptet und natürlich farblose Angelegenheit ist nicht der Mann, der um die Hand seiner Ausgewählten bittet. Ursprünglich und heimlich-benutzt fordert er die Tochter, ohne daß die überraschte Mama ihn für und wider auszusprechen kann. Was aber ist selbst diese Überraschung gegen das nächste Ereignis! Sophie ist Letzte Harriet ausgerückt. Wiergen Tage später trifft ein Brief von ihr aus London ein (London! Hatten sie von Barclay!).

„Ich habe mich mit Gerald Coales verheiratet. Bitte, mach Dir keine Sorgen um mich. Wir verlassen ins Ausland. Deine Dich liebt Sophie. Alles Liebe an Kenjunge.“

Der verbotene seinein Nachbar, Apostrophischer Eindeut, der eben mit dem angenehmen Vorgefühl eines Unheils kommt und dann auch nicht enttäuscht wird, erlaubt überhies: Coales hat 12.000 Pfund geerbt, darauf die Firma ohne Kündigung verlassen und ist auf die gesunde Weise verstorben. „Und Frau Baines sagte sich: Nun ist mein Leben vorbei.“ So war es auch, obwohl sie kaum 30 Jahre zählte. „Sie fühlte sich alt, alt und in Grund und Boden geschlagen. Sie hatte weder gekämpft und war unterlegen. Der einzige Pfund des Lebens war doch stärker geblieben.“

Das junge Ehepaar Peter kehrt von der Hochzeitsreise zurück. Frau Baines aber verläßt das zum feierlichen Empfang des jungen

Pauses auf Hochklang polierte Hans, „wo sie einst schlief wie eine Widmungste eingezogen war, um beide und schwer und beladenen Herzen wieder auszuatmen, hinauszuführen an den Ort ihrer Kindheit. — Ein fortwährender Reisewagen kann eine furchtbare Tragödie bedeuten“.

Konstanze ist aus Berlin, und fast genug soll sie Gelegenheiten haben, sich zu beruhigen. Maggie kündigt, Maggie, der sügende Vollen von Küche und Keller. Warum bricht das Ende der Welt herein? Maggie „mit den großen, roten Händen, die immer an irgend etwas aus dem Wappenstein erinnern“, will ebenfalls heiraten. Damit nicht genug. Ein Hund kommt ins Haus, Herr Peter bringt neue Gespinnstfaseln und läßt ein Lehnstuhl anbringen. Auch entsuppt er sich als Zigarrenraucher. Konstanze hatte sich das Leben einer Ehefrau weniger aufregend vorgestellt.

Der erste Besuch ihrer Mutter macht sie fast krank vor Angst. Aber dann läuft alles ganz gut ab.

„Na, Schmeicheln, geht's gut?“, fragt Frau Baines herzlich, warm und herzlich und läßt ihre Tochter gerade in die Augen.

Konstanze befragt, daß diese Frage allseitschwebend war, und der einzige Ausdruck, den ihre Mutter für ihr ganzes liebevolles Interesse und für ihre Neugier finden würde; sie erzählt in vier Worten mehr von ihrem Gefühl und ihrer Teilnahme als dasjenige, was andere Mütter einer jungen Waise. Das erwidert bequeme sie dem stillen Blick. „Ach ja, Mutter, ich bin sehr und glücklich. „Herzlich!“

Aber Frau Baines nickt nur, als wäre diese Sache damit erledigt. „Du bist nicht gewohnt“, bemerkt sie kurz. Wenn du nicht aufreißt, wird du durchsicht werden wie eine alte. — „Aber Mutter!“

In Weihnachten stirbt Lante Harris. Mag es für die Mehrheit der Menschen auch leicht gewesen sein, „einen abstrakten Prinzip der Tugend oder einem Wesen liebevoll anzuheben als gerade ihr, die sicherlich weit eher eine Institution als eine Frau von Fleisch und Blut war“, für Frau Baines hatte sie einige Wärme und geistige Leitung betraut. Nun legt sie ihr in aller Eile die letzten Reste ihrer Lebenskraft auf das Grab, wird alt und weiß. Außerdem kommt eine jährlich alljährliche englische Weihnachtsschmerz aus Paris, und ihr Tag lautet: „Hoffentlich werde ich das am Weihnachtsmorgen, Du vergißst nicht.“ Keine Unterbrechung, keine Anrede. „Und es hat uns wirklich



Die Mutter von Arnold Bennett
Der Bild trägt und in die Zeit
von Konstanze und Sophie

erreicht“, sagt Frau Baines schließlich unter Tränen.

Sam Perry erfindet den „Eisenhammer-Kauf“ und andere Neuerungen. Konstanze hat sich längst eine Landkarte von Edmund Perschlichkeit gemacht, wo alle wellenbedeckten Riffe und gefährlichen Stürmungen sorgfältig verzeichnet waren, so daß sie jetzt ohne unnötige Ängste das Meer besahen durfte. Man wird älter, körperlicher und auch ein wenig bewusster. Der Leben geht gut und kann während der alljährlichen Sommerreise heimlich insul überlassen werden, einer Person von nicht sehr reiner Haut und geringen Weisgaben, aber absoluten Zuverlässigkeit. — Nach hundertjähriger Ehe scheint die oft geträumte Hoffnung auf ein Baby zur Gewissheit zu werden. „Na, diesmal haben wir aber was Schönes angestellt“, sprechen Konstanzes Blide in einer wunderbaren Mischung von Bescheidenheit und Seligkeit.

Es wird ein Sohn: Cyril. Vermögen und zugleich streng gehalten, ist er ebenfalls Misch-

punkt des Hauses, wie er daran erinnert wird, daß er es nicht ist. Sam und Konstante lernen noch viel aneinander, indem sie ihren Gesprächslehren. Seine Bekanntschaft sticht, ehe sie seine Freundschaft an dem Gekel gehabt hat: Die gute, wohlmeinende Frau Paines, deren furchterregende Mächtigkeit zuletzt so erschütternd geschwunden war.

Konstante erkennt immer mehr, daß sie Etwas nicht ändern kann und nicht einmal den erst fünfjährigen Cyril, „schonzeitig ändern wie eine wachsende Pflanze“. So kommt hinter sie die große, aber durchaus ähnliche Gefühle wie Frau Paines in dem großen tragischen Augenblick ihres Lebens. Und doch empfindet sie ein „feierliches, gutturbelndes Glück“. Aber ganz ist Cyril bald zärtlich, bald stoch, bald mild, bald geistig — ein Rätsel, aber kein gefähreres als alle andern Kinder.

Charles Potter, der angesehene Bäckereimeister Daniel Pottes, wußt die beiden eine Nacht mit der Mitteilung, er habe seine Frau ertränkt. Nicht absichtlich. Er habe sie wachsteinen wollen, da sei es geschehen. Sie war eine in Trunksucht verfallene Schlange. Sam kommt von nun an nur noch eine Aufgabe: die Verteidigung seines angeklagten Vaters. Nicht der Mörder, die Erinnerung ist schuldig! Der grauhaarige, rindliche Ladenbesitzer Edmund Potes, Mitter der Mitter, wird zum Apostel der Verschuldung. Seine überhaufte Tätigkeit alarmiert das Bewissen der Öffentlichkeit. Das Leben des Angeklagten reitet er nicht. „Wieso schon gut verkaufen, nur für Daniel nicht's schliche verkaufen“, meint Herr Grindlow vergrüßt. So kommt es. Daniel wird hingerichtet.

Sam geht wieder aus dem Gefängnis. Drei Monate aufreibender Arbeit haben ihm nicht geschadet — der letzte Weg von 500 Kilometern zum Pfarrhaus ist ganz. Natürlich ist er nicht an der doppelsträngigen Lungenentzündung gestorben, sondern an dem Mißverfolg der guten Sache.

Konstante verliert Mann und Sohn zugleich. Es läge in des jungen Cyril Macht, ihr Herz mit dem heftigsten Schützen zu bereichern, aber daß es ihn das geringste Opfer kostete. Er ahnt nichts davon, ein verschlossener Eigenbrötler. Zeichnerisch begabt, setzt er es durch, aber die Kunstschule besuchen zu dürfen. Das staatliche Stipendium, das er bald danach erlangt, ver-

schafft ihm drei Jahre London, „und blieb er erst drei Jahre weg, so lebte er auch niemals wieder“. So ist ein furchtbarer Schlag für Konstante als der Tod ihres Mannes, den Cyril ihr schmerzlos, verträumt und freudig bewegt verleiht. Wie wenig bedeutet dagegen, daß Herr Grindlow Präsident Ansell beirät und Sam und Loden kauft, der von ihrer Wohnung durch eine Mauer getrennt wird.

So ist Juli 1886. Sophie ist in einem Londoner Hotelzimmer — jeweils würde alle die Hände gestrichelt. Aber Sam und Hausmutterungen bilden den Inhalt ihres Zusammenlebens mit Gerald Cecile. Angeblich macht die Unterstimmung der Personalformalitäten angenehme Schwierigkeiten, in Wirklichkeit hat Cecile noch nicht einen Schritt hierfür getan. Unentbehrlich mit ihm nach Paris zu reisen, wie er verlangt, lehnt sie kategorisch ab. So reist sie verheiratet. Plötzlich ist alles ganz einfach gewesen.

Sophie lernt die große Welt von Paris kennen und triumphiert über das Schicksal, das ihr Freiheit, Reichtum, endlose Vergnügen und den herrlichsten Gerald beiderseitig hatte. Bald genug allerdings erhält sie Gelegenheit, die Beschuldigung seiner Ränke und Töne zu erfahren. Aber noch will ihr Verstand nicht zugeben, daß sie einem so begnadeten wie verantwortungsvollen Selbstherrschenden bei. Bei dem Besuch einer öffentlichen Einrichtung, mit dem Gerald's größter Lebenswunsch in Erfüllung geht, sieht er sich beschämend lächeln und sehn. Sophie fühlt dumpf, daß sie in der Abtun eines solchen Menschen in die unmöglichste Lage geraten kann, und ernimmt mit scharfem Instinkt der Praktische des Schlafenden von Pfand, die Gerald am Versteig erhalten hatte — „charakteristisch für ihren Unternehmungsgeist und ihre grundsätzliche Voraussicht“. (Gerald glaubte, daß ihm die Papiere während seiner nächsten Ausflüge gegeben werden würden, und erwidert den Verlust mit keinem Wort.)

Geralds Annahme, ein Vermögen von 12 000 Pfund sei unerschöpflich, erweist sich als irrig. Trotzdem hält er sich wie an einer ihm Zorn daran fest und verläßt seine Tochter, um so schnell wie möglich beim besten Ort anzukommen. Natürlich lassen sich beide, jedes auf seine

Ant: Sie verabschieden ihn, während er Ihre Besinnung ablenkt. Noch als er schreiet, nichts mehr zu helfen, kann er sie mit köstlichem Stramen berühren, die sie begehrt, weil, indem sie Gold von Ihrer Mutter erbt. Als sie sein Aussehen empfindet, macht er sich aus dem Staube. Am nächsten Morgen erhebt sie, daß er selbst seinen und ihres einzigen Freund, den Journalisten Epirar, in der gemeinsten Weise betrogen hat: Epirar hat seinen Zeitungslauf Gold entnommen, um Geralt auszuhelfen, und die Goldfälschung, durch die Geralt den Betrag zurückbekommen sollte, hatte er erhalten. Euphie rettet Epirar aus seiner gefährlichen Lage. Dann bricht sie zusammen. Mitten auf der Straße.

Sie erwacht in einer neuen Umgebung, die sich allmählich als Wohnung zweier Pariser Leuten herausstellt. Epirar hatte erkenntlichweise gut getan, sie in dieses Haus schaffen zu lassen, vor dem sie sich bei Euphies Nymache gerade befindet, denn die beiden Frauen kennen sie, die Freunde, wochenlang mit der aufopferndsten Hingabe. Einblut in ihre „Vergewaltigungsbeim“ muß Euphie mit in Kauf nehmen und auch „geschändete“ Maßnahmen: Um die obliquen verschuldeten Mann, Journalist von dem Zugriff des Berichterstatters zu bewahren, verlegt Euphie für sie das Verlangen und erhält dafür als Pfand Frau Jeanne's geistige Einrichtung. Wo ist sie plötzlich Wohnungsbefürderin und bald darauf auch Wohnungsinhaberin in Paris, als Frau Jeanne mit einem ihrer Liebhaber nach Brüssel verzieht.

Dieser Haushalt stellt sich als sehr folgenreich und glücklich erweisen. Wie schreiben das Jahr 1871. Paris wird belagert. Zahlreiche Familien sind aufs Land geflohen, während die Einwohner als sogenannte „Belagerungsgeister“ zurückblieben. Euphie versteht es, sich die Lage geschickt nütze zu machen und verwandelt die überflüssigen Zimmer als Logis mit Kost. Gelegentliche Handarbeitsversuche persönlichkeitsfähiger älterer Herren weiß sie beiderseitig ab.

Das Leben des Alltags geht trotz der Belagerung weiter. Das Hauptereignis sind die dauernd steigenden Preise. Euphie hat rechtzeitig eingekauft und verdient auf diese Weise viel. Sie gilt nicht nur als schön und unantastbar, sondern auch als lebendig und geistigstündig. Nach einiger Zeit kann sie von ihrem Expatien eine

englische Pension in der Nähe der Champagne erwerben, die sie wirklich und erhaben liebt. 1872, während des Anstellungsjahres, nimmt ihr Unternehmen bereits zwei Geschäfte ein, und die 200 Pfund, die sie Geralt damals entwendet hatte, haben sich inzwischen in 2000 verwandelt.

Nach Jahren weht zufällig ein Freund ihres Vaters Geralt bei ihr, der sie erkennt. Auch Euphie erinnert sich seines Familiennamens. In einer schlaflosen Nacht wird sie sich ihrer Lage bewußt: Nihilus freizeit ihre Gedanken um ihre bewegte Vergangenheit und eigentlich inhaltslos Zukunft. Konstante ist ihr Hauptgefühl Widerstand gegen jeden Einbruch in ihre Einigkeit; sie achtet Entwürfungen, „Familienimpuls“ und schmerzhaft sanftes Vermeiden. Am Morgen ist sie sicherhaft und leicht gelöst.

Einige Tage später bringt Geralt's Freund Frau Konstante Prou die Nachricht von seiner Entdeckung, und auch hier großes Erschrecken! Der Name „Franz Conant“ bringt zunächst gar nicht in Konstante's Bewusstsein. Dann fällt sie — bezeichnend — auf der Stelle um. Schließlich aber meint sie: „Ich habe ja gar keine Hoffnung gehabt, es macht mich so glücklich — in gewissem Sinn.“

Das „unermessliche Wunder“ geschieht: Euphie hält einen Brief von Konstante in der Hand. Und das zweite: Nach einigen Jahren und der von Einladungen verlauf: Euphie ihrer Pension an eine Aktiengesellschaft, die ihr schon lange nachstellte, und verläßt Frankreich.

Als der Londoner D-Day in Anse tritt, mahnt Konstante ihrer Schwägerin entgegenzusetzen ist, erweist sie an Garimel der Anstreichenden zunächst einen jenseitigen Mund; jedoch, ladenarbeiten und aufs beabsichtigte bald geschehen.

Konstante stellt sich, daß die Kette geradezu zu einer hochpreisigen, werden ausstehenden Haus in laapren Charakteristik und etwas auffallend hat sich. Beide gaben und gingen dann unentbehrlich auseinander zu.

„Ich habe dich überall lesen können“, sagte Euphie, ausstehend sehrmäßig und unbestimmt; sie bangt sich herab, bei dem Schicksal und Kette Konstante. Konstante begreift, daß diese erstaunliche Kette und Fassung am jeden Preis nachgedacht werden mußte; und endlich, sie dachte sie selbst tabellarisch nach. Das war „Kette'sche Fassung“. Aber sie hob

auch, wie die Hippas ihren Schwacher ganz lieb jucheten. Dieses kleine Juchzen gereichte ihr zum Trost; bewies es doch, daß nicht sie allein dumm und kindisch war.

Ein Gespräch über Gerail, den Sophie auf der Durchreise in London besucht hat, hilft den ersten Schock des Winterschneis zu überwinden.

Die beiden alten Damen leben sich fast wieder ein, wie sie als Kinder zusammen waren. Sophie ist nur noch energischer und widerstandsfähiger als früher. Konfanz leidet mitunter etwas unter ihrer Allmacht. So muß sie z. B. volla über Wesen im Bad verhängen, trotzdem sie das Heißleben haßt. Aber Sophie, Was, das Haus aufzugeben und ganz auf Reisen zu gehen, wird mit der dringenden Bitte abgelehnt, sie nicht zu „transmigrieren"! Von solchen Meinungsverschiedenheiten abgesehen, herrscht eine erstaunliche Vertraulichkeit ohne ein Wort zwischen ihnen. Konfanz und Sophie sind ihre Erbsinnwelt.

Da fällt ein Telegramm in ihr einsames Dasein: „Herr Gerald Stables liegt schwer erkrankt bei mir.“ Sophie hat Gerald seit 25 Jahren nicht mehr gesehen.

Man konnte sich das Schicksal als feige Tatle nachstellen, die hinter allerbunden Haus einen stillen Schlag ins verhehlte Innig verlegt hatte, den sie jedoch nicht ablegen war. Sie übernahm wohl, doch nicht sie soll auf den Hüfen.

Sophie findet Gerald nicht mehr am Leben.

Die Güter der Erregung. Aber als sie in dem kleinen Zimmer auf der hohen Matratze und unter einem weißen Laken das Gesicht eines armen Mannes hervorragen sah, schielte sie zurück und hielt auf zu jenen — von plötzlich starr und starr vor Entsetzen.

Was Sophie empfindet, ist nicht Betauern, daß Gerald sein Leben vergeblich hat, nicht Schmerz, daß er Schmach auf sein und ihr Alter gebracht hat.

Was sie so tief bewegt, war die Erkenntnis, daß er doch lang gewesen und alt gewesen war, und daß er was ist tot. Dahn war er trotz aller Jugendstöße und Schwachheit gekommen! Was hat er kam es immer! Was kam schließlich dahin. — Das Bild des Lebens betrachtet sie stumm, sie sieht, wie sie in ein Meer von unglücklichen Zeit verankert.

Geralde starrte auf die Lumpen eines Landstreichers, eine Wundmalen ließ schließen, daß er aus Südamerika kam. Noch in der Nacht darauf stirbt Sophie. Ihr gesamtes Vermögen von 25 000 Pfund hinterläßt sie ihrem Neffen Cyril, der sich längst entschlossen hat, sein Leben



Arnold Bennett
mit seiner Tochter Virginia

als konfanzienfender Mettant zu verbringen, indem er auf die Erfolge anderer, die zu erlangten ihm an Kraft gebrach, mit milder Verachtung herabsieht.

Konfanz, jetzt völlig allein, empfindet Sophies Tod als Lamm und Befreiung von ihrer Herrschaft. Sie verbringt noch einige Zeit müßig mit der nachsichtig zusehenden und mit unwillkommenen alimetißen Besuchen bedachten Jugend. Ein mißglückter Selbstmordversuch von Frau Jessal Grindlen verleiht ein wenig Aufregung — sonst geschieht wenig außer dem ständigen Rückgang des St. Luke's Square als Geschäftsstraße. Herr Grindlen besitzt die Schamlosigkeit, seinen und ihren ehemaligen Leben an ein ordinäres Serien-Warenhaus zu verkaufen.

Als eine Volkabstimmung für eine gegen einen Zusammenschlag der Five Towns stattfindet, reist Konfanz sich — krank und unfähig — auf, um zur Urne zu pilgern. Der Name ihrer Heimatstadt Bursley soll aus der Welt verschwinden? In der Frage liegt doch schon die Antwort! Konfanz hat sich überschätzt: Der Weg überstieg ihre Kräfte. Nicht lange danach ist sie tot, und mit ihr liegt die ganz österreichische Art der Selbstmord und Verachtung auf dem Erdboden. Eine neue Zeit ist angebrochen. Über Erdbeben lauten: Sport, Verstehe, Organisation, Reformen — „moderne Welt“.

Bruno Brehm | Das war das Ende

Von Brest-Litowsk bis Versailles · Von Dr. Curt Elwenspoek

Bruno Brehm ist Osterreicher, 1892 in Laibach in Krain geboren. Nur ein Österreicher hat wohl das Buch „Apis und Esle“ mit dem Untertitel „So jung es ist“ schreiben können, in dem er sicher und überzeugend die Juden bloßlegt, deren unentworfene Verknüpfung die Welt dann beherrscht werden sollte: Die Entstehungsgeschichte des Krieges. Aber über seinem neuen Buch „Das war das Ende“ vergißt man völlig den Österreicher, hier spricht ein Mittelmeerfischer, der gewohnt ist täglich Meeres, wenn er auch keinen Zweifel daran aufkommen läßt, daß er mit seinem Gefühl auf der deutschen Seite, der Seite der Mittelmächte steht.

*) Die Bücher von Bruno Brehm erschienen im Verlag M. Piper & Co., München



Bruno Brehm.
Mit in seinen Büchern „Apis und Esle“ und „Das war das Ende“ interessante Geschichten aus Kriegstagen zu Beginn und am Ende des Krieges

Vertriebsstelle mit Genehmigung des Verlages
M. Piper & Co., München

Bruno Brehm, der heute Vierzehnjährige, ist seit zum Herbst des letzten Jahres und wegen hat er, der Offizierssohn, die Waffe mit der Feder vertauscht. Erkamlich, in seinem langen Lebensablauf zu lesen, wie glücklich er heute noch die Schule haßt, wie wenig das Gedulden der Germanistik ihn anzieht. Das Einjährigensjahr bei der Artillerie in Wien nennt er die schönste Zeit seines Lebens, und zwar wegen „seiner strengen Form und Ordnung, die sich nicht mit dem menschlichen Herzen abgab, die das Jammern, die Seufzer, die Gefühle in Ruhe ließ und sich an den all die Jahre hindurch so links liegen gelassenen Körper hielt. Nie mehr in meinem Leben habe ich soviel Freiheit genossen und mich so frei gefühlt, wie eben im Schutze der Form, die den Mann packte und nicht das Herz“. Er wird Soldat, wird 1914 im ersten Befehl verwundet, gefangengenommen und nach einer jahrelangen Wanderung vom Spital zu Spital 1916 als Invaliden ausgetauscht und in Wiesbaden später noch einmal verwundet. Nach dem Kriegsende studierte er Kunstgeschichte, wurde Verlagsbuchhändler und fing an zu schreiben. In „Apis und Esle“ fand er den fälschlich harten Reporterstil, den er in seinem neuen Buch „Das war das Ende“ noch strenger einwickelt. In seinen Romanen „Der lachende Gott“ und „Eufame und Marie“ zeigte er sich als gefühlungsreicher Dichter. Auch als humoristischer Roman steht nicht: „Wie wollen alle zur Pyramide!“

In dem jüngsten Werk „Das war das Ende“ stehen wir den letzten Akt des Krieges in vielen eindrucksvollen und völlig auseinanderlegenden, aber sehr eindringlichen und hart nachsinnend gelesenen Szenen.

Am 20. Dezember 1917 sitzen in Brest Litovsk die deutschen Würdigen, die Diplomaten der Mittelmächte, vor allem Graf Torma, mit den Exzessoren, den Beamten und Arbeitern der russischen Revolution an Verhandlungstisch. Die Russen erheben mit der Weltrevolution und sagen das offen. Die deutschen Diplomaten und Offiziere versetzen kaum, wenn sie antworten können.

Am 2. Januar 1918 beschließt der Anarat in Berlin unter dem Vorbehalt des Kaisers die große Angriffschlacht im Westen. Fast gleichzeitig erlitt Wilhelms mit dem berühmten aber berüchtigten gewonnenen 14 Punkten hervor.

Am 23. Februar 1918 sind wir in England, in der großen Versammlung des Senats, die nach erlittener Debatte, bezugnehmend den Limes überlegenen Verstande, die Unterzeichnung des Friedens von Brest-Litowsk beschließt.

Und nun ist die deutsche Kriegslage im Westen so gelagert, daß im März 1918 England — und mit ihm die Franzosen — sich vor einem Abgrund sehe. Dann gelingt zwischen dem 27. und 31. Mai der gewaltige deutsche Vorstoß zwischen Oostende und Reims. Die Deutschen stehen zum zweiten Male an der Marne. Der Weg nach Paris scheint für Augenblicke offen.

„Borne ist nicht!“ rief verzweifelt und abseits, von seinem Ministerium (sprachend, der Kapitän Bertrand dem Oberst Dufour zu. „Wie können den Boden von Oostende aus angreifen. Ich komme von der 21. englischen Division, sie ist nahezu ausgerieben. Ein englischer Oberst berichtete mir voll Verzweiflung, daß der schwache Rest seiner geschlagenen Leute von unsern Bauern ausgegriffen werden ist, die Engländer hätten bei diesem Vorstoß eine Danksagung verloren.“ „Welche Bauern?“ auf ein junger Leutnantsoffizier, „so wissen besser, wie man den heiligen Boden Frankreich zu verteidigen hat!“

„Aber was können wir“, sagte der Oberst, „mit hat mit seinem Lagerschiff alle landwirtschaftlichen gebracht!“

„Der Läger ist jetzt überall“, fuhr der Kapitän fort, „er ist unerschöpflich, und die Soldat mehr es geworden! Deshalb kann er zugleich mit den Deutschen in Stützpunkten an, fast werden er und sein Ende gescheitert sein.“

Der englisch-französische Kriegsrat, der am 1. Juni im Dolomentspalast tagt, gibt den Krieg verloren. Aber hier wie in der Sommer gelingt es dem ungeheuren Temperament Clemenceaux noch einmal, alle Kräfte zu einem letzten Widerstand zusammenzurufen. Und nun endlich greifen die Amerikaner ein.

Schicksalig spielt sich in Jafaraburg, mit den in England, ein grandioses Drama ab. Nervös ist in der Nacht die Jafarfamilie, dem Jafar mit seinem Knaben, die Jafar und die vier erwachsenen Töchter in einem abgelegenen Räume mit Pistolen zusammenzuschließen. Der Eiferheit stößt ein Lärm sein Wajonnet durch die geschlossenen Türen. Die Leiden werden in einem Lasterne weggeführt und verschoren. Das war das Ende der Romanze.

Im Westen bringt der Lauf die Entscheidung. Am 8. August ist der schwarze Tag des deutschen Heeres. Am 10. erkennt man im deutschen Hauptquartier in Spa die Lage — auch der Kaiser. Aber nicht nur die militärische, sondern auch die innerpolitische Lage. Der deutsche Soldat ist über die Massen angespannt, die Führung hat die Tempe teilweise nicht mehr in der Hand. Diesen letzten Rückschlag erträgt weiter die Front nach die Heimat. „Freie um jeden Preis“ ist die Losung dort wie hier. Sperrschreck drückt mit dem Gegenstande, es beginnt das Ringen um den Wasserschiffslast. Wilhelms versucht einzugreifen, aber die Entente will nichts mehr von seinen 14 Punkten hören. Jetzt führen die folgenden Ereignisse und mit ihm Clemenceaux das Wort. Und während im Hauptquartier in Spa Offiziere der deutschen Front über die Stimmung der Tempe und ihr Verhältnis zum Kaiser besorgt werden, bricht heimlich die Revolution aus. Die unannehmbarsten Wasserschiffslastbedingungen der Sieger werden am 11. November 1918 unterzeichnet. Der Krieg ist verloren, der Rhein ist besetzt, und nun beginnt am 11. Januar 1919, am Jahrestag der Kaiserproklamation in Versailles, unter dem Vorbehalt Poincarés die sogenannte Friedenskonferenz, die Teilung der Beute. Am 7. Mai erscheint Graf Brockhoff-Kampfen als Vertreter der Friedensdelegation der deutschen Republik in Versailles.

Graf Brockhoff-Kampfen schreit, sein Hasso Gedächtnis über den hohen Soldaten, gerührt, steht auf seinem Stuhl gekniet, in seiner Bewegung den ehemaligen Kommandeur des 1. Gardebrigades verlegend, auf den Tisch zu. Die fünf Herren folgen ihm, führen, bricht und auf den Boden eintrudelt. Graf Brockhoff-Kampfen vernimmt sich knien, stehen weiterhin die anderen drücken, der große Kommandeur, ihren Graf.

Nähen der Stühle oben an der doppelbedeckten Tafel. Irdischen Willen und Hoch George selbst sich überlassen, die Weißheit über den Weißheit zu haben seinen.

„Meine Herren Delegierten des Deutschen Reiches! Hier ist unter die Stunde nach die Gelegenheiten zu überflüssigen Worten. Sie haben die Veranstaltung der Brockhoff-Kampfen der größten und höchsten Mächte vor sich. Sie haben um den Krieg aufgegeben! Es wird dafür gesorgt werden, daß nicht ein weiterer Krieg in dieser Form entstehen kann.“

Die Stunde der Wertschätzung ist da. Sie haben uns ein Frieden gebracht. Wir sind gerührt, die Namen zu erwähnen. Wie überlegen Jafar das Ende des Friedens. Jede Mache zu seiner Überzeugung wird



Dagobert von Mikusch

MUHAMMED / Tragödie eines Erfolgs

Von E. G. Erich Lorenz

„Ich bin nur ein Mensch wie ihr.“
Muhammad.

Wer die Geschichte der Menschheit ansieht als ein Weltspiel von Krieg und Frieden, als ein ewig bedingtes Auf und Ab, eine von Wollungen der Dyrane vergleichbar, dem nichts sich entgegenzustellen vermag; wer an ein stumpfes Sichwiderhalten glaubt, den höchsten Erfindungen und gewonnene Kenntnisse ein andersgeartetes Gewand geben, ... der wendet nur Erscheinungen, tastet lediglich die Oberfläche von Geschehnissen ab und vergißt, daß nichts vor sich geht ohne Antrieb. Bedenkt auch nicht, daß solcher Antrieb vielfältig und von wechselvoller Stärke sein kann. Antrieb, das ist ein Geist Menschlich-Allgemeinlich: Weis, Habsucht, Neid, Herrschgier, eine ganze Welt von Eigenschaften mit verhängnisvoller Gewalt, wenn sie sich im Dien eines „Führers“ niederschlagen haben. Doch Antrieb: Das ist auch innerer Impuls, das Bewußtsein, zu einer Sendung berufen zu sein als Prophet, Künstler, Schöpfer irgendwelcher Art des Schicksal der Menschheit zur Gemeinschaft gestalten zu helfen.

Aber noch nie war die Idee, die Geschichte inneren Antriebs, etwas, das sich gleichmäßig,

wiederholte, in gewissen Zeitabständen einfach noch einmal ununterbrochen auftrat; nein: Jede ist Eingabe aus unbekannten Wehen, ist Aufgabe für ein vorhandenes Dasein. Und dieses Dasein trug zu jeder Zeit das gleiche Gesicht. Es sah vor dreihundert Jahren ganz anders aus als heute. Nicht das ist entscheidend. Es ist nur Oberfläche, nur Raum für alles Geschehnis. Entscheidend ist, ob die Idee, die sich damals in einem Menschen niederschlug, göttlicher Funke von jenseit der Menschheit erschauernder Kraft war, daß sie auch heute noch fortgewirkt imstande ist. Eine Idee ist anfangs namenlos; auch diese war es, die man, später zu Formeln gefügt, als Islam bezeichnete. Und Muhammad war ihr Träger¹⁾. Er war ein Mensch wie wir. Er ist, wie wir alle auch, das Kind seiner Zeit und seiner Umgebung gewesen, Dreihundert Jahre und mehr liegt diese Zeit zurück. Mekka war Muhammads erster Wirkungsplatz, frühestes Lebensraum, den er sich durch seine Aufgabe im Ablauf seines Daseins zu einer Welt erweiterte.

¹⁾ Dagobert von Mikusch, Muhammad. Die Tragödie eines Erfolgers, erschien im Juni 1911 Berlin, Leipzig.

Mekka war eine reiche Stadt, die Handelsmetropole Arabiens, am Schnittpunkt der großen Karawanenstraßen. Doch wie viel Licht ist, herrscht auch tiefer Schatten. Der Reichtum dieser Stadt erstreckte sich auf wenige Familien und Sippen; die Umgebung Mekkas war öde, eine, nur von einzelnen Stoppentümpfen durchbrochen. Einem wüsten voller kahler Hügelketten. Und hier arm zu sein, das war ein schändliches Schicksal.

Muhammed war arm. Er war auf dieser Welt und mußte nicht, wenn er angehört, denn der Vater war schon vor oder kurz nach seiner Geburt im Jahre 570 n. Chr. und die Mutter in seinem sechsten Lebensjahr gestorben. Der Großvater, zu dem man den Jungen brachte, legte sich auch bald zum Sterben, und als ihn dann ein Unfall zu seinen beiden Frauen und zehn Kindern aufnahm, wird kaum ein Rückschlag in sein frühes Leben gefallen sein. So tat er das, was alle vom Glück gescheiterten Neulingen in Mekka taten: Er trieb die Schafe und Kamel der Beduinen nach den langen Weidenstellen. Niemand sieht jemanden, ob er mit Geiseln sich tagüber in den unheimlichen Wüsten des Wahabes tummelt oder ob sich ihm die Natur erschloß mit ihren seltsamen Nachtspielen. Nur daß er später mit seinem Unfall, der ein kleiner, bräunlicher Kaufmann war, an Karawanenzügen teilnahm und sich sowohl als geschickter Kaufmann als auch als guter Kämpfer erweist, überliefert die Legende. Erst in seinem einundzwanzigsten Lebensjahr war die entscheidende Wendung da. In Mekka lebte eine reiche Witwe, Chadijcha mit Namen, die seit dem Tode ihres zweiten Mannes mit viel Erfolg ihr großes Handelsgeschäft allein weiterführte. Obwohl nicht mehr jung, war sie doch sehr unversehrt. Muhammed, dessen Tätigstein sich herumgesprochen hatte, wurde von ihr als Angehelfer verpflichtet, leitete ihre Karavannen, hatte viel Glück und vermehrte mit dem Reichtum seiner Arbeitsreise zugleich sein eigenes Vermögen. Bald war er der freischaltende Geschäftsführer der Witwe Chadijcha, und ehe das vierte Jahr seiner Tätig-



Muhammed belagert eine Festung. Über ihm der Engel Gabriel, in der einen Hand eine Schale, in der anderen eine Peitsche. — Eine der Aufzählungen des Propheten des Islam.

keit anbrach, und ihr Wille, worüber sich alle ersten Mekkaner gleichermäßen einverstanden haben sollten. Da aber Geld und Wohlhabenheit die einzigen Richtungsgeber im gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Treiben Mekkas waren, nahmen sie den „Imperfektionismus“ auf und fügten sich in das Schicksal, das ihnen einen Streich gespielt hatte. Muhammeds Leben schien das eines gewöhnlichen Sterblichen, eines guten und ansehnlichen Beduinen zu werden, von dem besonders die Armen wußten, daß er mild und freigebig sei — von dem man jedoch, geschäftlich betrachtet, bis zum vierzigsten Jahre nichts erfahren konnte.

Und doch schien im Leben dieses Mannes etwas vor sich gegangen zu sein, das erst später zu innerem Aufbruch sich entwarf und sein Aussehen nachschaffte. Chadijcha hatte ihm einen Sohn geschenkt. Sein Leben war damit fortgesetzt, sein und das Leben seiner Sippe, denn starb auch er, der Vater, so lebte doch der Sohn. Da nahm ihn das Schicksal des einzigen Sohn.

War Muhammed bislang die Seele des Geschäftes gewesen, hatte all sein Glück und Trachten danach gefunden, vermögend zu werden — nun war ihm alles gleich. Das Notwendigste erledigte er noch selbst; von den Mühen des Tages zog er sich zurück; selten erschien er den Göttern in der Kaaba, dem Willkürort Mekkas.

Sinnlos trieb es ihn in die Einsamkeit der Wüste. Dort streifte er ziellos umher, oder er stieg auf den Berg Hira, die höchste Erhebung im Osten der Stadt, saß vor dem Eingang einer Höhle mit der Naturgesicht eines Steinmüllers, in sich versunken, oft tagelang, auch die Nächte hindurch. Chadijcha, anfangs kaum bemerkt, über das seltsame Wesen des Mannes, da oft

religiöse Dinge den Orientalen für kurze Zeit in die Hände trafen, wurde aus erschrocken bejorgt. Die Mesfianer dachten glauben, Muhammed (oder, wie man ihn nach dem Tode des Gebieters auch nannte: Ma'î Kefim) sei unter die Bücher gegangen, die man hier als „Janife“ bezeichnete. Vergleichene Männer gab es viele. Sie hatte die Art religiösen Kultus abgelehnt, der man in der Kirche huldigte. Dort gab es unzählige Götter, Götzenbilder für all und jedes Ding, beispielsweise den langbärtigen Gott Nebel, befangen mit bunten Halsketten und Perlenketten, trübend von den Opfergaben wohlriechender Die, mit Wafersagenstellen in der Hand“.

Die Janife waren die aufgeschämten und besten Köpfe des damaligen Arabiens. Sie lehnten die Vielgötterei ab. Ihn gemeinsam war der Glaube an einen Gott. Nur streiten sie sich untereinander, ob der Gott der Juden oder der Christen der wahre sei; einige hielten es auch mit der Lehre des Persers Zoroaster.

Wirklich hatte sich Muhammed den Euhern vorgestellt, während aber die Janife nur weltlichegelehrte Menschen waren, mehr in sich gefehrt, als für ihren Glauben genügt, trieb es Muhammed zum Bekennen. Wo aber fand er Klarheit, für welchen Gott sollte er zeugen? Wo sah er ferner vor der Hölle, sah

in die unangenehme Sonne und suchte, irgendwo einen Gott für seine kahle Seele zu finden. Da tauchte ein Bild vor ihm auf, ein Erlebnis, das lange zurücklag:

Stand auf dem Koffe durch das Land der Epheten, war Muhammed in ein Gewand aus der Juden eingeweiht. Er fand einen kühnen Mann. Ein Bildnis einer Götze, einer hundertköpfigen Idole, kein Hakenkreuz, keine Opferräder und keine Priester in farbigen Gewändern. Nur eine Veranschaulichung von Antikörpern. Mit flach erhobenen Händen beteten sie ausnehmend zu einem unsichtbaren Gott oder empfanden ihr Gefühl in sterblichen Personen. Nichts, was das Auge ansah oder die Sinne ablesbar. Alles war in dem Halbkreis einer Wölfe eine kleine Silhouette. Ihre schreckliche Stimme verbreitete nur ein überaus hohes und schmerzhaft in der Ferne gleich einem ruhig kochenden Stein.

Als während dieses Bild an seinem Innern vorüberzog, glänzte in der Ferne das stille Licht des Abendsterns auf. In diesem Augenblick ward dem einsamen Weibler Gott offenbar. Es war ihm, als ob eine Stimme ihm rief: „Ich bin es, der du bist.“ In Muhammed völlig sich eine Wandlung. Der alte Mensch schien verwandelt, der neue begann zu leben. Doch dieses erste Leben wird ihm zum Leiden. Auf das Erkennen folgt das Ringen um den gesundenen Gott, der ihn immer unzufrieden stellt, von dem er zeugen soll, er, der Unbekannte, der lieber schweig und keine Fähigkeiten zum Reden in sich trug.

Sein Gott sah anders aus als der Gott der Juden und Christen. Er war nicht eng und zeigte nicht. Wer ihm Götze oder Götter parstellte, verführte sich an ihm und an seiner heiligen Ordnung. Die Christen und Juden konnten nicht recht haben. Wenn sie schrien auch sie einen Gott, aber es war doch ein anderer, den die Christen anbeteten, denn sie lagen im Streit miteinander um ihren Gott. Die Christen waren ebenfalls gespalten in



Die Kaaba von Mekka
mit Haupttürhaken im Muhammedanum



Mecca, eine der heiligen Städte des Islams
 Muhammed hat hier nach Mecca. Als dieser Stadt (Medina) beginnt die muslimantypische Lebensform.
 (Phot. Schönl)

jauchzte viele Bekten, die einander herzlich begrüßten. Und dieser Sturm ging nicht am Gott, den Alkater, sondern am Gott, was sie ihm begehnten, darum, „ob ihr Prophet Ya als Sohn Gottes neben ihm zu setzen sei oder nicht. Eingeladene Bekten hatten auch wieder eine Meinung angenommen, Wajam, die Mutter des Ya“.

Nein Verfallung — folgerie Muhammed — mußte wieder fallen. Gott mußte wieder allein sein wie das stille Licht im Behälter der Jahre, Einbildung seines Lichtes, das alles Lebendige erhält und dem die Menschen aus dem Dunkel des irdischen Daseins entgegenstrahlen.

Seine Gedanken wurden zur alleinigen Grundlage des Islam.

„Wer die Wahrheit erkennt und verkündet sie nicht“ . . . eine Stimme rief ihm das zu. Muhammed dachte sich erschrocken um, aber stimmte zwar bei ihm. Und doch hatte er deutlich diese Stimme vernommen: „Du bist zum Propheten auserwählt.“

Kämpfe tobten sich in ihm aus; in Schwarz und Rot gebadet, liegt er zu Hause. Charakterisch ist ihm ihm, sie verläßt ihn nie, sie sucht den Gott, der ihn heimruft, zu schauen. Ist es ein böser, ist es ein guter Geist? Von dieser unendlichen Liebe einer Frau berichtet die Geschichte folgendes:

Als sich Muhammed wieder einmal die Gefühle reiner, tief er sein Wort zu sich, Charakterisch sagte zu ihm: „Komm zu mir und lehre dich auf meinen im den Charakter.“ Er tat es, und sie fragte: „Bist du ihm noch?“ Ja, er läßt ihn noch, antwortete er. „Lege dich auf meinen rechten Charakter, Bist du ihm noch?“ Wieder antwortete er: „Ja.“ Darauf ließ sie ihn auf ihrem Schoß sitzen und fragte, ob er ihm noch immer fühle. Als er nach der Frage wiederum bejahte, leugte Charakterisch, läßt dann ihren Wunsch und verließ ihn. „Und jetzt, bist du ihm immer noch?“ Nein, ich fühle ihm nicht mehr, er ist verabschiedet.“ Darauf sagte Charakterisch voller Freude: „Nun ist es klar, er ist kein böser Dämon. Denn würde ein böser Geist Abgang haben aus der Charakterisch, bei einer Frau? Es kann nur ein guter Geist sein.“

Die Legende hat eine Anzahl Ereignisse über

diesen inneren Kampf des Propheten überläßt, der „Ihn, wie er selbst sagte, die Brust weit machte“. Doch immer aber sprachte er vor dem stillen Weg zurück, der ihm und seiner Lehre bestimmt war und den er erkannte. Doch alle Kämpfe werden überwunden, Muhammad beginnt von seinen Gläubigen zu sprechen, zunächst im Kreise seiner Familie, seiner Sippe, dann vor den Armen und Ausgelesenen, und wickelt auch der Überlieferung auf diese Weise den Faden in der Weile. Die kleine Gemeinde wuchs und glaubte an seine prophetische Bestimmung. Die Reichen standen abseits. Sie wollten, daß Mu'ī Kafir sei von seinem Betrug zurückgejagt und ins Religiöse versiegen habe. Sie bekannten den mächtigen Kaufmann, aber sie ließen ihn gedulden, bis sie mit einemmal eintraten, daß sein Leben an ihre Seite und Rechte trafe, daß sie gewissermaßen mit den Folgeringen und Brüdern, die Wunden und Schultzen plagten und dafür einmal zur Rechenschaft gezogen werden würden. Das passir ihnen nicht. Künftig wollten sie sich allen irdischen Dingen weiter hingeben. Und so begannen sie den Kampf gegen ihn. Eöten, das wagten sie nicht aus Angst vor der Mahrade. Sicherlich verurtheilten sie ihn nicht mehr zu machen. Sie sangen zu an, seine Anhänger in einem Maße zu setzen, das alle bisherigen Qualitäten übertraf. Offenen, die seine Lehre angenommen hatten, spannte man auf die Folter und ließ sie in der Dürre rösten. Manche fielen wieder von Muhammad ab, andere starben für die neue Lehre oder überwanden die Schmerzen. Auch Wunder verlangte man von dem Propheten. Doch er lehnte dergleichen ab und sagte: „Ich bin nur ein Mensch wie ihr.“

Oeden hatte Muhammad sein und seiner Freunde Vermögen für die Armen und Verfolgten gespart, da entschloß sich ein kleiner Kreis, auszuwandern. Beim christlichen König der Abessinier hofften sie eine Freiheit zu finden. Das geschah im vierten Jahr seit dem ersten Aufstehen Muhammads mit 610.

Syrerischen verfolgten die Mekkaner den Verdingungsbedingenen Propheten weiter; sie schlugen ihn, raubten ihm die Nachbarn aus und verpeineten ihn. Doch alles vergalt Mu'ī Kafir mit Liebe und Güte. Das war den Hebräern ungreiflich, und mancher Segner

schwenkte in das Lager des Islam über. Bald konnte die Sekte sich wieder auf den Straßen Mekkas sehen lassen, ohne beschränkt zu werden. Da trat auch Umar, das Mitglied einer vornehmen Adelsfamilie, zu Muhammad über. Das wirkte wie ein Mannschuß. Die mekkanischen Adelsgeschlechter erkannten die wirkliche Befehle, sie, die Konfessionen, haben in dem Namen die revolutionärreligiöse Bewegung. Und so schlossen sich selbst zu einem Bund zu sammeln. Sie schlugen ein Pergament in der Stadt an, in dem sie jeden Anhänger Muhammads mit Namn belegten. Die Leute man machte das Wechlagen der Hingehenden und in ihren Quartieren Festgehaltenen. Doch die Lehre war stärker als Menschenhaß. Nach zwei Jahren kam man zu einem Vergleich. Muhammad mußte sich entschließen, seine Lehre innerhalb der Stadt nicht mehr zu verkünden. Er konnte dies ohne viel Rücksicht tun, denn er hatte bereits Pläne entworfen, die seinen Wirkungskreis über die Welt hin ausdehnen sollten. An Mekka selbst fand ihn nichts mehr. Ebedische war gestochen.

Muhammad wanderte zunächst nach der Mitte der Lagereisen von Mekka auf seinen Ende Zelt. Er trug keine Waffe trotz der aufseheren Zeiten, nur einen Stab in der Hand. Die Kastraten waren von den Mekkanern abhängig und drohten, den Propheten zu heinigen, der sich kaum in ein Versteck zu einem vernehmen. Er ging nach Mekka zurück, wie man ihn setzen nicht mehr drohte. Wache hatte ihn beiseitegestellt. Sag nicht der Bewacht nahe, mit gleicher Wache sich durchzusetzen? Anfanglich wollte Muhammad mit dem friedlichen Wert die Menschheit überzeugen; nun sah er ein, daß es allein mit dem Schwert gelingen werde. Und er sammelte im stillen seine Anhänger. Aus allen Teilen Arabiens kamen sie zu ihm. In Mekka bildete sich eine starke Zwangsgemeinschaft. Die Mekkaner belien den Propheten zu sich und schürten ihre Gefelschaft. Die Mekkaner versuchten jedoch nach Muhammad zu emigrieren; doch er ließ sich nicht geigen.

Der Eingang des Propheten in Mekka erfolgte im zehnten Jahre seiner Lebensfrist. Weiter zehn Jahre waren ihm bestimmt, nunmehr seinen Gläubigen in Arabien zu verbreiten.



Portal der Großmoschee Muhammed in Medina
(Phot. Schell)

Kriegspartei entschloß man sich, mit Mahomet Frieden zu schließen, der nach kurzem Besuche in die Stadt einzog. Wiederum war er klug genug, nicht die Absichten eines Herrschers, sondern das Verlangen des Pilgers zu tragen. Im Hof der Kaaba ließ er als erstes alle Kognibilder zerstören, nur das Bild der Mutter Gottes mit dem Jesuflusse blieb verschont. Doch zwang er keinen der Mekkaner, den neuen Glauben anzunehmen, sondern das Leben und Eigentum seiner einfügen Widerständer und nahm nicht einmal von seinem und seiner Anhänger Eigentum weiter Besitz, das man ihnen einst genommen hatte. Er sammelte die Seiten zum Gebet und legte in kurzer Ansprache das Kernstück seiner Religion noch einmal fest:

„Der Gott ist alle gleich. Es gibt keine Hierarchien höherer oder niederer Abkunft und keine zwischen Stämmen oder Völkern. Alle Menschen stammen von Adam ab, und Adam war Staub. Höher als die Blutsverwandtschaft steht die Brüdergemeinschaft des gemeinsamen Glaubens. Unter ihnen gibt es keinen Menschenfeind; auch Mordtode zwischen Brüdern ist unmöglich.“

Die Mekkaner traten nun freiwillig zum Islam über; täglich kamen sie schwarmweise, so daß nur das winzige Häuflein der schlämischen Widerständer übriggeblieben schien. Das aber ließ ihr Ende nicht zu, und so schrien auch sie auf dem neuen Gott und zertrüßten ihre Hingegen.

Schon hatten die Mekkaner Angst, Mohammed würde in

Mekka bleiben. Doch auch hier entschied sich dieser kluge Menschenkenner nach dem alten Grundsatz, daß der Prophet im eigenen Vaterlande wenig gilt. Er versicherte den Angstlichen: „Ich lebe, wo ihr lebt, und ich sterbe, wo ihr stirbt.“ Mekka wurde nur der Mittelpunkt des islamischen Gemeinwesens.

Nach einmal erhoben sich die Vergräulter, um die Kette der Wüste gegen den neuen Gott zu zerreißen; sie verlegten Muhammed den Weg nach Mekka, wurden aber so geschlagen, daß sie über Hebe, Well und Kinet verloren. Da traten auch sie zum Islam über, um wenigstens ihre Familienmitglieder paratierhaben. Muhammed hatte zwar die Frauen bereits unter seine Krieger verteilt, gab sie aber bereitwillig

wieder zurück, und die selben Bedenken sahen geistigendlich über das kurze Vorderrückgehen ihrer Nationen hinweg. Die Republik Venedig war gegeneind.

Die Überlieferung nennt ihr erstes Wirkungsjahr das „Jahr der Zulassung“, denn man kann den allen Seiten Abgesandten der arabischen Reiche und Königen ihre freiwillige Unterwerfung an. Muhammad gab sich über den Grund solcher Bescheidungen keiner Erklärung hin; er wusste, man unterwarf sich ihm nicht aus religiöser Abhängigkeit, sondern weil man in ihm den Mächtigsten erkannt hatte. Doch hoffte er, die Gewerinnen auch dem Reiche seines Stammes mit der Zeit zuführen zu können. Man erhielt die neue Reich auch seine Verfassung. Der Koran wurde Lehrer und Gesetz zugleich. Die zehn Gebote des Alten Testaments, von Gott dem Menschen gegeben, bildeten die Grundlage, und um dem neuen Reich auch der nötigen Lebenszeit irdischer Art zu verschaffen, wurde das Menschenwesen in eine Stener umgewandelt, die etwa die Hälfte einer Lebenszeit aller Einsachmen anmaßte, wobei sich auch schon damals herausstellte, daß Stenernehmer nicht mit offenen Armen aufgenommen werden.

Muhammad trachtete danach, seine Lehre auch über Arabien hinaus zu verbreiten und

stieß dabei auf die Macht Äthiens; Kriegszüge wurden unternommen, Schlappen und Verluste glücken sich aus, je daß nicht viel dabei erzwungen wurde.

Sechshundert Jahre vor Muhammad alt geworden. Da ergriff ihn jenes schicksalreiche Fieber, das den Chinesen Moctius anheftet. Er wehrte sich dagegen mit jener Zähigkeit, die ihm sein ganzes Leben hindurch eigen gewesen ist, und trägt noch ein Jahr hindurch diese Krankheit. Ein letztes Mal will er Mekka besuchen. Die Pilgersfahrt wird zu einer gewaltigen Abschiedsfeier des Abschieden Gottes von seiner Vaterstadt. Unendlich scheint die Schaar der mit ihm Ziehenden zu sein; noch nie hat der große Hof der heiligen Kaaba solch ein Gedränge erlebt. Das dreihundertjährige Lebensjahr des Propheten ist angebrochen. Er schlafte deshalb eigenhändig dreihundert Opferranchel und vollzieht noch immer größerer Schwäche alle vorgeschriebenen Zeremonien.

Wieder nach Medina zurückgekehrt, scheint der Dahinsiehernde kaum etwas an seinen Lebensverhältnisse zu ändern. Noch einmal schickt er seine Truppen gegen Bagdad, um es endgültig niederzuräumen. Während seiner Lebensjahre haben sich seine Anhänger um die Nachfolge. Im Jahre 632 entschlief der Prophet in den Armen seines Weibes Aisha. Mit der Kamp um den Islam begann.

Eine folgenreiche Spazierfahrt * Von W. GURLITT

Am 4. Mai 1764 sammelten der Herr Hofrat Friedrich Schiller und der Bediente Johann Friedrich Goetz eine Spazierfahrt nach des Hofes Unterthürken bei Esslingen. Beide Männer wagen weitergehende Pläne, die sie schon einige Zeit beschlössen: die Gründung einer „Europäischen Staatsgenossenschaft“, die „aus der höchsten Justiz nicht nur Deutschland, sondern Europa sein sollte“, und die Herausgabe einer großen literarischen Zeitschrift, die „aus der ersten Kasse der Nation verdienen und sich über alles erheben sollte, was mit Philosophie und philosophischen Geiste behandelt werden kann“. Von diesen beiden Plänen kam zunächst allerdings nur der zweite zur Verwirklichung, es entstanden die „Horen“, die bald zu einer Reihe aller großen Meister des damaligen Deutschlands wurden. Schiller schrieb schon während der Vorbereitungen an ihrem Verfasser: „Wenn das die einzige Schrift wäre, die Sie verlagten, so müßte schon bald einige Ihren Namen unter dem deutschen Buchhändler außerordentlich machen.“

Zunächst gewannen Schiller die Mitarbeit seiner

Freunde Goethe, der in den „Horen“ u. a. den „Deutschen Solon“ und die „Klassischen Epiken“ erscheinen ließ, und Schillers Verlegerlag ging in Erfüllung. Goetz trat von nun an mit allen führenden Männern, vor allem mit Goethe, Schiller, Herder und Wilhelm von Humboldt, den Brüdern Schlegel und dem Humanitätsforscher Joh. Friedrich Voß in Beziehung. Er wurde Johann Friedrich Goetz nicht wenig durch die Begründung der „Horen“ zum ersten Verleger Deutschlands, wie ihn später Goethe genannt hat. In der 30. Nummer des 1. Festtags (Göttingen am 29. Dezember 1764) erschienen Schillers erste zwölf bisher ungedruckte Poetische Goethes veröffentlichte, die ersten Beispiele von dem regen Austausch hoher Männer geben. In dem unendlichen Leben Joh. Friedrich Goethes, der auch als Politiker und Staatsmann wirkte und über seinen Erfolg die Pflege menschheitswürdiger Bildung nicht vergaß, ist die Entstehung des höchsten Deutschlands vorstellbar. Es kann die Nachwelt dem Urteil Goethes über Goetz beifügen: „Solcher Männer wie Goethe bedarf die Welt in hohen Grade.“

Farinet

oder

Das falsche Geld

Von Arnold Burgauer

C. F. Ramuz wurde 1878 inully bei Lausanne geboren, in einem Dorf inmitten der herrlichsten Reb- und Gelandenschaft mit einem einzig schönem Ausblick auf die immer umlaufenden Juraebenen und die wilden Saanen-Berge. In Lausanne studierte er mehrere Sprachen und Literatur und fand gleich in den ersten Jahren in der literarischen Vereinigung „Belles-Lettres“ die wertvolle Anregung und Förderung Gleichgesinnter. Als Leonold de-Lettres begibt er sich nach Paris, um dort volle drei Jahre — bis kurz vor Ausbruch der Weltkriege — auszubilden. In diesen langen Jahren, die sichtbar erfolgreich verlaufen, hat sich Ramuz einen eigenen, durchaus persönlichen Stil geschaffen, der trotz gelegentlicher Schwächen und Abwärtsschleichen doch so tief im spezifisch Schweizerischen verwurzelt ist, daß ihn auch seine Landsleute deutscher Zunge unwillkürlich als einen der ihren empfinden, wie umgekehrt die Weltschen Genies Koller, auch wenn sie ihn nicht im Munde versehen können, als typischen Vertreter ihres Landes anerkennen.

Es ist deshalb nicht weiter verwunderlich, daß Ramuz zu einer Zeit, da sein Schaffen noch zu heftigen Diskussionen Anlaß gab, bereits die großen Literaturpreise der Schiller- und Martin-Bettner-Stiftung zugesprochen wurden, obwohl sich die Aufsichtsgorgane beider Institutionen zum überwiegenden Teil aus Vertretern der allgemeinen Schweiz zusammensetzten. Im Sommer 1926 haben die „Cahiers de la Quinzaine“, Paris, ein umfangreiches Sonderheft „Pour et contre Ramuz“ herausgegeben, in dem Freunde und Gegner des Dichters ausführlich zu Worte kamen; 1929 wurde auf private Initiative hin eine große Commemoration veranstaltet, welche die städtische Commune

von 80 000 Franken ergab und es dem Dichter nun ermöglichte, ohne materielle Sorgen ausschließlich seiner Kunst zu leben. —

Wenn wir, bevor wir die einzelnen Werke von C. F. Ramuz betrachten, von der etwas sonderbar klingenden Feststellung aus, daß Ramuz als Künstler begonnen hat. Innerhalb dreier Jahre hat er sich abgemüht, einen eigenen Stil zu schaffen. Er hat Dapende von Dichtern geschrieben, die alle vom Leben der Rebhanen und ihrem harten Kampf mit der Scholle handeln. Die Kritik hat die Mehrzahl dieser Werke — und zwar nicht immer zu Unrecht — als bloße Schilderung und Nachahmung der Natur abgethan. Ramuz hat sich manden Dingen seiner Reizanten ins Herz geschrieben, ist immer fieberhaft von nur Malerischen abgelenkt, ist immer einfacher und raffinierter geworden, einfacher und raffinierter zugleich. Wer ohne Kenntnis dieser zahllosen Bearbeitungen eines der neueren Bücher von Ramuz zur Hand nimmt, ist leicht versucht, in ihm eine starke ursprüngliche Kraft zu sehen, einen Primärdramen, der über Nacht — von der Schönheit der Welt ergriffen — zum Dichter und Verklärer wurde. Nichts wäre verkehrter als diese weit verbreitete Meinung. Schier als der der Rückkehr nach der Schweiz auslandenden Schriftsteller sollen nicht mehr als interessante Versuche mit einzelnen überraschend schönen Stellen dar. Der Vergleich mit der Malerei drängt sich immer wieder auf. Wie Leonardo nicht müde wurde, wieder und wieder das Abendmahl darzustellen und Rembrandts Modelle aber tausendmal die Füße Herbrichts Gockels tragen, genau so greift Ramuz in den verschiedensten Gruppen seines Schaffens schematisch auf wenige große Grundformen zurück, die er besonders häufig der köstlichen Überlebe-

tung aufleitet. Eines seiner tiefsten Werke, „Die Wandlung der Marie Heim“¹⁾ (das in der französischen Originalausgabe den Namen „La Guérison des maladies“ trägt), erinnert an mehr als einer Stelle an die Evangelien, speziell an eine durchaus freie und jauchende Hingabe. In „Jasinet“ oder „Das falsche Gold“ bricht der von dem Dichterman verfolgt den Männern, die ihm Schatz geschrien, ein Stein Brot, nicht jeden Wein und eine Schüssel Schinken. Man fühlt, daß es ein Abscheu ist, und obwohl man dem Thema in größtem Reizungen bezeugt ist, ergriff hier gerade die Habelkammer, mit der tiefen Kultur angeordnet wird. Man lasse sich durch diese Beispiel nicht verführen, in Kammig einen Verstandesmäßigen irgendwelcher Art zu sehen; er ist so durch und durch Künstler, daß er noch formt und gestaltet, wo man im geistlichen schon auf ein Bekanntes wartet. Er lebt, er geht, er steht, er atmet, liebt, weint, lacht, flucht und kauft mit seinen Fühlern, Alphen und Mägen. Die Erfindungsarbeit geht viel tiefer in ihn ein als in irgendeinen andern Dichter der Zeit. Jean Sene ausgenommen, dessen Werk mehr als eines Schnittpunkt mit Kammig zeigt. Man glaube, sein Kismet sei mit tausend bisher unbekannten ausgenommenen Einnern angeordnet, mit einem je unendlichen Empfinden für Kraft und Schönheit, daß man auf die Verwandtschaft mit griechischer Lebensart hinweisen muß. Der einzige, mit wenigen erkennbare Unterschied liegt darin, daß es keine glücklich geschickte, sondern eine mühsam erweckte Schönheit ist, die, genau abgewogen und befeuert, den Eindruck der Heilungsfähigkeit erzeugt.

Alles, was bei Kammig mit der Erde und dem Kosmos zusammenhängt, ist unvergleichbar



E. F. Kammig
Prof. Dr. J. W. Wagners, St. Gallen

groß gesehen. Nach ihrer unheimlichen Vorgänge überwältigen ihn. Das langsame Verbleiben des Schicksals im Kammig wird mit nicht geringerer Begierde beobachtet wie die weißen Schlangenzüchter der Wintertafel. Wieviel echter Naturwissenschaft liegt in dem einem Satz: „Dann hatte er viele Lachsmasse, getrunken und lachte wie Kitzel, auf dem Hoch ins Feuer geworfen. Aber rote Rinde noch gut, und zwischen den Beeren schürten große weiße Horgtropfen heraus.“ Nach die Befallen Kammig, fern, erwacht und fest im Bergabdruck von veranfert, sind von einer Verabreichung des Werbens und Wirkens, die bekämpft. Es liegt ein unübersehbarer Jaster in dieser Schlichtheit, es geht ein Klang von ihr aus, der einem schauend die Augen schließen läßt. Liegt es darin, daß Kammig den Ton dieser erwachten Kinder je schlüssend trifft, daß er auch die fremde Seele in den Mund legt, sondern so schreut, wie diese Namen reden würden —

¹⁾ Veröffentlicht in der Union Deutschen Verlagsgesellschaft, Göttingen

wegen sie Dichter wären? Wie ein Bauer reden muß, wenn er zum Dichter wird.

Besonders Kammig' neu erschienenen Roman „Jarinet“ oder „Das falsche Gold“) ist ein schöner Wurf, der weit aus der Enge des Volkstümlichen hinausragt. Was in den andern Büchern, auch in „Das große Grauen in den Bergen“ Herappe und wirkungslos blieb, wird hier gleichsam von innen her durchleuchtet.

Nach wie habe ich eine Romanvorstellung (so heißt wie diesen Falschmünzer Jarinet. Zwei Gefängnisstrafen haben ihn nicht von seinem vergebensuchten Wege abhalten vermocht, von der Erkenntnis, daß Mensch, Thier und Schicksal eines sind und nur alt und jung wird, nur sich dieser Erkenntnis verschließt.

Mit dem Ausbruch Jarinets aus dem Gefängnis von Elm sagt die Handlung ein.

Der Gefängniswärter steht oben in der Stadt, mit hohen, nackten Mauern, die von allen Seiten gut zu sehen sind. Seine dunkle Gestalt auf der kalten Wand wider beim Schicksal des Menschen leicht zu entdecken gewesen; aber der Mensch dachte nicht mehr. Der Mensch hatte gesagt: Ich will die nicht hindern, sie ist, und hatte sich hinter eine dicke schwarze Wolfe gezogen.

In einer tiefen Dunkelheit ist Jarinet hinausgeflüht, erschüttert in der Nacht. Er beachtet sich dem Zeit nur bis zum Ende anzuvertrauen, um auf den Boden zu gelangen. Schon war er das Ziel hinausgeflüht und stand sich auf dem Randweg, der nicht breit war. Hier, tief Schritte mußte er zurücklegen, nicht mehr. Seine Schritte wurden lautlos in der tiefen Dunkelheit. Jarinet erreichte den Fuß der Anstiegsmauer, die einen Pfad bis hohe Meter hoch ist; aber er verstand sich nicht. Schon war für ihn nichts anders, als wenn er in den Bergen Welt suchen ging, als wenn er auf Menschen ging und aus Ende eines Lebenswegs gelangte: keine Möglichkeit auszuweichen, keine Möglichkeit auszuweichen, keine Möglichkeit auszuweichen: man wagt sich auf Schritte hinaus, die kaum zwei Hand breit sind, und plötzlich bricht das Gleichgewicht ab. Jenseits des Abfalls, die Hand im Farnen hängen, sieht man dann wohl unter sich, in einer Tiefe von vierhundert Metern und mehr, Risse verlaufen, die nicht größer als Maisschiffe sind. Was war das hier gegen solche Klüften in den Bergen? Er leuchtete in sich hinein. „Die glauben wohl gar, mich mit ihrer anmaßlichen Mauer zu aufhalten zu können, wo selbst der Große Mauer nicht gegen mich vermag.“

Jarinet durchquert einen Weinberg und schlürft die widerwärtigste Welt in diesen Tagen ein. „Mit dem ganzen Körper schmeckt

er sich den guten Erde an, steckt sich an sie mit Hinterkopf und Nackenwirbel, mit beiden Schultern, Schenkeln, Waden, Hüften: und jetzt erst spürt er ganz, daß er frei ist, jetzt hat er die Freiheit.“ — In Folge hat sich manches verändert. An seine Stelle ist ein anderer Mensch getreten — sein Vender —, der nicht zuläßt, daß er die Mutter sieht. Jarinet erlebte, daß er fröhlich und beglückt geworden. Er suchte sich in Elm zu verbergen, denn Elm ist eine Stadt, eine Hauptstadt mit vielen Einwohnern und vielen Häusern, dort würde er nicht auffallen.“

Er suchte ein ruhiges, abseits gelegenes Wohnhaus: er hatte Hunger und Durst. So war er in ein Nebengebäude gekommen, wo ein starker Mensch, das er zuerst von rückwärts sah, ihm die Hände von großen Lederhandschuhen abzahen. Darüber las man auf einem Schild mit gelben Lettern: „Hier steht zum weißen Kreuz“.

Er hatte gesagt: „Kann man hier etwas bekommen?“

„Nein“, hatte sie geantwortet, ohne sich umzuwenden. „Sie sehen ja, daß gestrichelt ist.“

Jarinet hatte er sich durch einen solchen Brief überlegt, daß sich außer ihr niemand im Wohnhaus befand; dann hatte er ganz gehorcht in der Enge, die eng und lang war, denn hier geschickte und hatte sich auch nach rückwärtsweise so gesagt, daß er den Tür den Rücken wandte.

Das hässliche Mädchen kam zurück.

„Bringen Sie mir einen heißen Bier und einen Dornen Beer und Käse.“

Ja, dann hatte er so nicht ausgehen, so hatte ihn, während sie wegging, verfluchen gelernt. Er hatte nichts gesagt, sondern sie war den Wein heim gegangen. Er beachte ein Glas, einen Keller, ein Messer, auf einem andern Teller ein großes Eiweiß Beer und eine Dornen Käse. Jedemal beachte sie die Unmöglichkeit, ihn heimlich auszuheben. Er sah da, mit verächtlich gekrümmtem Kopf. Da er schon das aufschreiben hatte, konnte man von seinem Gesicht nichts sehen als den strengen Bock.

Er blieb schweigend, denn er aß. Er stach mit dem Messer ins Beer. Er schritt seinem Käse in Würfel, die er mit einem Eiweiß Beer zum Maßen schmeckte. Er schenkte sich das Glas weiter voll, er hob den Ellbogen. Nachdem er sich mit der Hand über seinem Schamhaar geschickte hatte, aß er weiter; es schien, als hätte er ganz vergessen, daß sie da war: und er war es, er hatte sie vergessen.

Es kam er, daß er nicht beachte, wie sie ihn immerzu ansah, immer wieder verfluchen so den heimliche, mit gekrümmten Kopf, während her gelbes Flager ganz allein mit der Welle umgingen und mit den Eridacheln, die tief und hell flürzten. Es dauerte er fertig gegessen hatte, hob er den Kopf. Er erkannte sie wieder, und im selben Augenblick sah er, daß auch sie ihn wiederkannte. . . .

) Hoffmann in Verlag A. Beyer & Co., München



Bild auf einem (Bittens), die Hauptstraße des Kantons Wallis
Phot. Jean Chaboud, Zermatt (Schweiz)

Er war nur halb aufgestanden; er dachte nur noch daran, diesen Ort zu verlassen. Aber da ihm plötzlich einfiel, daß er noch nicht bezahlt hatte, ließ er sich wieder auf seinen Stuhl fallen. Es gab für ihn keine andere Möglichkeit, als mit einem von seinen Geldstücken zu zahlen.

Er hatte seinen Geldbeutel hervorgezogen, und während er so tat, da hauchte er durch, sagte er, ohne die Augen zu heben: „Antonia, konnten Sie mir vielleicht genügend Franken wechseln?“

„O ja, ich glaube wohl.“

Er hatte das Geldstück schon sich auf den Tisch gelegt. Er hörte, wie man kam, wie man das Geldstück wegnehmen . . .

Kam kam sie auch schon zurück: sie hatte ja ihren gelagert. „Das macht einem Franken fehlig . . .“

Er schloß ihm die Geldstücke einzeln vor.

Er hatte seinen Geldbeutel wieder aufgemacht und die Stücke hintereinander lassen: nur ein Zwanziger raschlos hatte er in der Hand behalten.

Er hatte seinen Stuhl gerückt, und während des Auffehens hatte er gesagt: „Das ist für Sie . . .“

„Oh Herr Jarinet . . .“

Mien sagte: „Das ist ja wohl, Herr Jarinet, ich habe ja solche Freunde . . .“

Sie stieg, die wenig traurige Stimme. Während sie stieg, blieb sie bei dem zwanzig Kappen zu ihm hin. Da schaute er sie an.

Er sagte: „Wieso wissen Sie?“

„Oh, ich habe Sie gleich wiedererkannt.“

„Erkennst Du den . . .“ „Erkennst Du sich nicht, in Miedes . . . bei Gritta . . .“

„Und Sie wissen . . .“

„Doch“, sagte sie, „alle alle Welt. Man hat ja von Ihnen in allen Zeitungen gelesen . . .“

„Dann muß ich gehen.“

„Aber nein, warum? Haben Sie es ja nicht? Hier sind Sie bei Freunden. Ja, ja! Sie haben viele Freunde, Herr Jarinet.“

Mit welcher Behutsamkeit folgt Kammig hier den letzten Unbekannten des heimischen Lebens, dem unbekannten Gesammelten Lebens, diesen kleinen Wesen, die auf unsichtbarer Brücke hin- und hergehen! Mit wenig Worten weiß er die verschiedensten Personen in die Handlung einzufügen. Da ist jemand, der Vorsichtige, der Jarinet vorzuzieht, aber dabei über seine eigene Schulter hinwegblickt, sein Lehrer Tage mit dem besten Kräuterkundigen, der künftige Vorgesetzte Rey, der auf launigen Hilfen eintreffenden kommt, das Schicksal des Gemeinderates mit dem kleinen Richter und der jungen Stimme . . .

Da sitzen diese Bauern in irgendeiner Walder Ende zusammen und sprechen einen Beschlusses frei. Die Wände der unschein-

[Et là-bas le Monte Leone en Italie, et là-bas, de l'autre côté, la pointe pendue dans la ~~la~~ Vapeurs et dont on ne savait pas le nom, qu'on peut en Dauphiné : combien ça en fait-il ?]

(Combien ça en fait-il en fait ? et il essayait de compter, mais il a perdu dans les nombres.)

~~Alors~~ Alors il tâchait de le nommer avec ordre : "fa, c'est le mont Ruc, ça c'est le Minichybel, là-bas c'est donc le Monte Leone ; et là-bas le Grand Cormier, On changeait très bien de langue.

Das ist eine Manuskriptseite von E. S. Kamauf, Sarinet über Das seltsame Volk

horen Kammer strahlen und leuchten, man weiß nicht mehr weshalb . . . Vielleicht ist es überall so, wo Menschen beisammen sind und Kates pflegen.

Dieses Buch ist nicht weniger ergötzt als die anderen Werke Kamauf; es enthält nicht Einigkeit, es ist reichlich von Leid und Erleben. Sarinet, der Ausgeschosse, Sarinet, der Begier, Sarinet, der Falschungen und Erfindung bleibt trotz allem der Barmherzige, den seine gute Natur nie verläßt.

Unvergessen die Szene, in der er die Zwillinge der seiner Geliebten mit Jodeln und Jauchzen begrüßt! Und jene andere, in der er die Hochzeit der Heden und Heden, der Tanne und Eichen, der Nadeln und Ruppen am Kat befragt, nirgends wird gesagt, um welchen, und doch weiß man gleich: Er will in die Ferne gehen, weil ihm in der Heimat der Boden zu unheimlich geworden ist. Da fragt er die Berge am Kat und ahnt doch schon, was sie ihm sagen werden.

Sarinet bleibt in den Bergen. Er kann nicht fern. Er braucht das Spiel von Licht und Dämmerung auf den Hängen wie das tägliche Brot. Wohl folgen Stunden, wo ihn die Einsamkeit wie eine eigene Lunge bis ins innere Mark dringt, wo ihn nach einem kleinen Herzwarmen und Entenplüß verlangt. „Denn ist der Mensch nicht geschaffen, unter einem Dach zu schlafen, zwischen den Sternen und der Erde in einem Bett? Ein Mensch ist dazu geschaffen, mit den anderen Menschen zu leben, um ein we-

nig Eigentum zu haben, ein Stück Vieh oder pfer, einen Weinberg . . . und ein Weib.“

Pendelklänge zu Rülles „Maler Lande-Beitrag“ und Gies „Verlorenen Sohn“, aus dem unerfüllbaren Sehnsucht des Schweisens geboren.

Auf seinem Fahren und Fahrenjahren hat Sarinet eine eigene Philosophie der Freiheit entwickelt. Er sagt sich, daß der Mensch, der den Boden des Seins verläßt, bald dem Ather gleicht, der sich stolz in die Lüfte hebt, bald dem Wandwack, der tief unter der Erde haust. „Längst nicht die Freiheit in der Mitte?“ Für ihn gibt es keine Mitte mehr. Wieder dreht und wendet er das Mischlein der beiden Freiheiten, der hohen, sanften und der unerbittlich-wilden, bis es ihm einmal jubelnd und unwiderstehlich aus ihm bricht: „Ich habe die wahre Freiheit gemacht!“

Es tut nichts zur Sache, daß ihn die Patrice einer Frau zu diesem Schritte trieb. Er lag im Wesen Sarinets begründet und im Wollgeir, nach dem jeder in die Nähe seiner eigenen Tugenden und Laster fällt. Kamauf ist mit diesem Werk in die Gemeinschaft der großen Unschuldgehalter aufgenommen worden. Wie Schweiger hat langsame Leute, und Kamauf wäre nicht der erste, der jenseits der Fünftiger seine große Liebe ausspricht. Man darf ohne Werturteilung sagen, daß der Dichter mit diesem Werk erreicht, was Heiler in seinen Bergbüchern versuchte: Eine Gestecke des heimlichen Naturgesells.

Das Militärkabinett der preußischen Könige und deutschen Kaiser | Von Ernst Kabisch

König oder Parlament

Wer sich noch der Militärdoktrinen im Reichstage vor der Revolution erinnert, der weiß, daß bei ihnen ein stets wiederkehrendes Gerechtigkeit das preussische Militärkabinett bildete. Wie Eugen Richter 1897, so führte der Abgeordnete Müller-Meiningen noch in den Tagen, die der Revolution unmittelbar vorangingen, die Alliee gegen diese alten echten Demokraten im Grunde ihres Herzens passiver Einrichtung. Gewiß bildete sie eine große Ausnahmensehnsucht gegenüber den Einrichtungen anderer Länder. Und wie die jüngere Generation nicht mehr von jenen parlamentarischen Kämpfen weiß, so muß sie doch anerkennen, wenn sie hört von einer halb „mystischen“ Institution, die geradezu die rechte Hand der preussischen Könige und deutschen Kaiser in ihrer Eigenschaft als „Oberste Kriegsherren“ bildete, die sie befähigte, unabhängig von der Volkvertretung das den Parzen entgegenstehende Heer bis zuletzt als „Königliches“ oder „kaiserliches“ Heer paratelles zu erhalten — wie der Krieg, ja sogar nach die Revolution es bezeugen haben. Und so ist es verständlich, wenn Rudolf Schenke-Bückeburg, Privatgelehrter an der Universität Köln, den Versuch unternommen hat, in historischer Forschung Licht in jenes „mystische“ Dunkel zu bringen¹⁾.

In seinem Schauspiel „Über die Krone“ läßt Bürensen schon ironisch in der Beratung der Fürstbischöfe über ihre Stellungnahme zu dem

Wortern ihres Anhangs einen Gang einen die-
jeit sehr charakteristischen, sehr nüchternen und sehr
jedenfalls Herrn sagen: „Es kommt nicht auf
die Menschen an, es kommt auf die Institution
an“, womit in jenen Fall die Kirche gemeint
ist. — War es vielleicht ähnlich mit jenen
Kämpfen? Wurde vielleicht auch in ihm mehr
um etwas Grundlegendes gekämpft, als um
Nutzen oder Schaden für das Heer? Handelt
es sich mehr um Politik oder um Geschichte in
jenen Schmidt'schen Buch? Wenn man im
Verweirte liest, das Militärkabinett sei „das
letzte Aushaus aus verfassungsmäßiger Zeit“ ge-
wesen, dessen „Geheimnis sorgfältig gehütet“
worden sei, so sieht man die Ohren, Zweifellos,
es geht hier um eine „Institution“ oder, deut-
licher gesprochen, es geht um die Frage: Kom-
mt oder Parlamentarismus. Das Militär-
kabinett erscheint in der Schmidt'schen Darstel-
lung als die Verkörperung des Kronrechts, und
wenn er uns hinführt in die Klingen um Belä-
gung des Militärkabinetts als selbständige Be-
höde, nicht unter, sondern neben dem Kriegs-
minister, so führt er uns damit mitten hinein in
den Streit darum, ob der König von Preußen
und später der Deutsche Kaiser oder ob preu-
ßisches Abgeordnetenhaus und Reichstag be-
stimmt für das Leben und Sein des preußi-
schen und deutschen Heeres sein sollten. So er-
heben sich hinter der Geschichte einer einzelnen
Behörde die großen Konturen einer Weltan-
schauungsfrage: Ob die Wehrmacht eines Lan-
des besser durch einen einzelnen, den König, oder
eine Mehrheit, ein Parlament, geleitet wird.

¹⁾ Rudolf Schenke-Bückeburg, Das Militärkabinett
des preussischen Königs und deutschen Kaisers. 1933. B. G.
Teubner & Co., Berlin.

Geschichtliches

Die Entwicklung des preussisch-deutschen
Heeres ist abweichend von der Entwick-
lung der Heere anderer Völker gewesen, seit die

Schwaben in die Mark Brandenburg ge-
kommen sind. Wir brauchen es nicht erst zu be-
weisen, daß von Anfang an das Schwert in der

Hand jener Kurfürsten und später der preussischen Könige eine besondere Rolle gespielt hat. Zuerst, weil dieses (kurwülstige) Geschlecht sich in der Mark Brandenburg durchsetzen mußte gegen die Nachkommen der alten Wenden und Sachsen, die als Herren auf ihren Burgen saßen und nur nach eigenem Recht leben wollten, dann als Stütze der Burgmannen gegenüber den von Norden her anrückenden Schweden, die als Erben Gustav Adolfs das schwedisch-katholische Reich errichten wollten. Als durch die jählich-katholische Erbfolge die brandenburgischen Kurfürsten ihr Machtbereich an dem Rhein erweitert haben, wurden sie vom Schicksal zu Grenzriedern auch gegen Frankreich bestimmt, und aus diesen verschiedenen Aufgaben erwuchs dann der Drang Preussens zur Großmacht. Entscheidend ist es gewesen, daß der erste Kurfürst Friedrich Wilhelm, Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. persönlich hervorragende Soldaten waren und sich ihr Heer selbst geschaffen haben. Nur aus dieser Erfahrung heraus erklären sich die enge Verbindung zwischen dem preussischen Heer und insbesondere dem preussischen Offizierscorps mit den Herrschern, und aus der Geschichte Friedrichs des Großen erklärt sich dann die feste Abgrenzung seiner Nachfolger, daß sie verpflichtet seien, an seinen Brandstiften sesshaft zu sein, in Frieden und Krieg selbst die Führer und Kommandanten der Armeen zu sein.

Es braucht uns nicht besonders zu beschäftigen, wie sich unter den Königen des 18. Jahrhunderts, zur Zeit also des Absolutismus, diese Leitung des Heerwesens entwickelt hat. Auf die Preussische Verfassung kommt es uns an, diese, als sogenannte „eternierte“ am 5. Dezember 1848 vom König Friedrich Wilhelm IV. unterzeichnet, hat neben den Artikel 42, der die Verantwortlichkeit der Minister und die Verantwortlichkeit der Unterszeichnung eines Ministers für alle Regierungsgesakte des Königs ausgesprochen, den Artikel 43 beige, der lautet: „Der König führt den Oberbefehl über das Heer.“

Aus einem Schreiben Friedrich Wilhelms IV. an das Staatsministerium vom 1. Juli 1849 geht hervor, daß jenseit der König als auch das Staatsministerium nach den der Unterscheidung vorausgesetzten Verhandlungen den Sinn dieses Artikels dahin verstanden haben, daß für alles, was mit dem Oberbefehl

über das Heer zusammenhängt, was also nicht an den Haushalt gebunden war, der König das Befehlende ohne Bindung an das Abgeordnetenhaus haben und daß der Kriegsminister solchen Orders des Königs gegenüber eine Verantwortlichkeit nicht dem Abgeordnetenhaus, sondern nur dem König und seinem eigenen Gewissen gegenüber haben sollte. König Wilhelm I. hat im Jahre 1861 diesem Gedanken entsprechend zwei Orders, eine für das Heer und eine für die Marine, erlassen, die ausprechen, daß der Kriegsminister königliche Orders in Kommandoangelschritten nicht zu erteilen habe. Zu diesen „Orders in Kommandoangelschritten“ aber gehörten alle Verfügungen zu Anstellungen, Beförderungen, Versetzungen, Entlassungen, Auszeichnungen, Gnadenbewilligungen, Verurteilungen und ähnlichen. Das preussische Abgeordnetenhaus hat, trotzdem es damals in hartem Kampf gegen König und Regierung stand, diese Orders nicht angefochten und sie damit als zu Recht anerkannt. Nach dem Inhalt ist dies Recht des Königs und späteren Kaisers in der Verfassung des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Bundes anerkannt worden: Das Kommando über Kommandos.

Schmidt-Baldenburg führt uns durch eine große Anzahl von Zuständigkeitsverhältnissen zwischen den verschiedenen Kriegsministern und den Generälen, die an der Spitze des Militärkabinetts der preussischen Könige standen. Der Kriegsminister v. Roon sprach nach von einem „sogenannten“ Militärkabinett, und König Wilhelm I. wollte nach 1873 das Kabinett nur als eine „Kanzlei“ ohne Reskriptrecht zur Erleichterung seiner persönlichen Willensmeinungen und Angelegenheiten gewertet wissen. Allerdings verdrängen diese Erwägungen, bei denen wir wiederum auf Seiten des Militärkabinetts finden. Die Kriegsminister werden durch die Last der ihnen in der Verwaltung und Organisation des Heeres anfallenden Aufgaben derartig in Anspruch genommen, daß sie kein Bedürfnis mehr fühlen, in Weisungsbefehl um die persönlichen Angelegenheiten zu treten. — Im 20. Jahrhundert können wir, ohne wesentlichen merklich dazuzufügen, sagen, daß die Leitung des deutschen Heeres in zwei Teile gegliedert war. An der Spitze, als Inhaber der Kommandogewalt, steht der König von Preußen, unmittelbar beauftragt in allem, was Preußen

nalen der Offiziere, Berichtswesen, Ehrenfachen, Truppenübungen, an denen der König teilnimmt, anfangt, durch den Chef des Militärkabinetts. Die eigentlichen französischen Kriegsvorbereitungen, das Studium der feindlichen Heere und ihrer Kriegspläne sowie der vorausgeschickten Kriegsdurchläufe, die Vorbereitung der eigenen Kriegspläne, Aufmarsch und Mobilmachung, soweit sie mit den Eisenbahnantransporten zusammenhängen, bearbeitet der Chef des Generalstabs. Der Kriegsminister bearbeitet im Zusammenwirken mit dem Chef des Generalstabs alles, was Truppenmobilmachung anlangt. Den Mobilmachungsplan, alle Dienstvorschriften und alle Verwaltungsanlagen steuert. Daneben ist natürlich der Kriegsminister auch verantwortlich für die ganze Rüstung, alle Waffen und Munition, Truppenausstellung, Festungsbesatz usw., wenn auch unterstützt durch Generalstab und Generalinspektionen und angewiesen auf ihre Mitarbeit. In dieser Richtung arbeitet gelangt der Hauptorganisator im Innern je verknüpfen, wie das bei Menschen verständliche Anlagen möglich ist.



Friedrich Wilhelm I.
der „Soldatenkönig“
Nach einem Gemälde von Böttmann

Persönlichkeiten

Die Weltgeschichte hat uns für 1914 mit großer Deutlichkeit die Erkenntnis aufgegeben, daß bei allen menschlichen Einrichtungen entscheidend immer die Persönlichkeiten sind. Nur die Berücksichtigung in jedem Kampf zwischen Volkserrettung bzw. dem durch die Volkserrettung aber auch durch eigene Überzeugung geleiteten Kriegsminister und den Chefs der Militärkabinetts richtig beurteilen zu können, müssen wir uns diese Männer ansehen. Man es gleich verweg zu sagen: Unter ihnen allen, die vom Beginn der Regentschaft des Königs Wilhelm I. von Preußen bis zur Revolution Kabinettschefs der preussischen Könige und deutschen Kaiser gewesen sind, ist kein einziger, dem Schmidt den Vorwurf machte, er habe seine Stellung in unwürdiger Weise ausgeübt. — Daß ich ganz Ernst von Kantorowicz, der 1877 Chef jener preussischen Abteilung wurde. Von ihm hat der deutsche Botschafter in Petersburg, Graf v. Schadowitz, geschrieben: „Wührende Vaterlandsliebe, wahre Treue, Begeisterung für das Gute und Erhabene erfüllen die-

ses echt preussische Herz. Christliche Demut und milde Geduldgröße machen ihn, dem die Natur Anlage zum Herrscher gegeben hatte, zu einem Vorbild in jedem Tugenden, auf dem Preussens Weisheit beruht“, und Schmidt selbst erklart, er verleihe es, neben dem Grafen der ersten Zeit Wilhelms I. genannt zu werden. — Sein Nachfolger war ein Generalmajor v. Treutler. „Auch für ihn fand ich“, schreibt Schmidt, „daß der preussische Offizier eine hervorragende Stellung im Staat einnahm. Sein Anspruch auf Bevorzugung selbst er aber bewiesen durch tatkräftiges Verhalten in Krieg und Frieden. Er bemühte sich, seinen Untergebenen das Vorbild in friedensmässiger Erhabenheit vorzulegen. Er war ein leuchtendes Beispiel an Pflanzensinn, Hingebung, Selbstlosigkeit, Ehrlichkeit, wahrer Bescheidenheit, Ehrlichkeit und Frömmigkeit.“ Wie bestimmt Treutler seine Stellung zu nehmen wußte, beweist ein Generalbefehl: Als Regimentskommandeur hatte er bei der Feier des goldjährigen Bestehens des Altkriegs-Regiments zu sprechen. Der dama-

lige Kompaign, seiner Kaiser Zerkoch, begleitete die Reite, wie er das gerne tat, mit einigen Wägen. „Da hielt Lersdow inne und hat den Kompaignen, ihn nicht zu unterbrechen, da er sonst seiner Pflicht nicht genügen kann“. — Hof Lersdow folgte Albedoll, in den spätesten Lebensjahren Kaiser Wilhelms I. persönlich so gut wie allmächtig in allem, was persönliche Angelegenheiten der Offiziere anging. Er war, wie Graf Scherwin sagt, Selbstherrscher im Militärischen, wie Bismarck in der Diplomatie und im höheren Zivilstand es war. Gewiß konnten militärische Beförderungen ohne Albedolls Zustimmung nicht erfolgen. „Dennach“, fügte er hinzu, „würde es ungerade und in Erwägung der unsrer Natur innewohnenden Schwächen geraden dürfte, wenn man von Willkür und Dünkelherrschaft sprechen wollte“, und General Graf Caprivi hat Albedolls Ansehenlichkeit ausdrücklich hervorgehoben. Er wurde ersetzt, als Kaiser Wilhelm II. zur Regierung kam, durch den General v. Hahnke. Baldern spricht über diesen, Waldreiter spricht ihn Rüstgras ab, Schunke aber weiß, daß er den Kaiser Harnen durch „Dunkelgeheiß“ unheimlich gewesen wäre. Aus andern Quellen sieht sich, daß Hahnke eine streng zuchtliche, dem König trenn ergebene Persönlichkeit war, nicht gerade ein Freund des Großen Schließen und ebenso wenig des Kriegsministeriums. Bismarck v. Schellendorf II., wohl der besten geistlichen Persönlichkeit, die nach dem alten Meiste und Koen an der Spitze von Generalstab und Kriegsministerium gestanden haben, aber ohne Zweifel eine launere Persönlichkeit. Mehreren Gräven stand er abstand gegenüber; schon heinreich ist er hervorgehoben im Kampf um die Reform des Militärs, wie er die Einführung der Esenlichkeit als einem Schaden ansah. Handlich mußte dieser Widerstand, der sich gegen eine ganze Zeitströmung richtete, auf die Dauer erfolglos bleiben. Die beiden letzten Kabinettschefs des Kaisers waren

Graf Hülse-Hülse und Freiherr v. Lander. Nur einejenige, heitere Natur, ein vielfacher Freund des Kaisers. Unversehens blieb ihm in der Armer, daß er in finger Weise die übertriebene Bewertung von Schließleistungen der Kompaignen und die übertrieben harte Einstellung weniger gute Schließleistungen auf die Beurteilung von Kompaignschefs zu beseitigen wolle. Endlich von Freiherr v. Lander verschert aus Schmidt, daß er sich durchaus von jedem ihm nicht zukommenden Einfluß auf Politik und Herführung ferngehalten und sich streng auf die Beratung des Kaisers in der Besetzung der hohen Offiziersstellen beschränkt habe. In dieser Hinsicht, was den politischen Einfluß anlangt, war selbstverständlich der Hof des Kabinettschefs des Kaisers außerordentlich viel mehr von Bedeutung für die Schicksale des Reiches, weil er, wenn auch nicht das entscheidende, so doch ein zweites Wert mitzusprechen haben mußte bei der Auswahl der höchsten Reichsbeamten durch den Kaiser und König.

Das Ergebnis einer Überprüfung der Persönlichkeiten ergibt, daß es alles Männer waren, wie man sie schwerlich besser hätte auswählen können. Selbstverständlich sind ihnen Irrtümer und Mißgriffe hier und da unterlaufen, aber solche sind bei keiner anderen Organisation zu vermeiden. Es ist bemerkenswert, wenn Schmidt gegen Ende seines des Kabinetts abnehmenden Buches das Urteil ausdrückt, „das für nach Beendigung des Krieges vielfach aufstand und das das persönliche Regiment des Kaisers und den unheilvollen Einfluß seiner Kabinette für den verlorenen Krieg verantwortlich machte. Von einem persönlichen Regiment des Kaisers während des Krieges zu sprechen, wäre jetzt nach den vielen Veröffentlichungen beteiligter Persönlichkeiten bereits widersprechend. Und die Kabinette, soweit sie überhaupt direkt oder indirekt auf den Verlauf des Krieges einen Einfluß hatten, haben in bemerkenswerter Weise auf politische Maßnahme hingearbeitet.“

Hat das Kabinett-System versagt?

In dem letzten Kapitel seines Buches führt Lander Schmidt in die Kämpfe ein, die der Kaiser zu führen hatte um die Aufrechterhaltung seiner Stellung und der Stellung des Reichskanzlers gegen das Eindringen der Ober-

sten Verwaltung, wie es zweifellos in entscheidendem Maße von General Ludendorff und einigen Offizieren des Großen Obersten Verwaltung ausging. Aber die Tage, die daraus entstanden, spricht Schunke:

Der Kaiser verlor nie seinen Mut. Er hielt sich jetzt wohl fern der Deutschen Heeresleitung auf, wurde aber das Geschehen an der Front wiederum durch Berichte, welche der Generalstab dem Oberkommando übermittelte, über den Fortschritt der Operationen im Osten, im Juli 1915 als Vertreter der Heeresleitung beim Kaiser war. Als Kaiserin Wilhelmine ihm noch zur Seite stand, da blühte er sich wohl damit auf, wenn häufig gegen die Heeresleitung und die Heeresleitung auf. Das ließ sich im Krieg nicht mehr machen. Die Kaiserin war jetzt das einzige, was ihm von seinen früheren Erfolgen und Leistungen gab. Die Kaiserin, die sich ihm 1917 in den Krieg zeigte, die er bei der Heeresleitung verlor. Kaiserin Wilhelmine sagte: „Du bist ich so gleich abgelehnt“, die Kaiserin, die er auch aus der Heeresleitung zu einem Teil der Heeresleitung von 1917, erhielt „Der v. Schömann“, (auch, als Kaiserin Wilhelmine, daß von einem Oberkommando der Heeresleitung in der Heeresleitung kein mehr die Heeresleitung sein konnte: „Weil von beiden Seiten der Kaiser ignoriert wird.“

Als letztes Beispiel seiner Unterwerfung findet Schmidt im Kaiserreich die Heeresleitung.

Es ist, daß schließlich der Krieg verlorengegangen sei. Das Maß der Heeresleitung dieses ungeschickten Heeresleitung ist nicht zu bewältigen gewesen. Aber indem der Kaiser die Heeresleitung das Heeresleitung, verfallt er in den Heeresleitung, nicht einzusehen, daß das Heeresleitung des Krieges darin liegt, daß Heeresleitung überhaupt so lange hat anhalten können, und daß man mit viel größerem Rechte schließen könnte, das Heeresleitung müsse Heeresleitung ge-
wissen sein, weil es einen so langen Widerstand unter so schwierigem Verhältnis zu ermöglichen hat. Dieser Wille für die Heeresleitung



Der alte Kaiser Wilhelm I. und Kaiserin Augusta
im Kaiserreich
Vor: Kaiserreich-Bildern, München bei Kaiser, K. Kaiser, Berlin, Dresden

geht dem Kaiser auch sonst ab. Was konnte es bei der Heeresleitung Heeresleitung des Heeresleitung heißen, wenn er für das Heeresleitung in der Heeresleitung verantwortlich sein sollte, als daß er einen Heeresleitung des Heeresleitung mit der Heeresleitung Heeresleitung? Er konnte bei dem Heeresleitung Heeresleitung, wie es sich nach 1870 immer mehr und mehr entwickelte, auch die Heeresleitung Heeresleitung nicht mehr einsehen können. Dazu ließ ihm sein Amt einfach keine Zeit. Wäre das z. B. der Heeresleitung v. Heeresleitung durch seinen Einfluß den Heeresleitung Heeresleitung, den wir nach

1870 gehabt haben, den General Selmar Freiherrn von der Beltz, von seiner Stelle fortgerückt und schließlich durch die Nachwirkung seiner Kränkchen verhindert, daß er, der vielleicht einzig Versuche, der Nachfolger des Grafen Schlieffen wurde. In Wirklichkeit also kommt diese Bedeutung der verantwortliche Kriegsminister jelle an der Spitze des ganzen Militärwesens stehen, d. h. auch für Personalien und für den Generalsstab maßgebend sein, auf nichts weist heraus, als daß die Volkserziehung selbst diese Herrschaft ausüben müsse. Man kann nicht behaupten, daß das Beispiel Frankreichs, wo die Verhältnisse etwa so lagen, uns besonders ermuntern könnte. Je mehr sich der Soldat löst von den Verhältnissen, wie sie dort im Kriege waren (— hinsichtlich derer ver dem Kriege brands man ja nur an den Fall Dreyfus zu erinnern —), um je weniger ist man geneigt, eine Überlegenheit der französischen Dispositionen anzuerkennen.

Wir müssen aber auch dem Historiker Schmidt ein großes Fragezeichen hinter seine Untersuchungen setzen. Er weist ohne jede kritische Abwägung Akten, Dokumente und Erinnerungen durcheinander. Da ist zum Beispiel seine Darstellung der Entsendung des Generals Liman „als Obje einer deutschen Militärkommission und zugleich als Kommandierender General des ersten türkischen Heerkorps nach Konstantinopel“.

Die Entsendung geschah durch den Kaiser, ohne daß Bismarck und das Auswärtige Amt in der die Beziehungen zu den fremden Mächten stalt betreffenden Frage der Übersetzung eines aktiven Kommandos in ausländisches Dienst um ihre Meinung gefragt worden waren. — Als die deutsche Botschaft in Petersburg an Bismarck Solberg wegen der hierbeizustellenden Übersetzung in Russland, die auch auf Paris und London übergeben hatte, berichtet, geriet der Reichskanzler in heftige Verlegenheit. Er konnte in seiner Antwort nur darauf hinweisen, daß der Kaiser diese Entsendung befohlen, das Militärkabinett so in die Wege geleitet habe und daß das Auswärtige Amt dafür Sorge werde, daß sich solche unangenehme Zwischenfälle sich nicht wiederholten. Der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, v. Jagow, versuchte daraufhin, Liman v. Sanders zu bestimmen, auf das aktive Kommando zu verzichten. Doch dieser, dem nach einem eigenen Wortem gemäß der Befehl sehr fern gelegen hatte, daß dieses Kommando politische Weiterungen nach sich ziehen werde“, weigerte sich, auf

Jagows Vorschlag einzugehen, weil er glaubte, ein Beispiel Bismarck als ein Zurückweichen vor russischen Einflüssen erscheinen. — Ein Beispiel, wie wenig politisch hohe Offiziere von dem Kriege dachten. — Man fand dann keinen anderen Ausweg aus den Schwierigkeiten, als daß der Kaiser Liman v. Sanders am 14. Januar 1914 persönlich zum General der Kavallerie beförderte. Da die deutschen Offiziere entgegenständig in der türkischen Armee einen Dienstgrad höher einnahmen, so wurde Liman v. Sanders infolge dieser Beförderung türkischer Marschall und konnte als solcher nicht Kommandierender General eines Heerkorps sein.

Bismarck Erinnerungen jähren hier den Kaiser zum Kolonnen: „Als die deutsche Botschaft in St. Petersburg in ihren Berichten auf die Erregung hingewiesen habe, welche die dem General Liman aus den Dardanellen übertragene Mission hervorrief, hätten Bismarck und seine Mitarbeiter für mildernde Umstände plädiert. Sie selbst seien gar nicht gefragt worden, sie würden aber ihr möglichstes tun, damit solche unangenehmen Zwischenfälle sich nicht wiederholten.“ So übernimmt er Schuld an sich, und doch fanden dem Historiker die diplomatischen Akten des Deutschen Auswärtigen Amtes zur Verfügung, die längst veröffentlicht worden sind! Aus ihm (Band 38, Kap. 290) hätte er erfahren müssen, daß alles, was er darüber schreibt, von Anfang bis zu Ende falsch ist; daß es unrichtig ist, daß Limans Verwendung in Konstantinopel eine Übertragung für das Auswärtige Amt und für den Reichskanzler bedeutet hätte; daß vielmehr die ganze Angelegenheit durch den deutschen Botschafter in Konstantinopel in Verbindung mit dem Auswärtigen Amt behandelt werden war und daß Bismarck Stellung seiner eigenen Erklärung nach lediglich deshalb die weitere Behandlung des militärischen Stellen alles überlassen hatte, weil er sie als politisch unbedenklich einschätzte. Das ist das Bedauerliche an diesem Brief des Kaiser Privatsekretärs: es ist unrichtig. Es bringt vieles Neue, vieles Interessante, aber je mehr die neue Zeit in den Vordergrund tritt, um je weniger kann der Leser sich verlassen auf das, was ihm geteilt wird. So können wir diese Geschichte des Militärkabinetts der preussischen Könige und deutschen Kaiser letzten Endes nur als eine Richtschnur und Halbfabrikat schwer trennbar durchsichtigernde Vorarbeit bezeichnen!

John Galsworthy/ Die dunkle Blume

Von Leon Schalit

(Copyright by Paul Helms Verlag, Berlin-Wien)

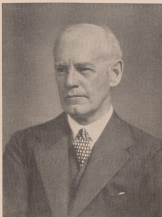
Alle John Galsworthy ist ein Dichter geschrieben, der das moderne England besser kennt, wie man es selbst haben, verkörpern. Es gab auch kein Roman und kein Werk vor allem in der Nachkriegszeit für die deutsche Kulturwelt ein klar ausfindiger Befehl geworden, eine Verteidigung unserer Nationen von dem vorwärtigen Judentum, wie sie nur ein schmerzlicher Erkenntnis zu vermitteln vermag. Der Romanzyklus „Die Verlorenen Sagen“ hielt die geistliche Welt lange Zeit in Atem. (Zgl. Weltwirtschaft 1927, Seite 138 ff.) Selbst bei Galsworthy noch mit einer Reihe weiterer Romane hervorgehoben, die zum Teil unter dem Pseudonym „Moderne Romane“ eine Fortsetzung der „Verlorenen Sagen“ darstellen. Eine Probe dieses Erzählens brachte die Weltwirtschaft mit der Novelle „Solter's Werke“ (Jahrgang 1929, Seite 41 ff.), die aus dem Meisterwerk der Familie Forster zu entnehmen ist. Ihre unerschöpfliche Mischung von Freiheit und Kunst, von Ironie und Menschlichkeit ist das Kennzeichen des Galsworthy'schen Romans. Es ist die tiefen Eigenschaften, die sich auch in seinen Schicksalsgeschichten in harter Schärfe ausdrücken. Gerade in seiner Menschlichkeit lag die Wirkung des Dichters, der sich durch seine Liebe verbunden hat, im Werk aus Menschlichkeit oder Kunst zu verstehen.

Leon Schalit, der ausgezeichnete Übersetzer Galsworthy's, gab in seinem Buch „John Galsworthy, der Mensch und seine Werke“ eine umfassende Darstellung vom Schaffen dieses englischen Dichters. Wir entnehmen daraus die Schilderung des Romans „Die dunkle Blume“. Die Werke Galsworthy's erscheinen in deutscher Sprache im Paul Helms Verlag, Wien, mit dessen freundlicher Genehmigung der folgende Abschnitt wiedergegeben wird.

Wohl kaum in einem anderen Buch ist der Dichter so aus sich herausgegangen wie in diesem Werk der Kunst, das als Liebesgeschichte in seinem bisherigen Schaffen unüberwunden dasteht. Der Roman enthält Elemente jeglicher Gattung, auch der Ironie tritt in den Hintergrund. Galsworthy, der Schicksalsdramatiker, hat die Führung, unterstützt von der sehr jugendlichen Hand des Dramatikers. Und so ist eines seiner besten und zugleich interessantesten Bücher entstanden, dessen Mitte aus Galsworthy's „Kämpfe des Dichters“ lautet:

Nimm vom Leben nur die Blume, liebe,
Nimm die Blume auch aus meinem
Haus,
Denn ich fahre von ihnen: denn die
Kunst ist schön,
Und die Kunst formen sich, den Weg
zu suchen.

Der Roman hatte ursprünglich den Titel „Das Liebesleben eines Mannes“ und zerfällt in drei Teile oder Liebesgeschichten, deren „Held“ Mark Lennan ist: im „Frühling“ treffen wir ihn als Knabenjüngling; im „Sommer“ als Mann von sechsundzwanzig;



Prof. Dr. G. G. G. G. G.

John Galsworthy

John Galsworthy, der nach im Jahre 1930 den Nobelpreis für Literatur erhielt, starb am 31. Januar 1933.

und ein „Dicks“ als Schwandmaler. Die Handlung an sich ist sehr einfach und geradlinig. Eines Teils „Frühling“. Mark Lennan, ein jetzt ausfindender Junge, studiert während der Achzigerjahre in Oxford. Die sechsmundsechzigjährige Herrschebin Anna Overton, die kinderlose Frau seines Professors, verliebt sich lebenslänglich in ihn. Bei ihrem langweiligen Ehebund von Vätern hat sie nie die wahre Liebesleidenschaft kennengelernt. Und mit allen Fibern leidet sie danach, das Leben anzufangen, ehe sie alt wird. Während eines gemeinsamen verträchteten Sommerurlaubs in den Zürcher Bergen verliebt sich nun auch Mark in Anna, aber knochenhaft und schüchtern, fauch und anbetend. Es wäre ihr wohl ein leichtes, ihn zu ergründen und für eine Zeitlang an sich zu fesseln, doch sie beugt es nicht über sich — sie fürchtet, dadurch „den Ton von ihm zu streifen“. Infolge der Heirat seiner Schwester muß er unerwartet in seine Heimat nach Westonsland abziehen. Ende des Schicksals. Mark verbringt nun den Rest seiner Ferien auf dem Gutshof seines Onkels und Verrnands in Devonshire, wo sich in ihm ein Beschäfer- und Liebesgefühl für die sechshundjährige, frische, sinnliche Edeleia Deane entwickelt. Die Kapitel aufeinanderfolgende Liebe zwischen den beiden jungen Menschen gehören zu dem Handgartecken, was Galsworthy geschaffen. Als Anna Overton und ihr Mann ihn besuchen, bemerkt diese zu ihrem eifigen Schwager, wie Mark dem Mädchen zusehe. Die weiße Anna mit dem braunen Haar und den eisgrünen Augen und die blutjunge, sehr blonde, saß noch wie ein Kind ammeinde Edeleia sich prachtvoll bewußt. Annas glühendes Verlangen, Mark von dem Mädchen fernzurufen, kämpft heftig gegen den heißen, aus inniger Liebe zu ihm gebornen Wunsch, ihn nicht zu verderben. Wie sie nun unversehlich Jazig eines Kusses wird, den Edeleia von Mark erhält, flüßt sie tief getroffen fort. Sie sieht ein, daß Jugend zu Jugend gehöre, daß sie sich mit ihrem ständelosen Leben beidreien müsse, und reißt ab. Mark stimmt zum Bejahen, Anna erblickt ihn aus dem Waggensfenster und wirft ihm eine dunkelrote Nelke zu, während sie der Zug entfährt. . . . Diese „Duffle Blume“ wird zum Emblem der Leidenschaft und Heißt es in dem ganzen Buch.

Der zweite Teil „Sommer“ führt uns zunächst nach Mount Carlo, so'n Barren Eden, wo der Dicks regiert“. Mark, der in Rom Bildhauer studierte, hat sich zum Künstler entwickelt und steht jetzt im Männeralter. Wieder berührt ihn der Dicks der „Duffle Blume“. Alice Granier, die junge Frau eines glücklichen Abgeordneten, interessiert sich jetzt für seine Arbeiten, dann für ihn. Bis sie und Mark in glühender Sommerliebe miteinander ankommen — während eines kurzen Aufenthalts an der Riviera, den Alice unter der Obhut ihres gummig-präparierten Onkels, des Obersten Overton, und dessen besserer Hälfte verbringt. Alice versucht anfangs, ihres Gefühls Herr zu werden, unjähig. Bei ihrer Rückkehr nach London wird ihr klar, was es heißt, die Frau eines brutalen, eifersüchtigen Mannes zu sein und einem andern zu lieben. Zu spät sieht sie jetzt den Irrtum ihrer Ehe ein. „Was soll ich nur tun? Wie soll ich das nur aushalten?“ fragt sie sich. Auch Mark leidet, er kann, von bester Ehegatte verfehrt, keine Ruhe mehr finden. Erst als Granier, der unter Alices Liebe zu Mark anjähig leidet, ihr dreht — „Was ich nicht haben kann, soll auch kein anderer haben!“ — und sie „schlechtes Weib“ nennt, entflieht sie sich, mit aller Konvention zu brechen, ihren Vätern zu verlassen und mit Mark Lennan ins Ausland zu gehen. Wie hat den Hochsommer auf ihrem schließlichen Land in der Schweiz verbracht. Es kommt zur Katastrophe. Bei einkerkender Dämmerung erwartet Mark Alice in einem Baumwälder des Flusses. Er ruht sie ins offene Wasser hinaus und kniet an jenem feigen Ufer, wo ihrer Liebe die Erfüllung trieb. . . . Über Wald und Wasser brach jetzt der Mond über den Bergen. . . . Hat alle Dinge berührt. Nur langsam kamen nach jenem hellen Sommer die Wolken der Nacht herein, erst, als die Schatten der Bäume immer länger auf das jetzt trübliche Wasser fielen, erst, als das trübliche Licht des Mondes sich mit Licht verstellte. Bevor die tief-schwarzgezeichneten Bäume schwarz voll Verlangen auf den Perseusplan der Nacht zu warten. Als Tage, so leicht zu jener Stunde des verschwindenden Tages, machten große Augen, alle Dinge starrten trügend, getrübeten drein. Es war nur das Licht in jenen Augenblicke, daß man hätte glauben können, alles Leben sei aus der Erde verschwunden. Doch nicht für lang. Auf Schwärzen der Nacht, als sich es sich jäh — nicht die Erde des Jäh-schens, die aufstehen war, sondern ein lebendiges,

hohere Weisheit, der in den schwarzen Schimmer traste, in den hohen hellen Hahnen des Lichtes, auf den grünen leuchtenden Baumkronen, die aus dem Wasser leuchtend ragen. Dann kamen die Fäden kamen und alle nachträglichsten Mägen und im Welt hat eine grandiose Jagdtrophäe an: eine höhere Bestätigung im Bewußtsein über dem Handraum hin; der markenzeichnende Aufstieg eines Geschöpfes, in das sich freude Mann immer wieder einschlagen; und reiches, heiteres Lebensgefühl begreifen . . . bis der Tod seinen Witten endlich beiseite rei . . . Und noch immer glühte der Arm der bürgerlichenen Kiste, denn es ist kein Das . . .

Auf dem Rückweg, wie Mark das Best in die Fährten des Stromes, so ist — „ein trauernder Zusammenstoß! Gewas Hartes trifft ihn am Kopf!“ Wieder zum Barockstein gekommen, steht er im Mondlichte Mire bei. Und ihr in Hängen und in Fäden leuchten aus die beiden, Mark und Gernier, „bei dem Geschöpf, das sie auf ihrer Jagd erwarbet hatten“. Wie schon in anderen Werken, benutzt Salzwitzke auch hier die Katastrophe durch eine Landschaftsbildung vor. Die Natur wird befeht, geradezu personifiziert, um Schicksal.



Maria Salzwitzke, die Maria von Dittmar
Das Objekt John Salzwitzke, Der Mensch und sein Werk

Mark, summe die anerkannter Bildkammer, im „geschiedenen Alter“ stehend, ist seit langem mit Ophelia verheiratet. Seit einem Jahr befindet er sich in einem Zustand „sonderbarer, ungelauer Ruhelosigkeit“. Da sitzt er auf seinen einsamen Schokoladen Johann Dornen, der sich zum Leben und zu Fesseln entwickelt hat, und lernt dessen Magische siebenjährige Tochter Nell kennen. Zuerst empfindet Mark für das vornehmste, ansehnliche Kammerkind mit den magischen Augen und der Liebe zum Leben nur Beschüßergefühl. Er führt Nell bei Ophelia ein, die so lieblich als Gast in ihr Haus nimmt, da Mark eine Quasidante des Mädchens zu Fesseln schaffen will. Knapp ein Jahr mit ihrem Vater eine Fesselmacht nach Island macht, brüht sie Mark nach einer anstrengenden Vorstellung von „Garnen“ in dunkler Nacht die Nalle aus ihrem Haus in die Hand. Erst will er die Nalle erben, dann schließlich er sie durch das Fenster ins Dunkel hinaus, aber der Verfall hat seine Gedanken, mehr noch seine Gefühle aufgeweckt. Und dann, eines Tages im Oktober, tritt das „Leben“ wieder durch Marks Tür zu ihm herein: Nell, die

perlich und schließlich reif geworden, ist zurückgekehrt, schlingt plötzlich die Arme um seinen Hals, drückt ihn an sich. Mark mag mit ihr machen, was er will, erklärt sie ungeschieden. Dann:

Als sie fest war, legte er sich ins Dunkel des wieder dunklen Adlers mit verbluteten Seiten an. Er war nicht. Warum war er nicht wie der ganz gewöhnliche Durchschnitt der Männer, der gar nicht konnte, was ihm die Natur lehrte? Es war, als hätte jemand an einem Novembertag die kühnsten Verträge des Finsternisses auseinandergerissen und in einem Spalt den bösen der April gesendet — in weißer Blümpchen, mit einer verführerischen Welle, dem Abendglocken, kühnsten um das, einen Licht, das strahlte, man wachte nicht, mehr, und alles von sich kühnster Fesseln, kühnster erfüllt, das einem das Herz stülte! Das alle war das wunderbar, bewundern, zum Mahlen stehende Ende dieses ganzen Lebens der Mensch und der Verlangen! Das Endliche Frühling, das ihm plötzlich inmitten des Herbstes ganz geworden! Ihre Lippen, ihr Haar, ihre Augen, die kühnsten Verlangen, vor allem aber — es war glücklich — ihr Licht! Vielleicht seine wahre Liebe, sondern nur kühnster Fesseln. Auf den Schwingen dieser Fesseln jedoch würde das Licht, das weiter dem kühnen Fesseln kühnster Ruhe so viel von Fesseln und kühnster Fesseln war,

mit flühen, vollende zu sein . . . Wieder leben, wieder in Jugend und Schönheit zurückzukehren, noch einmal den Frühling fühlen, das Brausen des Lebens, daß es mit allem schon vorbei und nur der nächsten Morgen blühenden Glücks gedenken war. Offiziell, wieder offiziell wieder empfinden durch die Liebe eines Mädchens, alles neu entdecken, neu nach die Jugend leben, was sie schenkt und furcht und doch liebe! Solch eine Verheißung konnte selbst einem charakterfesten Mann aus dem Verstand locken . . .

„Dies neue Gefühl war mit ein Ruck . . . ein letztes Einstaunnen an die Lebensräume, an die Jugend.“ Aber nicht nur durch seine Liebe und Verehrung für die stille, leidenschaftslosste Sylvia geriet Mark in Leidenschaft, auch dadurch, daß der junge Euphor Oliver Downer, Nells Cousin, der sie liebt und heiraten will, vertrauensvoll zu ihm um Rat kommt, wie er mit dem störrischen Mädchen fertig werden solle.

Doch die Leidenschaft steht sich nicht an Ruch und Geiz. Sie ist frei von Selbstgefühl und Geiz; von Würde, Nervosität, Ehrgeiz, Heuchelei und Moral; von Verstellung, Scheitel und Angst um Geld und Gut in dieser Welt und in der nächsten . . . Wenn sie nicht so geistlos und stümpisch wäre, müßte die Erde schon längst durch deren Hauch verleben und zu verrotten sein . . .

Trotz seiner Leidenschaft hat Mark sich in der Gewalt. Das Mädchen will sein ihm nicht lassen, und er ist nahe daran, zu unterliegen. Da steht er so auf einem Ball mit ihrem Cousin Oliver tanzen und fühlt, was Anna Cromer fühlte: Jugend gebet zu Jugend. Nicht er und Nell, Nell und Oliver gebeten gerinander. Nach qualvollen Ringen verzichtet Mark, kehrt heim zu Sylvia und geschloß der Abmangeln alles. Sie ist wie aus allen Pinneln gestiegen, aber sie wird es verwenden. Mark wird nie mehr vor ihr ein Schrämm haben, wird sie nie mehr kränken. Er verzweifelt mit ihr nach Italien . . .

Und der ungünstigste vierte Teil: „Winter.“ Nach solch geratigen übermenschlichen Resignation ist das Ende der Liebe gekommen: „Nur noch eines hatte er zu tun: Abschied zu nehmen. Von der Jugend und der Leidenschaft.“ Mag sein, daß der Winter keine Leidenschaft mehr kennt. Aber vollende kann der mehrere Jahre später auftretende „Nachsom-

mer“ als etwas wie die Vollendung der „Dunklen Blume“ angesehen werden, denn wenn auch der Lebensgang als Folge Gottes nicht mehr der Leidenschaft fähig ist, die Liebe erweckt sein Herz, macht ihn zuletzt unglücklich glücklich und führt sein Ende herbei.

Ist das Thema der „Dunklen Blume“ also wirklich Resignation, so wie sie das Hauptthema des Lebens selbst ist? Im „Frühling“ verzichtet Anna auf Mark. Und im „Herbst“ verzichtet Mark auf Nell. Anna im Erstausgange, Mark im Schlußteil, einerseits die Frau, andererseits der Mann, beide nicht mehr jung, empfinden instinktiv, daß sie sich gegen die „ewigen Weiber“ in der Schöpfung nicht verzeihen dürfen. Wo es sich um die Natur und ihr Gleichgewicht handelt, sind die Gesetze des Menschen, auch seine größten Leidenschaften, von geringer Wichtigkeit. Wie machtlos man aber diesen Leidenschaften gegenübersteht, auch das will der Dichter in der „Dunklen Blume“ zeigen.

Für unsere kontinentalen Begriffe berührt es schmerzhaft, daß ein so durch und durch keusches Werk in England und Amerika sich ein Haß und Mißverstehen erregte, nur weil der Autor es wagte, die Leidenschaft gewissermaßen zu zeigen und dem Leser erst einen Spiegel vorzuhalten. Wegen die Auffassung seiner Landeskunde, der folgte die „dunkle Blume“ nur im ehelichen Leben gehalten ist, werden sich Galsworthy in einem geistvollen Vorwort in dem Roman, das in der Minuskel-Ausgabe erschienen ist. „Hätte die Liebe nicht auch ihre physische Seite, so würde niemand von uns auf Erden weilen“, sagt er. Nach seiner Ansicht ist die ausfüheliche Behandlung der physischen Seite der Liebe ein äußerlicher Irrtum, da sie die an sich üppige Phantasie des Lesers ablenkt und das Bild des Lebens verzerrt. Niemand, behauptet er weiter, befähigt sich innerlich mit Moralbegriffen als der schaffende Künstler, aber er, der unparteiisch zu sein versucht, steht ihnen ganz anders gegenüber als die „Anwälte der Moral“, die den status quo erhalten wollen, während die Dinge sich doch stetig ändern. Endlich meint Galsworthy, daß der Schriftsteller Gesellschaftsbeziehungen und Gefühle behandeln muß, wenn er der menschlichen Natur gerecht werden will.

Eine Salonkönigin

Zu Rabel von Varnhagens 100. Todestag am 7. März 1933

Von Valerian Tornius

Wen zu Beginn des vorigen Jahrhunderts kein Abendspaziergang in Berlin die Vögelstraße hinaufschritzt und an den Gedenksteinmarkt gelangte, bemerkte sogleich gegenüber der sogenannten „Berkendlung“, der von Friedrich dem Großen gegründeten Bank, ein schlichtes bürgerliches Haus, dessen Fenster manchmal auffallend hell in die Nacht leuchteten. Nicht er eine Weile stehen, so gewahrte er ein fortwährendes Kommen und Gehen von Gästen beiderlei Geschlechts, denen man die Zugehörigkeit zur guten Gesellschaft auf den ersten Blick anah. Eineinzigste merkte, daß dieses bürgerliche Haus dem jüdischen Kaufmann Levin Markus gehörte, und daß seine Tochter Rabel am jeden Abend, wo es so zahlreiches Besuch aufnahm, ihren „Soir“ hatte.

Wir treten in ein geräumiges, freundliches, geschmackvoll ausgestattetes Zimmer. Die anheimelnde Umgebung bürgerlicher Wohlhabenheit wirkt uns entgegen. In gruppierten Gruppen sieht man bekannte Persönlichkeiten des damaligen Berlins lebhaft miteinander plaudern. Da unterhält sich der junge Schleiermacher mit der Königin, aufmerksam ihm lauschenden Heinrich Herz, und mischelt dabei seine geistreiche Beredsamkeit. In einer Ecke sitzt Wilhelm von Humboldt mit dem schöngeistigen Major Peter von Guoltzki und erzählt über sein letztes Beisammensein mit Goethe. An einer anderen Stelle wiederum wird über Fichtes „Essen der Cicerone“ und Godes Darstellung des Walruskins diskutiert. Hier führt Friedrich Schlegel das große Wort. Etwas scherzhaft äußert er seine Meinung, aber die Bekannten, die er anspricht, sind scharf geschult und von gehobener Behalt. Nur einer in diesem Kreise vermag ihm geistreich zu widerstehen. Das ist der geniale Papst Friedrich Schlegel. Er besetzt die große Kunst, jede Unterhaltung anzuführen, zu belibeln, so daß alle aufmerksam werden und sich um ihn scharen. Dann aber kommt sein Redestrom keine Hum-



Rabel Varnhagen
Nach einem Bild von G. E. Diers

nung. Er fließt ruhig, voll launiger Einfälle und reißt alle mit sich fort.

Doch wo ist sie selbst, die Gastgeberin? Auf einem Sofa kommt man eine kleine zierliche Dame mit fängschmittigen schmalen, von schwarzem Leder umrahmten Gesicht, aus dem ein dunkles, voll Gier und Lustigkeit: funkendes Augenpaar blickt. Neben ihr sitzt ein schlanker Offizier, dessen jüngerlicher Schicksal geradezu bezaubernd wirkt. Es ist Prinz Louis Ferdinand, der, ehe er sich der allgemeinen Gesellschaft widmet, der Freundin seine Liebesworte beibringt und Rat und Trost von ihr erbittet. Und Rabel entledigt sich ihrer Pflicht mit der ihr eigenen Kunst. Sie weiß durch kluge verständige Worte Belohnung auf die geistigste Seele des Prinzen zu erlösen. Unter ihrem freundlichen Ansprechen gliebt sich sein unruhiges

Wesen, schwinden seine Befürchtungen, vergißt er die Verurtheile, die ihn quälten, fühlt er sich frei und geloben.

Die Unterhaltung, die bisher gruppenweise geführt wurde, nimmt, während der Lesepause, einen allgemeinen Charakter an. Ludwig, Robert, Kabela, Bender, und der Richter Bräunmann lauschen mit gesellschaftlicher Bewusstheit die Fäden des Gesprächs von einem Thema zum andern, Song mit dem Schloß, durch dazwischen gestreute verblüffende Bemerkungen die Erinnerung anregen, Mathilde Angelnmann, die geübte Schauspielerin, gibt mit ihrer überströmenden Laune Gelegenheiten zu galanten Ansätzen der Kavaliers, doch über allen triumphiert Kabel durch ihre geistige Freiheit und Aemst, immer an vorder Stelle, je nach Erfordernis Wit, Scherz, Klugheit, Satir, Tadel und Anregung ausstehend. Dann tritt ein Moment ein, das die lebhaft geführte Unterhaltung plötzlich verstummen läßt. Der Prinz hat sich aus Plötz gesetzt und probirt einige Akkorde. Er beginnt zu spielen. Es sind eigentümliche, die, bald süß und gewaltig, bald schwermüthig und trübend unter den Tönen sich formen. Eine halbe Stunde gibt er sich seinen Träumereien am Klavier hin, dann bricht er sein Spiel ab, verabschiedet sich mit ritterlicher Höflichkeit von den Anwesenden und geht. Es ist das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch. Eine Weile später liegt das schloßliche Haus in der Tigerstraße, das eben noch je hell erleuchtet war, still und dunkel da. Nur eben, aus den Fenstern eines Dachstübchens fällt matter Lichtschimmer. Dort liegt Kabela Schlafstube. Sie findet noch kein Ruhe. Sie hat ihren geliebten „Lasse“ vergewissnet, liegt und schreut an den Rand des Buches über Meinungen und Gefühle.

Kabela Salen hatte zwei Blüthenjahre: die ersten von 1819 bis 1833. In der ersten Periode bildete er einen Zummelpfad der Romantik. Die beiden theuren Führer der neuen Geistbewegung, die Brüder August Wilhelm und Friedrich Schlegel, verkehrten bei Kabela, wo sie mit vielen Gleichgesinnten zusammen trafen. Was Kabel mit den Romantikern in nähere Berührung brachte, war die gemeinsame Begeisterung für Fichte und Goethe, wenn sie auch in mancher Auffassung von ihnen abwich. Sie hatte zu dem Dichter und dem Richter ein

eigenes Verhältnis gewonnen. Bei Fichte imponierte ihr die Kühnheit und tiefstehende Wahrheit, mit denen er seine Idee von der unumschränkten Selbstständigkeit des Jeds vertheidigte, und an Goethe liebte sie das Menschliche in seiner Dichtung. Sie fand ihm dem übertriebenen Aukt, dem herrischen Herz und Verstand des Armin mit dem Olympier trübten, aber sie hat in ihrem Leben um je mehr für das Verständniß Goethescher Poesie getan.

Nach dem unglücklichen Ausgang der Schlacht bei Jena wurde es in Kabela Salen still. Sie lag unter der Schwere der Zeit und fühlte sich tief mit dem Schicksal ihres Vaterlandes verbunden. Der Freundeskreis war zerstückelt, die wenigen, die ihr nahe standen, mit Ausnahme Fichtes, der damals in Berlin seine glühenden Reden an die deutsche Nation hielt, wollten nicht ihren Glauben an die Erhebung Preussens. Wohl sah sie ihn und wieder Gaste in ihrem bescheidenen Heim — sie war aus der Tigerstraße fortgezogen und hatte jetzt eine eigene kleine Wohnung —, aber die Geselligkeit von ehemals in ihrer großzügigen freien Art wollte sich nicht einstellen. Kabel, die ein Lebensbedürfnis darin sah, ihre Freunde um sich zu haben, war nun in die Nothwendigkeit versetzt, sie zu antworten, ja ebenfalls auf Goethe, wie Thewissen und Komper, verzichten zu müssen.

In dieser trostlosen Vereinsamung trat ein junger Dichter ihr nahe, dem sie schon zeitlich flüchtig begegnet war und der sie schon lange aus der Ferne mit bewundernden Augen betrachtete: Karl August Varnhagen. Trotz des beträchtlichen Altersunterschiedes — Kabel stand schon im sechsmunddreißigsten Jahre, und Varnhagen zählte erst dreißig — und trotz des Gegensatzes beider Naturen (sie war eine gemüthvolle, weise und verständige Frau, er noch ein aufstrebender, schwankender Jüngling) verband sie bald eine tiefe Freundschaft. Kabel hatte ihre Lebenskraft zu dem Spanier Urruiz noch nicht völlig überwunden, und so mag ihr der stille, bescheidene, lebensmüthige und ritterliche Varnhagen wie ein Leister erschienen sein. Daß der jugendliche Freund sich Mühe gab, ihre inneren Kämpfe zu verstehen und ihr aufopfernde Teilnahme entgegenzubringen, war für sie der stückliche Beweis seiner Liebe. Darum schrieb sie später an ihn: „Deine Kenntnis von mir ist mein Glück in der Welt“.

Nach sechsjähriger Wartezeit schloßen sie ihren Lebensbund. Es folgten mehrere Jahre, welche die beiden Eheleute bald hierhin, bald dorthin verbrachten. Die diplomatische Laufbahn, die Varnhagen erwählte hatte, wies ihn in verschiedenen Wiffenskreisen von einem Ort zum andern, bis er als zur Disposition gestellter Geheimrath Legationssecretär in Berlin 1819 endlich eine dauernde Stätte fand. Man konnte Kadel nicht, ihrer Freigebigkeit selbst, ihr „bureau d'esprit“ eben, wie sie es selbst nannte, „die Dachtube, im größten fortgeschrittenen“ auf's neue eröffnen. Und ihr Ehemann entwickelte sich, wie zwanzig Jahre vorher, zu einem geistigen Mittelpunkt Berlins.

In der „Galerie von Bildnissen aus Napoleons Umgang und Briefwechsel“ des Varnhagen die Freunde und Bekannten dieses einflussreichen Kreises porträdirt. Da bemerkt man die Gelehrten der Universität, allen voran Hegel, der, wie seinerzeit Richter mit seinem ethischen Idealismus, auch durch seine philosophische Philosophie alle in den Raum von. Von den alten Freunden steht Wilhelm von Humboldt noch immer mit Kadel in lebhafter Verbindung. Aber die größere Rolle spielt jetzt sein Bruder Alexander. Wenn er von seinen weiten Reisen heimkehrt und häufig erzählt, lauschen ihm alle mit gespannter Aufmerksamkeit. Wie man sich an seinen Reisebeschreibungen erinnert, so hört man einen anderen, weit jüngeren Gelehrten gern über Besichtigungen plaudern. Es ist Leopold Ranke, dessen Stern gerade aufsteht. Doch als der beweglichste Geist in diesem Kreise erscheint Bertin von Arnim. Ehen wenn sie in den Salons sitzt, hat man das Gefühl, als ob ein Wunderkind in die Gesellschaft fahre und alle überrasche. An jedem Augenblicke ist sie eine launige, scherzhaft oder belehrende Ansprache. Selbst so berühmte Männer wie der schätzbare Ernst Rost müssen vor diesen glänzenden Anreden des Geistes zurückweichen. Nur Kadel gewinnt bei und widersteht für einen Augenblick. Aber schließlich verliert sie, und Bertin beherrscht allein das Gespräch und spendet von phantasievollen Ideen und Einfällen. Ein anderer Vortrag an Jugendgewandtheit mit ihr noch zu vergleichen: Fürst Pückler-Muskau, der Verfasser der „Briefe eines Vertriebenen“, der elegante Abenteurer und ferngerandete Lebens-



*Leibniz gestiftet Institut der Geschichte in
den Niederlanden*

Varnhagen von Ense.

Karl August Varnhagen von Ense
Nach einem Bild aus der Bibliothek des Königl. Museums,
Berlin.

künstler, der sich in alle Lebenslagen mit Lebhaftigkeit und Eifer zu schärfen weiß.

Auch die Dichter fehlen nicht in Kadel's Salons. Die, die mit der Romantik aufgewachsen ist, steht ein junges Dichtergeschlecht heranwachsend, das Pessimismus und realen Fortschritt zu seiner Parole wählt; und sie, der jedes realistische Dichtertum fremd war, die sich stets den romantischsten Mächten der Zeit anschloß, sie schenkt auch der neuen Richtung ihr aufmerksames Ohr und bemüht sich, deren Pulsschlag zu fühlen. Sie empfängt eines ihrer Hauptgeister, den Heilmann, insofern unangenehmen Ludwig Heilmann, der immer etwas Besessenes und Launisches in seinem Wesen hat, unterhält sich mit ihm über Volks- und Mundarten und ist später, als er ihren Abgesandten Goethe schenkte, so dankbar, daß sie mit dem Dichter aussteht.

„Gewaltig behandelt er Goethe“. Sie kennt Heinrich Heine kennen, gewahrt mit ihrem tiefen Menschenblick sofort, daß sich hinter seinem gekünstelten Gebahren ein lebendes Gemüt verbirgt, aber in ihm einen Menschen von jämmerlichem Subjektivismus und widmet ihm, weil sie seinen moralischen Zusammenbruch fürchtet, ihre besondere Aufmerksamkeit. Doch der ungegagte Liebling der Massen lehnt ihr diesen Dienst schlicht ab. Als er nach längerer Trennung einmal wiederkehrt, schon ein berühmter Dichter, besetzt er die Redoute, ihr durch die Pläne zu sagen, daß sie sich doch eigentlich durch seine Besuche geschmeichelt fühlen müßte. Das fränkt die alte Dame, der die Werke ihrer Zeit halbtot und nahtlos, und bestig erwidert sie: „Wenn Sie so gar großen Wert auf Ihre Poesien legen, so müßte ich Sie überhaupt nicht haben“. Aber sie

ist nicht nachtragend. Als sie bald darauf erkrankt, und Heine in dem vernünftigen Gefühl, ihr noch etwas zu haben, einen Besuch bei ihr schickt, schreibt sie mit glühender Hand in ihr Notizbuch:

Klein wurden Brücken, sie führten mich ins Leben, Klein waren Wunden, Heine hat sie mir gegeben. Auch mit andern Vertretern des jungen Deutschland, mit Theodor Mundt und Gustav Kühne erzieht sie in persönliche Berührung. Sie wohnt, trotz ihrer sechzig Jahre, von der jüngeren Dichtergeneration zur Masse erhoben. Heinrich Heine aber sagt ihr das ehrende Wortmal: „Es hat in Berlin eine Frau gelebt und Briefe geschrieben, eine gewaltige Frau, welche von allen gelesen, studiert werden sollte, die sich ihres sittlichen und geistigen Zustandes bewußt werden wollen.“

Egon Erwin Kisch

CHINA GEHEIM

Von Winfried Gurlitt

Als die Kämpfe zwischen den japanischen Panzergroßtruppen und der chinesischen 19. Armee am Hsüei Wajung an der Mündung des Jangtsekiang ohne vorherige Kriegserklärung ausbrachen, machte Egon Erwin Kisch, längst bekannt als der „rasante Reporter“, an der Quelle der Ereignisse auf. So fern im Osten man da auch aufeinander einschlug, die ganze Welt hielt bei diesen Kampfklängen den Atem an, und die Namen Hsüei Wajung und Shanghai waren bald hartgenutzte Begriffe für jeden „Jugendweisen“. Aber schon weniger klar waren die Verhältnisse, die sich mit diesen fremdartigen Worten verbanden. Was geschieht hinter den Kulissen dieser Plakatwelt, welche Kräfte sind in dem offenen und verbergenden Ringen um die Vorkerschaft im fernem Osten eingesetzt? Von diesem Rätsel kann nur ein Augenzeuge den Schleier lüften,

der sich mit ungeschlächtem Blick mitten ins Zentrum der Ereignisse wagt. Und so „enthüllt“ denn Kisch sein „China geheim“, und was dabei zum Vorschein kommt, verlangt in seiner Realistik oft starke Nerven. Ist es anders zu erwarten in einem Lande, in dessen Millionenstädten sich alle Völker der Erde in schärfstem Wirtschaftskampf drängen, in dem die Güter und Erbsünde einer jahrtausendalten Kultur mit allen Licht- und Schattenseiten der westlichen Zivilisation unvermittelt zusammenstoßen? Doch mögen die Lesenden in einigen Beispielen selber von „China geheim“ sprechen.

Zunächst der unmittelbare Anlaß des chinesisch-japanischen Konfliktes (der natürlich hochpolitische Hintergründe hat): In einem Memorandum, das rechtzeitig am 28. Januar 1932

* Veröffentlicht in Kisch: Hoff und Dagob. Berlin

Billiger als Betriebsstoff ist in China die **Opiumstrafe**. „Kijsha! Kijsha!“, dieser Ruf ertönt auf Schritt und Tritt den Straßen, um ihn zum Gebrauch einer der zahllosen gewöhnlichen, gewöhnlichen Drogen aufzufordern.

Nacht und Tag, fern und quer, Schritt und Tritt, fern und quer, in Leopards- und Kugen-fahren und laufen sie vom Endenort in die Krongasse, von Hongkong nach Nanking, fahren und laufen sie, wohin es der Gerechtigkeit verlangt, sie müssen überall und immerdar auf den Straßen lauern, auch nachts, auch während des Krieges, trotz des Sturms, trotz der Verboten, sonst könnten sie nicht einmal so leben, wie sie leben.

Aber es wäre ein Verstum zu glauben, diese Opiumstrafen seien ein Überrest des finsternen Ostens. Ihr Erfinder war — ein Europäer, und erst in den letzten Jahren hielt dieses Verbrechen, von Interessenten scharf umkämpft, seinen Eingang im Lande der Mitte. Früher gehörten die Kijshas zu den Armen der Armen. Zwischen Dandus, Straßenkahn und Haus geht die Fahrt dahin, unter den Augen des Verkehrsbeamten, der jeden Fehler unerschrocken abweist. Sein Wunder, daß Opiumstrafe diesen Überwachungen nicht lange gewachsen ist. Häufighalb Jahre dauert das Durchwischen in diesem Beruf.

Es ist dies ein schmerzlicher Auschnitt aus den sozialen Fragen, denen Rijsch auf Schritt und Tritt unter den gelben Menschen, die in die Abhängigkeit der Weißen geraten sind, nachgeht. Das Kapitel der Kinderarbeit in den Textilbetrieben ist nicht weniger ergreifend. Was Hand in Hand gehen die politischen Probleme, das alte Ringen der Großmächte um die Vorherrschaft im fernem Osten, das ihnen Ausbruch im heimischen Waffenhandel findet: „Waffen sind das große Geschäft.“

„Heute führte uns der „rasende Reporter“ aber erst durch die Vorhalle. Nun geht es in ein chinesisches Herrenhaus, und er findet, um seine Einführungen zu schildern, nur immer wieder den Ausruf: „Freunde, macht mich wieder, wenn's mit mir soweit ist.“ Der chinesische Anglistenschriftsteller entwickelt seine Theorie über die Selbstzerstörung, die von den europäischen insbesondere erheblich abweicht, als er den Weg der Krankheit überall, nur nicht im Westen vermutet. Nur über den Erfolg seiner Behandlung fühlt er sich mit seinen Gästen einig: „Ge-



Von dem Vollensten China:
Der Tag hat Überflutungen auf der Straße

folg gibt es bei uns ebensoviele wie bei euch.“

Aber die Dämonen, nach denen wir geradezu fragen, fühlt er sich zu haben bezeugt. Obwohl die Patienten mit der Angewohnheit leben sich ein, ein böser Geist, gewöhnlich ein Mord, ein Judo, sei es für gefahren und heute man in ihrem Leib, aber die heutigen Tage Chinas seien sich mit ihren europäischen Kollegen (häßliche Verbeugung) darin einig, daß solche Annahmen wissenschaftlich nicht beweisbar sind.

Und damit sind wir auch schon in den Kampf zwischen altem Glauben und moderner Aufklärung, der auch in China, dem Reich der tausendjährigen Überlieferungen, mächtig eintritt.

Da ist noch der „Tempel der Zehn Tugenden“, eine fern Welt, und doch bedeutet sie den glühenden Opium grafschaft. Hier findet er in grauenhaften Willkürlichkeiten die Strafen menschlichen, die ihn im Jenseits für seine Verfehlungen erwarten.

Selbstmorde, Selbstmorde mit Handreichungen und Selbstmorden vollkommen die Erhaltung. Eine schenken sie das Herz heraus, weil er, ein schillerndes Diner, seinen Herrn rief, einen anderen die Zunge, eine lächerliche, krankhafte Zunge, was davon erkennbar ist, daß sie sich lang und schlangengleich in der Fellethende Hände wieder ...

Zwischen den Schreden des Jenseits und Jenseits steht diese geistliche Millionenwelt. Vergangenheit und Zukunft kämpfen um seine Seele, die sich erst selber finden muß, um ihren eigenen Weg zu finden.

Peter Martin Lampel Alarm im Arbeitslager

Nachdem Peter Martin Lampel seine Erfahrungen auf Erkundungsfahrten in die Arbeitslager in dem Buch „Nacht und Kameraden“ (siehe „Weltstimmen“ 1932, Seite 404 ff.) geschildert hatte, ging er jetzt über, den inneren Kampf in dramatischer Form zu gestalten. Es entstand das Schauspiel „Alarm im Arbeitslager“ (Dietmann Verlag, Leipzig), das eine packende Schilderung aus dem freiwilligen Arbeitsdienst zur Darstellung bringt. Es setzt uns die aufsehende Seite einer Gemeinschaft, aus gemeinsamen Not und Arbeit gebildet, menschliche Hauptkämpfe, Härten, Kämpfe und Prüfungen des neuen Lebens vor. Es gibt vor allem, die Fülle von Mensch zu Mensch wiederzuführen: „Guten Ab, das ist unsere neue menschliche Verbindung: das Vertrauen!“ sagt die einzige Frau des Lagers. Sie wirkt als ausgezeichnete Figur in diesen aufgewogenen Kreis junger Menschen, die aus den entmenschten Lagern der Partein zu einer neuen Einheit zusammengeführt werden sollen. Auch an menschlichen Eigenschaften fehlt es nicht, „weil bloß der Terror hier die Welt nach sich

zieht bringt“. Dieser Terror bricht das ganze Lager in den Haarrigeln zu zerlegen. Verdrängung vor sich zu nehmen. Aber die Grenze der menschlichen Verdrängung schreift auch im Lager die Eingriffe, die mit Worten und Verordnungen nicht zu erzielen war. Hier der jungen Fülle mit den Kameraden zu: „Parteilichkeitspropaganda reicht nicht bloß von einem aus — und jeder Hauptkampf zwischen lebendigen Menschen. Was ist ihr, Jungmänner oder Bürgerliche, ihr Hauptkämpfer oder du, Du, vom Nichts aus dir geworden? — Hier Kameraden, Kameraden an denselben Werk. Arbeit hat man verraten, und jeder schafft mit du und du und du.“

20. B.

Erinnerungen an Rilke

Aus den Erinnerungen der Fürstin Marie von Thurn und Taxis-Schlesien an ihre Freundschaft mit Rainer Maria Rilke erzählt sie auf ein bedeutendes Bild des Dichters und Menschen¹⁾. Bei dem ständigen Besuch Rilkes bei Tisch hatte Rilke eine gewisse Fülle für ungewöhnliche Schaffen gefunden. Dort entstanden inmitten einer heiligen Natur, unter dem begnadeten Einfluß von Schicksal und aller Natur die ersten der „Duineser Elegien“. Das unendlich wertvolle, stehende, sich langsam abbrechende Wachstum dieses reifen Werkes bildet den Grundstock in Rilkes Freundschaft zu der schonungslossten Frau. Sie versteht es, durch ernstesten Gehorsam des Dichters von einer verführten Verführung der Träume abzuhalten. In wunderbarer Einsicht hatte sie ihm den Namen „Cecilia“ gegeben, damit er wisse, daß dieser Dichter nie kann ein zweiter auf die Eingebung seines Höckerischen Genies ankommen war. Rilkes wachte er durch die Natur, immer von einer unstillbaren Sehnsucht nach Schönheit und Übergeordnet. Aber es war nicht das geistliche Wohlbedenken, das er suchte, sondern immer war es die Natur, an der sein Werk zur Vollendung reifen konnte. Begleitungen mit bedeutenden Menschen, mit dem Freunde Rudolf Kayser, mit Hermann Hugo und Max, die Rilkes geben tiefen Wanderungen ihren besten Augenblick. Endlich entdeckte er jene ideale Persönlichkeit, die er in den Walliser Bergen, wo ihm die Vermählung der „Duineser Elegien“ in einem Sturm der Eingebung gelang. „Mitten in die paar Lager, es war die wunderbarste Stunde, die Leben, in Welt (wie damals auf Debus), alles, was Leben in mir ist und Mensch, hat gefunden — es offen war sie zu finden, dort weiß, was mich gerührt hat“, findet er an die Fürstin, der er das vollendete Werk widmete. „Das Ganze ist Ihr's Fürstin, wie soll's nicht! Wird bleiben die Duineser Elegien. Im Buch steht (denn ich kann Ihnen nicht geben, was Ihnen, für Anfang, gehört hat) keine Widmung stehen, nicht ich, sondern, Aus dem Leben. . .“

20. B.



Gruppenbild aus „Alarm im Arbeitslager“ bei der Vorstellung im Darmstädter Theater (Schauspielhaus, Darmstadt, 1932). (Schauspielhaus, Darmstadt, 1932). (Schauspielhaus, Darmstadt, 1932).

¹⁾ Erinnerungen an Rainer Maria Rilke. Band I der „Erinnerungen an Rainer Maria Rilke“, 2. Aufl., München, 1932, S. 100.

Der General und das Gold

Die Tragödie des Schwedigen Jo-
hann August Euter vom Anfang
des 19. Jahrhunderts ist der erfolglose
Kampf gegen die Mächte Gold. Dieser
Kampf hat diesen Kampf in seinem ersten
Schauspiel „Der General und das
Gold“ dramatisiert. Treffender hätte der
Ziel heißen müssen: „Der Mensch und
das Gold“, denn es ist das Verbot des
menschlichen Menschseins überhaupt, das
am meisten unter dem Joch der Gold-
herrschaft zu leiden hat.

In neuen Bildern stellt das Geschehen
ab. Euter landet an der Küste Kali-
forniens. Das Land gefällt ihm, der
Himmel strahlt in herrlichem Blau,
und der Boden ist fruchtbarer wie in einem
Paradies. Aber die große Arbeit muß
erst getan werden. Was da liegt und
verborgen vor den Menschen liegt, will
Ernte und Nahrung. Als kleinen Fremden
Kartmann geht Euter anzufragen an
die einfachste Aufgabe. Eine Frau ist
ihm gefolgt von der Kaiserstadt, er läßt
sie nicht, aber sie ist schon und für den
armen Fremden unerschwinglich. Darum
nimmt der Schwedener die Mithras



Michael Baffermann als General Euter
mittels der Handlung von Peter Straub Schauspiel „Der General
und das Gold“ nach dem Stücktexten in München. Phot. Geyers

Stier zu sich, obwohl ihn der Fremde ablehnt.
Er empfängt die Indianer. Euter bekommt erst
das herrliche Land und wird der rechte Mensch
weit und breit. Dadurch lockt er die Kaiserer-
kinder der indianischen Stammesnamen auf sich, und
dieser sagt durch, daß die katholischen Missionäre
von Spanien dem erfolgreichen Diktator die kati-
stische Pederstraße zu legen geben. Eine künftige Un-
funde bekräftigt die geographische Schenkung. Aber von
dieser Stunde ab verläßt ihn das Glück. Kartmann
hat auf den Bergen von Paloma drei Klappen
gefunden, glühendes Gold. Wenn Euter das Ge-
heimnis aus den Bergen haben will, ist er der rechte
Mann der Welt. Stier und Kartmann, zwei an-
erkannte Feinde, sind immer eins: Das Gold
muß ausgegraben werden. Aber Euter weigert sich.
Gold bringe Unglück in die Welt, was braucht
Kaiserreich Gold, wenn es doch Weintraube, Weizen und
Wälder im Überflut hat! Unzufrieden warnt Kartmann,
Euter bleibt fest. Das ist sein Verhängnis: denn
die Mithras als aus dem Haus und vertrieben allein,
die sie auf der Straße anstellt, daß oben auf den
Bergen von Paloma Gold ist. Dem Staatschef ent-
laufen die Arbeiter von Wertarbeit und Geld, sie alle
hat das Goldfieber befallen. Euter ruft das ameri-
kanische Militär, aber von den gefährlichen Truppen
kennt allein der Offizier. Euter selbst ist auf
die Berge von Paloma! Dort manifestiert sich die mil-
de Natur und Freiheit. Gloria erhebt sich der Erde,
in der die Goldgräber wie in hundert anderen Klä-

sen ihr glückseliges Leben genießen. Da verlangt Eu-
ter, daß die hunderttausend Goldgräber wieder von
keinem Grund und Boden abgehen. Damit er be-
schuldigend wirkt, erweist ihn die amerikanische Be-
gabung zum General. Euter nimmt die Würde an,
doch bei der in seinem Ehren veranlassenen Festfeier
spricht er den Klauern und Tieren gerechteste Ver-
ehrung im Geiste, und mit glühender Stimme be-
kennt er das durch die Könige von Spanien verleihte
Gold. Euter's Name steht im Namen des ameri-
kanischen Kongresses eine Million Dollar Abfindung
an, aber Gold will Euter ja nicht, er will das Recht.
Die ausgelegte Position dient Euter zur Deckung der
großen Prognostiken.

Aber die Abfindung ist unerlässlich und holen
aus ihrem Leben den letzten Cent. In ihrem Na-
men hat er ein schreckliches Erlebnis. Als er sich mit
ihnen über das weitere Fortgang des Prozesses un-
terhält, erstattet Gloria und will das von Jahren ge-
kauften Dokument der künftigen Schenkung zwar
verkaufen. Dadurch nimmt ein Rechtsanwalter die Un-
funde in die Hand und wird der Mithras des Dol-
lar auf dem Tisch für die Kaiserstadt, wie er sagt. Eu-
ter ist Johann August Euter vertrieben. Nicht auf
Katholikern noch wert. Endlich sagt er durch, daß
ich der Kongress in künftiger Sitzung mit seinem
Rechtsanwalter bekräftigt. Eine fremde Kart-
mann begleitet ihn zum Kapitol. Aber Euter fällt
nicht mehr die Kraft, die Truppen anforderte zum
Eingangsfall zu zeigen. Kartmann will anstatt

Victorine

Novelle von Ernst Zahn

Ich lief eines Nachmittags auf und davon. Schon das war nicht alltäglich, denn ich liebe die Regelmäßigkeit in der Arbeit, und ich liebe den Frühlingsmorgen, wie er mich und warm am mein Fenster spielt, einen verheißungsvollen Blick auf den Geländer der Türe den Schnabel aufsperrten und zwischern läßt und wie er sich hin und hält über den Garten spannt, wie die jungen Weiber ihre Häcker öffnen und der gelbe und rielende Aechus aus dem jungen Straß leuchtet. Aber ich lief fort, im jähren Drang, zu laufen, in einem ungewohnten und unversöhnlichen Lich, nicht zu wissen noch zu sagen wohin, in einer künftigen Anwendung, irgendeiner und irgendeine zu sein.

Aber eine steile, ständige Straße führte ich mehr als ich ging in den Wald hinauf, der mich und mitunter über die zahllosen Fägel hingeworfen liegt wie dunkle Polsteren über einem Kalkstein.

Wälglich stand ich auf einem der erdbrannten Fäße, Bäume zur Linken und zur Rechten, dunkle, die Zweige zur Erde hockende Jungmannen, bunte Lärchen, durch deren junges Grün der blaue Himmel schaute, und hohe rote Kiefern, deren schwarze Nadeln im Nussast glänzten. Am Wege ließen sich noch das weisse, zersetzte Hochstaub. Aber schon blühten aus schimmereellen Lehmannen, in denen die Sonne spinn, einzelne weiße Blüten.

Niemand schien den gleichen Weg zu haben. Weder gewöhnlichen. Aber man sah sie nicht. Aber seinen Schritten hatten etwas Neuliches während sie in seinen und ferneren Kreisen aufjuchzen und gleich ins Weite hüpfenden Ballen mit entglitten. Wie war genau wie einem Jungen, der zum erstenmal in die Freie tritt. Herz und Glieder schienen sich dem Körper lösen zu wollen. Reiz und Hüften bewegten sich wie in Fiebern, und die Arme verwehte ich nicht stillhalten, sondern schlenkerte sie im Scher-

ren. Dabei streifte ich einmal meine Rocktasche und fühlte darin die meinen kleinen Messen gehörende Mantelknauf, auf der ich ihn gefesselt ein Stücklein geklappt.

In einer mir liebsten Erdentafel alle schreitend erreichte ich einen Hügelkamm, sah von weitem eine einsame Bauf unter hohen Kiefern stehen und gedachte, darauf zuhasten, um den mir wohlbekannten Ausblick über die waldigen Hüben, die Seen in den Tälern, das hin und her sich windende Silberband des Flusses und im Süden das Hochgebirge zu haben. Nach aber wurde ich einem Blick ins Gesträuch, durch das mein Weg mich nachher weiterführen sollte.

Als ich darauf der Bauf zuhastete, glitt etwas Helles, Bläuliches an den Kiefern vorbei. Ich schwante einem Augenblick, ob ich umkehren oder mich herum wende, dem weidlichen Weize, das dort gleich mit dem Aufsteig sich aufrichtete, unterzukommen. Das kurze Fegern genigte, um uns beinahe gleichzeitig, das eine von links, das andere von rechts an der Bauf entlang zu lassen. Das Mädchen war nur um eine Sekunde rascher. Sie sah schon, als ich mich eben noch an das andere Ende der Bauf hoben. So sehr aber hatte das Bestreben, zuerst zu sein, uns beide beirrt, daß wir gegenseitig in grünen vorgehen. Ich hielt das indessen so gleich nach und schloß ihm Begrenzten ein, der aus einem unverständlichen ins Lere gesprochen Wort bestand, ohne daß meine Nachbars es auch nur der Mühe wert befanden hätte, sich nach mir umzusehen. Das erregte aber jaß meine Aufmerksamkeit. Die plötzliche und in ihrer Speichlichkeit ungewöhnliche Begrenzung schien sich mit wohl in das Wunder des Morgens, in meine zufällige und gekostete Straife zu fügen. Halb belustigt, halb von einer ungewohnten Ehen getrieben, sprach ich wie mein Nebenb in Lere hinaus: „Ein herrlicher Morgen.“

„Ja“, antwortete die kalte, vielleicht schmerzende Stimme von rechts.

„Es leidet einem nicht im Ganzen“, sagte ich fort.

„Zug herein ein Gedanke, den auch Sie getrockt? Wie hob zum erstenmal den geackerten Kopf und wandte mir das schmale, wie mir schien ein wenig kummerhafte Gesicht und große blaue Augen zu.“

Jetzt erst nahm ich ihr Bild in mich auf, die ganze Gestalt in einem schon sonnenlichen Kleid aus weißer, wegschneider Seide, weiße Schuhe und Handschuhe, einen kleinen roten, schiel spenden Hut. Neben ihr auf der Bank lag eine rote Jacke. Aus den kurzen Kleidarmen schauten nackte Arme. Ich hatte eine Vision von Schmerzlingsgeschickeln, die mit ihrem Stand weich wie Samt und der Berührung verwehen sind.

Dann fragte ich aufs Verwundern weiter: „Haben Sie ein Bild?“

Ein Lächeln flog um ihre Lippen, an dem man die vergrößerte Überraschung, der es entsprang, unmittelbar erkennen konnte. Aber sie schüttelte nur langsam den Kopf.

„Ich auch nicht“, gestand ich und wusste im gleichen Augenblick, daß sie das schon aus meiner Frage erraten hatte. Dann fiel ich in die wunderliche Stimmung des Morgens zurück und redete wie zu mir selber: „Ich bin wie ein ins Blaue hinausgeschwollener Fels. Hier stehe ich einen Augenblick, wie in der Flugbahn aufgehalten und bin doch schon ungerührt, wohin es weiter gehen wird.“

In ihren Augen erschien ein kleiner warmer Brennpunkt. Sie schien aufs neue aufzuwachen.

„Können Sie ein Stücklein mit?“ fragte ich. Wie vorher hatte ich so gleichsam willenlos gesprochen, selbst aus der Worte Ausflutung ersahend, was ich gesagt hatte.

„Sie stand gleich auf. Der leise Sonnenchein, der über ihrem Rücken gelagert war hinweggeschoben. Eine der meinen ähnlichen, sich ins Unbekannte hinaus werfende Fremde war offenbar in ihr.“

Eben schritten wir Seite an Seite auf dem breiten Weg.

„Ich heiße Peter Schanz“, nannte ich ihr köstlich meinen Namen.

„Victorine“, gab sie den ihren zurück.

Wir wanderten bergauf und ab. Immer

durch Wald. Die Sonne stieg hoch. Manchmal warf der heiße, blaue Himmel auf unbekannten Wegstellen eine sonnliche Wärme. Um die Spitzen der Launen glitzerte die Luft.

Wir saßen uns bei der Hand. Es kam wie alles, unwillkürlich, von selbst.

„Was wollen wir eigentlich?“ fragte ich einmal.

Sie antwortete: „Je weniger wir das wissen, um so schöner wird es sein.“

In einer Talnische stand eine Wähe, in der sich ein Wirtshaus befand. In einer Laube aus wildem Wein erblickte ich eine einzige Bank vor einem kleinen Tisch.

„Wie wäre es mit einem Imbiß?“ fragte ich. Victorine stand schon im Laubengang.

„Gut“, stimmte sie zu.

Wir ließen uns nebeneinander nieder. Ein wenig Winterkühle herrschte noch in der Laube. Victorine schlüpfte in ihre Jacke. Meine Hand berührte die ganze Haut ihrer Arme, als ich ihr half. Ich berührte mich nicht.

Da strich ihr Wind mich scharf peitschend von der Seite. „Sie sind kein Kaufmann“, sagte sie nachdenklich. „Auch kein Arbeiter“, fügte sie nach einer Weile hinzu. „Ich würde auf einem Mann stehen, der gerecht ist, zu tun und zu lassen, was er will, einem —“

„Gut!“ geber sie rasch, als ich sprechen wollte. „Ich will nichts wissen.“

„Aber ich“, antwortete ich, ihr voll im Gesicht schwebend.

„Kennen Sie?“

„Tun Sie Mädchen, gute Schulung, vielleicht nach akademischen Ehren strebend.“

Sie schweig.

„Es scheint im Leben nicht alles glatt gegangen zu sein oder zu gehen.“

Wohlwacht gestanden über Augen, daß ich recht gerate. Aber sie hatte sich festlich und ruhig sich in die heitere Gegenwart gerückt. „Nach mein Beruf?“ fragte sie lachend.

Ich eile weiter: Wohlwacht nur verwundenes Sonntagskleidchen! Wohlwacht — Gemeinheitsin. Verkaufstheke in einem der großen Kaufhäuser!“

Sie lachte hell auf: „Welch eine Gynäse forte! Empfangstheke eines Hauses! Malermodell! — Tantein! Man sieht, wie die Klassenunterschiede heute in einem verwischt sind, in der äußeren Erscheinung.“



Nichts hat heute Raum, was nicht naturgewachsen ist!

Donnerstag

In diesem Augenblick trat die Wirtin in die Laube. Sie band sich eben noch die saubere Schürze an. Dann fragte sie nach unseren Wünschen.

Ich schlug vor: „Einen Schluß Landwein! Ein wahrhaftiges Stüd Bert. Gutes Kaltes!“

Victorine flüsterte zu:

„Nichts hat heute Raum, was nicht naturgewachsen ist.“

Die Frau entfernte sich.

Gerne fiel durch den Eingang der laubigen Laube. Man empfand es bequemer. Was plötzlich herein war das Müßiggang. Es schien eben erst aus dem Schlaf zu erwachen. Das Wildwingsgeist kämpfte das heimliche gesehene, gesehene, laufende Gesehene.

„In einem kleinen Grunde“, flüsterte Victorine.

Ich legte ein wenig gegährt den Arm um ihre Schulter.

Sie sah mich wieder ernstlich an; aber nach einer Weile schenkte sie dem Auf mich garlich, den ich ihr gab.

Die Wirtin trat auf. Der rote Wein schenken lag vor auf der weißen kleinen Platte. Herrlich schmeckte der saure gelbe Wein. Herrlicher schmeckte der saure gelbe Wein. Herrlicher schmeckte der saure gelbe Wein. Herrlicher schmeckte der saure gelbe Wein.

Als wir nach kurzer Mahlzeit in den heißen Wintergarten traten, lag die Straße weiß von Schnee und wenig einladend. Aber dunkel und samthoch weich verkleinerte auch hier der Wall alle Hängel.

Einen Augenblick durchdrachte mich Angst, daß meine Begleiterin mich verabschieden werde. Aber sie wandte sich mir zu und fragte: „Was nun?“

„Jedenfalls eine lauselige verborgene Wiege“, schlug ich vor.

Sie lief dem nächsten Hügel zu. Der Fels hing ihr über dem Arm. Sie schien sich nicht zu kümmern, ob ich folgen würde. An der ersten hohen Stelle drang sie ins Versteck.

Ich hatte Mühe, mich in ihrer Nähe zu halten. Sie flammte zwischen den Büschen bergan, also über die erste Lichnung hinweg, auch über die zweite. Nirgends schien es ihr heimlich genug. Oft wiegte mir nur das Wachen ihres hellen Kleides den Weg. Manchmal war es, als schwebte ein elbischer Wahn, gleich einem Nebelhorn, leuchtend zwischen den Felsen hindurch.

Plötzlich war sie mir ganz entzogen.

Vorgab klappende Schritte stand ich still.

Da kam aus einem Junggehölz ihre Stimme wieder: „Sohe!“

Ein Bockstachel grüner Gras, ringum erst mannsche, bunte Tanne, doch oben weingrün, stoben der Himmel.

Victorine lag lang ausgestreckt. Sie winkte. „Ist es hier schön?“ fragte sie.

Ich warf mich neben sie und nahm sie in überhörmender Freude in die Arme. Die Welt rührte in unendliche Fern. Sein Tor führte aus ihr in unser Versteck.

Victorine rührte sich an den meinen. Nach einer Weile lag sie den Kopf zurück. „Wo geht es in den Wäldern zu“, flüsterte sie. „Wegen mich zu hier sein und ich hier — und keine wird wissen, wer ihn begnügt ist.“

„Wozu das sein?“ fragte ich.

„Darin liegt es doch“, gab sie zurück.

„Und wenn keine sich davon finden kann, nichts mehr zu hören?“

„Müssen geht über können.“

Dann schrieen wir. Eine kleine weiße Welle jagte zu unsern Füßen hin. Sie war schillernd. Nur innerlich schmeckte sie den Klang der Worte.

Plötzlich richtete Victorine sich auf. „Kannst du singen?“ fragte sie mit ihrer tiefen Mutterliebe. „Dort stehen? Dort stehen?“ auf einem Worte blies sie.

Ich versuchte zu singen, aber innerlich schon in irgendeiner Erwartung schweigend, wach ein neues Wunder sich mir aufsteigen werde.

„Du mußt es versuchen“, befahl sie. Sie stand auf. Sie flammte die Arme in die Seiten. Ihre Hüften wiegen sich. Wie in die Ferne lausend, auf eine Eingebung wartend, wiegte sie den schönen Kopf.

Da fiel mir die kleine Mutterstimm ein. Ich hatte vor Zeiten Fertigkeit besessen. Unwillkürlich lag ich sie aus der Tasche. „Gott ich?“

Sie lachte auf. „Wunderbar!“

„Warte noch!“ gab sie dann, als ich mein Instrument an die Lippen setzen wollte. Und schon entließ sie sich ihres Kleides und stand in einem hellenfarbenen schlichten Untergerwand, das gleich einem grünen Pflanz von ihrem Schilke überfiel.

„Leb! langsam!“ gab sie wieder.

Ich begann zu spielen. Was weiß ich was? Ich war in einem Traum. Und wie aus einem Traum kam meine Kinderstimm.

Da standen die schwarzgrünen Tanne, und vor ihnen hielten und wiegte sich und schwebte und stand wie eine zarte, weiße, lausende Blume des Wälders.

Ich dachte daran, daß unter den Büschen, die sie am Versteck schmeckte als vielleicht ihr eigen gemut, das Wort Längere aufgeschlagen war. Aber das verließ. Ich flammte. Augen und Erde waren vergangen. Ich war nicht mehr auf der Erde. Und ich warf mich auf, daß ich vor gebornem Entzücken zu spielen aufgeführt, als Victorine wieder neben mich trat und in ihr Kleid schlüpfte.

Jetzt schaute sie auf mich nieder.

Ich erhob die Arme, um sie beschützen.

„Über sie trat zurück. „Nicht mehr“, meinte sie, und noch weiter hintersitzend, sah sie leise fern: „Vielleicht denkst du auch später manchmal daran.“

Ich sah, noch immer auf sie wartend. Aber sie drang schon zwischen die Jungmannen zurück. „Kommt!“ rief sie. „Wir müssen weiter.“

Da folgte ich ihr, bestürzt, verzweifelt, schon wie von einem Hammer angezogen.

Auf dem Weg fragte ich sie: „Wohin?“

Sie schien schon immer den Plan gehabt zu haben. Sie nannte den Namen einer kleinen Bahnhofsstation, die am Fuße des höchsten Hügels lag.

Wir betraten wieder ein Gehölz. Victorine ging immer einem Schritt vor mir. Ich lief hinter ihr her, ein wenig geschlagen, ein wenig wie ein müdes, folgloses Tier. Aber es dauerte nicht lang, bis sie die Hand nach mir ausstreckte und die meine ergreifend sie wieder festhielt. Wir zu Beginn des Tages.

Wir überlegten auch diesen Hügel, wie wir alle anderen überkommen hatten.

„Als ist, als wären wir uns eben erst begegnet“, sagte Victorine.

Wir hatten kaum noch eine Viertelstunde bis zu dem kleinen Bahnhof zu gehen.

„Das kann nicht das Ende sein“, meinte ich mich abermals.

Sie antwortete nicht. Sie stand nur still und schaute nach den grünen, abschließenden Schienen des Bahnhofs, die da unten in die Weite liefen. Die Sonne war im Niedergang. Sie konnte als ein verflammerter Ball im Nebelhauch des Westens. Dieser Nebel spannte über den Ländereien. Und es wehte kühl aus der Tiefe. Vom Lärm des braunen Bahnhofsgebäudes, das ansam am Schienenstrang lag, flog düster, blauer Rauch in die Luft. Hinter dem Hause schimmerte die weiße breite Landschaft.

Victorine wendete sich mir zu. Als sei sie die Althe, stieß sie mir lauth über Stirn und Haar. „Ade“, flüsterte sie und legte noch einmal lange und fest die Lippen auf die meinige. „Du bist Erleuchtete“, sagte sie dann, „die nur Wirklichkeit werden, weil die Wirklichkeit ausgeschlossen bleibt.“ Sie hielt noch immer meine Hand. Sie ließ sie nicht los, bis wir, nichterschrocken, dem Bahnhof erreichten.

„Vielleicht sieht man er“, meinte sie.

„Was macht das?“ fragte ich trostlos.

„Mir nichts!“ antwortete sie.

Aber schon hörte man das Glockenzeichen, das die Ankunft eines Zuges meldete, und bald nachher ein ferres Rollen.

Die Straße streuten wir eilig.

Vor dem Bahnhof warteten keine sechs Leute. Der diensttunende Stationsbeamte hielt den Beschlaf in der Hand. Seine rote Mütze steckte einem sonderbaren Fern in mir.

Dann standen wir am einfahrenden Zug. Victorine plauderte, wie man vor der Abfahrt plaudert: „Platz genug im Wagen? Ich bin froh, Ich liebe es, am Fenster zu sitzen.“

Sie streifte einen der langen Handschuhe, die sie aus ihrem Läschen gezogen, über ihre Link.

Ich stand da, ohne Worte, hilflos, wie ein Opferrast, der zum erstenmal Kavaliereinstieg mit.

„Ade, Herr Peter Schum“, sagte sie laut und für jeden bestimmt, der uns sehen und hören konnte. „Ich danke Ihnen für die freundliche Begrüßung.“

Ihre Hand glitt aus der meinigen. Sie beugte den Zug. Dann erschien sie am Fenster des einzigen, breiten Zweifelhäusers.

Die Lokomotive zog schon an. Ich sah noch einmal die ganze Gegend. Aus dem Mund schwebte es mir Wohmut. Sie gehörte noch einmal mir allein. Wenn ihr Bild aus dem meinigen glitt, weiß ich nicht. Was wissen wir überhaupt, sie von mir, ich von ihr?

Der Zug entwich, ein spielendhaftes Geras in der Ferne, als ich merkte, daß ich allein auf dem Bahnsitz stand. Hinter der Tür des Stationsgebäudes wartete der Mann mit der roten Mütze. Er schien sich zu ärgern, daß sich einer unnötig lange auf Bahngelände aufhielt. Er murmelte etwas, was nicht schmeichelhaft klang. Er warf ein Wort zurück ins Bahnhofstür, irgendein lockendes für einen Kollegen bestimmtes Wort.

Da begann ich an den Rückweg zu denken. Er war unendlich. Ich war in eine ganz andere Gegend geraten. In eine ganz andere — Gegend. Ich mußte unterwegs umfragen, um nach Hause, ich mußte umfragen, um zum Alltag und zu mir selbst — zurückzukommen und wie im Leben immer sich wiederholenden Erkenntnis, daß das unendliche Glück nicht in einer Dauer gesucht werden darf, sondern im kurzen, nie vorhergesehenen Augenblick.

Hermann Sudermanns Ehe

Briefe Hermann Sudermanns an seine Frau

Von Hanns Martin Elster

Das Lesen der „Briefe Hermann Sudermanns an seine Frau (1891—1904)“, die Dr. Jungard Feig mit Hilfe von Karl Heuser und Rolf Landner sorgfältig herausgegeben hat¹⁾, wirkt gewiß für viele, die Sudermann und seine Frau noch persönlich gekannt haben, die Frage auf, ob es notwendig war, schon jetzt, nur acht Jahre nach dem Tode der Frau und fünf Jahre seit Sudermanns Hinsorge, Einblick in das subjektive Leben, das zwei Menschen miteinander haben können, zu geben. Sudermann selbst hat allerdings für seine Ehefrau dies Empfinden nicht gehabt, denn er hat die etwa 2500 Eingekriefe, deren kleinere Hälfte von Dichtern zum Verfasser hat, nicht nur dem Gottschalken Archive vermacht, sondern sogar der „besonderen Aufmerksamkeits“ Karl Heusers und der Herausgeberin anvertraut, im Gegensatz zu seinen von etwa 1890 an regelmäßig geführten Tagebüchern, deren Verfertigung erst 30 Jahre nach seinem Tode gelöst werden darf. Nimmt man dazu, daß Sudermann selbst als Wirkungsbeiziger noch in dem Roman „Die Frau des Offiziers Treubelt“ die Gesichte seiner Frau und die Not seiner Ehe als Erzähler in Dichtung und Wahrheit der Öffentlichkeit dargeboten hat, so erkennt man, daß er mit dieser Offenheit über seine Ehe wohl eine bestimmte Absicht verfolgte: Seiner Frau ein Denkmal der Dankbarkeit und seine Ehe als Beispiel der Künstlerische aufzurichten. Man muß nun geschweige zu geben, daß Jungard Feig die Auswahl nach biographisch-psychologischen und literarischen Gesichtspunkten mit außerordentlichem Takt und Besinnung vorgenommen hat. Sie hat allerdings dadurch, daß sie nur sehr wenige Briefe Clara Sudermann aufgenommen, die Bekundung der Gesinnung zugunsten der Frau verfehlen. Während Sudermanns Persönlichkeit voll in Verfassung mit, heißt Clara Sudermann im Hintergrunde, im Halbschatten.

Das Persönliche und Besondere der Sudermannschen Ehe entwickelte sich aber gerade aus der Gleichberechtigung der menschlichen Persönlichkeit, die sich hier zusammengeschlossen hatten. Sudermann hatte ganz recht, am 14. Dezember 1891, zwei Monate nach der im Selbstland vorgenommenen Ehescheidung, aus Paris an seine Frau zu schreiben: „Wir sind nicht Ehemänner wie andere, unser Band steht Notwendigkeiten und Bedürfnisse voraus, die in anderen Ehen nicht existieren. Dafür wollen wir auch feiner und selbstbewusster dastehen.“ Clara Landner geb. Schulz, Diplomistin wie Sudermann und nur vier Jahre jünger als ihr 1877 geborener Mann, war nach ihrer ersten Ehe mit dem Königsberger Wasserbau-Ingenieur Landner, dem sie drei Kinder geschenkt hatte, als Witwe bereits in eine selbständige Kräftigen und eigene literarische Produktion eingetreten, als sie 1890 in Berlin den für die Herausführung der „Ehe“ im Jahre 1889 berühmten Dramatiker kennen und lieben lernte. Sudermann selbst aber war noch besser Jugend und schwerem Kussling innerlich hinwegs in eine Ehe bereit: Die mütlich auch nicht-künstlerisch erzwungen Freiheit aufzugeben lag nicht auf dem Wege seiner Zukunftsansprüche; er sah sein Leben noch im Sommer 1891 als eine „Wägen“ an, was ihm später zwar „schwerlich und schwerlich“ lang, aber „manches Wohler“ befiel. Im Oktober 1891 erlebte er 1891 zwar „unvergessliche Tage, eine Folge von Ehenheit und Reue“, aber zugleich auch, daß Frau Clara Landner, sich nicht ganz geben wollte, „Ich will nicht, ich will nicht“ dachten. Als es dann doch zur Ehe kam, stellte sich schnell der Gegensatz her: Sudermann brauchte Einsamkeit, Stille, Isolation und äußere Ruhe zur Arbeit und fand sie in seiner kinderreichen Königsberger Wohnung nicht, Clara Sudermann aber schenkte sich nach eigenen Wünschen und fand es dem Schaffen des Mannes nicht verdrängt. Also lebten schon sechs Wochen nach der Hochzeit zwei künftigen Tren-

¹⁾ Veröffentlicht in der J. G. Beckmanns Buchhandlung in Stuttgart. Dort auch die Briefe Sudermanns.

nungen ein, die sich während der ganzen Ehe, mehr als drei Jahrzehnte hindurch, immer wiederholten und sogar über Jahresringe von mehreren Monaten, ja einem Jahr, erstreckten. Diese Trennungen haben die Ehe wahrscheinlich gewirkt! Wiederholt war sogar von Scheidung die Rede. Sobald aber die Bittern allein, jeder für sich, waren, jagte die Besorgnis und Besinnung ein, vor allem die unersättliche Erkenntnis ihrer gegenseitigen Neigung und Unentbehrlichkeit. Sie sahen, sehr verständlich, deutlich, daß die Kräfte eine fast natürliche Folge ihres menschlichen und künstlerischen Reichtums und Daseins waren. Sudermann nahm seine dichterische Aufgabe, seinen Kampf ums Dasein in jedem Sinne ernst und redete ihnen alles unter; seine Leidenschaftlichkeit, sehr empfindliche, ja auch gut Bräutlichkeit neigende Veranlagung steigerte die Not des Augenblicks stets zu Kämpfen, Hagen und Überwinden, denen immer Ausgleich zu bieten auch eine noch geübtere Gattin als Frau Clara nicht inlande war. Frau Clara wollte aber geben als Modellistin, Dramaschreiberin, Roman- dichterin sich selbst entwickeln, zu eigener Vollen- dung und Anerkennung kommen und mußte, im Überdruß mit ihrer Liebe, erfahren, daß sie als Frau des berühmten Mannes als würde durchdringen können. Es ist ein Zustand be- sonderer Art, durch die Ehekrise des Augen- blicks beiden wertvollen Menschen zu be- stehen: Es führte nach dem ersten Versuch in Königsberg schon von 1892 bis 1894 zu ge- meinsamen Haushalten in Dresden, wo die Frau mit dem Kinde lebt, und Berlin. — „Diese wahnsinnige Arbeitskraft, der Dür- regebet, schreit nachgerade Dein blühendes Kind zu werden“, schreibt Sudermann am 30. November 1893 —, dann nach dem furchtbaren Verlust des jüngsten Kindes aus erster Ehe durch einen Unfallfall während eines Besuchs Frau Claras bei ihrem Manne in Berlin und nach einer Kindererholung: „Wir gehören zusam- men, das versteht sich von nun an zwischen uns von selbst“ (am 2. Mai 1894) und zum Ver- such eines gemeinsamen Haushaltes in Dresden von 1894 bis 1895, der schließlich wieder scheiterte. An einer Aufführung in diesem Fam- ilienkreis nicht zu denken, das sah ich bald ein. Der bitterste Selbstbesinnung quälte mich vom Erwachen bis zum Schlafengehen: Warum,



Hermann Sudermann

Auschnitt aus dem Gemälde von Max Lieberow, aus der Sammlung Berlin aus der Sammlung Sudermanns des Nationaltheaters in Berlin als Geschenk übergeben

warum hast du die diese Beside geschieden, mit dem beladen du jetzt am Leben fruchtest? Im Sommer 1895 hört sich dann die Situa- tion: Die beiden landwirtschafter Kinder bleiben im Dresden Internat, Frau Sudermann kommt mit Ade, der einzigen Tochter des Dis- trets, nach Berlin, wo nun erst die dauernde Ge- meinschaft beginnt, schließlich auch bald von einem neuen Mitarbeiterin beauftragt: Clara Sudermann begann kopuliert zu werden, aber Sudermann schied: „Ich wünsche eine schlaue Frau zu haben; das geht nun einmal nicht an- den“, und so quälte sich denn Clara Suder- mann setzen ihr ganze Leben hindurch mit Unmengenstunden in Wägen und Gesangs- rufen herum. Eine Zustimmung erhält die Eheleben völlig von Sudermanns Schaffen und Kämpfen um Erfolg, Anerkennung und persö- nliche Vollenkung. Solche Zeiten schalten sich zwischen Arbeitszeiten ein, so wenn das Paar Schloß Marquise bei Lubitz 1897 als Sommer- fahrt, später kurz und nun mit allen Ersparnissen ihrer Wünsche ausstatten, wenn sie nach Italien fahren, in Rom glücklich sind oder sich auf anderen Reisen befinden, Sudermann leidet zwar an Magen und Darm,

muß auch hinstellen in Camerarien. Aber die Erwartung, die andere Luft in Würzburg oder auch in der Heimat, ein Besuch bei der Mutter in Heidelberg, in Paris oder München, Wien oder Merano hilft der Danciefamille. 1900 bekam Endemann: „Gestern Abend bin ich mit einem Gefühl voller Befriedigung vom Wien zurückgekehrt. Endlich, endlich fange man an zu atmen!“ Er fühlt sich, 43 Jahre alt, nun auf der Höhe, nimmt an den großen kulturellen Angelegenheiten Deutschlands teil, gründet den *Werthebund* und hegt sich den Arbeit zu Arbeit. Weil er aber nur sich und seine Welt sieht, spürt er — das zeigen auch die Ehebriefe — nichts von dem geistigen und künstlerischen Wandel. Völlig unvorbereitet stürzen die Angriffe Maximilian Hartmanns und Alfred Kerrs auf ihn herein, die er mit einer Artikelschilde „Vererbung in der Theaterkritik“ beantwortet, deren Folgen er bis an sein Lebensende spüren sollte. Nach dem schweren Winter 1902/03 gesteht er am 9. Mai 1903: „Ich finde angestrengt in einer Reise, die ich für die letzten halte, welche mir mein freundschaftliches Leben gebracht hat. In mir ist Künstler und Mensch in glücklicher Weise getrennt geworden ... Mir ist jammere, also fange ich von neuem an, wie ich vor vielen, vielen Jahren aufgehört hatte“, und die Qual seines inneren Zusammenbruchs äußert sich nun auch in einer neuen Ehekrise, die ihn aus Berlin fortweicht: „Was mir schwerer auf der Seele liegt und was mich während der ganzen Reise bis zum jetzigen Augenblick nicht losgelassen hat, das sind die fürchterlichen Stunden, die ich mit Dir vor meiner Abreise habe durchleben müssen. Liebe Clara, so geht es nicht weiter mit uns. Willst Du in dieser Zeit fortziehen, mit mir zu verkehren, willst Du mich mit Schmeicheleien und Bitterkeiten überhäufen, während ich Ruhe und Erholung brauche, dann ist es besser, ich gehe nicht mehr nach Berlin zurück und suche mir irgendein einsames Städtchen, wo ich einsamleben gesonnen bin.“ Endemann fand sich und ein Vergessen der erlittenen Kränkung erst wieder auf einer Fahrt nach Syrien und Ägypten im Winter 1903 und 1904, von der er menschlich ergreifende und erlebnisreiche Berichte nach Hause sandte. Der gläubigste Mann zieht sich nach der Heimkehr mehr aus dem öffentlichen Leben zurück. In München versucht er mit Frau und Toch-

ter und einigen seiner nächsten Freunde, den neuen Schaffen zu leben. Clara Endemann geht stöhnend auf ihn ein, aber man spürt, wie er sich immer wieder betäuben muß, einmal sogar in Waldhauenschen, dann wieder auf Reisen, deren eine nach Paris im 1907 von seinem betäubenden Wert befreite. Er wird aber nie das Empfinden los, daß er zu dem gehört, „die auf der Schwermut des Lebens leben“. Es waren wohl immer wieder die Spannungen der Ehe, die Endemann 1907 sogar zu dem seltsamen Neujahres-Wächterbrief brachte: „Wir wünschen uns gar nichts, sondern nur unsere Pflicht und pflegen auf alles andere.“ Damit war es aber nicht getan: „Die Camerarien sind die einzigen Günstiger, durch die wir ab und zu nach in die Welt hineinschauen“ — seit dem Frühjahr 1908 suchte Clara Endemann gewisse notwendige Symptome am Bodenlos und in der Schwere auszukurieren, so blieb ein Jahr, in dem Endemann „Das heißt sich“ schrieb und mit Tochter und Stiefsohn darüber oder auf Reisen war, fern, da das neue Zusammenleben seit 1910 in diesem Hause in Grunewald wieder glückte. Es war verflüht durch das neue Interesse des Kgl. Schauspielhauses an Endemanns Studien, das nur durch die Verteilung des Nobelpreises an Hauptmann im Jahre 1912 verhindert werden konnte, aber erst durch den Krieg abgebrochen wurde. Er spürte zwar, daß er jetzt auf dem Theater ausgeschlossen werden sollte: „Als einer, der nicht mehr aufs Theater gehört, der seinem Volk nichts mehr zu sagen hat. Das ist es. Das jagt mich Tag und Nacht herum, und das wird vielleicht auch bis zu Die herüberstrahlen“, bekannte er im April 1914.

Während des Kriegs hatte Endemann zuerst verschiedene Aufgaben für die „Zentrale für Auslandsbeziehungen“ in der Schweiz übernommen. Berichterstattung lebte er ab. Italians Tenburch schenkte ihn tief. Er beobachtete eifrig bei der Gründung der „Deutschen Gesellschaft“ im November 1915 das Aufkommen einer neuen Ordnung, während sich gesellschaftlichen Aufgaben im Kulturbund, suchte die Heimat wieder auf, jetzt für seine „Menschlichen Geschichten“ Material sammelte und wünschte für ein deutsches Theater zu kämpfen. Goerings „Geschichte“ ließ ihn erleben: „Nein, Zeit liegt an die Zeit und setzt die alte vor sich her.

Sei!" Auch er verlor im Sommer 1928 den Glauben an ein "Niederwachen des Geistes" und (schweigend) das deutsche Schicksal ging ihm tief zu Herzen und bestimmte fortan sein Schaffen und Schreiben. Die Ehe war jetzt in ruhigen Bahnen. Vorherrschende Enttäuschungen erregten nur keine Ekstasen mehr: Das Paar trug gemeinsam die Last des Nachkriegs.

Die Lebenskraft Clara Eudermanns verlagerte langsam: Am 17. Oktober 1924 war der Dichter allein. Er ist nie über den Tod seiner Frau hinweggekommen.

Die Ehefrau Eudermanns fand ein menschlich erschütterndes und geistlich hoch einflussreiches Kulturbildnis. Die Eheleichen dieses Paares erlebten und erlebte ihr Menschensein mit der Leben. Es spiegelt sich darin die Psychologie der Person wie des Zeitalters,

die Besonderheit des Dichters und das Charakteristische dieser Epoche, die das reiche Deutschland in den Abgrund führte. Man sieht deutlich, wie fundiert das Geschehen der Kriegsjahre in den Jahren zwischen 1920 und 1924 ist: Was den 1914 ab geschieht, ist nur noch ein Aktakt. Als tiefere Ursache der klaren Eudermanns, der Kräfte seiner Ehe und seines Schaffens, der Widersprüche der Zeit stellt auch hier sich eine im höheren Sinne unbegreifliche Ungeheuerlichkeit, Unbegreiflichkeit, Religionslosigkeit heraus: Eudermanns geistige Reinheit (und naive Heiligkeit) war die geistige Unmoralität des Zeitalters. Man wies deshalb Eudermanns Ehefrau als Zeugnisse menschlich-geistig-schillernder Schönheit besonders beschreiben müssen. Dieser Spiegel einer Ehe spiegelt auch das Menschensein einer ganzen Zeit wider.

Maria Waser / Land unter Sternen

Von Matthäus Gerster

Maria Waser ist eines der stärksten Erzählerinnen der Schweiz. In ihr verbinde sich etwas und mehrere Frauennaturen, Zusammenfalle und Umgestaltung mit scharfer Beobachtungsgabe und männlicher Beobachtungskraft. Ihre Heimat ist Herzogenbuchsee im Kanton Bern, das „Land unter Sternen“, wo sie am 17. Oktober 1878 als Tochter des Arztes Dr. Krebs geboren wurde. Hat hier spielt sich auch manches Schicksal ihrer Dichtungen ab. Der Vater war ein angesehener Mann, in dessen Haus bekannte Menschen wie der Maler Ferdinand Hodler, der Sprach- und Altertumskenner Georg Jander u. a. häufige Gäste waren. Aus dieser geistigen Umgebung ist es zu verstehen, daß die Tochter das Ansehensgenosse besuchte, auf der Universitäten Lausanne und Bern Geschichte studierte, den Doktorat erwarb, Reisen durch Frankreich, England und Deutschland machte und in Italien durch kunstgeschichtliche Studien ihrer künstlerischen Anlagen erweiterte. In Zürich lernte sie den Archäologen Waser kennen, heiratete ihn und lebt nun in Zollikon-Zürich.

Wohl magelt Maria Waser geistig noch in der Frauenbewegung der Vorkriegszeit, aber sie bedauert nie deren großen Verstand, daß es Aufgabe der Frau sei, mit dem Mann auf dessen eigenem Gebiet in Wettbewerb zu treten. Neben ihrer Aufgabe als glückliche Frau und legernte Mutter drängte es sie nach überlitterter Erhaltung. So schrieb sie 1913 ihr erstes Werk „Die Geschichte der Anna Waser“, einer jungen Patrizierin aus dem Geschlecht ihrer Mütter, die von Bern nach Zürich kam, Malerin wurde, zweimal auf Frauenzweig verbannt wurde, aus ihrem Leben in die Kunst flüchtete und sterben mußte, als sich ihr der Weg zur Höhe öffnete. Von weiteren Büchern sind zu nennen die Novellen „Von der Liebe und dem Tod“ (1920), „Die Narren von gestern“ (1924) und der Roman „Wende“ (1929). „Wenn ich meine Arbeitszeit auch einem hochbelasteten Alltag schwer genug abringen muß“, sagt die Dichterin von sich selber, „ich werde mir immer wieder legendäre meine Traum- und Schaffensstunden erobern, denn Dichten heißt für mich heimkehren, und nur vermöchte einem

den Heimweg zu verlegen, wenn die Heimat ruft?“

Die Erzählungsbuch „Land unter Sternen“⁷⁾ ist kein Roman im gewöhnlichen Sinne, obwohl es mit Menschenjagdspielen bis zum Rand gefüllt ist. Alles ist darin feins- und knospenhaft. Dies „Land unter Sternen“ ist Maria Wajers Jagdland, ist ein Stück ihres Lebens, ihrer Seele, ihrer Heimat, des bewaldeten Dorfes Serjagenbuchje zwischen Alpen und Jura, das Alpen noch nahe genug, daß man spüren kann, wie sie zu einem gehören, das Jura so fern, daß er den Himmel nicht mehr begrenzt, sondern das Meerans wie eine Sommerwolke, des Abends wie ein schattenspielerischer Raum vor dem Himmelsgelb steht. Dort liegt das Dorf, auf dessen gepflasterten Platz mit dem Viechbohnenkraut fünf Stroheln geknauert haben, Randorn stehen die folgenden Häuser: das lange Wirtshaus, das mächtige Kornhaus, ein paar gelbliche Bürgerhäuser mit dem die „Bonne“, das stattliche Wirtshaus weiterhin, mit Freitreppe, Terrasse und einem berühmten Baum, in dessen sechs großen Laubspiegeln an der Fassade man die „Brenner Mädchen auf dem Köpfen tanzen sehen“ konnte.

Und welche seltsamen Menschen leben nicht in diesem Dorfe! Da war der Herrschur Ali, ein kleines schmalbüchsiges Männchen mit dünnem Bart und gelbem Anglin, der aus einem pinderten Damskitten ein hochschreierger Patrippstamm geworden war, der es, ein rotes Samtschäppchen auf dem Kopf, vor seinem Hause auf und ab wandelte und für seine Zeitung Berichte machte, die Lachen und Schimpfen zugleich erregten. Da war die „Napoleonaria“, von der man nie genau wußte, was sie trieb, die Walsjägerin, zu der die Leute des Nachts kamen, und da war vor allem der Brenner „Bierhülsen“, in dessen Gaststube das Gelächter beinahe die Mauer sprengte. Von weiter kamen die Gäste zu ihm, um seine lustigen Sprüche, seine Verse, seine merkwürdlichen Vorstellungen der Leute und seine merkwürdigen Gesichte zu hören. Denn Bierhülsen war eine richtige Galaxyspiegelndatur, die das ganze Dorf umstrahlte. Freilich, er hat jung daran glauben müssen. Ein ganzes Buch konnte trocken mit seinem Stroheln gefüllt werden. Neben

dieser lauten Welt gab es eine stillere. Das waren die alten Weisheitsler, die der Landadel, die keine vernehmen Namen trugen, ursprünglich Bauern, mit dem Boden verwachsen, die das, was ihnen wertvoll geworden war, wie ein Allerheiligstes verachteten. Da gab es Häuser — unter war vielleicht ein Kramladen drin —, in deren Stuben mit einem, schönem Gerät erlehnte Bücher, Klügel von edelstem Holz, Bilder von hohen Kunstwerk zu finden waren, wo man feilsche Stunden erleben, klangvolle Sommerzeit von Klüffeln ausgeführt hören konnte, wo große Menschen leidenschaftliche Gespräche über philosophische und künstlerische Probleme oder über brennende Tagesfragen führten. Von Bern, Solothurn, aus der ganzen Welt kamen sie her, lauter abseitige, festerbare Menschen, die sich nur in einem glichen: Sie haben alle Gropes gesucht, manche auch gefunden. Ferdinand Heller, der große Maler, war darunter und Emil Milan, der geniale Regisseur. Aber auch unter den Dorfweisheitern gab es ungewöhnliche Männer: Der Organist, der „aus dem Katholischen gekommen war, aber ein Aussehen hatte, als ob selbst gefrorene Preiskammern in ihm festten, wenn er lang und stetig das Dorf herankam, die Hände auf dem gestrichen Rücken, und über sein rotes Wäntlein und seine Laubfleckennase hinweggeschleifte“. Wenn er Orgel spielte, schien es einem, als ob in allen andern Kirchen nur gedehrgelst werde. Er führte nie seinen Ober die großen Werke der Klassiker auf, und die Dorfjugend pfliff über ein Vokallied als einem Bassbrenner.

Es war die Heimat der Dichterin, wo ihr Wirtshaus stand. Der Vater, ein Arzt, dem Dorfchen eine Lebenskraft war, der rasselte die Natur beobachtete, die Beobachtungen erdweit, überall nach Ursachen und Zusammenhängen suchte, dessen Erleben nach Wagnis die Befahrung des Unbekannten verriet, führte die Tochter in die Geheimnisse der Natur, vor allem des Sternenhimmels ein. Er war eine gegenwärtliche, weitgespannte Natur, die es nicht leicht hatte, die innere Einigung zu finden und sich in die bürgerliche Ordnung einzufügen. „Er meinte er wohl gelegentlich unberechenbar gewesen und wunderbar wie das Meer . . .“

Aber das Leben unserer Mutter glück dann. Etwas, Etwas stand und unerschütterlich sicher machte er selbst, unerschütterlich dem Ziel entgegen,

⁷⁾ Veröffentlicht in der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart (1936) und mit dem gleichen Buchtitel bei Schöningh-Schöningh, Bielefeld.

und schon ist der Gang seiner fernen Stellen und seine heimliche Erlösung, das unten auf weitergeronnen Grund, Wegung. Sie brauchen nicht nach außen zu blicken und die Erlösung des Weltalls zu beabsichtigen, um des glücklichen Weltens selbstlos zu werden. Sie mag es in sich mit unbewusster Sicherheit. Nie hat sie an ihren gescheitert, nie hat es sie geteilt. Alles Suchen im Dasein, alles Suchen und Philosophieren erschien ihr als Ausbleiben von der Unveränderlichkeit dieser inneren Erlösung. Und ihre Sicherheit übertrug sie auf uns. Sie wurde uns zum Halt und Wegweiser, sie gab uns die Kraft.

Ein der geheimnisvollsten Typen des Dorfes war die „große Frau“, die man nie anders als schwarz gekleidet sah. Ihr Mann war nach langer Ehe im Indien gestorben und hatte ihr eine Tochter hinterlassen. Man glaubte, jene eintönte Ehe sei eine tiefe Angelegenheit des Westens gewesen, und obwohl die „große Frau“ ihre Tochter mit Georg heimlich erzieht, schien doch der Name ihrer Mutter ihr nicht anzupassen; denn das Rätsel und Verborgene ihrer Natur war mit der Wärme des Wortes „Mutter“ nicht vereinbar. Das Schicksal stellte sie vor eine große Aufgabe. Als der Kriegsausbruch seine Wellen in das Dorf warf, sammelte sie die Frauen und führte sie zum großen Hülsenberg für die Erlösung der verschütteten Armer Dorfbewohner. Und als das Glück ausgegangen war, richtete sie die Frauen auf dem Weg des Wohlstands und der Nachschleife fest. Als dann ihr junger Vater, der Arzt war und später der Vater der Dichterin wurde, ins Dorf kam und ihr den Weg in die Häuser des Landes und der Not zeigte, wurde sie die große Helferin, deren Willen und Kräfte nichts zu viel war. Sie gründete Schulen, kaufte eine alte, schmutzige Herberge und wandelte sie zum sauberen Arbeitsheim mit Kellern, Lesezimmer, Musik- und Spielzimmern. Zahllose Kinderlächelungen trüben sich durch ihr Haus mit den ersten Tritten, den ersten Schritten und den vielen Schritten. Mit dem Beginn der ersten Jahre der Musik, und an den Dorffesten leitete sie die Mädchen zum Reigenstehen an. Aber es war ihr nicht genug, mitschwingen in den Wegen, die sie aufstellte.



Maria Waser

Hoch. Hoch. Hoch. Hoch.

Die Beschreibung der Deutschen Dichtung. Stuttgart

Sie warnte alle mit ihrer scheinbaren Verstandeshähe und ihrem unbeteiligten Zorn, und erst viel später offenbarte sich, wie glücklich diese Frau einst in der Liebe zu ihrem Mann gewesen war. Sie war groß und zierlich wie die Frauen der ersten Generation, der als junger Künstler ihre Tochter mit der Schiefertafel annahm.

Wohl die schlankste Figur des Dorfes war der Vater, „Käse“, ein blauer Hund mit magerem Körper, großen Kopf, dumpfigem Haar und merklich gekrümmter Stirn. Der Vater, ein langaufgekaufter Mann, war Juchend, dessen Gedanken mit

laßigen Hören weichen berührt waren. Bekannt wurde auch bald der Kabi, zuerst in der Schule, wie er sich zum Verstand anwandte. Er besaß nicht nur eine großartige Buchsammlung, lernte ganz allein Italienisch und Russisch, er wagte Ausgrabungen am See, fand dort Pfahlbauüberreste und durfte seine Funde sogar als Schätze in den höchsten Salzen der „Vollendung“ beschreiben. Kein Wunder, daß Harter und Lehrer des Vater bestimmen wollten, den Kabi zu führen zu lassen. Aber der Vater erlaubte es nicht, daß der Bub selber hinaus wolle als er selber. So wurde Kabi Kaufmann. Doch Seine Wist sich nicht anerkennen. Kabi zog in die Welt hinaus, lernte Ausgrabungen, machte wichtige archäologische und geologische Entdeckungen und wissenschaftliche Entdeckungen, wurde Schriftsteller, Musikwissenschaftler, zog dann schließlich wieder in die Welt hinaus, um ein weltweites Unternehmen ins Werk zu setzen. Da brach der Weltkrieg aus, gestörte alle seine Bestimmungen und schwenkte ihn als solchen Mann in die Heimat zurück. Dieser wunderliche Mensch war alles: Historiker, Chemiker, Ingenieur, Geologe, Schriftsteller, Journalist, Entdecker, Erfinder, vor allem aber Kämpfer für die Idee. Kein Wunder, daß sich um ihn die Kreis bekanntester Menschen sammelte. Das Wirken seiner letzten Jahre galt der Annäherung der beiden ältesten Demokratien: Griechenland und Schweden.

Das war ein schlaues Schauspiel, wenn in den einzigen, telegraphischbedienten Raum des Schiffs, wo sich jene Menschen gesammelterten, die, dem Namen nach seine Aufwache und Begleiter, in Wirklichkeit die von ihm geleiteten und inspirierten Mitarbeiter an gemeinsamen Sache waren und unter denen man manche hohe Kunst erleben konnte. Da das Schiffsleben nur drei Stunden Platz gab und viele ständige Fragen, mußten die meisten Personen schlafen nur oft mit Besprechungen, Diskussionen und Besprechungen verleben; aber es waren auch keine Besprechungen und Besprechungen, die da gehalten wurden: sie waren, oft lustige, oft lebensschmerzliche Sitzungen und Besprechungen, immer beherrschte, aufschreibend und beschreibend durch das geschickte Werk Kabis, der jeder Fremdsprache die Seine Vertrautheit und Verstand des Deutschen beizubringen verstand. Sitzungen und Besprechungen; aber in diesen Besprechungen wurden oft wichtigeren Ideen gewonnen als in den stundenlangen Sitzungen der Besprechungen: denn hier ging es nicht um politische Dinge, sondern um die wissenschaftliche Sache gegenseitiger Verständigung und Hilfe, um die

geistig-wissenschaftliche Verbindung und wissenschaftliche Förderung geistiger Kinder.

In diesem Dorf gab es auch einen „langen Freier“. Da waren die Frauen schwarz gekleidet zur Kirche, zur Frauenprozession, aber eingehende Weiblein, doch auch junge, mit schwarzem Leib und bleichen Gesichtern. Und dunkel sind die Schicksale der Frauen, die auf dem Platz ihre Waren stillen. Da ist das „Gammeln“, das jeden Leben einen Blumenstrauss schenkt und mit dem zweiten Besuche begibt scheint. Da ist die Diskretion, deren schwarze stielte Augen zur „Gemein“ hineinblicken, wie einst der junge Mann um Traut verführt wurde. Und die schöne, lebenslustige Wirtin lockte dazu, Mutter von zehn Kindern, begabten Kindern, von denen jedes anders aussah, die einen braun, die anderen schwarz, die anderen ganz blond wie die Tochter des berühmten Mannes, den man „Beren“ nannte. Wie sah sie glücklich aus in ihrem weichen Schilde und frohen Lachen! Wie tat sie an dem Frauen Tisch mit ihrem Augen und ihrem Mund! Ach, der Wein und das ungeheure Blut! Aber dann kam das große Mähen. Jemand hörte der Zeit in der „Gemein“ an, und das Glück war zu Ende. Dann war da im Kaufhaus der Hof-Arbeiter, der als armer Zwanziger die reiche Schwägerin geheiratet hatte, der zehn Jahre seines Lebens opfern wollte, um als Dreißiger das Leben genießen zu können. Aber die Alte wurde fast hundert Jahre alt, und als sie starb, war der Mann ein erlebter Mensch. Und dort in dem Hause mit den vielen Fenstern, hatte da viele Gedenke Kellers Brand gegeben, die in dem Tod ging, als eine verdammt lange Frau sie vor dem Brandsturm warnte, der allmählich den Wein jagten war? In ein paar stillen Stunden hat der Dichter seinen ruhigen Schmerz verstanden, die mit dem Worten beginnen: „Du stellst rasen, und ich steh dich, Ich steh deine Ruhe, läßt Zeit, Ich wecke dich im tiefen Morgenrot Und wecke dich, wenn Schlaf die Welt bedeckt ...“

Mächtig sehen die Häuser des Dorfes da, ein jeder mit einem anderen Gesicht, mit Verheißung und Drohung. Die Kirche sagt als Beschützerin an, macht wie zwei und

Bestimmung über allem. Aber wenn man hin-
ausgeht und auf die Hügel steigt, zu den Panora-
mas, da erscheint das Dorf wie zufällige Zeug-
nis. Da weilt sich der Blick über das Land mit
Wäldern, Feldern, Wäldern. Da liegt er über
Täler und Hügel zu den Abhängen hin wei-
ten Flur, und man spürt überall das Ganze,
spürt Einheit. Und hier leben Menschen, die
in ihrem Bewußtsein den Ernst dessen tragen, der
Verantwortung hat, wie jeder Bauer, den die
Natur zum Herrschen am Gange
ihren Vaterhauses trägt:

Einem alten Bauern, dem mit je einem
kleinen großen Acker, kleiner Kiste, zerstreuten
Mäusen, kleinen Ähren. Er steht seinen Blick
freundlich ab und ging dann plötzlich vom Haus
weg, die leere Straße aus. Aber warum fand ich
seinen Vater sehr ernst. Hatte er den Mann ge-
sehen? Hatte er ihn etwas angestarrt? Jetzt gerade

habe ich ihn lange gesehen, daß sein Gesicht un-
bekannt, unpassierbar sei und er nur mehr ein paar
Menschen zu leben habe. Und erst Bedacht hat er
mir für meine Offenheit, die es ihm jetzt noch möglich
mache, seine letzte Zeit richtig einzurichten. Nicht da,
schonmalen gehen diese Menschen ihren Schicksal
ausgehen.

Und ich stelle mir den Mann vor, wie er durch
seinen Frühlingszug ging, allein, den Tod in sich, den
abgeschlossenen Lebensweg vor sich, und dachte,
wie er die paar Monate noch am besten anordnete,
und es dachte mich, ich habe mich nie etwas je
begegnet, und die Freiheit auf seinem Bewußt-
sein mit mir ein Festhalten. Und doch war es
kein Festhalten, kein Bewußtsein und Festhalten, sondern
einfach einer, der sich bewußt genug der Lebensart
bevor dort oben. Denn, wenn sie auch im Grunde
nicht anders gemacht sind als wir, in einem sind sie
anders: Diese Menschen dort oben machen sich nicht
was, und sie haben keine Angst. Darin liegt der
höchste Unterschied.

Antoine de Saint-Exupéry

Nachtflug

V o n K U R T M Ü N O



Antoine de Saint-Exupéry
Dietrich, K. Paris, France

Saint-Exupéry, der Dichter, der ein
Wort Kampf aus dem Alltagsleben mit
sichem Verstand vor uns hinstellt, ist ein junger
Mann im französischen Luftwaffen, der selbst
in Nordafrika und geistvollen Dingen
Vermittlung geleistet hat, um die menschliche
Linie Gajetanus—Daher zu sehen. Ein
Roman „Nachtflug“, für den er in Frankreich
die hohe Auszeichnung des „Prix Femina“ er-
halten hat, steht auf dem sicheren Grundstein
des eigenen Kampfes, die ihm letzte
Anschaulichkeit geben. Charakteristisch für die
geistige Haltung des jungen Fliegers ist eine
Briefstelle, die uns André Gide in seinem Vor-

wort zu dem Roman „Nachtflug“ berichtet:
„Ich habe glücklich eine kleine Selbstent-
scheidung: zwei Tage und zwei Nächte unterwegs,
mit elf Mann und einem Mechaniker an
Bord, um ein Flugzeug zu bergen. Alles ist
schon entschieden. Zum erstenmal hat ich Angst
mit einem Kopf gegen den. Jetzt weiß ich
wenigstens etwas, wie es etwas auf mich wirkt:
ich war viel ruhiger als die Mannen. Aber ich
habe auch begriffen, was mich immer verunsich-
ert hatte: weshalb Plato (oder Aristoteles?)
den Mut der niedrigste Flugstufe unter den
Tugenden zurechnet. Nicht gerade sehr als Ge-
fühl, aus denen er sich zusammensetzt: ein biß-

den War, ein tiefem Einsein, ein gut Teil Trug und ganz gewöhnliche Speculation. Wer allem auch ein geübterer Geist physischer Kraft . . . Wie wider wirt' ich einen Menschen kennen, der nichts als mensch ist." Ein Mann wie Saint-Eupéry, der selbst in seinem schlichten und ansehnlichen Pilotenbasin bewiesen hat, daß er die Tugend des Mannes besitzt, darf so sprechen. Dieser Abstand zum eignen Erleben, der aus dieser kleinen Distanz spricht, gibt ihm auch die dichterische Echtheit für das Leben der Flieger, die jeden Tag bereit sein müssen, ihr Leben für die glückliche Durchsicherung eines Fluges hinzugeben. Der König des Ursprünglichen, der aus seiner Darstellung des fliegerischen Erlebens spricht, stellt seinen Roman in die erste Reihe der Fliegerbücher, die uns die moderne Literatur geschenkt hat.

Drei Fliegengeräte lassen ihre Motoren über den weiten Luftschiffen Südamerikas kreiseln: sie kommen von Chile, von Paraguay und von Patagonien, von Westen, von Norden und ganz aus dem Süden, und sie haben ein Ziel: Buenos Aires¹⁾. Dort wartet auf sie schon eine andere Maschine startbereit, der Europafahrer, der die Post, die so in einem ganzen Erdteil gesammelt haben, von ihnen übernehmen und ihnen fernem Bestimmungsort zu tragen soll.

Die Piloten fliegen in den sinkenden Abend, der das Land unter ihnen in ein reiches und fast zärtliches Licht taucht. Hinter ihnen die Berksauner sprechen mit den Enten, auf denen sie noch landen werden: „Wie ist das Wetter bei euch?“ — „Klar, Luft, kein Wind“, heißt es dann vielleicht, oder: „Im Westen sehen Gewitter am Horizont, bei uns Wetter gut“, oder: „Leichter Wind nordwestlich, der kommt gut lauten.“ Alles ist vornehmlich vorherbestimmt, jede Minute fast vorherbestimmt, es muß fliegen, sonst ist der ganz Fahrplan über den Ozean gegeben, und es wird fliegen — wenn nämlich nicht ein plötzlicher Stollen von den Auen her überfällt und die friedliche Landschaft unter ihnen, die's Hunderte von Kilometern Strecke, die's Inseln und umgesessenen Gebirge mit seinem Sturmwand bedeckt, der den Flieger mit einer Wucht läßt die Gefahrgänge zu überfliegen oder hilflos am Boden zu geschehen.

Auf dem Flugplatz in Buenos Aires herrscht aufgeregtes Leben, Räder, der unverantwortliche Leiter des ganzen Fluges, weiß, um was es sich für ihn handelt. Solange nicht alle drei Passagiere glücklich wieder gelandet sind, hat er keine Ruhe. Er trägt die Verantwortung für seine Leute, die er hinausgeschickt hat, in der Nacht einen gefährlich lauernden Landsturm zu überqueren, durch eine Atmosphäre, die in der einen Stunde freundlich lüthelt und in der nächsten ihr wildes Antlitz aufscheint. Er trägt diese Verantwortung nicht leicht, nicht so, wie manchmal die Vorgesetzten die Verantwortung für den Untergebenen trägt. Diese Nächte des Wartens auf die Ankunft der drei Passagiere sind ihm stets von neuen Stunden unerträglich Qual. Was ist die Aufgabe des Fliegers dagegen! Er hat sein Ziel, er sitzt hinter dem Instrumentenbrett und weiß, welche Gebalderung er jetzt und welche er dann machen muß, um einem tödlichen Bodenschlag, einer Quirlstürme zu entgehen. Er, Räder, muß warten, warten, und von dieser fast unerträglichen Spannung erlöst ihn²⁾ allein die glückliche Ankunft der Nachflieger. Er war es gewesen, der die Einrichtung der Nachflüge auf den Südamerikanerlinien durchgeführte hat. „So ist für uns“, so hatte er dem Aufsichtsrat erklärt, „eine Lebensfrage, weil wir den Verpöner, den wir tagtäglich vor den Eisenbahnen und Dampfstraßen gesehen haben, jede Nacht wieder verlieren.“ Wie war man ihm da gegenübergetreten: Die öffentliche Meinung würde die Opfer nicht zulassen, die die Einrichtung der Nachflüge fordern wird! „Die öffentliche Meinung“, hatte er darauf nur zu entgegnen, „die lüßt man nach jedem Willen!“ Und bei sich hatte er sich gedacht: Was lebendig ist, steht alles beiseite, um zu leben, auch die öffentliche Meinung und die Ansicht von Aufsichtsräten. Der Gedanke, die Wache des Fliegerlebens durch die Einrichtung von ständigen Nachflügen um ein ganz Endes verwandte zu machen, hatte ihn gepackt, ließ ihn nicht wieder los. Man forderte ganze Ausgaben von ihm, nach welchem Grundstücken er alle Gefahren ausschalten gedächte. „Die Erfahrung schafft Grundstücke“, war seine Antwort, „die Grundstücke gehen niemals der Erfahrung voraus.“ So hatte ihn ein Jahr Kämpfe mit dem gaudernden Aufsichtsrat gekostet, aber er hatte es geschafft. Und nun lag die Verantwort-

¹⁾ Buenos Ayres, Saint-Eupéry, Nachfling, Roman, Verlag G. Fischer, Berlin.



Auf Seereise über dem Weltmeer
Hans Justus

tung auf ihm wie eine schwere Last, von der er nie befreit werden möchte.

Der Flugtag beginnt sich zu beloben, der Chäloflieger nickt, daß er die Lister von Barones Mies in Sicht habe. Einer ist glücklich gerückt, etwas vom schweren Gewicht der Verantwortung scheint sich zu lösen. Schimmerfer flammten auf, langsam nimmt das Geräusch des Motors zu. Da wendet der glänzende Leib des Fluggenosses von einem Lichtkegel gepackt, nach weiteren fünf Minuten steht der metallene Vogel vor seiner Halle. Langsam und behutsam steigt der Pilot Pelletier vom Führersitz herab. Er hat einen schweren Schlag hinter sich, über dem Boden hatte ihn ein Windstoßarm gepackt, und erst jetzt, da er friedlich und geordnet wieder im Boden ist, überfällt ihn das Gefühl der Befreiung, daß er wieder da ist, in dieser Stadt mit ihrem kalten Gerüche, ihrem Traum, ihrem Lichte und ihrer Wärme. Die Befreiung, die hinter ihm liegt, scheint ihm plötzlich unendlich gewachsen wie ein Traum, aus dem man schwerigebadet erwacht. Jetzt fällt es ihm schwer, sich noch zu erinnern:

Er lag friedlich über die Kante der Trümmen hin

auf. Die Schneefallen des Winters ruhten auf ihnen mit der ganzen Wucht ihrer Stille. Die Schneefallen des Winters hatten ihren Frieden gebracht über diese Eisenmassen, gleichwie die Nebelstunde über ihre Bergen. Auf gewalttätig flüchteten hin kein Mensch, kein Schneehauch, keine Kugel. Nur jenseits der Schiffe, an denen man in schmerzhaft harte verströmt: nur Schneefallen, in ihren Gelenken hin ab, nur hundert Jahre Stille.

Im Gebiet des 17. Jahrhunderts war es gelassen . . .

Obwohl er ganz ruhig lag, transfixierte er die Städte von den Eisen. Jemand etwas berühren sich war, das er nicht begreift. Er straffte seine Muskeln wie ein Tier, das zum Sprunge ansetzt, aber wachte er schmerz, alles war ruhig. Ja, ruhig, aber mit einer stöhnenden Gewalt gelassen.

Dann hatte sich alles gelöst, gelöst. Die Schneefallen, die Dits, alles wurde klar und hell; man sollte sie wie einen Schiffschiffel durch den kalten Wind stoßen. Hat dann schien es ihm, als ob sie rings um ihn her sich in Bewegung setzen und wendeten und wendeten, gleich Nebelstößen, die sich zum Kampf erheben. Hat dann war plötzlich in der Luft ein Geräusch da, das glitzte dem Schneefallen entlang und wachte sich wie ein Schiffe aus. Er wachte den Kopf nach rückwärts, um dem Auszug zu suchen für den Fall, daß er zum Niedrig gelangt sein würde, und das Ding stürzte her: die jungen Kerkelchen hinter ihm schienen in Bewegung.

„Ich bin verloren.“

Von einem Teil vor den Kopf der Ehre auf. Ein Falsch von Ehre. Dann von einem goldenen einen neuen. Hat je zusammengefallen sich alle Dinge, einer nach dem anderen, wie von einem unglücklichen Kaiser der Krone nach in Brand gelegt. Man flog die ersten Ideen auf und die Bekämpfe um den Namen begannen zu kochen.

Bestimmte Befehle und angeregten Zustände blieben nicht wenig: er fand keine Erinnerung mehr in sich an die gewaltigen Dinge, die ihn hin und her geschleudert hatten. Er wusste nur noch, daß er sich selbstständig herausgeschlagen hatte in diesem weltgenauen Fliegen.

Zugriffs sind schlechte Nachrichten eingetroffen: Der Patagonienflieger scheint in eine Unmöglichkeit geraten zu sein. Der Telegraph beginnt zu spielen, weißig Polarisstationen längs der Fluglinie werden angestrichen und um Wetterberichte gehen, die Zustände auf zweitausend Kilometern hin haben den Befehl. Buenos Aires scheint zu beschleunigen, wenn sie etwas von dem Fliegen hören. Die Meldungen lauten nicht günstig: Gewitter überall im Flug, Blitze am Horizont, Wetter sehr schnell (ein böses Zeichen), beginnender Sturm. Langsam verdrängen sich die Wetterberichter: Deren sind im Zustand die Telegraphenstationen zum Teil zerstört. Ein Falsch kommt aus dem Zentrum, von den Kontrollen. Er sagt die ganze Strecke entlang, dem Meer zu. Jede neue Meldung scheint eine neue Beobachtung des Fliegers. Mit zusammengehörigen Falsch nimmt einem Kinder die Nachrichten entgegen. Vielleicht ist es dem Flieger doch gelungen, sich nach rechtzeitig vor dem herannahenden Unwetter zu retten. Aber kein Zweifel, der eine Befestigung seiner Hoffnung ist, nur die einzig gleichbleibenden Meldungen: Strecke gelöst, Falsch mit vierzig Meterstunden nachwärts.

Zugriffs ist auch der Flieger aus Spanien eingetroffen, aber von Falsch, dem Falsch des Patagonienfliegers, noch immer kein Falsch. Hier in Buenos Aires kochen die Falsch, schmeckelt die milde Nachtlust, rascht leiser Wind in den Palmen. Während einige hundert Kilometer südwärts ein Fliegen auf Leben und Tod kämpft.

Frau Falsch ruft an, ob ihr Mann selbstständig eingetroffen sei. Kinder liegt, schlecht Vergleichlich vor, eine kleine Verletzung, je etwas ist ja nichts Schlimmes. Er weiß, die beiden

haben vor nicht allzu langer Zeit geheiratet, er weiß, Frau Falsch hat schon den Koffer geschickt, mit Namen des Falsch geschickt. Ihr junges Glück wartet der Erfüllung. Er heißt die Falsch zusammen. Schwere Wetter im Süden, gewiß, aber Falsch ist ja ein erwarteter Flieger, sicher hat er schon Schwere überstanden. Die Verantwortung drückt, wird schwerer. Er erinnert sich, daß ihm einmal ein Ingenieur zugesprochen hatte, als er über einen Verwandten, der kein Bau einer Brücke veranlaßt war, gebragt stand: „Ist die Brücke da ein geschickter Befehl wert?“ Nein! hatte es da in ihm aufgeschrien. Aber warum können wir Falsch auf Falsch, nur um einen Wissenschaftler, einen Falsch zu bauen, eine Fluglinie einrichten? Immer wieder handeln wir ja, als ob es etwas gäbe, das ein Menschlichen ein Wert übersteigt. Ist es die vielen Falsch wert, daß ein Brief aus Spanien oder Bahia Blanca bis nach Paris oder Berlin nur noch acht Tage braucht statt wie früher vier Wochen?

Während diese Gedanken auf Kinder einfließen, klappt Falsch, der Pilot des Patagonienfliegers, seinen großen Kampf. Mehr als ihn die Nacht. Sie führt weiter zu einem Falsch — alle sind ja von Unwetter bedeckt — noch zum Morgen: In einer Stunde vierzig Minuten wird der Brennstoff zu Ende sein. Und dann? . . . dann wird er sich Kindschaft in die Finsternis hinablassen müssen, auf Falsch mit Unwetter. Überall um ihn, über ihn, unter ihm Unwetter, jede Verbindung mit der Erde gelöst. Er weiß nicht mehr, wo er sich befindet, ob ihn der Sturm vielleicht schon von der Fluglinie abgetrieben hat. Er läßt eine Leuchtbohle aufsteigen. Immer unter ihm, um vierzig Grad hat es ihn verfehlt. Jetzt weiß er, daß er von einem Falsch gepackt werden ist, der ihn vor sich her treibt. Wilde Gedanken fließen um ihn ein. Wenn er jetzt die Hände vom Steuerabstößt, dann wäre alles vorbei, wenige Sekunden vielleicht noch, dann bräuhet er nicht mehr diesen unruhigen Kampf aufzusuchen gegen Unwetter, die doch stärker waren als er. Aber da denkt er an den Steuerabstößt hinter sich, dessen Schicksal mit dem seinen unruhig belächelt verknüpft ist. Nein, kein Absteigen, kämpfen bis zur letzten Sekunde, so schnell er geht sich ein Flieger nicht. Und es ist, als wollte



Der „Europafurrier“ über dem Hafen des kleinen Alons
des Julets

Ihm das Schicksal eine Antwort geben: Er blickt aufwärts, sein Herz stellt einen Augenblick — drei Punkte leuchten über ihm durch einen Wellenschlag. Ein wahnsinniger Hunger nach Leben überfällt ihn, er schenkt seinem Apparat außer, er fliegt über die Gumpen hinaus. Stille, Ruhe, unter ihm die Wellen wie weiße Schneeberge in wilden Aufzehr. Er denkt nicht mehr daran, daß der Benzinfließ zur Neige geht, er fährt unter dem schalldruckten Stromer wie auf einer gemächlichen Spazierfahrt über Land ...

Der Juleter auf dem Flugfeld in Buenos Aires reicht Krieger ein Telegramm hin: „In bestausendsechshundert über dem Ozean abgeschritten. Haben selbst Kurs Ost landeinwärts, da wir über See abgekommen waren. Haltet uns alles Hochwert. Wir wissen nicht, ob wir immer noch über See sind. Tellt mit, ob ich Haverer landeinwärts erkräft.“

Buenos Aires antwortet: „Haverer überall im Juleter. Wieviel Betriebsstoff habt ihr noch?“

Haverer klappt ein: „Eine halbe Stunde.“

Nach dreißig Minuten, dann war das Flugzeug veranlaßt, in einem Zellen hinstehenden, das es herumgerollt und am Boden gerolltem würde. Nach dreißig Minuten — eine

kurze Zeit, wenn dann die Ereignis beginnt. Haverer hat, man hat zu dem Koffer und die Blumen unruhig gerührt ...

Krieger rückt sich auf. Zuhlen steht auf der Verfluchliste, aber der Betrieb geht weiter. Telegramm an die Nordstationen: „Sehen bedenkende Verzögerung des Patagonienfluges vor. Am Europafurrier nicht zu sehr zu verzögern, werden wir Patagonienflurier an den nächsten Europafurrier angeschlossen.“ — Es kommt nicht jede Nacht ein Juleter, damit Krieger und auch mühsam schlafen, als er die Depesche liest.

Ein ... Niederlage ... Viele Worte haben ihren Sinn. Begriffe, Bilder, unter ihnen das wahre Leben sich regt und eben wieder neue Bilder schafft. Ein Eins blüht die Welt, eine Niederlage nach es aus. Die Niederlage, die Krieger willens hat, ist vielleicht eine Lehre, die ihm selbst ein Juleter bringt. Das Geschehen allein gilt.

In fünf Minuten werden die Aufschall der Stationen abgelesen haben. Auf fünfzehnhundert Kilometer hin wird das Brausen des Lebens wieder hören, und alle Juleter und Juleter werden darin ge-
legt sein.

Schon steigt ein Orgelklang auf: das Flugzeug. Mit Krieger steht mit langsamem Schrittem an sein Leben zurück, durch die Scherben flüchtend, die sich unter seinem hartem Fuß haben. Krieger der Größe, Krieger der Ereignisse, die die Luft in-
nen fliegen.

Der Dammbau

Von E. B. Erich Lorentz

Margarete Boie, die mehr als Hünslers-
Hilge, geht ihren Weg als Kinderin
des Schicksals, das das Urdorf der Freisauernden
im Ablauf von Jahrhunderten der Zivilisation,
dem Geschehen der Weltentwicklung auszu-
leben. Sie wurde zur Vardin des nördlichen
Inselreichs.

Am 22. Oktober 1880 wurde sie, eine Tochter
altpreussischer Gesichts, in Berlin ge-
boren. Von ihrer Erziehung schreibt sie einmal:

Ich konnte noch aus jener Zeit, da die wenigsten
Mädchen auf einen Beruf hin erzogen wurden. Meine
Schulbildung war so mangelhaft, daß ich nicht ein-
mal den Mut hatte, aufs Lehrerseminar gehen
zu dürfen. Mit 21 Jahren besuchte ich die Handelsschule,
auch dann als „schulpflichtige Schülerin“ eine
Erziehung im Dampfer naturwissenschaftlichen
und geschichtlichen Matriken. Hier ge-
wann ich wenigstens ein allgemeines Interesse für
die deutsche Literatur und Pflanzengeschichte und danken
zum erstenmal in meinem Leben — denn mein Vater
war früh gestorben — eine Auffassung von schulpflichtiger
Arbeit.

Im Sommer des Jahres 1904 reiste sie ein
paar Wochen auf der Hochseinfahrt Jaffa, über
die sie im darauffolgenden Winter einen „Führer“
schrieb, einen „wie man heute wohl als
Schallend ihren einen größeren Auftrag zu
schenken veranlaßt wird“. Und dennoch: Die
Arbeit, die zur eigenen Tiefe führt, ist wohl mit
dieser ersten Arbeit begabte werden. Gerade
reife sich an Ostern, erste Kommen entstehen
und fallen wieder der Vergessenheit anheim.
Das Reisefieber packt sie und treibt sie bald
dahin, bald dorthin im deutschen Vaterland.
Dann bricht Krieg aus. Im „Münchener An-
zeiger“ stehen die Kataklysmen der Welt. Man
ruft nach Margarete Boie, und hundert Klammern
sie auf einen der verwaisten Wege. Für Jahre
mag sie die Kataklysmen des Tageszeitungs-
betriebs von ihrer stillen Weise abgelenkt
haben. Im letzten Kriegsjahre beginnt sie das
Buch, das heute unter dem Titel „Aufsicht“
bekannt ist; und 1919 schreibt sie nach der Insel
Eglo über.

Nun wird ihr alles
Bestimmung: Das
Einfinden des eigenen
Ich, das Denken und
Leben nach Herrn und
Herrin, der Jüngling
in gesammelter Arbeit.
Hier eine einsame, vom
Feldland abgeschiedene
Insel, die fast das
ganze Jahr über durch
Nebel und Wellen
verschleiert und darum
unbekannt erscheint.
Denken Deutschland,
vom Krieg zerklüftet
und doch noch stark ge-
nug, um einen neuen



Der Damm in Hünslers auf der Insel Eglo
Phot. M. Boie

Merjumer Bauerngeschlecht stammt und das Erbthum der Heimat, ein schwerfälliges Vermögen, auf mancherlei Fährten durch Deutschland und in sehrerlangen Umgang mit dem lebendigsten Festlandbewohner längst abgelegt, dafür aber ein anderes Glück Merjumer Sigmund, die Fähigkeit, sich zu entwickeln, gut genügt hat. Wohl blieb er dabei im Herzen Peter Bleif Ban, der Merjumer Bauernjunge, und als er im Herbst des Jahres 1913 in einer Zeitung las, daß die Deutsche Regierung den Dammbau vom Festland nach Ostl. beschlossen habe, hielt er ihn nicht länger in Evidenzstand. Er meldete sich für die freie Pfarstelle in Merjum trotz aller Warnungen seiner Vorgesetzten, die ihn nicht begreifen konnten. Die Merjumer müssen einen Pastor, einen Pastor haben, der ihnen den Dammbau innerlich nahebringt und Deutschland, das größere Vaterland, ebenfalls pflegt er zu sagen. Und Nhem 1914 jagt der neue Pastor in Merjum ein. Mit ihm kam Wendelin, seine erwachsene Tochter, die des Vaters Eigenschaften Zug um Zug gewickelte hatte.

Der Krieg läßt den Dammbau nicht zur Ausführung kommen. Pastor Eshels — die Dorfbarbarer, mit denen er jähzornig verfeindet ist, nennen ihn lieber Pastor Bleif Ban — hätte aus eigentlich wieder nach Evidenzland reisen können, denn die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, war vorläufig nicht zu erfüllen. Es wenigstens sollte man meinen; doch Peter Bleif Ban ging davon, den weit wich-

tygen inneren Dammbau zu fördern, der ihn selbst mit dem Meerjumer verbinden mußte, sollte das Verstehen für den weltlichen Dammbau, der im Jahre begonnen werden würde, genützt werden.

Es wird ein jähres Ringen um die Merjumer Seele, die sich vergräufelt gegen alles Neue wehrt, auch gegen den Pastor, der, schon längst von dem so tranen angeschaut, sein altes Meerjumer nicht ist. Und als aus noch dem Kriege, trotz aller finanziellen Noth Deutschlands der Dammbau doch geplant wird, hat gerade der Dammbaupastor Eshels die schwerigste aller Aufgaben zu erfüllen. Die Merjumer Bauern beginnen um ihren Pastor zu klumpen, der nun auch Gesellener der Dammbauarbeiter sein soll. Sie beanspruchen ihn ganz für sich und beschützen sich beim Bischof, da sie keinen anderen Weg wissen, um ihn von den Wehrbaraden der Fremden fernzuhalten. Was will ein Pastor gegen diesen Menschen gehen können, die nicht einmal ein Stück Eshels ihr eigen nennen! Pastor Eshels ist bald Bleif Ban, bald ein Mensch, wie die Menschen des Festlandes. Der Dammbau wird innerlich zu seinem Werk. Die Schwächen seiner Meerjumer überseht er, unterkriegt er auch, bis von Jahr zu Jahr die Trennungstendenz so hoch gewachsen ist, daß die Kinderstube einschreitet. Doch auch jetzt glaubt Eshels noch nicht an ernsthafte Gefahr. Er nimmt die Merjumer als unbehelfene Kinder und wird in dem Augenblick anlassen, in dem der Dammbau fertig ist.

Er hat den Kampf ums Neue mit seiner Stellung begabt. Was die Fremden aus Ostl. befragen wollen, daran gehen wir noch einmal alle zugrunde“, hatte einst Volquart Glaffen, der Ortsversteher von Merjum, gesagt. Und Pastor Eshels wachte es, um gab er den Worten einen anderen Sinn, den wiederum seine Meerjumer nicht verstanden: „Ihr werdet das Alte aufgeben müssen und neue Menschen werden. Doch das ist notwendig, wenn nicht alles Größere an euch vorbeigehen soll.“

So baute Eshels seinen Dammbau für Ostl. Bauern Pflüger baute ihn für Deutschland, und der Bau-



Dammbau auf Ostl. des russischen Reiches
Rückblick auf Ostl.
H. B. Bole



Der fertige Eisenbahn-Damm, der Goll mit dem Festland verbindet
Herr. Gerst. Bolt

nißter Brenner, der ihn wirklich schief, sah in ihm das Gefühl, was einen Menschen ausfallen kann: das Werk.

Siebzehn Jahre nach dem ersten festgesetzten und klar umgrenzten deutschen Mittelstand der Verkehrsjahre. Als junger Bauführer war er in den Krieg gezogen, als Reservist wieder in die Heimat gekommen, innerlich zerbrochen, von Anfällen geplagt, die ihm gewillen das Gedächtnis raubten. Einmal Schwäche bewußt, sah er die alten Verbindungen, vor allem das Haus des väterlichen Verwandten Professor Eisenmeyer, des geistigen Schöpfers des ersten Dammbaus, mit dessen Tochter Elisabeth ihn innere Bande verknüpfen. Während sie ihn erwartete, zog er planlos umher, arbeitete nachlässig auf verbotenen Böden, bis im Winter des Jahres 1923 die Regierung ihn fragte, ob er den Dammbau übernehmen wolle. Arbeit! Arbeit, eine Aufgabe, das war es ja, was ihm fehlte, und so griff er begeistert zu, vergaß alles um sich her, auch die Freunde, selbst Elisabeth Eisenmeyer. Der Kampf gegen die Elemente der See, gegen Wetter und Sturm, gegen die Fieberfiebern eines geliebten Mannes, dessen Währung immer mehr ins Bodenlose sank, gegen Arbeit

und Dauern begann. Und wenn manchmal die Zweifel auch begierig ihn überfallen, so vermieden sie doch den Baumeister nicht zu betreten. Und wenn die Jahre im ersten Jahr auch den leise angelegten Damm wieder zerreißen, so stürzte sich Brenner einen Winter lang nur noch tiefer in Berechnungen und Zahlen, um im kommenden Jahr den Stein zu beginnen. Und wenn die Meeresflut Damm sich weigerte, die Festlandarbeiter oder die Bauern in ihre Häuser aufzunehmen, so gibt er doch den Kampf nicht auf, sondern verbündet sich mit Pastor Schell, der gut zu ihm hält, bis er sich durchgesetzt hat.

Und mit ihm schaffen die Handwerker von Heidehöfen und Wertheimern einen großen deutschen Damm um die Wende. Mit es doch eine Aufgabe für Deutschland. Durch wunderliche Fährnisse und Wunder der Institutionen kommt man glücklich wieder auf festen geliebten Boden, was ebenso schwer wiegt, wie jeder sturmreiche Tag im Jahre.

„Brenner ist alles“, heißt die Lösung. Was in der Minute fest verankert wird, gilt; nicht das, was noch vor ihm liegt. Das ist unerschütterlich wie der Boden, über den der Damm gelegt wird oder wie das Meer mit seinen Tiden. Aber wie die Stimmung der Meer-

jünger Bauern, die den Damm nicht wünschen und doch als die Tüchtigsten an ihm arbeiten, weil er ihnen Geld bringt für die Arbeit. Im Stillen planen sie den Dammbau zu stören, zuverfrachten den Betanken wieder, schicken einen der Ihren zu Peter Malt Dorn, um seinen Rat zu hören. Der sagt: „Aumshorn selbst du das Neue, weil es das Kommando ist und nicht mehr aufzuhalten. Dann aber es selbst in beide Hände lassen und es formen nach deinem Verstande.“

So versucht er immer wieder neben dem sichtbaren Damm den unsichtbaren in den Seelen seiner Gemeindeglieder aufzubauen. Was wenn er auch sein Amt lassen mußte, so hat er doch erreicht, was er sich zum Ziel gesetzt: Die Oulder Bauern nahmen den Damm hin und richteten sich ruhig auf die neue Zeit ein.

In den kurzen Pausen, die ihm die Arbeit am Dammbau läßt, wird der Dammbauer Zeumer eingedenk, daß er auch Mensch ist. Elisabeth Zeismeyers Bild läßt ihn nicht los in schlaflosen Nächten, erschleicht ihm in Traumgebilden und im Nebelwerden der See. Einmal flüchtig sieht er ihren Kopf auf einem Felsat in Weiserland und erfährt, daß sie Tüngerin geworden ist. Doch um sie sehen und sprechen zu können, dazu reicht die Zeit nicht. Der Damm hat ihn mit Haut und Haaren. Ein anderes Mal findet er in einer Hamburger Zeitung die Anzeige eines Tanzabends und läßt widerstrenk ihren Namen. Draußen hängt der Regen nieder, kaum einige Stunden noch hat er Zeit, um hinüber aufs Festland zu kommen und den Hamburger Zug zu erreichen. Und doch muß es endlich sein, wenn sein innerer Mensch nicht zusammenbrechen soll. In seinem Arbeitsgang tastet er fort, trifft in Hamburg ein, wische sich in ein Auto und kommt — zu spät, um sie tanzen zu sehen. So wartet er, bis die Verstellung zu Ende ist und läßt sich ihr nahen.

Draußen in ihrem Zimmer blieb sie stehen und sah ihn schweigend an: „Was willst du?“ — „Ich wollte dich tanzen sehen und dann zu spät.“ — Ihr Mund verzog sich und ihre Lippen glänzten leicht, als ob sie lachen oder weinen wollte. Sie war aber

keine von beiden, sondern ließ sich mit Mühe in einem niedrigen Stuhl setzen, und da warf er sich neben ihr nieder, legte den Arm um ihren Nacken und seinen Kopf an ihre Schulter . . .

„Weißt“, sagte sie leise. — „Ich kann nicht. Habe nur fünf Minuten noch. Wenn ich den Nachtzug nach Hamburg nicht nehme, dann ein Auto hierher nach Blankenb., besser ich nicht zum Ankeinspringen.“ —

Helmich Zeumer lebte seinem Werk. Elisabeth Zeismeyers hatte nur tanzen gelernt, um einem Mann auszuweichen, bis zu der Stunde, in der auch sie ihre menschliche Sendung erfüllen konnte. Wie folgt dem geliebten Mann, und im Schwelgen eines wohlverheirateten Mannes tranke auf dem Damm, erschauert sie ihn:

„Ich bin anders als du. Mein Beruf war nie als das Feste selbst; immer nur Festsetzen. Wirklich war es das Wissen um mich selbst, das mir ein Übergewicht gab über so manche andere; daß mir die Kraft menschlich Klamm wurde, weil ich mehr arbeitete als andere. Meine aus Ehrgeiz, jedoch aus Hochmut — weil ich nicht als eine von den vielen nur gewertet sein wollte. Denn ich fühle mich immer als deine Frau, ob du auch nicht von mir verläßt. Ehrgeiz — ach nein! Da ich zum erstenmal mein Bild bei erste Seite einer illustrierten Zeitschrift sehen sah, fühlte ich nichts als eine große Enttäuschung. Denn ich hatte eifrig auf das Ziel hingearbeitet; es gilt für andere als ich und, wie früher der passende Lohn meinem Mann galt. Ist dies alles?“ dachte ich, aber ich hätte noch mehr, viele Gedanken dort drinnen in der großen Welt laut werden zu lassen. So weiß ich auch nicht, wie andere Frauen das empfinden.

Mein Beruf, das ist, deine Frau zu sein und Mutter deiner Kinder. Dann will ich nichts mit Arbeit, nichts mit Kunst mehr zu tun haben. Ich will meine Kinder in der Stille empfangen und in der Stille aufziehen, bis sie durch die Schule in eine höhere Welt eintreten müssen. Mutter ist die große Stille, die allein fruchtbar ist. Ist größte Zeit — Entgehn.“ —

Der Damm ist fertig. Der erste Schneeezug rast drüberhin. Bald werden die kalten Stroben auf dem Festland, die Spuren der Weichschoten, Kaninen und Rappen überweht sein von frischem Grün. Bald werden die Meerjungfer Frauen, die allen zurückgeblieben sind, eingehen in das größere Deutschland, das ihnen bislang gehörte, das sie aber nicht kannten und darum nicht leben mochten.

Die Sendung der jungen Generation

Bericht über eine umfassende Sinndeutung
der deutschen Krise / Von Winfried Gurliitt

Nichts ist schwerer, als sich über den eigenen gegenwärtigen Zustand Klarheit zu verschaffen, und die Schwierigkeit wächst naturgemäß, je jünger der Mensch ist. Diese Aufgabe suchte E. Günther Gründel, ein Angehöriger der vielbesprochenen Altersstufe um 1900, zu lösen. Er unternimmt in einer „umfassenden Sinndeutung der Krise“ das Wagnis, die Sendung der jungen Generationen Deutschlands zu deuten. Gründels Darstellung unterscheidet sich dabei vom zahlreichen ähnlichen der letzten Jahre rein äußerlich durch den Umfang: Er schreibt ein Buch von über 400 Seiten mit reichhaltigem Quellenverzeichnis und bezieht sich bei seinen Auseinandersetzungen auf fast alle wichtigen Gebiete des öffentlichen Lebens. Damit stellt dieser Versuch eines jungen Menschen etwas Neues dar, das eine eingehende Betrachtung rechtfertigt.

Zunächst hält Gründel eine Übersicht über die jungen Generationen ab. Mit Selbstverständlichkeit findet er als ihren Gesichtspunkt die Jugendbewegung, deren unergreiflichen Aufbruch einer Jugendgeneration inmitten einer jenen selbstgefälligen Zivilisationswelt, zum Versuch einer grundsätzlichen Erneuerung von Mensch und Kultur“. Überblickt man aber das Ganze von Aufbruch und Rücksturz jugendlicher Menschennollen, so ergibt sich eine überraschende Ähnlichkeit in Generationen, von denen jede durch eine besondere Aufgabe und ein besonderes Schicksal gezeichnet ist, während alle gemeinsam den Willen zur Lebenserneuerung haben. Dieser Wille fand seinen ersten begrifflichen Ausdruck, seine früheste Selbstdeutung in der Maßnahmeformel vom Herbst 1912, also kurz vor dem offenen Ausbruch der Krise im Weltkrieg; sie mag daher als ein innerer Rück-

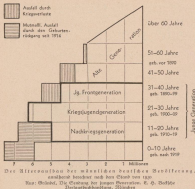


E. Günther Gründel

punkt an dieser Stelle sehen: „Die freiheitliche Jugend will aus eigener Bestimmung, vor eigener Verantwortung, mit innerer Wahrsamkeit ihr Leben gestalten. Für diese innere Freiheit tritt sie unter allen Umständen ein.“ Trotz allem schranken und unzähligen Verboten blieb dieser „Beckruf“ doch der wahre Ausbruch für das Streben der Selbständigen dieser Jugendgeneration. Gründel sieht in dieser ersten Jugendbewegung sogar nur eine Vorbereitung und meint, dem Misserfolg von 1912 müsse eine „vielleicht dreißigjährige Inkubationszeit“ dieses neuen Willens folgen, bis es in einer späteren Altersstufe zu reifen, vollen Durchbruch kommen kann.

Aus der skizzierten Übersicht ergeben sich drei Generationsgruppen, deren jede ihre durch das Zeitgeschick besonders abgegrenzte Jugenderlebnis hat. Als das tief einschneidende, trennende und verbindende Ereignis aller um die Jahrhundertwende Geborenen ist der Weltkrieg anzusehen. Er schied die jungen Menschen in solche, die „dabei“ waren, in die anderen, die noch zu jung waren, aber doch schon alt genug,

*) E. Günther Gründel, Die Sendung der jungen Generationen. Versuch einer umfassenden sinnhaften Sinndeutung der Krise. 3. unveränderte Auflage. E. F. Zedler Verlagbuchhandlung, München



um die Weltkriegskatastrophe mit erwachsenem Bewußtsein mitzuerleben und endlich in die „Jüngsten“, denen der Krieg nur noch ein schreckhaftes Märchen ihrer Kindheit ist.

„Die junge Frontgeneration“ (Geburtsjahre 1890—99) hatte das Kriegserlebnis im gewichen Lebensjahrzehnt zu bestehen. Einer ihrer Angehörigen und bekannten Sprecher, Frank Thiel (geb. 1890), urteilt: „Eine in jedem Betracht außergewöhnliche, geistige und lebenspraktische Jugend geriet zu ihrem besten Teil in den Wassergebüden von Hindern, Langeweile, in den Höllen der Marine, Verdamm und der Exzesse. Die Überlebenden aber mochten die verhaslichste und schrecklichste Erziehung durch, welche jemals einer Jugend zuteil wurde...“ Es war das die Jugend des ersten Wandervogel-Aufbruches und des Hohen Meisner. „Es handelt sich darum, daß hier Menschen erlebten, welche keine Dinge erlebt haben“ bekann ein anderer Mitgezogene, Hans Thomas (geb. 1899).

Den Krieg und seine Folgen von der Heimat aus erlebte die „Kriegsjugendgeneration“ (Geburtsjahre 1900 bis 1909). Ihr eigenes Jugendverleben fällt in die Jahre des Umsturzes. Sie lernte als erstes die Ver-

änderlichkeit aller Werte kennen, die bisher als feststehend und unabänderlich gegolten hatten, eine tatsächliche „Umwertung aller Werte“. Es war eine eigenartig milieuspezifische Jugend, deren Väter, Brüder und Lehrer im Felde standen. So suchte sie sich ihren eignen Weg, oft auf seltsamen Irr- und Umwegen. „Die sehr Generationen gescheiterten Brücken ins Leben waren abgebrochen. Man mußte schwimmen und leben, wie und wo man wollte an- kam.“ Als diese Generation nach dem Krieg das Erlebnis der Jugendüberwindung hatte, geschah auch das in veränderter Form und oft auch noch ganz

andern Zielen stehend als ihre Brüder von der Frontgeneration.

Der wiederum ganz veränderten Lebensform folgte die „Nachkriegsgeneration“ (Geburtsjahre 1910—19). Ihre Vorfahren stießen mit ihrem Jugendverleben noch auf den Druck der Inflation und erlebten als erste Erschütterung den materiellen Zusammenbruch der Weimarer, wogegen die Nachfolger bis in die unmittelbare Gegenwart heranwachsen.

Das ist in großen Zügen die Gliederung der Generationen, die Bründel seinem Untersuchungen zugrunde legt. Sie ist in der Hauptsache an den historischen Tatsachen abgelesen und hat damit etwas durch sich selbst Überzeugendes. Viel schwieriger als diese Gruppenabteilung ist die Erkenntnis der besonderen Eigenarten und Aufgaben jeder dieser Gruppen und ihrer gegenseitig fördernden oder störenden Einwirkungen. Bründel hält die mittleren, die Kriegsjugendgeneration als die vermittelnde für besonders berufen, die Einheit der Generationen herzustellen und sie an die Lösung der Zukunftsaufgaben heranzuführen. Er meint das nicht im Sinne einer äußerlichen Anpassung, sondern einer inneren Schicksalsfähig-

Zusammenarbeit der bisher feindselig getrennten Völker gerettet werden."

Ein besonders bemerkenswertes Kennzeichen dieser ganzen Epoche ist die „Krise des Bürgertums", das heißt derjenigen gesellschaftlichen Schicht, die im 19. Jahrhundert die kulturelle Führung hatte. Bräudel weiß diesem Bürgertum nicht viele Komplimente zu sagen, im Gegenteil, er geht mit ihm recht scharf ins Gericht: „Eine der Hauptursachen des Abfalls und des tiefsten Sinns dieser Gesellschaften werden wir erblicken können in der aufstrebenden Krise des gealterten und in der Einseitigkeit seiner Einstellung den größten und ganz neuartigen Erfordernissen des Jahrhunderts nicht mehr gemessenen kapitalistischen Bürgertums."

Die aus folgenden Entwicklungsstadien des Bürgertums ist in mancher Hinsicht einseitig geblieben. Im wesentlichen erkennt Bräudel das Sterben dieser Gesellschaftsklasse in der Schöpfung einer Welt mit „Hochachtung des materiellen Besitzes". — „Daß das eigentliche Wesen des Bürgertums im freischaffenden Geist liegt, ist ein Capharnaüm." Als wahrer Antrieb erwies sich nämlich das Geld. „Was danken noch an Geist herrschen darf, ist von Geld besessen oder in seinem baren Geld." Aus dieser Wirklichkeit heraus ergibt es sich folgerichtig, daß Bräudel im Bürgertum den Träger des geistigen Materialismus sieht: „Die sich auf die fünf Sinne und das logische Denken des Intellekts stütende menschliche Vernunft gebt den oberweltlichen Materialismus als die spezifische Weltanschauung einer beschränkten und reduzierten Weltansicht."

Aus den Grundforderungen der Französischen Revolution, in der sich das Bürgertum von seinem sozialen Gefess befreite, der Forderung nach Freiheit und Gleichheit, entstand der Liberalismus, der schließlich — unüberwunden — in einer Herrschaft der Akropolis und in einem Mißbrauch des menschlichen Freiheitsgedankens endete.

Diesen Hintergrund einer verfallenden Bürgerkultur entwarf Bräudel in großen Zügen, um von ihm das menschliche und soziale Streben der jungen Generationen deutlich abheben zu können. Er kommt zu dem Ergebnis, daß es dem Bürgertum an Mut mangle. Obwohl alle Grundgesetze erschauert sind, hält es lieber am Alten fest, als das Leben in neue

Lebensformen zu wagen. Hier hat die Aufgabe der jungen Generationen einzusetzen, die das Alter der ihren Augen geronnen seien und mit dem Willen nach einer Neugestaltung des Lebens auf die Welt gekommen sind.

Weil die Werte verjagt, sieht sich diese Jugend, die sich zum Handeln aufgerufen fühlt, in größte Spannungen hineingestellt. Da es sich um die „politische Antriebsfunktion" handelt, gibt Bräudel nun eine Auseinandersetzung mit den politischen Hauptströmungen von heute. Sein Maß ist aber in eine ferne Zukunft gerichtet, es geht ihm nicht um eine augenblickliche Entscheidung, sondern eben um sein eigentliches Thema, die Sendung der jungen Generation, die sich in ihrer Gegenwartsparadoxie verwirklichen kann.

Bisher handelte es sich um eine Darstellung und Deutung von Tatsachen aus Vergangenheit und Gegenwart. In dem, was Bräudel über die „Sendung" in dem vierten Teil seines Buches sagt, ist seine „neue Schau" der jungen Generation enthalten. Er gibt darin das Zukunftsbild den Jugendgenerationen, deren künftiges Werk er aus ihrem Herkunft und ihrem bisherigen Schicksal ableitet. Diese „neue Schau" ist ein Menschenkenntnis, ein Wahn- und Wahnst- und ein Wunschbild. Es sagt vielleicht mehr über den Verfasser dieser Sendung, über sein Wollen und Streben und seine Ziele als über die Zukunft dieser neuen Jugend selbst. Die Stimme eines einzelnen wird sehr deutlich vernehmbar, und es können sich an ihr die oft so schwer erfassbaren Willensrichtungen vieler anderer messen und klären.

Bräudel erlebt tief den einschneidenden Übergang, den das neue Jahrhundert und seine ersten Jahrzehnte für die Menschheit gebracht haben.

Das 19. Jahrhundert ist im Weltbild gekennzeichnet. Eine kulturhistorische Epoche, deren Weltanschauung gelebt ihre Hauptkräfte in einer oberweltlichen Positivität gefunden hatte, war zu Ende. Einher lebten wir in einer Zeit der Zusammenbrüche und Stürzen. Eine alte Generation und ihre Welt hatten das Recht verloren. Die neue Jugend, mit der eine neue Hoffnung herauskam, vernachlässigte den Alten die Gehörlichkeit. Es entstand der tief greifende Generationenbruch. Derselbe mußte eintreten, wenn die neue Generation sich durchsetzen und was sie Neues bringen wollte. Lange Jahre wußte sie es selbst noch nicht. Denn erst mußte sie auslernen. Und das war die langwierigste und schwierigste Vorgang. Es entstand die große Unzufriedenheit, die im menschlichen Be-

leibt der Farnen und blühenden Erbkungen des einzig gerechten Kampfes unser Übergangspunkt ist.

Was Schudel an jüdischen Forderungen aufstellt für Bildungsgerechte, Anstaltsangehörige, Jüdische und Andere bewegt sich nicht in irgendeiner neuartigen Bahn und muß im einzelnen einer eingehenden Prüfung überlassen bleiben. Eigenartig ist bei seiner Betrachtungsweise, daß er sich bemüht, für die Schäden unserer Kultur eine tiefere Deutung zu finden. Er sieht in dem ganzen Erben der Menschheit seit dem 15. Jahrhundert, daß die Erde mit materiellen Mühen einflüßig zu machen, in diesem „Aufbruch in die Breite“, den Beginn einer „jüdischen“ Epoche, wobei ihm Kupfer der goldenen Regel, nicht der „Leise“ schließt, sondern der „jüdische Leise“ ist. Und wenn wir weiter, was das zu bedeuten haben soll: „Kupfer schenkt den Seinen Schönheit und alle Schäden dieser Welt; aber er nimmt dafür ihre Werte. Er führt sie auf glänzender Engländer jüdischer vorwärts. Aber dieses „Vermehr“ endet im Abgrund.“

Sie, wie die Begriffe fehlen, können allen leicht die Werte sich einstellen. Aber schließlich kommt es auf das an, was gemeint ist. Und gemeint ist letzten Endes die Überwindung einer rein materialistischen Kultur des 19. Jahrhunderts durch die geistigen, seelischen und körperlichen Kräfte einer, an sich selbst arbeitenden Jugendgeneration. In dieser Richtung liegt das Vorbild des „neuen Menschen“, wie es Schudel mitteilt, eines Menschen, der von einem neuen Idealismus getragen die „ideale Entwertung des Materialismus überhaupt vollzieht“. Wichtiger wäre allerdings, das „Materielle“ erst einmal wirklich in jeder Hinsicht zu verstehen.

Das Ziel wird die „Deutsche Revolution“ sein, in der das Deutsche erst seine eigentliche Erfüllung finden soll, denn „der Wilhelmismus war ein Irrweg“. Die Verwirklichung des „menschlichen Gedankens der Deutschen Revolution“ steht Schudel nur auf der Voraussetzung starker geistlicher Kraftentfaltung, denn auf die Dauer gebe es keine große Kulturentwicklung ohne politische Machtentfaltung. Diese Behauptung ist allerdings durch die Entwertung des Christentums und des Christentums in Frage gestellt.

Es ist nicht notwendig, den Zukunftsstrebenden Schudel im einzelnen nachzugehen. Sein Glaube und seine Begeisterung wiegen hier schwerer als seine geistlichen Prüfungen, so viel wenn er die Vergangenheit gar zu sehr im Licht einer erwarteten Zukunft ansetzt. Er sieht die Gestalt eines „großen Führers, der seine Zeit in allen Hauptausrichtungen seiner Herrschaft wird“ und dessen „allumfassende Sachkenntnis, Menschenkenntnis und Ironiekraft“ dieser neuen Jugend Wege und Ziele ihrer Sendung weisen kann. In dieser Jugend selbst lebt die Bereitschaft und der Wille, die Begeisterung und vielfach auch die Fähigkeit zu einem kulturellen Fortschritt, sie empfindet sich „als Wahrung eines höheren Willens“.

„Alles wirklich große Neue, das nicht nur der Erde ist, sondern das neue Gedanke abgeben soll, braucht eine Jüdischenzeit. Diese Jüdischenzeit ist die Stelle vor dem Sturm: das Neue ist empfangen, aber nicht klar, denn es nicht unmittelbar fest, bis es eines Tages aufsteht, wie die lang gestaute Wasser der Leise. Denn schon wie in dem dritten, letzten Jahrzehnt der Jüdischenzeit des mit unserer Generation herauskommenden Neuen... Die alten Formen haben keinen lebendigen Inhalt mehr und stürzen, auch wie die neue Jugend noch darauf auf sie ihre Hoffnungen gesetzt hatte. Darum gehen zu Grund. Bewegungen werden abgelehnt oder umgewandelt. Auf jede Hoffnung folgt eine Enttäuschung. Aber von unten her wächst unerschütterlich das Neue wie nach Jahren der Neue die steigenden Wasser der Leise. Von unten her wächst — mit einer tiefen guten Jugend — die neue Generation: trägt eine unerhörte Revolution auf allen Gebieten.“

Aus sich selbst heraus, das geht auch aus Schudels Haltung deutlich hervor, kann die Jugend die Neugestaltung aller menschlichen Verhältnisse von Grund aus nicht vollbringen. Sie braucht den „höheren Willen“, dessen vollkommene Werkzeuge sie sein kann, den Führer und Lehrer von überragendem Wissen und Können. Ihn zu finden und zu finden, müsse die erste Aufgabe einer jungen Generation sein, die ihre Sendung erfüllen will. Dann konnte sich Schudels Vorhersage erfüllen:

„Aus der Generation der Erben wird jetzt die Generation der Vermittler, wird auf die Generation der Erwählten werden.“

Schudel Buch ist 1932 erschienen. Die früher eingetragene Neuauflage läßt viele seiner Ausführungen in ganz neuem Licht erscheinen. Die Vermittler einer jungen Menschheit steht doch bevor.

Diese weiße Sache des Todes ergreift uns. Wir sagen es nicht, aber alle fühlen es — wir, das einzige Erbe der hier —, daß wir von nun an alle ge-



Wiltzschelbucht an der Küste Grönlands
Phot. Herr Nilsen

kommen verschlucken ließ, ein Körper mit die Welt
gibt all das übrig. Und dieses andere, tiefes Glück,
ist der Tod.

Dann wird das Eis sichtbar. Rausge Schellen-
flächen treiben launlos darüber, die man eines
Tages nicht mehr sieht als Eis, Packeis, durch
das man noch dreihundert Kilometer bis zur
Küste Grönlands durchfahren muß.

Wenn ich jetzt, so viele Jahre später, an diese
Fahrt durch das Packeis denke, das dort vollendet
während des ganzen Tages unter dem glühenden
Sommerhitze lag, leuchtend in allen Farben des Spek-
trums von klaren Tönen von Gelblichem, mit
seinen Kopf von tiefblauen Stellen, die beständig
hinaus raus drücken, und dazwischen gibt die „Dau-
mark“ langsam vorwärts durch das feste und kre-
stische Wasser des Meeres, dann steigenden Scher-
ten hinter sich hinterlassend, aus dem ich und in die
See mit den Schwestern sehr verschiedene Schätze
herausgebracht, während der Rauch aus meinem
Schornstein langsam in der Strömung und stillen
Luft aufsteigt, so sieht das jetzt vor mir als das größte
und unbeschreibliche Erlebnis dieser ganzen Fahrt.

Das Auge des Matrosen kann sich an den Far-
ben, die Himmel und Eiswelt in immer neuen
Tönen hervorzuheben, wegzulassen und nun er-
stehen lassen, nicht fort leben.

Wenn der Wind des Nebel gewölle und des
Westwind reißt, wenn die Witterungsstimmung
zu glänzen, Witterungsstimmung über den Witter-
stimmung erhebt — dann steigt das Bild an zu einer

hervorstechenden Symphonie, zu einem Schmelzen,
erschmelzen — allegro — furioso — Tutti! Ein
Streifen von Farn! Die Witterstimmung, der
Himmel gewölle, und die Engel fallen herunter, und
ich sehe verachtet auf dem Deck wieder und nicht
heiliger Es. Konstantin, in Schenken der See-
bucht, einem tiefen Blick von mir! Niemand seinen ge-
gen Nahrungsmittel, einem ein Matrosen, und ich
sich aus der Fahrt der Fahrt aus. Es ist nicht diese
Wunder war in seinen Matrosenverfälschung er
Hilfen — ohne eine Verpflichtung, so irgendwelche
widergegeben!

Aus Es. Konstantin lächelt, greift in seinen
Bart und gibt den verzögerten Menschenkindern
sich ein neues Erlebnis, damit das eben Er-
schauende so nicht übermäßig: ein Bild ist in
Sicht gekommen, Jagdheiser erhebt, haben wie
denken, denn der Wirt hat Hunger und hat schon
längst auf etwas Festliches gewartet. Da steht
er nun, eine plumpe, gelbbraune Masse, die
Bart in seinem Gesicht im hellen Sonnenlicht,
und schwingt den Kopf hin und her. Jemand
schreit. Der Wirt ist getroffen, rüber sich aber
nicht, denn der Knall eines Gewehrs schallt vor
nicht, der aus Dörfern und Dörfern der Ge-
eisen gewölle ist. Etwas anderes läßt ihn
aufstehen, der Wirt, wackerhafte Blick in
der Seele. Nun hebt er den Kopf und blickt
in den Himmel.

Und denn wird er erst einmal so innerlich bewegt und gut. Es ist gar nicht seine Absicht gewesen, aus etwas zu tun. „Nur sollt ihr leben!“ sagt er. Und er macht sich daran, was zu beschließen, damit wir das Beste verpassen sollen, was wir gegen das im Voraus haben. Er schlägt einen Paragrafen. Der wird mit großer Sorgfalt ausgeführt, als wenn er sich langem entzweit hätte.

Wieder ruft ihn ein Schuß. Da nimmt er die Heften entzweit zusammen und stellt ab. Eine kurze Strecke weiter hat er sein Leben ausgehandelt. Was ist schon dabei? wird mancher fragen. Die Sieger aber stehen bei ihm, und einer bekann: „Ich habe oft mein Leben aus geringeren Anlaß als diesem entzweit.“ Es starb der König der Gierste; nur aus den kleinen Augen sah der Schmetz die Träger an, die sich abtrennten.

Am 7. August kommt Land in Sicht, die Küste Grönlands, die unendlich fest, gleich riesigen Wellenbänken am Horizont zu schweben scheint. Und abermals neun Tage danach geht die „Danmark“ in einer kleinen Bucht vor Anker. Die Besatzung springt jubelnd auf den kalten Boden hinunter und läßt alle hundertzwanzig Sekunden auf einmal los, daß es ein tolles Geräusch gibt. Was ist so eigentlich wunderbar? Sehr doch eben an die Küste Grönlands, hinter die Kolken-Inseln. Im Süden runde eine kleine Landspitze auf. Da muß das Kap Diamant sein, also steht sie in der großen Nord-Bucht und hat den Ort, an dem sie eben Anker warf, nur noch zu benennen. Er wird „Danmarks Havn“ genannt.

Nun geht es ans Arbeiten. Das Boot wird von Hundemiß gereinigt, Listen und Listen werden aus dem Grunde der Schiffe aufse gestellt geschafft, Molins geht mit ein paar Leuten auf Juntorfische für die Hunde. Mit elf erkrankten Walrossen kommen sie nach drei Tagen wieder. Ein Walross bedeutet kostbarsten Hund Fleisch, für die unersättlichen Hunde Futter für ein ganzes Jahr. Es ist etwas Eigenartiges mit dem Blut der Walrosse. Molins schiess einen Nachen selbst ein Tier, läßt es am Ufer liegen und geht an anderen Meeren, um es festzumachen, damit es die Blut nicht hinwegspült. Das Eis rund um den Kessel ist nicht zugefroren. Täglich kriecht Molins durch und steht, sieben Stunden nach

dem Tod des Tieres, in warmem, dampfendem Blute.

Doch das Grausame und Ekelerregende verzieht sich. Bald steht nur noch das Erhabene zurück. Es erreicht seinen Höhepunkt im Anblick der Eskimoes.

Was es nur einmal gesehen hat, daß ein juckend stehendes Märrchen langer Die in seine jungen Pracht und Schöheit über den glänzenden Schnee, der unter seinen sehr feinen Beinen schmilzt, auf ihn papageistern konnte, daß er sich plötzlich auf die Knie setzte und mit den Vorderarmen in den Luft wackelt, während die feinen schwarzen Schwanz nach allen Seiten weht — der verzieht dies ab! . . . Und er versteht es, daß der starke und hochfalsche erste Volkstamm der Erde seine großen Tiere in Ewig gebären in seinen Hirschkörnern zur Vererbung aufstellte. Er versteht seinen Stammesvater, den alten arischen Jäger, der, als er endlich die neue Lehre annehmen, die verweichlichte Umwelt, des Krieg, geliehen dem Leben von St. Hubertus' Hirsch anbrachte.

Malen und Dichten liegen einander ab, denn wenn der heftige Wind Sturm und Schneewand immer und immer wieder in den Schnee wirft, läßt sich kein Zeichen und Verwünschtes mehr etwas. Dann wird eingepackt. Man stellt sich in den Schlaf, kommt die Obegspitze an und gibt sich dem Aufstehen von Gottes gewaltiger Natur hin. Nein; malen kann man das nicht, was sich immerzu verändert, nicht nur in den Farben, auch in den Formen und Klängen. Man muß es filmen. Eben noch stehen die Berggipfel der Kolken-Inseln schon gelichtet im hellsten hellen Licht des Tages; da hebt ein Klümmen an, weiße, weiße Schlier steigen auf, werden zu Regenbogen und schwinden wieder hin. Dann wird die Luft wieder klarer, die Glücke jungen juckende Linder auf, während eben noch ein Glöckchen Nebel sich an sie klammert. Draußen, weit draußen, liegt eine schimmernde Eisfläche, glühend wie fliegendes Silber. Nur die Schatten der Glücke sind dunkel, unendlich. Der Berg und mächtig über allem steht der Berg an der Küste der Kolken-Inseln, den die Kolken-Expedition im Jahre 1871 den Namen „Zenselap“ gab.

In seiner Nähe beschickigten die Maler der Danmark-Expedition eine Zeichnung zu machen, um malen zu können. Sie lassen sich auf der südlichen Seite einer klippigen Insel zwischen dem Zenselap und dem „Dagafelap“



Blick auf das Inlandeis
Thet. Geyg Klippen

jen" nieder und nennen ihm Aufenthaltort den „Blutberg". Mees, Heide, Otto und Polar- wägen ringen, weiter draußen Klippen an Klippen, und überall die Spuren von Tieren, von Fuchs, Hase und Schneehase. Die Sonne brüt den vielfarbigen Boden. Wärme steht nirgend über ihm, und Meiser Pex hat sich da und dort Löcher gescharrt, um dem Eiskubus aufzulauern. Malen, essen, schlafen und bewachen auf Tage gehen, damit die Menschen und die Hunde nicht verhungern, das ist ein Leben, das man aushalten konnte. Es ist Mai, und die Nächte sind so hell wie die Tage. Die Sonne geht nicht mehr unter, das Frühjahr kommt. Steht man auf einer der Klippen, so sieht man westwärts die feste Burg des Teufels mit ihren und starken Türmen. Im Osten, unendlich zwar, stehen sich die zackigen Klippen der Kolowen-Inseln gleich einer Serie mächtiger Bastionen. Südwärts strecken die Negelsfelsen ihre grünen Arme in den vollen Sonnenball. Dreihundert Meter sind sie hoch, mit glühenden Metall beschlagen, unendlich im Wechsel der Farben. Weit, weit hinter ihnen steht die ewige Jam Merzans der Gletscher und Berge.

Zehntausend Meter hohe Berge haben den Ort ab und werfen ihn in die Luft, werden so Rauch und Wolken und verschmelzen — und stehen plötzlich wie-

der auf den Bergen. Das ist die beghrende Auferstehung, das große Heiliche, das jetzt kommt. Das ist die Sonne, die endlich nach der langen Zeit wieder durchgebrochen ist.

Doch nicht ewig sind Frühling und Sonne. Einmal wird es wieder Nacht. Wie sie steht, sammelt sich die Nacht der Finsternis, Sand- läufer und Auferstehung, Schneewälder und Schneehäuser, und gehen in Schneewäldern nach dem Eiskubus. Schneekristalle und Meeres- eisberge und Eiskuben folgen ihnen nach, die jetzt auch die Schneewälder fliegen zu werden sich und werden. Die Sonne steht jeden Tag niedriger, Schnee- und Hülle sind jetzt, kein Nebel mehr durchscheit die Stelle mehr. Und dann ist es Nacht, große Nacht, die nur der weiße Nebel mit dem Nostliche durchscheit. Die Menschen sind von den verschiedenen Eis- stücken, die sie zu Forschungsgegenstand auf- gefascht hatten, zum Schiff zurückgekehrt, in ihre Kammern gefahren, und der Petroleum- ofen wird angezündet. Draußen aber lauscht die ganze Landschaft und wagt nicht zu atmen. Manchmal sieht ein Sturm auf, Schnee fällt und schließt das Verdeck. Im Lichte der Nacht und immer es. Doch das geht vorbei, und wiederum leuchtet die unheimliche Stelle über den Menschen und Tieren, die sich gleichermaßen verrecken haben. Wenn Menschen auf sich

selbst angetrieben sind, so jangen sie an zu erzählen, und da diese Nordlandsfahrt ein Leben lang nichts als Goldes aufgeschwemmt haben, werden Tage und Nächte nicht lang. Die weilen Ringe auch ein Ozeanrosen auf, das einer der Leute zum Geburtstag bekommen hatte, und dann und wann geht man auch auf Eisbären ob sich zu nahe an das Schiff gewagt haben.

Und doch ist nicht ein unheimliches Graus unter den Menschen um, die Lebensjahre nach der Heimat, nach all dem, was man gesehen ist, nach Betrügnissen, nach Anregungen: „Welche Entant! Ich gebe dir alle deine Geschehen zurück für ein einziges Glas Pilsener vom Faß!“

So geht es, bis das Frühjahr wieder da ist. Die Sonne gewinnt Tag um Tag an Macht, der Schnee schwindet hin, ohne erst zu schmelzen. Er verdunstet. Graue, rote und grüne Carine kommen hervor, der Lehnsteden beginnt, in der Sonne Risse zu geben; Entschende und

Vögel sind plötzlich wieder da, als ob sie nur vergaßert gewesen seien. Rasch folgt der Sommer. Die Täler überzieht ein feiner, grüngrüner Dampfschleier. Gold Hübe es überall weiß und vielst in starken, leuchtenden Farben, und am Fenster sieht das Wellgras wie eine Herde weißer Lämmer. Wäden Hüben, Bälter schreien. In den Wasserläufen wirbelt es von Krastfischen und Milken.

So geht Jahr um Jahr hin. Mehrere hundert Fahren wurden über Tausende von Kilometern ausgeführt. Mehr als hundert Inseln und Schären längs der Küste sind entdeckt, unentlangte Hjerte durchfahren werden. Der Wissenschaft ist eine Fülle neues Material geliefert. . . . doch drei der Beiden blieben gar wenig Ruhe da oben im arigen Eise, unter dem Mylius-Erbsen, der Expeditionsleiter. Wild und weit ist die Arktis, noch immer voller Rätsel. Und so werden noch jahrhundertlang Männer angesehn, sie zu erforschen.

Hermann von Pückler-Muskau

Weltwanderer, Gärtner und Lebenskünstler

Von Hans Hurlin

Erst Hermann von Pückler-Muskau (1785—1871) wandte im achtzehnten Jahrhundert, war eine Perikunstzeit des anhebenden neunzehnten und wird im neunzehnten zu Wende versessen. In den Lustgärten von Muskau, Borsig, Pinn-Babelsberg, Weimar, Meiningen und vielen anderen nach deren Beispiel angelegten, hat er ein herrliches Denkmal seines Wirkens hinterlassen. Er war der genialste Landschaftsgärtner seiner Zeit und daneben einer der begabtesten und bekanntesten Reisebeschreiber und Eisenbahner. Was er andern schenkte, konnte er selbst nie gewinnen. Seine Parkanlagen dienen heute noch dem ruhenden Wunsch einer herrlichen Landschaft, ihn aber jagte die Ruhelosigkeit des ewigen Jüden durch Europa, Afrika und Asien und der nicht zu stillende Liebeshunger eines Casanova von

Welt zu Welt. Wie so viele Herrenhäuser seiner Zeit, wurde er niemals ertragen. In seiner Kindheit war er nachlässiger Niemandem überlassen, in seiner Jugendzeit anständigen Lebens und Besonnenheit, in seinen Jünglingsjahren dem alten Beispiel seinerseits Muskatanten und Regimentskameraden. Echte, begabt, gesüßlich, fernig und daneben selbst am bedacht in Liebesdingen, wurde er sein Leben lang in unerbittlicher Maße von dem Frauen vertrieben.

Seine Frühenzeit hatte der Dichtersüßigkeit durch ein Ereignis auf dem letzten Lebenswandel der Frau seines Schicksals, das ihr den Hinantritt aus dem Pöbelsgeheim zu Halle lehren. Mit sechzehn Jahren brach er die Universität Leipzig als Studiosus juris mit hervorragendem Erfolg. Daß ihn der Wein, das Spiel und die verführerische Liebe nicht ganz

auf den Hund beschränkt, ist ein wahres Wunder. Aus dem Jahre 1803 liegt ein sehr gut geschriebener, geheimer und höchster Brief an seinen Vater vor, worin der kenne Adelsgeheißrige in dem ganz richtigen Gefühl seiner Unreife inständig darum bittet, ihn ein Jahr lang bei seinem Onkel in Frankreich zum Französisch und einige Weltkenntlichkeit lernen zu lassen, was natürlich abgeschlagen wurde. Bald darauf trat er als Leutnant bei den Gardes du Corps in Dresden ein und zeichnete sich als vortheilhafter Reiter und fabelhafter Pöbelerschläger aus. Wenn die Einnahme nichts anderes ist als die Angst vor dem eigenen Mindervermögensgefühl, so hat niemand den Kampf dagegen mit mehr Entschlossenheit aufgenommen und führt durchgeführt als Pädler. Am einen schönen Donnerstagmorgen setzte er zum Schrecken zahlreicher Spaziergänger und Kaffeetrinker über das Geländer der großen Brücke und ließ sich von seinem roten Pferd gelassen aus höchstselbstem Hufe zurücktragen. Plötzlich Schreckensschrei fügte ihn in die Klauen älter Wächter, aus der Pater Pädler bellte sich bald jämmerlich, daß er nur noch unter fremdem Namen reisen könne, um nicht von den wüthen den Bluthörnern seines Vaters angefallen zu werden. Wie kann man jenseits Jähren hatte dieser den Muthwilligkeit sein. Er schied als Lieutenant-Kümmißer aus dem vornehmen Regiment, um als verlorener Sohn seinen Lebenslang in „Wolgung“ anzutreten. Seine Eltern waren geblieben, sein Vater ein gewaltiger Schwachsinn, der aus seinem Geiz seinen eifrigen Besitz verkommen ließ; nicht sich den hochbegabten, lebenslangigen, an besüßigen „Berreich“ lebenden Jüngling zu Hause.

Um die Regelung seiner vielen Schulden zu ermöglichen, begabte er sich in diesem Winter mit einem so geringen Taschengeld, daß ihm die Führung seines geliebten Kammer nicht möglich schien. Er riß als „Selbstmörder“ in Fuß oder auf des allerbilligsten Besatzenungsamtes durch Südfrankland um die Schweiz nach Ostfrankreich. Um mit seinem Geld auszukommen, legte er hin und wieder „Operationalien“ ein, in denen er bei kürzlichen Leben die Ankäufe des nächsten Wochens erwartete. Eine seiner kümmerlichsten war in Wien, wo er im Winter in einer dicken Kammer hauste, sich selbst bediente und nicht



Hermann von Pädler-Münster, Oberster unterhaltender Reichspostkammer, in civiler Tracht

einmal Geld zum Speisen hatte. Seine nicht alle seine Besuche für unter solchen Umkehrungen und Anstrengungen, er buhrte und fruchte War. In Wien sagte ihm ein berühmter Arzt, daß er nie wieder ganz gesund werden könne, aber bei großer Spannung für den Augenblick außer Gefahr sei. Dieser „Augenblick“ dauerte immerhin bis zum Jahre 1871. In der Gemein Ostfrankreich schied sich seine beginnende Tuberkulose angekündigt zu haben. In der „Operationalien“ Marseille schrieb er 99 Entschlossen, „den Himmel höher als der Erde“, in seiner letzten Lunge sein Reisejournal, das viel später unter dem Titel „Jugendverwundungen“ herauskam. Auf der Fahrt von Nizza nach Genua wurden die Segel seines Schiffs von den Augen eines möglichen Kapers durchleuchtet. Die Winterreise von Genua nach Rom machte er mit seinem Freund Alexander von Walffen wieder gescheit zu Fuß.

In Rom sehen wir ihn plötzlich in der allererstenhandigen Gesellschaft als Liebhaber schöner Frauen und als vornehmsten Spieler an der Phokion des Altes Quits. Nebenher schulte sich sein Bild für die schönen Künste, er lernte die Bildhauer Phidias, Canova, Canova und viele berühmte Maler jener Zeit kennen und verkehrte im Hause des kunstsinigen preussischen Gesandten Wilhelm von Humboldt. Von einem üppigen Ball im Palazzo Doria sahe er mit einigen Festgenossen per Sprinzel nach Neapel, um einen Ausbruch des Vesuv in nächster Nähe zu beobachten.

Bei seiner Heimkehr scheint Pädler sich mit seinem nun kränklichen Vater besser gestellt zu haben, doch hielt ihn dieser noch wie vor äusserst knapp. Nach dessen unerwartet raschem Tode im Januar 1811 sah sich der Sohn und Erbe plötzlich als fast sechserhundert Gekör über 50 000 Hektar Bodenfläche und 12 000 Bewohner gesetzt. Es munter uns jedoch an, wenn wir die gedruckten Amtsdokumente lesen, die unser kühner Freund von der Landtrasse bei seinem Regierungsantritt an sein Reichthum, sein Hofgericht und den Statthalter von Muskau zu erlassen geruhte. Daß er innerlich der alte Hund geblieben war, bewies er durch allerlei tolle Töne, deren Ziel nicht selten die Günstlichkeit war, auch nötigte ihn das Gefühl seiner Minderwertigkeit, mit vier im Muskauer Park gehaltenen Hirschen Unter den Linden in Berlin spazierzuführen.

Im bald darauf ausbrechenden Entscheidungskampf gegen Napoleon wurde die Herrschaft Muskau nach der Schlacht bei Wagram auf höherem Befehl von württembergischen Truppen gründlich verwüstet. Als königlicher Unterthan, dessen König an der Seite Napoleons stand, hätte Pädler diesen Unheil leicht vorbeugen können, aber er wollte nicht mit Franzosen gegen Deutsche kämpfen. Auf Befehl Napoleons verhaftet, von einer Mädelkutsche zur anderen gerollt, befreite ihn endlich die Freigabe des Landesältesten. Gehalt er konnte, meldete er sich bei den Russen als Freiwilliger und wurde dann Generaladjutant beim Großherzog von Weimar. Im württembergischen Armeekorps zeichnete er sich durch Umsicht und große Tapferkeit in mehreren Gefechten hauptsächlich in den Niederlanden aus und wurde zum Oberstleutnant und Gouverneur eines De-

partaments ernannt. Nach dem Krieg nahm er seinen Abschied und hielt sich ein Jahr in England auf, um dessen wirtschaftliche und gesellschaftliche Einrichtungen, Verfassungen und Frauen zu studieren. Im Jahre 1818 machte er mit dem Fürstbischof Reichard unter dem Augen von holl. Berlin eine Balkanreise, deren wichtigste Beschreibung in seinem Sammelbande „Toujours“ nachzulesen werden kann.

Warum sich dieser Frauenhagen in der Mitte seiner männlichen Eifersucht mit der um neun Jahre älteren, verheirateten Gräfin Lucie von Pappenheim, Tochter des preussischen Staatskanzlers Karl von Hardenberg, verlobte, ist kaum zu erklären. Seine Verlobte, die später als „Schande“ und unter anderem gütlich über den Leinwand im deutschen Christentum Einlaß fand, scheint eine hübsche, begabte Lebensgefährtin gewesen zu sein. Sie war ausgesprochen sentimental und etwas aufdringlich und verstandensreich. Obwohl Pädler schon bei seiner Brautwerbung keinerlei Zweifel darüber erhalten ließ, daß er durchaus nicht die Absicht habe, ihr jemals treu zu bleiben, und sich auch in der Folge streng an dieses Abkommen hielt, war sie bis in ihr hohes Alter sehr eifersüchtig. Vielleicht machte er sich's zu wenig klar, daß er ihre hübsche Tochter und Pflegerin, mit denen sie damals zusammenlebte, nicht eigentlich mitnehmen würde. Zunächst mußte die glückliche Braut ihre Ehe mit Pappenheim lösen, was damals sehr leicht gewonnen wurde und ihr keinerlei Schwierigkeiten machte, mehr Mühe kostete sie die Verheiratung der Tochter und die Freigabe der Pflegerin.

Nach Pädlers Eheauflösung begannen die Jahre, in denen er seinen Ruhe als erster Landeshauptmann Deutschlands begründete. Die ausgezeichnete Lebensführung, welche Carlotta Affing, die Nichte seines treuen Freundes Baron von Uex, zum Bewußtsein des auch ihr innig Begehrten schick, geht auf seine Tätigkeit als Richter mit seinem Verständnis ein. „Muskau war Pädlers Nichte, sein Lieblingskind“, und mit richtiger Begründung sagte er einmal zu Bettina von Arnim: „Der Pöbel ist mein Feind.“ Für diesen Pöbel nahm er eine Schwelgerei auf sich, die ihn fünfzig Jahre lang sein Leben verhin-
delte. Seine Frau scheint ebenfalls eine mit-
schickende Begabung für die Wartung gehabt

zu haben, wie es waren die sonst oft Ansehen verdienenden eins, in dieser schicksalreichen Zeit nicht gemessen so die schönsten Stunden ihres Lebens. In jenen im Jahr 1824 im Verlag Hallberger in Stuttgart erschienenen „Andenken an den Landeshauptmann“ hat Pödlar die Grundzüge seiner Lebensweise niedergelegt.

Auf dem Wiener Kongreß wurde soll die Kaiserliche Hofkanzlei mit ihr auch die Herrschaft Maschan in Preußen geschlossen. Als Pfarrer für manche bei diesen Wohlverleuten angelegenen Rabat und Privilegien erhielt Pödlar im Jahre 1820 den Fürstentum. Der Aufwand seiner Dienstverpflichtung, verlorenen Prozesse und die großen Ausgaben für den Maschaner Park stürzten ihn bald in erstickliche Geldschwierigkeiten. Das kaiserliche Hofpaar dankte durch seine Schenkung und die erste Wiederentdeckung des mächtigen Fortworts am ersten aus dieser herauszukommen. England war damals das Land der großen Erbitten, dahin mußte der geschickte Pödlar auch mächtigen Absicht von sehr guten Schanden. Aber die preiswürdige Brautzeit führte zu keinem Erfolg. Ein reiches Zeitungsgelehrte beschränkte ihn einer erfolglosen Werbung um die schwermütige Witwe des Kaisers Christoph von Hail, was die verarmten Engländerinnen „shocking“ fanden. Außerdem wurde es im Kreise der unverbesserten Erbitten bekannt, daß „Schander“ Bild immer noch auf seinen Schreibstisch lege mit daß die neue Gattin sich mit der beschämten Rolle der Schandgelehrten für die kaiserlichen Verleuten begnügen müßte. Ein herrlicherlicher Kell nicht zu unterdrückender immer Verleutenheit schied dem Brautpaar auch im Wege stehen zu sein. Er verlor sich mit Verleuten in die schon verachteten Schreier seiner Obergelehrten, am leidenschaftlichsten aber in die auch schon gebundene große Gattin des Herrlichen Gemüths, die damals in London ihre raschenden Triumphe feierte.

Die neue englische Reise sollte nicht dem ersten Erfolg. Maschan lebte wieder, wie er anging, nach seinem eigenen Gefühl. Hier ein großer Librarian, ein großer Mann und ein großer Kind. Aber das nur noch dem Philosophen seinen Vortrag, der wie ein mächtiger Meister über diesen Zusammenhang gebührend im Namen Acher sprach. Diese

eigenartige Mischung von Narrenhum und Weisheit hat der europäischen Leswelt eines ihrer ergötzlichsten Bücher beibringt, die „Briefe eines Verleutenen“. Ursprünglich an die selbstgelehrte „Schande“ gerichtet, lesen sie unter dem literarischen Feindstandes zum wahren Jubel aus. Varragen von Unge, unter dessen Einwirkung die Herrschaft erzielte, sagt: „Mit solcher nichtbeachtenden Offenheit und Freimütigkeit spricht man nicht, wenn man auch nur aufmerksamer an das Publikum denkt, solche Unbeachtlichkeit des Sinnes bewahrt man nicht, solcher Unfähigkeit der Begriffe und der Einwirkungen folgt man nicht, außer im sicheren Arguß einsamen Verleutenen, was mit solcher Hingebung an das Augenblickliche kam nur der Augenblick selber sprechen.“

Es ist Dresden, Berlin, Paris und der allem England der hundert Jahren, die Welt der Verleutenen von einem großen Herrn geschildert, aber auch von einem über sich und alle andere lebenden Philosophen. Gerade, der Pödlar persönlich gut kamte, sprach sich selbst über diese Briefe aus, die ihren Verfasser mit einem Schlag zu einer europäischen Berühmtheit machten. Wenn Pödlar von neuen literarischschönen Übergangen aber nur als geistvoller Einverleutenen und argen Sprachmanischer erwähnt wird, so geschieht den Unge. Für den Nachreiter eines Schriftstellers ist ausschlaggebend, was er späteren Geschlechtern zu sagen hat und ob etwas von ihm übrig bleibt, wenn die Summe seiner Mängel von der Summe seines nur den eigentlichen Könnens abgezogen wird. Wer bei Pödlar ein solches Reinergebnis laugnet, mag ein guter Sprach- und Einverleutenen sein, aber er versteht nichts vom Wesen der Dichtung.

Der Herrschaft Maschan soll die vorzüglichste Verleutenen des späten als „Reichthümer“ bekanntgewordenen Maximilian Schödel über einige schwere Jahre weg. Nach seiner Rückkehr aus England lebte ihr Vater ohne regelmäßige Verleutenen des Reichthümers schaden und mehr, als ob nichts geschehen wäre, mit seiner geschiedenen Frau zusammen. Viel verlebte er im Hause seines Freundes Varragen, dessen edle, gebildete und glänzende geistreiche Frau Rachel damals den eigentlichen Mittelpunkt des geistigen Berlins bildete. Ihr Tod im Jahre 1823 war das Ende eines Kul-

carabinieri und ein schwerer, lang nachsteterender Schmerz für ihre Freunde, zu denen sich Pödlar zählen durfte. Diesen quälte bald wieder sein altes „Fremdth“. Er hatte die Absicht, nach Amerika zu fahren. Eine ganz unverschaltete, lang sich hinziehende Duellgeschichte — es war die achte seines nicht angeführten Daheim — endigte mit der letzten Verwundung des Gegners, aber sie verhielte sich rechtstichtige Weise. So entschloß er sich für Spanien.

Es sollte fast sechs Jahre dauern, bis er den Boden der Heimat wieder betrat. Nordeuropa, Malta, Griechenland, Aetia, Aegina, Syrien, Atrien wurden von ihm besucht und in „Gemälden verlebten Weltgang“ und „Mein Freund Alis Reich“ beschrieben. Seine Verbindung mit der berühmten Augsburger Allgemeinen Zeitung“ machte er ihm möglich, die Reisekosten zum großen Teil zu erhalten. Seine Darstellung im „Weltgang“ ist bezeichnend, nach damaligen Verstand mit eingesparten Novellen ausgestattet. In „Mein Freund Alis Reich“ zeigt sich deutlich der Wille zu künstlerischer Ausrüstung und erhebt sich in der Beschreibung der ägyptischen Kunstschätze zu hoher Schönheit. Die Reise, mit welcher europäische Geschlechter die heiligen Stätten durchwandern, wurde von Pödlar mit demselben wie gewöhnlichen Worten gekennzeichnet. Überall wurde er, insbesondere aber dem Kaiserlich Reichs Alis, dem „Napoleon des Orients“, glänzend aufgenommen und in seinem Reisetagebuch mitreißend angedeutet. Seine reichehaltige Fähigkeit, mit der er allen Befehlern zum Krieg weit über Ozean hinaus verband, verdient alle Achtung.

Die Herbstzeit im Jahre 1840 war milde. Europa war ihm fremd geworden, auch wollte ihn die Götter um eine schöne, junge Griechin, die er auf einem Marktplatz im Osten gekauft und dann herzlich aufgenommen hatte. Er hing mit der ganzen Lebenskraft des erwachten Wesens an dem, der sie aus reber Willkürhandlung erlöst und ihren anfänglichen Geist gelehrt hatte. Er war ihr Geliebter, ihr Herr, ihr Gott. Nachhubs war eine parte, anerkennende Mignonne, für die eine längere Trennung von ihrem Herrn dem Tod beinahe. Die unverschämte offenkundige, unumkehrbare dreißigjährige Lebensfähigkeit Pödlars wollte das nicht annehmen. Nach langem, quä-

lenstem Streit gab sie nach. Die arme, schwindend sich gewöhnende Nachhubs wurde endlich im Muslau aufgenommen, aber sie starb dort schon im Oktober 1840, während Pödlar kurz in Berlin abwesend war. Der dem kranken Mädchen freundlich zugewandte Hausarzt hatte die Nähe der Gefahr unterschätzt. Dieser Schlag traf den Felsen ins innere Mark. Daß er in den letzten Stunden nicht bei ihr gewesen war, konnte er sich nie vergeben. Er verlor auch die Freude an Muslau. Um endlich der ewigen Einsamkeit der Feldbergen zu entkommen, verkaufte er die Furchen im Jahre 1842 für 1.700.000 Taler. Sein Heimverwundenes Gemüth begann veränderte der unermüdeten Dämonen in ein Paradies und tröstete damit bis über den Verkauf von Muslau tief unglückliche, nach alternde Götter. Sie starb im Jahre 1854.

Pödlars Lebensabend war nicht unruhig. Mit König Wilhelm I. von Preußen und der Königin Augusta verband ihn eine alte Freundschaft, die ihn die königliche Hofhaltung in Berlin verlebte. Napoleon III., den er sehr bewunderte, zog ihn auf der Höhe seines Glanzes nach Paris und behandelte ihn wie einen nahen Freund der kaiserlichen Familie. Die Wandlung seiner Umwelt durch die rasche Entwicklung der Technik erlebte er mit offenen Augen und geradem hellsehendem Verstand der dadurch bedingten gesellschaftlichen Veränderung. Ohne politischen Gehirns freute er sich herzlich über die hohen Lebensausgestaltungen, die ihm von bewunderten Herrschern in reicher Fülle verliehen wurden. Von seinem unruhigen Kesseln lebte er sich in seinen späteren Jahren gerne zu seinen Büchern und zur inneren Einsamkeit nach Beunruhigung. Dem Krieg von 1866 folgte er als Freiwilliger im preussischen Hauptquartier und war im Jahre 1870 sehr krank, daß ihm sein königlicher Freund die Teilnahme am Feldzug verbot. Am 5. Februar 1871: entschloß der Auslandsrückkehr, wie er sich gewünscht hatte, nach nicht allzu schwerer Krankheit, ruhig und mit Muth.

Schonungslos wahrhaft und aufrichtig gegen sich und andere, from und dankbar, gütig und bezaubernd lebenswichtig im Umgang, ganz tief Pödlar die Freundschaft der Wesen seine Zeit und verdient mit allen seinen Tugenden und Tugenden als eigenartiger Mensch und Schriftsteller im Gedächtnis der Nachwelt fortzuleben.

Skizzenbuch der Weltstimmen

Elisa von der Recke / Zu ihrem 100. Todestage am 13. April 1933

Von Valerian Ternes

In den fünfziger und sechziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts wüchse auf einem holländischen Hofe ein Mädchen auf, Elisabeth Sparlaus Tochter von Nicolaus. Sie hat mit vier Jahren ihre Mutter verloren und ist bald nach ihrem Tode von der Großmutter, der Elisabeth Kneff, unter Pflege und Obhut genommen worden. Ihre erste Jugend verläuft ganz in den Kabinaten der Pöbelwelt des Hofes, d. h. sie wird nach im Kindesalter zu einer jungen Dame erzogen. Als Zehnährige kann sie noch nicht schreiben. Das einzige, was sie der heimliche Hauslehrer plagt, ist Lateinunterricht und Kirchenliederlernen. Es fliehet gleichmäßig und formlos, ohne Spielraum, ohne Rücksichten, in ständiger Angst vor dem Herrn der Großmutter, Elisas Mächtige. Sie hat nur eine Vertraute, die alte kranke Wärterin, der sie das oft zum Herkommen übermüdet Herz ausschütten¹⁾.

Nach diesem Juch wird Eliza in ihrem fünfzehnten Jahre beirathet. Der Vater, der sich bisher nur wenig um seine Tochter gekümmert hat, heirathet ganz überraschend und nimmt die Tochter zu sich. Die Großmutter, die man durch Erfahrung berannt, gehört einer hochberühmten Generation als die geistige Oberstin an. Doch in einer Hinsicht weiß diese Erfahrung in eine falsche Richtung. Die Großmutter, eine vornehmste Dame, erzieht Eliza die Grundzüge einer tiefen Philosophie ein, die ganz und gar nicht der massenhaften Grundveranlagung ihrer Pöbelwelt entspricht. Das arme Mädchen befolgt, sowie ihr Vater es gebietet, diese Rathschläge, unterwirft sich Möglichkeit jedes aufsteigenden ersten Gefühl und geht schließlich eine sehr diplomatische Ehe mit dem Reichthum Georg Peter Magnus von der Recke ein.

Die Ehefrau führt Elisas Selbstbiographie, die man als eine der feinsten literarischen Dokumente zur Geschichte des menschlichen Herzens bezeichnen kann.

Eliza ist in ihren Jahren der ausgeprägten Zeit einer schönen Seele im Einer Kneffens und Richards. Die völlig ungenutzte Ehe mit einem Mann, der ein edler Charakter war, magte mit ihren literarischen Erfahrungen die sie ganzheitliche Seele, wie das Eliza, vertrieben und vernichteten. So führte sie ein abgesondertes, in Einsamkeit und Schwermuth eingepfermtes Dasein, die sie nach unheilvollen Symptomen von dem unpassenden

und dem Höhenflug ihres Geistes verdrängten gegenüberstehenden Seiten geistig wurde.

Zuerst erschien sie in diesen unglücklichen Jahren als die überaus, verdrängten Gefühle, aber sie erlang doch nicht, wie viele ihrer Zeitgenossen, der späteren Freiheit, dem „Werthe“ (hier), sondern fand schließlich den Weg zu einer



Elisa von der Recke

neuen Verbindung und wurde sich schließlich ein besonderns Bestreben dadurch, daß sie den überall angeordneten Vortragsstunden und Schiedsrichter Gesetzen in einer aufsteigenden Schritt erlachte. Diese Zeit machte sie geradezu populär in den Kreisen der mehrheitlichen Gesellschaft.

Eliza schrieb Gedichte, hauptsächlich geistliche Lieder, verfasste Dramenstücke, Konzepte in London, die Frauenrechte, alle diese literarischen Leistungen sind nicht von Belang. Dennoch begannen sich, außer den Ideen erfindenden Jugenderwartungen, ihre Kräftegebäude und Ziele. Sie hat auf ihren Tod

¹⁾ Das Skizzenbuch der Eliza von der Recke habe ich in meinem Roman „Eliza, die Geschichte einer kleinen Seele“ (Verlag Die Zeitgenossen in Berlin) behandelt.



Stückentwurf aus dem 1. Akt von Hans-Christoph Kaergel „Andreas Hollmann“ bei der ersten Aufführung am Deutschen Staatstheater in Dresden. Von links: Kaergel, Hollmann, Frau Hollmann, Hans-Christoph Kaergel, Hans-Christoph Kaergel.

Hollmann
(Paul Baas)

Frau Hollmann
(Hilke Dörfler)

Hans-Christoph Kaergel
(Paul Baas)

Hans-Christoph Kaergel
(Paul Baas)

Hans-Christoph Kaergel / „Andreas Hollmann“

Die Tragödie der Vergeltungsdenken gibt Hans-Christoph Kaergel in seinem neuen Stückentwurf „Andreas Hollmann“ (Weinmann Verlag, Leipzig). Schon in „Denn unter dem Himmel“ hatte der Leipziger Dichter seine Fähigkeit, tiefgründige Charaktere auf die Bühne zu stellen, bewiesen. Sein „Andreas Hollmann“ ist ein Mann von hundertfünfzig Jahren, dessen Denken und tiefen Verstandeskräfte. Als Mann und Menschenschilderung eines selbständigen Charakters ist er mit seinem Haus mitten in die Wirren des Vergeltungsdenkens gestellt. In seiner Werkstatt findet die einzige Prozessverhandlung gegen die Schließung der deutschen Schule statt. Der von Verstandes des Schicksals ist auf seinen der menschlichen Existenz, denn es ist nicht mehr so Kinder in der deutschen Schule. Aber das lebendige Empfinden der deutschen Nation lehrt sich gegen diese Unterdrückung des Verstandes in ihren Kindern auf. Es gibt nicht Hoff Papier, es gibt auch Leben“, viele Worte Hollmanns können dem ganzen Stück als Leitgedanke angesehen. Hollmanns menschliche Wesenheit wird durch die Kräfte des menschlichen Geistes, eine menschliche Existenz, auf eine schwere Probe gestellt. Da können die Kräfte von der Weltung sein. Kann hier der junge Hollmann von der Schließung der Schule, so weiß er sich die Aufschneidung herun-

ter und weiß sie von sich. Der Vater sieht die drohende Gefahr und hebt die letzte Marke auf. Aber das Urteil eines Mannes (sein Kopf) für den nächsten Leben auf der alte Hollmann im Gefängnis. Bei seiner Rückkehr ist ihm auch die Kräfte des Verstandes. Es soll ihm das Leben auf der ersten Schule ermöglicht werden. Aber auf die menschliche Existenz des Lebens bringt die entscheidende Entscheidung. Kann er als Direktor gefasst werden soll, springt der Vater ihm bei.

Hollmann: Aber die Gerechtigkeit hat der Himmel immer noch das Recht gestellt.

Und nun wird er sich mit dem Leben dem Gerichte freilich stellen: „Der Mensch, wenn ich will!“

Frau Hollmann (gelacht): Das ist das Tod — das ist der Tod!

Hollmann: Und wenn's der Tod ist, 's ist doch die Freiheit! Die Heil ist, und wenn der ganze Mensch verdammt! Sporn an!

In der Entwicklung dieses Stückentwurfs liegt zugleich seine wichtigste dramatische Kraft. Kaergel sieht den natürlichen Lauf, um das Wesen des selbständigen Charakters mit wenigen Worten zu machen. Das gegenwärtige Schicksal vieler wird zum menschlichen Symbol.

Richard Billinger / Raubnacht

Von Dr. Rolf Greshay

Seit der Münchener Uraufführung seines Schauspielers „Raubnacht“ gilt Richard Billinger, schon vornehm als Regisseur und Erzähler eine der markantesten Gestalten der Gegenwart, auch als eine der besten Hoffnungen der deutschen Bühne. Mitbayerisch-österreichischem Volkstum ist ganz aus dem Vollen selbst ein neuer, zeitgemäßer Künstler gekommen, der auf alter, süddeutsch-bayerischer Theatertradition sicherstehend sein Drama tragen läßt von dem starken, fackeligen Zusammenklang von Wort und Gebärde, Musik, Maske und Tanz.

Wer ist Richard Billinger? Ein Bamberger aus dem „Jüngstetel“, dem oberfränkischen Winkel zwischen Inn und Donau, am 20. Juli 1893 in Gault-Marstorf bei Ochsenfurt geboren. Von dem Eltern zum Priester, von seinem hünenhaften Körper (schon im Mädeln) bestimmt, mußte er mit notwendigem Zwang zum Dichter werden, um den Gelüsten der starken Jugendbeirde zum Wort zu weichen. Er selbst erzählt:

Ich wollte erst Weber werden, Gespür haben, Aufzeichnungen, Karsten an den Tischschalen, an der Drehscheibe, die konzentrischen, wenn das Gewicht den Faden zieht, der Fagel anspinnen, die halbe Röhre aus der Quelle brüllen, das Röh Röh begeben. Aus dem Gebirge wurde das Gebirge, als geistliche Farn des Berges, und aus dem

Gebirge kam man zum Drama fliegen, in den Überwältigung, der Schicksalsbegegnung, zum Kampfschrei, zum „abgesprochenen“ Baum-Gelbes-Lachen, zum Baum und Faden des Theaters. Auch im Drama wird das Wort erst „gelesen“, in Verschiedenheit, in Verschiedenheit, als einem angesprochenen Baumstamm, bis Gestalt und Gestalt so voll und „da“ sind, daß Abgesprochen das Schwitzen kriechen kann, darf und auch soll.

Dieser logischen Entwicklung entsprechend, ließ Billinger auf seine als „Eckel am Himmel“ erschienene Be-

teil die ersten Bühnenwerke als dramatische Gedichte folgen, ornamentierte Balladen die Versspiele „Spiel vom Kuchel“, „Rufe nach Mitternacht“ und, aus letzteren hervorgehend, das „Perchtenspiel“, das May Raubnacht 1920 bei den Galtburger Festspielen aufgeführt. Da „Raubnacht“ wurde Billingers erstes Prosaspiel — wenn er auch hier sein Wort noch oft genug in den Vers, im Reimspruch liebt.



Richard Billinger

Ergebnis des Bildnisses von 1922. Foto: Walter, München

Was ist aus die „Raubnacht“? Ein

althayrischen Stamme sind, in der Fern von Bergland, von sich eingewurzelt, in ihrer Bekanntschaft dem Volk meist nicht mehr bewußten Göttern und Dämonen, viele Rufe altheidnischen Aberglaubens noch lebendig. In die- ses geformt auch die „Raubnacht“: Zwei Festschritte, beginnend mit dem 23. September, in dem „alles erlaubt“ ist, ergreifende Feste der

begehrten Einnahme. Der Winter ist für den Bauern die Zeit der Ruhe, der Einschlüpfung, der Kräftigung. Diese gesammten Kräfte wollen sich einmal Luft machen, ausstrahlen. „Ihm müssen aufgerissen werden, Ecken und Ränder.“ Da gehen die Knechte und Mägde des Jammels, phantastisch „vergessen“ als Heiden und Teufel, als Männern der Fremdbarkeit und der Erlösung, über die Höhen, lassen sich in den Baumstämmen bewirten, feiern ihr Blut in seltsam, ausgelassenen Tänzen, ausschweifenden Festen, barockem Leiden jeder Art. Auch ein Heuer muß jemand sein, „seufzt muß die Kaufmann für alle Zeit sterben“.

„Sie gingen den alten Teufel wo an, aber sie trugen sich's Dürrenholz zusammen, das sie dann in der Nacht verbrennen, die alten Unkrautstauden, so den Jähemist heilt, kumpen und die Heiden.“

Also ein Winterjournalfest, ein Gegenstück zu anderen Winterfesten! Weit aber das Christentum sein höchstes Fest in dieselbe Zeit gelegt hat, wurden diese Überreste vorchristlicher Kultur eingetrennt in schwere Mägen, ins Hüllsch-Dämonische: „Der Hof des Garmas wird sichtbar“, die Dämonen umwirren in der Kaufmanns Tabernakel und Heiligstüben, die gewaltige Kinderglocke morden (schwarze werden), „in der Kaufmann muß der Wolf heulen, der Wind heulen, der Wolf die Wölfe heulen“, heißt es im End.

Billinger erkennt die merkwürdige Symmetrie, die in den zeitlichen Zusammenfall so entgegengesetzter Symbole wie Kaufmann und Weihnachts für den Dramatiker bereit lag: auf den 23. und 24. Dezember legt er die Geschehnisse seines Dramas, so daß ihrem Hintergrund das entsetzte Leben der ersten Kaufmann und ihren Anhang die Sternkunde der Weihnachtsfest bilden. Aber es war ihm nicht leichtlich darum zu tun, den vollendeten Zusammenfall des „Kampfes zwischen Heidentum und Christentum“ in ausgemessenen Baumhöhlen zu zeigen. Was er meint, ist im Kern der wahre Kampf zwischen Licht und Verfall, zwischen Naturkraft und Besinnung, Chaos und Kosmos, Nacht und Tag, das Unkraut.

Es greife keine Verbindung magt der Dichter: Er schlägt die Brücke von germanischem zu altslawischem Heidentum. Denn Ei-

man Kaufmann, der Held des Dramas, war eben als Wolf und Missetäter in Afrika gewesen und hatte dort, statt die Wölfe bekämpfen zu helfen, sich selbst in ihren Fängen locken lassen, an ihren Klauen aufgezogenen, Menschenopfer misselbracht. Durch solche innerliche Erschütterung aus der Bahn geworfen, entließ er der Mission, kehrte in seine Heimat zurück, verlor sich in einer merkwürdigen alten Baumhöhle, immer um gierig wieder den Geruch der Heiligkeit, „heute, ob es wo flüht“. „Weil keine, Arbeit keine, nur der Winter vom Fenster, der Teufelwind überm Dach“, sagt seine Mutter, die ihn weggehen zu sich beimgelassen hatte (I. Akt). Die Dichter begreifen den Heimgelohren mit Wissen, man merkt, er habe sich in Afrika den Teufel verschrieben, und die Kaufmanns wollen ihn deshalb heute, in der ersten Kaufmann, seine Heile anwenden. Vergesslich waren ihn der Vater Anton, sein alter Meisterknecht, der ihn zum ersten besuchte, um ihn auf den rechten Weg zurückzuführen. Einen nimmt den Ruf der Kaufmanns begeistert auf, Afrika erwacht in ihm aufs neue. Er selbst läßt die Kaufmanns für die Nacht zu sich, um sie reich zu machen, ehe sie ihren tollen Zug über die höchsten Berge beginnen. Im Dorfmeisterleben, wo Eimen für die Kaufmanns einkauft (II. Akt), sieht er Kräfte, die Tochter der Krämerin, ein junges, sehriges Individuum, das die Weihnachtsferien dahin verbringt. Er läßt sie auch nach für die Nacht zu sich, zusammen mit ihrem Bruder Alexander, dem im Weltkrieg verwundenen jungen Krämer: „Sie können da den Tag der Verwundenen sehen, brauchen selbst nicht mimen.“ Dagegen folgt Kräfte der Aufforderung, sieht den gezeichneten Bruder mit sich, „Sie sind mit dem Teufel fern“, sagt die alte Stallmutter zu heimkehrenden Mutter.

Der dritte Akt bringt die eigentliche Kaufmannsage: die Entdeckung der Verwundenen im Hause Eimens. Alexander ist mit Papi, Eimens merkwürdiger Wirtshauswirt, „Kaufmanns“ gegangen, hat Kräfte bei Eimen zurückgelassen. Dieser verläßt sie in das Gewand eines türkischen Prinzen. Durch reich gemachten Wein schläft, erwartet sie in höchster Erregung die anstehenden Kaufmannsgeheimnisse: *Akt 3, 1201: Kommen die Kaufmanns?*

Schulterin (sehr böse): Galt ich mir! (Wartet?) Dann sag's ja! (Wartet.)
O Schulterin, du Dödel! Weißt du? Kräftig rümpfe ich, hast du dich? (Schulterin schüttelt den Kopf.)

Alexander (böse): Was bringt's?
Schulterin: Ich hab' mein Dödel aus Geld drum! Laß mich nicht lang so in der Welt herumstehen! (Ab.)

Strasser: Wohlstand!

Fräulein Walther nimmt die Schale der Kräfte, die die Schulterin auf die Dödel stellt, beachtet sie an der Hand, geht dann zur Experimentierstation; plötzlich bricht das Schicksal aus ihrer Hand, das Wohlgehen der Mutter. (Dann ab.)

Die „Nachschuß“ ist in den letzten anderthalb Jahren über fast alle bedeutenderen deutschen und österreichischen Bühnen gegangen und hat überall ihre Schlagkraft bewiesen. Im vorigen Jahre wurde das Werk mit dem Kleispreis gekrönt, es steht „schon über allen in den letzten Jahren bekanntgewordenen Werken der jungen Dramatik“, war das Urteil des Preisrichters.

Billinger ist auf seinem Wege weitergegangen. In seiner Komödie „Ach das Land“, am 25. Januar

1933 erfolgreich inszeniert am Leipziger Altona-Theater, hat er der Nachschuß-Dramatik das Charakterstück geschrieben: „Häufiglich, aus dem Handgelenk, wieweil, eine Hundstagskomödie. Der verklärte Goldhaare-Wallbald Rinder, der ursprünglich „zur Ehre der Väter zurückgekehrt“ versucht, ist das tragikomische Gegenstück zur Figur des Nachschuß-Simons. Im humoristischen Lustspielgewand erkennen wir doch Billingers alte Motive, erkennen, wie erst es ihm auch hier im Grunde um „Kasse nach Leipzig“ geht; er läßt die Verhältnisse seines „Pechspiels“ gnaun, — „Leipzig“ heißt diesmal ein Schloß, das Wallbald für seinen Vatershof einrichten will, — um die Schicksale nach dem „Leipzig“ geht es auch hier, um den Drang, die Gassen flüchten, unerschrockenen Menschen zum aufsuchen. Auch in diesem Stück spielen wieder die Dämonen, wenn sie auch diesmal nicht mehr persönlich auftreten, sondern sich in den Menschen und hinter den Dingen verbergen.



Simons Nachschuß (Herr Walder) mit Frau Walder (Frau Walder) bei der Aufführung von „Nachschuß“ im Leipziger Schauspielhaus am 20. Oktober 1932. (Herr Walder links)

Im August 1932 schrieb Billinger für die Leipziger Bauerntruppe Schultes ein dreistufiges Schauspiel „Das Verbleiben“, die Tragödie eines schicksalhaften, schuldvollen Lebens, aufgebaut über einem schon in Billingers reichem Vorstadium „Die Asche des Berges“ angesprochenen Thema des vergifteten Volkswirtschaften. Im „Verbleiben“ klingen Nachschuß-Töne wieder auf.

Billingers letzte Menschheit ist das dreistufige Schauspiel „Kasse“, das das Berliner Staatstheater unter der Regie Leopold Jessner am 1. März 1933 zur Aufführung brachte. Es stellt in seiner ersten, zweiten im Insel-Verlag erschienenen Fassung die Ausführung eines kleinen kleinen Kommissars dar. Lassen wir auch den Dichter selbst kurz über die Absicht dieses neuen Werkes berichten: „Ich habe genau wollen, wie der Kampf in der Welt der Maschine die alte Bauernwelt und ihre eigene Welt mit der Erde gestalten will. Man muß bedenken, in unserer Gegenwart, im

Zusatzteil, ist der Kaffeeall beinahe eine Art Heiligtum. Das Kaff ist für den Bauern das heiligste Tier. Es ist ein Sinnbild für die Blutsgeit des Bauerntums von einst. In meinem Brief sagt sich der Kaffbauer, eine Art gesamtlicher Mensch, gegen den Maschinenmagenen, der den Bauern die Maschinen aufschreiben will, zur Wehr. Man könnte auch sagen, mein Brief handelt von der geistmoralischen, beinahe christlichen Beziehung zwischen Mensch und Tier, die durch die Maschine vernichtet wird."

schinmagenen, der den Bauern die Maschinen aufschreiben will, zur Wehr. Man könnte auch sagen, mein Brief handelt von der geistmoralischen, beinahe christlichen Beziehung zwischen Mensch und Tier, die durch die Maschine vernichtet wird."

Meta von Salis-Marschlins

Ein Schweizer Frauenleben an der Jahrhundertwende

Von Winfried Gurlitt

In manchem Lebenslauf ist das Erbe ganzer Generationen auf eine starke, selbstbewusste Art gesammtergefaßt. Solche Menschen führen das Verantwortliche ihres Geschicks, und ihr Leben wirkt zu einem ununterbrochenen Ringen um die Verwirklichung eines innerlich gesuchten Zieltes. Die geistige Kraft der Persönlichkeit kämpft sich gegen die Widerstände der Überlieferung, des „Milieus“ und der Zeitumstände zu ihrer eigenen Aufgabe durch. Diese „heroische“ Lebensführung, die am Ende des 19. Jahrhunderts in erschütternder Hinsichtsbildnis an der Gestalt Klepides zum Ausdruck kam, führte eine Frau in die Nähe dieses Kampfers, eine heldenmütige Frau, der es auch vorgelegt war, unermüdet um ihres „Schicksals Stems“ zu ringen: Meta von Salis-Marschlins.

Nicht nur die freundschaftliche Begegnung mit Klepide macht dieses Frauenleben erinnerungswert. Offen der ganze Lebensweg, der zu dieser Begegnung erst die inneren Voraussetzungen schuf, ist erkennlich genug. Hier trafen sich mit innerer Notwendigkeit zwei kampferprobte Geister.

Gegen die Geburtsstätte dieser Frau ist für ihr späteres Leben und ihre Klepide-Freundschaft bezeichnend: Im Tal des jungen Rheinromes, auf der Schwelle zwischen Nord und Süd, unter des Engadins, der geistigen Heimat des „Paradiseisten“, wurde Meta auf dem



Meta von Salis als junge Mädchen
Hilfsbuchgaben mit Übersetzung des Arminius - Berings,
Göttingen - Jülich

Emmental-Marschlins am 1. März 1855
gebeten).

In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts
gelangte die Berg, deren Geschichte ins frühe

¹⁾ Dem Kaiserin liegt das Buch des Herrn Pöhlcher,
Meta von Salis-Marschlins, Arminius - Berings,
Göttingen - Jülich, gegenüber. Hier hat auch alle Jahre erschienen

Die Jugendjahre verlebte Meta mit Unterbrechungen, während denen sie auf dem väterlichen Schloß weilte, zuerst im Pensionatsstift in Freierichshausen, dann im Koblenzacher Institut Büchelsteden, einer „Hausfrauen-Bildungs-Anstalt“, wie sie es später nannte.

Dem unerwarteten Todesterbang des jungen Mädchens sagt der Vater anfangs einen verhängnisvollen Wiberstand entgegen. Er ist gegen die geistige Arbeit der Frau und will die belagerten Töchter ganz im häuslichen Wirkungskreis festhalten. Jeder von dem schmalen Monatsgehalt erprießte Besuchen wird von Meta in Büchern angelagt. Schließlich erkaufte sie sich die Freiheit durch eine Erzieherinnenstelle auf einem Gut in der Nähe von Würzburg. Sie ist nun 16 Jahre. Der Vater schreine, daß es nutzlos ist, sich dem tief eingetragenen geistigen Erben zu entgegenzustellen.

Einem nachhaltigen Eindruck empfängt Meta in diesen Jahren durch die „Männer von Realitia“.

Sie hat darin eine anerkennende Stimme und wendet sich an die Verfasserin, Malwida von Meyseburg, eine Persönlichkeit, die selbst schon den höchsten Weg zu geistiger Freiheit vorangegangen ist.

Malwidas Antwort erfolgt aus Rom und ist ein Zeichen warmen Verständnisses. Aber diese seltsame Frau läßt es nicht bei weisgemeinen Rathsschlägen bewenden. Sie läßt Meta für einen Winter zu sich nach Rom. Dage schreibt sie: „Rom solltet Sie schon und gründlich sehen, manche liebe und interessante Menschen kennen lernen, und, wenn auch nicht anfangen an das Glück zu glauben — denn das Glück ist überhaupt bei unserer Weltanschauung ein gescheiterter Begriff —, doch mit weniger trübem Blick und neuem Jugendmut ins Leben schauen.“

Wie 22 Jahren folgt Meta diesem Ruf nach dem Süden. Die diese Wirkung dieser Reise nicht aus. Noch nach Jahren schreibt sie: „Am dankbarsten bin ich für die Reise nach Rom in meiner Jugend und für den Kontakt vieler und bekannter Menschen, die mir dort zu Freunden wurden. Ein geheimnisvolles Band hat sich von da weitergeschlungen, dessen Wege ich mir nicht eingehen lasse, mag die Gegenwart dazwischen, mit was sie will.“

Die mütterliche Fürsorge Malwida von Meyseburgs laßt noch einmal Metas Lebens-

weg in behutsamer Weise. Durch ihrer Vermittlung findet sie einen neuen Wirkungskreis als Erzieherin im Hause der baltischen Baronsin Woldemars in Naumburg. Anfang Mai 1879 trifft sie im blühenden Saalatal ein. Für Meta wird diese neue Begegnung zu einem aufgehenden Erlebnis. Sie schreibt in der Erinnerung an die frühverheiratete Baronsin Woldemars, der sie den Freundschaftsnamen Emma gab:

„Ich war glücklich, als mich Mat von Emma freute, jener Frau, die ich mit dem Namen des frühverstorbenen Vaters in der Lösung ihrer Seele liegt ein Menschenalter begrüßte. Dennoch war die Begegnung fest und warm ich mein Leben überdauere, so habe ich ihr nichts an die Seite zu stellen, und ich würde einmüthig, der mir die „jungfräuliche Zeit“ hätte ergehen lassen.“

Der mit dieser Frau, von der augenblicklich eine so starke Wirkung auf mich ausgeht, daß Schmerz und Schicksal nicht mehr zu hindern, so zu erfahren.“

Der Aufenthalt in Naumburg bringt Meta zum ersten Male in Berührung mit dem Lebenskreis Nietzsche. Sie kennt dessen Mutter und Schwester kennen, nachdem sie schon durch Malwida von Meyseburg begeisterte Reden über den einsamen Wanderer vernommen hatte. Nietzsche kam in jenen Wintermonaten sogar nach Naumburg, doch war er so krank, daß fast niemand ihn zu sehen bekam. So war jener Winter 1879, von dem er später jagte, daß er den „Ausbruch seiner Viralität“ dargestellt habe. Damals machte Meta auch die erste Bekanntschaft mit Nietzsches Werken. Zu ihren Erinnerungen lesen wir darüber:

„Ich hatte den Eindruck, in eine neue Welt zu treten, die mich mehr und mehr fesselte: die Schönheit der Sprache trug zu dieser Wirkung ausserordentlich bei. Mit einem Male erschienen sich bedeutende, noch nicht abgeschlossene Persönlichkeiten. Ungeduldig sah ich der ‚Morgenröthe‘ entgegen, die erst im Herbst, in einer neuen Umgebung, in Anbetracht neuer Aufgaben, in meine Hände gelangen. Das Buch entsprach meiner damaligen Stimmung und Aufnahmefähigkeit am besten von allem bis dahin erschienenen, und begeisterte mich bald durch und nach England, wo es mir während des ganzen Monats eines selbstvergessenen Eples ein Trübsal und Hoffnungszeichen war.“

Diese Zeit, die Meta in England und später in Irland verlebte, ist in mancher Hinsicht an Prüfungen reich, aber auch reich an wichtigen inneren Erfahrungen, zumal in der Freundschaft zu Charlotte Stuard, in deren Hause in Irland sie Erzieherin wird. Und nun kann sie



Bräutling im Oberengadin (Kapital bei Colla-Maria)

Die Kapelle, in der Mina von Colla ihre unverheirateten Begabungen mit Niesche hatte

Phot. H. Ottome, Dr. Heng. Aus dem „Fisch über Tälern und Klüften“, Frankfurt: Verlagsgesellschaft, (Frankfurt)

von sich aus einem Menschen geben, was sie von „Gnada“ empfangen hatte: Den Gedanken an sich selbst.

Mit dem Jahre 1883 beginnt ein neuer wichtiger Lebensabschnitt. Im stillen, unmerklichen Vordringen hat Mina den Grund für das höchste und universitätsähnliche gelegt, das sie an der Hochschule in Zürich, die sich als eine der ersten weltlichen Schulen geformt hat, beginnt. Dazu ist Geschichte ihr Hauptfach. Nach Niesches, wenn Geschichte bringt die Züricher Universität. Unter ihnen ist Peter Gutz, der Meister und Freund Niesches. Und eine Gesellschaft mit der Tochter des Philosophieprofessors Ludwig Kern wird zur einzigen Lebensgemeinschaft. Ludwig Kern hat früher in unmerklicher Gemeinschaft mit Mina gelebt.

Ein Besuch in Basel Jacob Burckhardt hören zu dürfen, wird der entscheidende Wendepunkt trotz dessen Zurücksprache von der Basler Universität doch noch abgelesen. Es misst Mina Bern

zu weiteren Studium. Der Vater ist in dieser Zeit als geistlicher gestorben, die Schwester hat sich verheiratet. Mit einer Arbeit über Agnes von Poitou schließt Mina ihr Universitätsstudium ab. In jener Zeit liest sie Niesches neues Buch „Jenseits von Gut und Böse“, gewiß eine ungewöhnliche Lektüre für eine Frau in damaliger Zeit.

Aber Mina von Colla-Marschlins geht überhaupt nicht, selbständige Wege. Sie ist die erste Frau des Namens Braubünden, die sich der Naturwissenschaften widmet. Und wenn sie sich später tätig an der Frauenbewegung beteiligt, so geschieht es in dem eingeborenen Streben nach Freiheit und Selbstständigkeit. Nicht nur mein Vater, fast alle Männer, mit denen ich bis zu meinem 24. Jahre in Berührung kam, suchten der Frau eine Stellung zu, die ich über, beziehungsweise jedenfalls mehr unabhängig fand“ überwiegt sie später in ihrem Niesche-Buch.

„Welche Neugier ist uns neu?“ In diesen Worten faßt sie ihr Wanderleben jener Jahre zusammen. Sie sieht das erste Ziel auf dem



Der neue Wohnsitz: Villa Felice auf Capri

Gebiete der Frauenbewegung zu erreichen, aber ihre „feministische Liebe zur Unabhängigkeit“ hält sie dabei von allem Verdrusswesen fern. Dahinter steht ein Kampferwille, der für eine Frau gewiß ungewöhnlich ist. Aus dieser Bestimmung heraus richtete sie:

„Lächle mich der Feind, wechle!
Verfolge mich der Haß, lauter gal!
Mir ist es doch um Ruh,
Daß ich nicht unterge!
Und daß sie mich, wie ich bin
Zwecklos müßten lassen sein!“

Es ist ein Zug in dieser Frauenfeste, der sie in die Nähe eines Nietzsche führen mußte, der von sich gesagt hatte:

„Ich wollte in meinem eigentümlichen Sinne,
hat niemanden nie richtig verstanden
und — habe noch jeden Meister aus,
der sich nicht selber ausgedacht.“

Die erste persönliche Begegnung bringt der Sommer des Jahres 1884 in Zürich. In ihrem Nietzsche-Buch „Philosoph und Erlösung“ steht darüber verzeichnet:

„Eben der erste Eindruck war keinem früher aus-
gesprochen vergleichbar. Eine tiefe Erkenntnis voll Weis-
heit und Mitleid und die sehr ruhige Sprechweise
machten im ersten Augenblick stutzig... Der Mann
schien meistens noch innerlich gewandt... aber aus der
Tiefe schaute noch etwas, worauf zu hoffen er bei-
nahe aufgegeben hatte, immer aber waren die Augen,

die eine Menschen, der
viel gelitten hat und, wor-
aus er Länger geblieben
ist, schmerzhaft über den
Abgang des Lebens
sich. Unvergessliche Au-
gen, leuchtend von der
Freiheit des Überwindens,
erschauend und wartend,
daß der Sinn der Erde
und des Schicksals in Mi-
traiden und Jagdschrei
verleitet werden...“

Im Herbst 1886
folgt ein Zusammen-
treffen im Engadin.
Diese Lebenswelt mit
ihrer reinen, klaren
Luft und den fernen
Schneegebirgsfelsen hinter
dunklen Wäldern ist
die Heimat Nietzsche-
s. Hier ist einer der
wenigen Schicksale,
auf denen der späte

Nietzsche leben und atmen konnte.

Ursprünglich glaubte Nietzsche die Begleiterin
seiner Spaziergänge noch vor der Härte und Un-
erbittlichkeit seiner Philosophie warnen zu müs-
sen. Aber schon bei dem nächsten Zusammentreffen,
ein Jahr später, lebt diese Weisheit auf. Die
innere Hingabe dieser Frauenfeste zu seiner
Geisteswelt, ihr intimes Wissen um seine
Sendung bilden die sichere Grundlage dieses
Verkehrs. Das Jahr 1887 bringt eine dritte
Begegnung im Engadin. Nietzsche ist voll An-
heimkunft. Er schreibt in dieses Buch sein
Buch „Genealogie der Moral“. In einem Brief
an Meta schreibt er über diese Zeit: „Ich war
damals in einem Zustand von fast ununter-
brochener Inspiration gewesen sein.“

Die Geschehnisse drehen sich oft um ganz ein-
fache, ansehnliche Dinge, leben aber gerne in
Büchern und Schriftstücken fort, die Niet-
zsche gerade besonders beschäftigt.

Auch Nietzsches letzte Engadiner-Sommer
im Jahre 1888 führt zu einem Wiedersehen.
Normal schreibt er einen auffordernden Brief,
den Meta Folge leisten. In ihrem Tage-
buch aus jener Zeit stand die Notiz auf:
„Tiefste Schwermut meines Geschicks, während
mir am Vor liegen.“ Es ist, als ob die naheende
Erkrankung ihrer Existenz verantwortlich. Nach

dem Eintritt der Katastrophe gefeiert sich Mata im Rückblick auf diesen letzten Sommer: „Man soll mit seiner Persönlichkeit und seiner Zeit nicht kargen, wo es sich um Glorienreiches handelt, weil jedes Wiedersehen das letzte sein kann.“

Nach in seiner Zeit lebt Mata von Salis Niepolds Warnung bewege, die starken Dinge, die er überstehe, nicht noch zu unterstreichen, „denn der einsame Denker, der für seine Ideen weder Anerkennung noch Wiederhall finde, werde unwillkürlich die Stimme und verstelle in seinen Absichten leicht in einem gereizten Ton“. In dieser Transferenznahme Niepolds für daselbstige Jule liegt die größte Gefahr, jene wahre Gefahr zu entstellen.

Die nächsten Jahre bringen Wanderfahrten nach Italien, Spanien und Marokko. Unter dem Zeichen Italiens hat Turin eine besonders eindrucksvolle Bedeutung. Von hier hat Niepolds wenige Wochen vor Ausbruch seiner Krankheit an Mata geschrieben:

„Du bist verdammt an dem kleinen Meerflaß von guter Laune und anderen Glückseligkeiten, so dürfen Sie mit einem völlig heuchlerischen Gesicht wohl nachsehen. Die jetzt ist alles besser als gut gegangen: Ich habe meine Lust gewollt, als ob ich von Natur ein unerschütterlicher Kraftträger wäre. Von meiner Gesundheit wage ich gar nicht mehr zu reden, das ist ein verwundener Standpunkt. Turin ist kein Ort, den man verläßt.“

Auch nach Niepolds Erkrankung bleibt Mata von Salis in Verbindung mit seinem Werk. Sie sucht mit der Schreiberin eine wichtige Stütze für das Niepolds-Archiv in Wien, gibt selbst dazu ein großzügiges Versprechen und scheint zunächst ganz mit der Arbeit am Archiv in verweben. Infolge trennten sich aber doch die Wege beider Frauen.

Neue Menschen treten nun in das reife Leben ein: die Duse und Carmen Sylva sind darunter. Die Verwaltung des Stammschlosses



Mata von Salis-Marxthal
im Alter

Marxthal legt neue Verantwortungen und Sorgen dieser Frau auf, deren wahre Neigungen ganz im geistigen Erben liegen. Schließlich kommt ein schwerlicher Rückschlag zur Durchföhrung: Mata gibt Schloß Marxthal auf. Es geht an einem ihrer Besuche aus der Mainauküder Salis-Linde über. Nun ist der Weg frei nach dem Süden: auf Capri entsteht Villa Helios, das neue Heim.

Aber noch einmal wird die Lebenskrise nach dem Ufer des Rheinstusses, des Rheins, geschlagen. Die Freundin Hedwig Kun geht in Basel eine Ehe ein und bereitet damit auch Mata eine große Pein in ihrem Hause. Villa Helios bleibt das Sommerziel. In diese ungetrübte Welt bringt die Nachricht vom Ausbruch des Weltkrieges. Wieso darf sich lebendes Frankfurt keine unter dem herrschenden Völkerspaß nur unendlich leiden.

Heimtliche Arbeit und echte Freundschaft bleiben ihr eigentlicher Lebensinhalt. Als der Tod am 15. März 1900 das reiche Frauenleben beendet, ist auch alle Kraft im Kampf für geistige Ziele verbraucht. Das Menschliche stand im Leben Maria von Wallen-Marschkins an erster Stelle. In einem ihrer Aphorismen

findet ihre Bestimmung einen bestmöglichen Ausdruck: „Dem ersten Menschen scheint jede neue Bekanntschaft eine neue Verantwortung aufzuerlegen. Es gibt eine Ecken der Menschlichkeit und Bewußtseinsfähigkeit, die ebenso geschädigt wurde wie eine zu hohe Wertung seiner selbst und Veringschätzung anderer.“

Fritz Reuter

Ut de Franzosentid

Von Prof. Dr. Berthold Venzmer

In Märkisches Museum zu Berlin wird eine traugestrichene Tür mit einem runden Guckloch und fliegenden schneidenden Ängeln aufbewahrt. Daran ist ein Zettel befestigt, auf dem man die Worte liest: „Tür der Zelle aus der Berliner Hausgefangen, in welcher Fritz Reuter im Jahre 1837 befindest gewesen.“ Was mag sich alles hinter dieser Tür abgespielt haben! Darüber berichtet 25 Jahre später in einem seiner ersten Werke, der „Festungsab“, der Dichter, der durch die harte Schule der Leiden gegangen war und nun ohne Haß und Verbitterung, ja mit bescheidenem, verschämtem Humor auf seine verpasschte Jugend zurückzublicken vermochte.

Diese Tür ist ein ergreifendes Dokument einer Justiz, die mit der mittelalterlichen Inquisition große Ähnlichkeit hatte. Sie ergriß — am 3. Oktober 1833 — jenen, der das Ereignis zum hundertstenmal — einen genauen, verträumten, etwas beneideten Studienjungen der Rechts, der nichts weniger als staatsgefährlich war, und verurteilte ihn nach cassiniert gescheiter Untersuchungshaft wegen „Verstoß zum Hochverrat“ zum Tode, begnadigte den Unglücklichen unter biederlicher Versicherung mehrwöchiger Bewährungsfrist zu 30 Jahren Zuchthaus und schleppte ihn trotz wiederholten Einsprüche seiner heimatischen Regierung von Zuchthaus zu Zuchthaus, bis er endlich dem Groß-

herzog von Mecklenburg-Strelitz ausgeliefert wurde, der ihn nach 6 Jahren insiglicher Leiden zu Dänzig lücher Haft teilen ließ und ihn schließlich aus eigener Machtvollkommenheit in Freiheit setzte — eine starkes Wagnis nach den politischen Begriffen der Restauration.

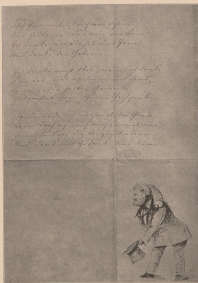
Aus den wenig ansprechenden Zügen des jähzornigen, haltlosen Schülers und Studenten Fritz Reuter, der am 7. November 1810 zu Cismarhagen geboren worden war, vermögen wir freilich nicht einmal eine Andeutung des werdenden Genies herausgucken; erst 13 Jahre nach seiner Freilassung trägt er sich aus Liebe. Aber die sieben Leidensjahre sind das Foyer seiner geweilt, das er durchschritten mußte, um zum Bewußtsein seiner literarischen Berufung zu gelangen. Nach seinem eigenen Zeugnis haben die Verlassenheit und Weltabgeschlossenheit seiner Festungszeit ihn auf seine rege Phantasie als Ort für den Umgang mit der lebendigen Welt verwiesen, und je ist er ein durchdringender, verfeinertesteller Beobachter geworden.

Zunächst freilich schien sein Lebensweg für immer verknüpft zu sein. Als er, aus der Festung Dänzig entlassen, der Heimat zuwende und nach Werfchreitung der Elbe in der Heide ruhte, sah er im Wald der umgebenen tann- und weidenbebaugenen Landschaft seine eigene trostlose Zukunft vor sich. Gegen-

und ist dieser Ankid am Ende der „Festungs-ze“ erschienen; immer-herer lagen die sieben Jahre, in denen nichts geschehen war, was ihn hierher veranlaßt bringen könnte, auf seinem Turm. Wenn er kam, schienen ihm die Men- schen anders geworden zu sein; er stimmte nicht mehr mit ihnen zusam- men. Nach heute be- währt jene deutschsteirische Stelle in der Heide ein einfacher Hirtens- blud, das erste Denk- mal, das ihn in Deutschland erreicht wurde.

Die Erfahrungen der nächsten zehn Jahre ga- ben dem Schwergewich- sen recht. Die öffentliche Meinung lehnt den durch die Festungszeit Bekannten ab. Er ist keiner selbst nicht sicher, denn in der Vergeßung über sein verfluchtes Leben hat er sich während der Festungszeit das re- sultierende Trinken ange- wöhnt. Nach dem miß- lungenen Versuch, sein Exilium wieder aufzu- nehmen, lebt er als „Erem“ die Landwirt- schaft, kann aber in seiner Kaschheit niemanden mehr zusehen. Bei einem Freunde findet er immer wieder in einer verblüffenden Händ- lichen Zustände. In zahllosen schaffstallm- schen Versuchen, höchsten Bescheid und Erzählungen, spiegelt sich seine schwankende, zur Sentimentalität neigende Persönlichkeit; er dreht zu verfallen, den sich selbst, den seinen Mitmenschen fast schon aufgeben.

Da erntet ihn die erhabenste Liebe einer be- wundernswürdigen Frau. Erste Liebe, die Tochter eines unsterblichen Baronessens, wagt



Brief eines Ober- und Bauernbesitzer Erig Reuter
Hilfsleistungen und Übertragung der kaiserlichen Hofkammer, Wien, und
Bauern „Aus Erig Reuter jungen mit alten Tagen“

er, ihr Dastin an das des Entschlusses zu binden, der sie schon jahrelang heimlich unterworfen hat. Sie erkennt den wahren, wertvollen Kern sei- nes Wesens, ein Erbe seiner frühverstorbenen, milden, gütigen, phantasiebegabten, geistig re- samen Mutter, sieht ihn zu sich empor und nimmt von nun an sein Leben in die Hand, über- windet seine Schwächen durch Umfänge, klare Entschlossenheit und unermüdliches liebevolles Verständnis, stellt den Kavalieren an eine ruhrend bescheidene, aber tief beglückende Händ- licheit und flößt ihm Selbstvertrauen ein. Der



Fritz Reuter

Nach einer Photographie von Bernhard Theodor Schjerve, dem Illustrateur von „Lüschken und Rinde“

Vierzigjährige hat inzwischen den Rang als Landwirt an den Nagel gehängt und ist Privatlebens genossen; trotz des künftigen Verdienstes magt er es, mit seiner „Leasing“ (1871) den gemeinsamen Haushalt zu gründen. Indes die Not ist groß, sie zwingt ihn die Fäden in die Hand, und nun weiß ihn seine Kluge, seinfinstige Hofeier zu seinem wahren Beruf zu setzen. Die düsternen Schatten seiner Leidenszeit beginnen zu weichen, er wird sich seiner natürlichen Begabung bewußt, seine Schaffensfreude

ergreift ihn. Als geborener, ungemein belibter Erzähler schreibt er seine „Lüschken und Rinde“, gewisse Anleihen und Schenken, die er selbst in Dorf und Stadt, hinterm Pflug, bei der Urne, am Stammtisch, im bequemen Familienkreis gehört und oft mit Begehrn wiedererzählt hat, schreibt sie plattdeutsch, in der vernünftigen Sprache seiner Kinderjahre, die damals noch rein vernunft und gering gesprochen wurde. Während der anstehenden Festungszeit war er ihr aufrechter weichen, aber die anstehenden Wanderjahre mochten sie ihm tollends wieder zu eigen, weil sie so ganz seinem (schlechten, unterbilden, irrenherigen Wesen entsprach. 1873 erschienen die „Lüschken und Rinde“, mit ungeheuren Jubel in der glückseligen Heimat aufgenommen. Die sich Tag für Tag in ihnen wiederfindet. Was fragte eine so dankbare Lesergemeinde nach der Herabsetzung und den sprachlichen Mängeln dieses Erzählens? Sie hatte ihrem Dichter, und er sich selbst gefunden.

An diesem überraschenden Erfolg wagte Reuter selbst in seiner Bescheidenheit anfangs nicht zu glauben; erst durch einen unheimlichen Angriff des ehrwürdigen Klaus Werth, der eben mit seinen „Raidkern“ einen großen Wurf getan hatte, wurde er der Bedeutung seines Schaffens innig. Mit ruhiger Nachsicht und verachteter Zurückhaltung wehrte er den Angriff ab, und kein Verleger schätzte ihn dabei als der Minderster Jubel Grimm — eine glänzende Rechtfertigung für Fritz Reuter!

Damit begann der Aufstieg des reisenden Dichters. Freilich wurde ihm der Weg zur Höhe nicht so leicht gemacht wie seinem Vorgänger. Noch ganz beim Jahre ist Reuter auf der Suche nach der Kunstform, die seiner Begabung voll entspricht. Ihre Entfaltung wird immer noch gehindert durch die nun einmal gewählte gebundene Form seiner Dichtung. Der Schöpfungen dieser Zeit vermögen wir trotz all ihrer ansehnlichen Verzüge nicht ohne Stolz zu werden. Wohl spüren wir, daß er auf dem sicheren Wege ist, die plattdeutsche Sprache zu einem unvergleichlichen Instrument seiner Kunst zu gestalten; aber immer noch verhallen uns anstehende Unglücksfälle und beständendes Fieber — gelassene Wir-



Schule in Cismenbügen, der Schauplatz von Fritz Reuters „Franzosenzeit“
Phot. Kuhn & Co., Dresden-Neustadt

lung — den ungeheuren inneren Reiz seines Wesens.

Endlich ist dann der Baum gekeimt. Der Dichter hat sich aus der Enge der gebundenen Rede, die ihn immer noch höchstens zu dem Injunkt, herangeschoben, und nun findet er in der epischen Prosaerzählung die ihm angemessene Form. Aus dem letzten Anfänger ist ein unverfälschter Meister geworden, der sich mit voller Unbefangtheit dem Zuge seiner angeborenen Neigung, seiner reichen natürlichen Begabung überläßt. Das beglückende Gefühl freien Schaffens hat die frühen Schatteln der Verlegenheit vollends verschoben, über ihnen steigt die Sonne seines allbesiegenden Genies empor, der wenige Jahre später durch die „Doraden“ seinen Ruhm über die Grenzen der eigenen Heimat hinausströmte, ganz Deutschland erfüllte und ihn einen Utopias in der Weltliteratur schenkte.

Der anspruchsvolle Vorläufer seines großen Romans ist jene stilliche kleine Erzählung „Mit der Franzosenzeit“ aus dem Jahre 1812; in ihr schlägt der Genius des niederdeutschen Schriftstellers zum erstenmal wahrhaft die Augen auf.

Wie ist es recht dem Mutterboden der Zel-

mat entzissen, und aus ihm strömt ein Segen der Kraft in die Rausch des Dichters über, dessen er sich selbst freudig bewußt wird. Der Schauplatz der Erzählung ist der obskureste Reuterort, das verlassene ostpreussische Landstädtchen Cismenbügen, in das ein Strich der Wege des großen Weltschicksals hineinschlägt, um es gründlich aus seiner dumpfen Ruhe aufzuwecken. Das Erleben seiner Landskinder und Gastwirthe ist an sich nicht einschüttelnd, aber der Dichter weiß es zu einem packenden Bild zu ausgestalten. Den hintersten Hintergrund der Handlung — sie fällt in den Februar 1812 — bildet die Zeit „as dat Talschick, te Franzosen, ut Russland v'ind kamen wien, un as sed dat bi uns all se röhren wird“. Noch senkt das Volk unter den Druck der französischen Besatzung, die es bis dahin als Schicksalsfügung hingenommen hat, aber seine an Gleichmut gewonnene Geduld ist erschöpft. Alle Zeichen des Widerstandes zeigen sich, vom verbotenen Tanz bis zu offener Verachtung mit hellem Fein. Wir hören schon das dumpfe Grollen des aufstehenden Agitations, das die Bedrängten fortjagen wird.

Mit unergreiflicher Kraft stellt der Dichter die Bewohrer des Städtchens hin, die in

jeines lebensfähige Erleben verstrickt werden. Die sind geradezu aus dem Leben gegriffen; gelten ihnen doch seine tiefsten Aehnlichkeitserinnerungen. Einer aber übertrifft alle — eine Prachtgestalt, von Reuter mit ganz besonderer Liebe behandelt — der alte Amtshauptmann Weber, der als erster herzoglicher Beamter auf dem „Schloß“ wie ein Patriarch haust. Mit Wohl nennt ihn der Dichter in der überaus frühen Einführung seiner Erzählung seinen Vater und rühmt ihn: „bei was an Lapp länger as he anern an sel anner ohr rut, as Gaud anner in Beideren; ap sin beide Ehm sinen jhrowen an ut sin blagen Dgm kunn Y lesen: kein Minschenfunde, well anner Gensenfunde“. Un bei was an Kiel ut an Plap.“ In seiner Jung lausen immer wieder die Fäden der lecher geschickten Handlung zusammen; alle sehen voll unbegrenztem Vertrauen zu ihm auf; er ist der gültige Vater und Vorgesetzter all der kleinen Leute, die der Dichter ohne Ausnahme mit unendlichem Respekt anredet, als Mänschen von ursprünglicher Einfachheit, oft allig und jhrallig, aber von unbeflecktem Rechtsgesühl besetzt. Durch ihre rauhe Außenwelt leuchtet der gelbene Kern ihres Wesens, ein warmer, unerschütterter Herz voll edler Tugend.

Eines Tages kommt der Müller Weiß aus einem benachbarten Dorf zum Amtshauptmann aufs Schloß; der arme Kiel ist von den Franzosen völlig ausgeplündert worden und in ruhmreiche Jüdenhüte gefallen; er erklärt, er wolle „Pantrent spielen“. Der Amtshauptmann rüht ihn dies in seiner gültigen Art aus, und der Müller geht. Kaum ist er fort, da kommen sieben französische Chasseurs auf den Schloßhof geritten, und einer geht gerade zu dem alten Herrn hinein und sucht ihn „sakerkand“ mit der Handen Pempse vor den Augen. Der Amtshauptmann aber bleibt jehrruhig und jacht aus seinem Taschentuch in begründeter, was der Franzose will. Dann läßt er durch seinen Schreiber Fritz Cahlmann den Bürgermeister, Fritz Reuter's Vater, holen. Dieser — „he was an frachtgen, verkehrten Mann, an Furcht heb bei sich so vel, as het Gwart unnen Vogel“ — ist sofort Herr der Lage, verbannte dem Amtshauptmann, daß der Franzose eine geradezu ungehörliche Contribution fordern, und

nun, ihm zunächst einmal gebrüht Wein zu geben. Der unbekannte Gast erweist sich indessen als unendlich ungeschick. Da führt ein glücklicher Zufall den Müller Weiß wieder herbei; dieser legt sich auf Veranlassung des Bürgermeisters zu dem Franzosen an den Tisch und — er ist ihm gerathen. Inzwischen läßt der stielige Bürgermeister den Wirthschafter holen, der, ein geborener Kaufmann, früher unter Napoleon gekriegt hat und in Ehrenbogen blühengeblieben ist. Er muß in jenen alten Kaiser sein und marschirt „stund mit fremm“ in den Schloßhof, wo die sechs Chasseurs noch herumstehen. Beim kleben Anklat des angeblichen Quartiermeisters vom 73. Regiment entpuppen sie sich als ganz gemeine Marodeurs mit rothen Köpfen. Der fräugliche Reuter aber marschirt geradenwegs zu Wamsell Westphalen, der ebenarm Chasseurs in der Schloßkammer, in die Speisekammer und wird hier königlich bekehrt. Inzwischen hat der Müller als weiterer Jäger den großmüthigen Franzosen glücklich unter den Tisch gerathen, ist aber selbst dabei um sein Gleichgewicht gekommen. Beide werden nun auf den Küllerswegen verpacket, und der Müllers Anacht, Friedrich Schulz, führt sie zur Mühle, läßt aber unterwegs den Franzosen als unnützen Ballast ab und legt ihn im Wald unter eine Buche. Am nächsten Morgen ist der Marodeur verschwunden; jenes Handloß hat der Anacht in der Mühle abgegeben.

Diese erglückliche, aber höchst heimliche Befreiungsgestalt des guten Ehrenbegründer führt zu bösen Verwicklungen. Ein französisches Regiment rückt in die Stadt ein, und der Oberst samt seinem Majoranten werden im Schloß einquartiert. Hier will der Wirthschafter noch, darf sich jedoch wegen des unbegrenzten Tragens der Uniform nicht sehr lassen. Er wird für die Nacht im jehrfröhlichen Zimmer der Wamsell Westphalen untergebracht; aber ein Dammernjungenstreich Fritz Cahlmanns, der das ganze Schloß alarmiert, führt unglücklicherweise zur Entdeckung Drogens. Der Oberst läßt ihn als Deserteur verhaften, findet die jehrverbliebenen Waffen des angeblichen Chasseurs und vermutet, daß der Verhaftete durch Meuchel befreit worden sei. Am nächsten Morgen durch den französischen Anacht hochunpöhlische Unterjagung, in die auch der

Amthauptmann, Hans-Joh Westphalen, der Bürgermeister und Müller Vog hinzugezogen werden. Beide Parteien traten anzuwachen für die Thron ein. Der Amthauptmann mit überlegener Würde und ruhiger Geduld; mit einem Blick der viele Geall gegen die übermühten Betrücker aus ihm hervor; er verhöhlt ihn dem Obersten, einem weltfälligen Rheinländer, nicht. Der mächtige Bürgermeister behauptet sich furchlos als Hüter des ganzen Amthlags, um dem armen Uhrmacher zu retten, und bezeugt dem Fremden offen seine Verehrung. Selbst Hans-Joh Westphalen wird zur Heldin, als sie ihren alten Herrn so fest; dastehen sieht. Freilich liefert der Müller das mit gestohlenen Gold- und Silberzeug gefüllten Kammern des Marktrats auf dem Schloß ab; dieser selbst aber ist und bleibt verschwunden.

Nun nimmt die Unterjochung eine sehr bedenkliche Wendung. Schon kommt es in der Stadt zu Schlägereien zwischen den erwählten Bürgern und den schadenstreuen Fremden. Statt des Uhrmachers wird der Bürgermeister festgenommen und muß mit dem Müller Vog und andern Bürgern zusammen dem abziehenden Regiment folgen. Allen droht die kriegsgerichtliche Aburtheilung, aber so weit kommt es glücklicherweise nicht. Die Kolonne läßt sich in einem tiefen Schlupf fest, und bei dieser Gelegenheit gelingt es dem unterjochten Bürgermeister mit Hilfe des Pfaffen Fritz Sakmann, den Franzosen „auszuweichen“. Währenddessen ist der Müllerhans, ein altgelehrter Pöbel, der sich auf derlei Dinge trefflich versteht, nach dem flüchtigen Marktrat auf der Suche gewesen; er findet ihn verstrickt nach, zieht schließlich den Halberstädter aus einem Backofen, schafft ihn zur Stelle und entlastet so seinen des Mordes verdächtigten Herrn. Die Befehlshaber erhalten ihre Freiheit wieder und sehen unter dem Schutz der Garungelcke und dem Hurengesicht der Eroberungen in Strassenhagen ein.

Mit warmer Theilnahme und lebhafter Spannung folgen wir dem ganzen Hergang; alle die Leiden des Leidenden sind uns in ihrer höchsten Vergegenwärtigung und Beachtung zu werden. Ihr unerschütterliches Muth und die große Nähe, wie ergriffen innerlich Partei für sie und streben für ihr Unglück. Und doch



Fritz Reuter und seine „Emma“

müssen wir — oft im Augenblick der höchsten Gefahr — über ihre Eigenheiten, ihre dreifache Habschheit und Bescheidenheit lächeln. Aber dies Lächeln hat etwas wunderbarer Besonderen, denn hinter ihm steht die Ironie, daß es Menschen, die das Herz auf dem rechten Fleck haben, schließlich doch gelingen wird, den trübenden Schicksal ein Schnippchen zu schlagen.

Ein wichtiger Orinal sagt Reuter in seiner „Fragezeit“ dem niederdeutschen Volk, das er auf seinem leidvollen Lebenswege aus reiser Erfahrung kennen und lieben gelernt hat. Es fordert sehr durch seine werthvolle Verkleidenheit und Ungeduld nicht schon das höchste Ansehen der wichtigsten und bewährtesten Hochschulen heraus, aber mit dem stillen Ernst verbindet es unerschütterliche Zähigkeit und Widerstandskraft.

„Wi Niederdeutschen“, sagt Reuter, „hört kein Jut up de Strät; wi sind en hart Velt, wat langsam Vire kump, anner denn et Jint gitt. Den de dunnelige Tid was ganz Niederdeutschland in groten Kahlmüder, da in sil irächte en glückte, het de Kahlen got wiken; un so sei sei wiken von Käl, denn waren wi uf Vm in de Kahlenglant und smätes von Wolf und Wehe dwin, un de Laß gegen den Franzosen was de Elfschein, de make se idump.“

Paul Bauer

UM DEN KANTSCH

Von E. G. Erich Lorenz

Die Geschichte der Himalaja-Expeditionen und insbesondere die der Besteigung des Kangshongdaga durch den Deutschen Paul Bauer und seine bayerischen Freunde, die im Oktober 1931 der „Waldschlamm“ geschildert wurde, hat eine Fortsetzung gefunden. Paul Bauer ist mit alten und neuen Reisegefährten im Mai 1932 abends in das Gebiet dieses gewaltigsten Berges der Welt, dem er der Verantwortlichkeit halber den Namen Kantsch gibt, aufgestiegen¹⁾. Der Weg ist verhältnismäßig der gleiche wie zwei Jahre vorher, nur eine stärkere Jahreszeit als damals, da man den angenehmen Schneeschirm eines im Ende letzten Jahres weichen mußte, wurde gewählt. In Darjeeling, dem 2400 Meter hoch gelegenen Fußstützpunkt der Europäer und der

bengalischen Regierung vor den fieberhaften Tiefen des Jakkas, warteten alte Bekannte, Weiße und Farbige aller Stämme, um irgendwie den Wegemühen beistehen zu können; nicht weniger als vierhundert Träger aus den benachbarten Provinzen umlagerten das Haus, in das Bauer und seine Freunde eingekerkert sind. Es ist ein heißer und klarer Tag in Darjeeling.

Der Kangshongdaga steht in unbefleckter Pracht hoch über den rollenden Dagen der Thakans, hoch über dem Park und Palästen. Die ganze Stadt steht an solchen Tagen in seinem Bann. Die Thakans rollen ihren höchsten Punkt des Gauds, um von Angesichts zu Angesichts zu ihm zu treten. Die Europäer bewachen ihn stumm, und nicht einer ist, dem dieser Anblick nicht neue Erkenntnisse über die Größe des Mts brächte. Es ist ein Erlebnis, unerfahrt und einzig auf dieser Erde. Man sieht mit beiden Füßen inmitten der Hühner, von überhöhten menden Leben erfüllten Gauds, in der Sonnenhitze

¹⁾ Paul Bauer, Um den Kantsch. Das große brennende Haupt und des Kangshongdaga 1931. Verlag Bauer & Born, München



Die Teilnehmer der zweiten deutschen Kangshongdaga-Expedition im August VI

Selbstbestimmung mit Genehmigung des Verlags Bauer & Born, München, aus Paul Bauer „Um den Kantsch“



Blick von Darjeeling auf die Gipfelfelder von Dooars, Kabru, Rangbong, Daga und Daulia. Foto von Walter von Lamb-Dillon

lung von Berggelen. Und vor einem stürzt sich riesengroß, den ganzen abtöthlichen Bergesamt einschneidend, der Rangbongdaga auf. Dort stehen die höchsten Eichen der Erde, das letzte Bollwerk der Natur. Das Farnste, Unkrautkraut ragt da ungeheuer groß in den goldglänzigen Nacht der Nacht hinein.

Dennmal scheint das Aussehen der tüchtigsten und erfahreneren Träger- und Begleitmannschaften nicht so schwierig zu werden wie vor zwei Jahren. Da stellen sich die Scherpa mit ihrem Zeigepredikanten herein; sie versichern, daß nur sie verwendet werden, weil man sie bei der Dohemfurchigen Expedition im verfluchten Jahre benutzte. Nach langen Auseinandersetzungen gelingt es Bauer, sie auszuwählen; wiederum entsteht eine wahre Willensanstrengung bei der Auswahl der Laufende von Jemmen Goid, bis schließlich der letzte Ballen, endlich aufgestellt, auf den Rücken eines Trägers das Mittel aufwärts, den Jemmenleider zu verschwinden. Der Aufstieg beginnt. Die alten Lager werden zu verfahren gesucht, und anfangs geht alles gut. Da bricht am 25. Juni der Monsoonwind in das Gebiet des Himalaja ein. Wellenartig stürzen Wassermassen nieder, Wälder werden zu rauchenden Erdröcken, stundenlang muß man mühsam im schiefenhangenen, von wilden Tieren belagerten Urmal des Torni an dem hochaufgeschwollenen, unheimlich durch die Nacht bran-

senden Fluß sitzen und warten. Doch so unerwartet und furchtbar das Wetter gekommen, so schnell ist es wieder beendet. Nun ist das festsieße tiefe Tal der Rangbong hinaus voller Leben. Hunderttausende Menschen gehen wippenweise durch die wilde Schönheit tropischen Wäldes. Die Stämme von Leuten von Himalien gehen schwebeläufig von Baum zu Baum. Aus dem Duff der Tiefe steigen die Talwände auf, Himmelhoch, 3000, 4000, 5000 Meter, viele Meilen weit von andachtsähnlichen, unbewohnten Höhen gebirgt. Nur vereinzelt blickt eine Lichtung mit Reisfeldern, mit einem Bauernhaus. Und im Hintergrund dieser Landschaft ragen die Berggelen eines Kabru, eines Daulia und Rangbongdaga auf.

Nur Rangbong, das in zweitausendfünfhundert Meter Höhe, inmitten grüner Matten, wie ein bayerisches Dorf liegt, istner sich bald das eigentliche Himalaja, beginnt eine neue, andersgeartete Landschaft. Vollkommen und Wechselwälder mit wunderbaren Stämmen und wunden Hochstammern stehen hier. Riesenhochstammern besitzen ihre roten und weißen Zweige, und unter dem Dach ihrer großen, glänzenden Blätter schreitet man wie in einer riesigen Halle dahin. Ein Wind weht sperrt das Gitterwerk einer Farnbaumkante am

Weg. Es geht so dicht wie Rajen und bilden einen undurchdringbaren Vorhang. Erst unmittelbar vor dem Hirscher thier der Wald auf. Zwei Tage braucht man bis zur Gleichzeitung. Zum dritten Male ändert sich das Bild: hohe Schichtwände steigen auf, den klagenden Schreimassen überlagert, daß einem das Herz beben muß, wenn man die Verantwortung für all die Menschen hat, die dort verheimlichen — einfach müssen, weil es keinen anderen Weg gibt. Der Himalajabewohner ist derglühenden Abdruck gewohnt; er wird von ihm nicht sehen in den eigenen Hörsen überreicht. Die Träger beachten die Gefahr kaum, kappen wagemutig biegen, hinein in die weite Grünungszone, die sich über zehn Kilometer hin erstreckt. Ein eigenartiger Pflanzenwuchs beherrscht sie: Mannshöhe Weiden und Wacholderbüsche, der Fuß hohe Rhododendronsträucher, hohe Ähren des Storchakobbe und Blumen in ungeheurer Fülle, Gelbweiß, Schwarz an Stiel, ganz Wiesen voll Enjan und vieles andere. Sie alle blühen an den Füßen der größten Berge dieser Erde wie ein einziger Raum.

Tagüber ist das Wetter klar und warm, nichts dagegen findet hinter Regen und zieht das Geröll bergab. Das erschwert den Aufstieg, aber man kommt überall fast auf den Tag programmäßig durch. Das alte Lager „der“ wird noch so angestrichen, wie man es vor zwei Jahren verlassen hatte. Hier gibt es keinen Aufschub. Es soll wiederum das Hauptlagerplatz bilden.

Der Nordessigen der Kantischgruppe ist auch diesmal wieder das Angriffslager. Einige Lager, die auf schmalen Steinplatten gleich Ackersteinen an ihm liegen, sind ebenfalls erhalten; nur haben sich zwei neue Löcher und ein tieferer Abdruck im Gestein des Berges gebildet, schwere Hindernisse, die in mühseliger Arbeit in den nächsten Wochen überwunden werden.

Eine Reihe von stillen kleinen Sonnenarten war ausgebrochen, und der Kantisch wartet auf wachsende stillig, als ob jeder einzelne von uns ein Mahnwort von Gerechtigkeit, ein Mann von Gerechtigkeit wäre. Einzigartig stiller ist es von nach dem Regen aus den wichtigsten indischen Städten zum Mittelmeer: der Kantisch immer bei unserer Anwesenheit mit Hunderten von Menschen. Wenn sich der hochauferstehende Gerechtigkeit einer Kantischjahr treiben am Fuß des Chinesen eben zu sehen beginnt,

brachten eben am Schicksal des Kantisch schon wieder nur Massen los und stürzen den Tod herab.

Dann erschließen die Eingeborenen ihre Haupt, beim anständig und bringen den heiligen Berg Kantischkopf her.

In gewissenhafter Klarheit bringen die kleinen Bergflieger vor, immer angelegt, sind der größten Gefahr Auge in Auge. Nacht rücken sie sich auf einer schmalen Zelle, von der es tündend laufend Meer tief abgeht, ein, um bei Morgenanbruch sich wiederum ein paar Meile vorzuschieben. Ackerkopf wird dieses „verlässige“ Lager genannt. Es sollte zum dauernden Lagerplatz während der ganzen Expedition werden. Es wird die Expeditionslager für die Abteilungen, die halbes von ihrer Tagesarbeit eben in den Wäldern zurückkommen. Der gute und tapfer Kopf Leichter hat hier seinen Sitz aufgeschlagen und führt die Expeditionen wieder heraus. Da das warme Wetter anhält, geht auch der Bergschlag nicht aus, und wenn sich eine Abteilung einmal beim Aufstieg verspürte und entgegen Mittag zum Ackerkopf kam, dann war es wie im schmalen Grenzfeuer, es schloß, heulte und benutzte ohne Unterlaß in der Wand, Kubikmetergroße Steinblöcke, gesprungen im Aufsprall wie Glas in tausend brennend stehende, kleine Steinblöcke. Wer da nicht am Ten sehen erkannt hätte, welche Gefahr gerade ihm gefährlich werden können und welche nicht, der wäre verloren gewesen.

Doch das Schicksal war ihnen allem held. Wie auf einmal durch die ankommende Fruchtigkeit einer nach dem andern krank wird: Leopold bekannt Malaria, Jünger Paratyphus, starken Husten haben fast alle. Ist schließlich sie sich nur noch mit harter Not in ihre Schlafstätte. Ruhe und gutes Essen, dazu der gute Wille, das Unternehmen nicht aufzugeben, koste es, was es wolle, bringen die Kranken nach Tagen wieder auf die Beine. Doch da tritt Schlimmeres ein. Einer der Träger stirbt ab: sein Tod sagt den Eingeborenen einen solchen Schaden ein, daß sie nicht mehr mitmachen wollen. Sie sehen in dem Unglück das Walten ihrer göttlichen Güter. Mit äußerster Mühe gelingt es Bauer, die Ereignisse davon abzuhalten, ins Tal abzurufen. Schon ist man wieder in harter Arbeit, da ereilt den

Draußen Schaller und einem Träger das gleiche Schicksal. Man sieht der Schreck-
ten auch die europäischer Kameraden. So
sehr am Ziel, können am Gelingen ist
angelegt oder durchfallen werden, Gra-
wege, oft von abstürzenden Gestein ver-
schüttet, sind ausgebaut. Das letzte Stück
zum Gipfel scheint mit wenig Mühe über-
windlich. Hat man stelle sich der Tod ge-
schen sie! Hundstich räumt man den Unter-
berg und steigt zum Gipfel hinab, um
auf einer kleinen Felseninsel die beiden
Toten zu begraben.

Es war still im weiten Hochgebirge, hell
verstrahlt schaute die Sonne herab, der Äther
trafsten hoch über der Felseninsel, das Klirren
auf der Felsen klammern. Lachender, Ge-
lang und Lächeln jungen überausste Plakate,
wie fanden unbewußt um das Grab mit
wahrer Absicht von weitem Schreck. Nach
einigen Worten und einem stillen Gebet deden
wir ihn mit Erde zu.

Eine Steinpyramide wird aufgerichtet,
der Steinhaufen mit Blumen überzogen.
Zugelang ist man dem Toten verbunden;
dann aber heißt es weiter, trotz dem Ziel,
das auch der Abgestorbene sich gesetzt hatte.
Wiederum werden Zinnstücke über-
nommen, neue Lager gleich vorzuziehen
Vorher an die Felsenwände geflochten, Mo-
nial und Lebensmittel mit verlässlicher Kraft-
aufbringung nach oben gebracht.

Es ist schon September geworden. Schnee
fällt jetzt täglich handlang und erschwert jede
Arbeit in Eis und Felswand. Aber sieben-
tausend Meter hoch hängen sie zwischen Him-
mel und Erde, auf einer beinahe untrübsamen
Plattform, von der es tief ins Bedenkele geht.
Wiederum hängen die Träger wieder, werden
berstend und wollen nicht weiter, so daß
man sie mit Gewalt abschleppen muß. Auch
Bauer erkrankt endlich: Herzschwäche.
Die Freunde rufen ihn, umzuziehen. Er lehnt
sich ein paar Tage und beginnt von neuem,
Stufen zu haken und Firnbanken umzulagen.

Es rückt man auf dem Nordspitzen Gerd
für Stück zum Gipfel vor. Diesmal werden sie
er kühnere schaffen, und ist es mit den letzten
Kräften. Bis auf sechsmalstsechshundert
Meter sind sie aufgestiegen, da sperrt eine han-
delsmäßig Meter hohe Schneewand, hell und



Die letzte Kraft vor dem Gipfelpunkt
am 17. September 1931. Die unermüdeten Untersuchungen stehen
am Kantich

überwiegend, unheimlich, aber auch in der län-
gen Zeit, die man in dieser Zeitgenosse hier auch
verweilen darf, unheimlich, den Weg. Man
kann dem Gipfel greifen . . . und man darf es
doch nicht.

Die Güter behaupten ihren Berg.

Am 19. September steigen die wagemutigen
Bauern mit ihren Trägern ab, einen Monat
später sind alle in Derseling verstorben. War
die Untersuchung gewollt? War es nur eine
willkürliche Begleiterscheinung, die ein paar Menschen
das Leben gekostet hat? Wer am Ende des
Berichtes dieser Männer ist, der findet in dem
Buche noch manch interessanten Beitrag, der
ihn überzeugen wird, daß wertvolle wissenschaft-
liche Arbeit geleistet worden ist. Hier wird
selbst dem Laien klar, daß nicht Ruhmsucht
und Ehrgeiz zu solchen Wagnissen verführen,
sondern der von Menschen unerschütterliche
Drang, der sie gewissenhaft und sich auch die
unmöglich schwebende Aufgabe erfüllen heißt.

Marcus Lauesen

Und nun warten wir auf das Schiff

Von Dr. Hugo Bühler

Ein Teil der Provinz Schleswig mußte nach dem Kriege durch Abstimmung der Bevölkerung an Dänemark abgetreten werden. In Nordschleswig, das die Dänen Vendsysseland, Vidsjysland nennen, ist eine ganz beträchtliche Minderheit Deutscher verblieben, die auch wie vor an ihrem Land und ihrer Kultur festhalten. Die übrige Bevölkerung hat wieder Anschluss an Dänemark gesucht, der allerdings nie ganz verlorengegangen war. Auch die kulturelle Rückgliederung an das „Reichsdänemark“ scheint inzwischen in ansehnlicher Weise vollzogen zu sein, so daß heute

der aus diesem dänischen Teil der nordschleswigschen Bevölkerung stammende junge Dichter Marcus Lauesen als einer der begabtesten Vertreter der neueren dänischen Literatur gefeiert wird. Der Dentsche, der seinen Roman aufmerksam liest, wird allerdings die Grenzlinie des literarischen Deutschlands kennen und wird das Schiff Lauesens mit einigen deutschen Ostseegut besuchter finden.

Marcus Lauesen gibt mit 20 Jahren seine ersten Gedichte „Gottes Gangler“ heraus, hat mit 22 Jahren bereits zwei kleine Romane („Ein Mann geht vom Wege fer“ und „Vorgens“) verlegt und wird für seinen ersten Gedichtband „Ersterlegie“ belohnt, doch alles dies, ohne daß ihm mehr als das übliche Wohlwollen, das als Aufmunterung gilt, von Kritik und Publikum gesendet wird. Dann hat er seinen „Durchbruch“, wie man dies in Dänemark charakteristischweise nennt: sein Roman „Wir warten auf das Schiff“), der im Frühjahr 1932 erscheint, erfährt in Dänemark und im übrigen Skandinavien eine glänzende Aufnahme.

Lauesen ist jetzt 22 Jahre alt, in ähnlichem jugendlichem Alter, in dem Thomas Mann seine „Buddenbrooks“ schrieb; wie das Mannsche Epos ist „Wir warten auf das Schiff“ die Geschichte einer Familie und kreuzt genau so treffend mit dem Untertitel „Verfall einer Familie“ versehen werden. Lauesen wird nach dieser Schilderung hingerichteten Willens einen weiteren Roman, der die Welt der kleinen Leute behandelt, herantreiben: „Ein Mann und seine Kinder.“



Franz Hellens: Gegenwärtiger
Hochbegabung von D. Lauesen in Lauesen „Wir warten auf das Schiff“ (Jugendverlag, Leipzig)

*) Die deutsche Ausgabe erschien im Gold-Verlag in Leipzig

In einer kleinen Stadt Westphalens — Apolda ist sie in kleine lokale Einzelheiten erkennbar — ist das Geschicks der Jassen seit Generationen anhängig. Die Jassen sind Händler gewesen und haben ihren Reichtum im Handel über See erworben. Die Stadt und ihre Niederlagen haben über ein Jahrhundert lang vom Handel mit Elfenbein gelebt, bis Weltkrieg und Nachkriegszeit den Handel lahm legten, die Niederlagen nach und nach das unrentabel gewordene Geschäft einschränken und schließlich ganz aufgeben müssen. Jassen und Kais verdrängen. Kommt doch der baltische Handel in keiner Weise mit dem Handel in der früheren deutschen Zeit verglichen werden.“ Und so sind die Kapitäne ohne Schiffe, die jungen Leute aus den „alten Familien“ müssen ihren Drang in die Ferne erfüllen. Zwar hoffen die alten Kapitäne noch, daß eines Tages die Niederlagen wieder die Führung eines Schiffes übertragen werden, aber vergebens „warten sie auf das Schiff“.

So ist auch Frau Juliane Degenmeyer, geborene Jassen, auf der Suche nach der verlorenen Zeit, vielmehr, sie lebt im Bewußtsein immer noch in der vergangenen glanzvollen Zeit, die ihrem Geschlecht zu solchem Aufstieg, zu Kaufmannsglück und Wohlhabenheit verholfen hat. In seltsamer starrer Abkehrung der veränderten Gegenwart hat sie einen schützenden Wall um sich gebildet, durch den sie keine ständige Vorstellung der veränderten Dinge hindurchläßt. Da ist das Café, das sie seit Jahrzehnten jeden Sonntag besucht, um auf den Jassen hinauszublicken: „Hier kann ich sitzen und glauben, daß die ‚Weissen Jassen‘ da draußen liegt.“ Man mache sie darauf aufmerksam, daß das „alte Café“ eine Art Wertmaße für Arbeitslosigkeit gewesen sei. „Ich sehe niemals mehr“, gibt sie zur Antwort. Da sind die Kaufleute der kleinen Stadt, die sie damals, als sie von China zurückkehrten, belächelten und auch heute noch ihrem Lächeln zu verzeihen haben — so glaubt sie wenigstens —, während die Hausbäckerei seit Jahren mit billigen kleinen Brotzügen in anderen Geschäften einkauft. Mächtig stellt sie sich zu großen Frauen und meint, es habe keinen Wert, im Alter schon zu merken, daß sich die Welt in manchem



Marinus Laurien

Bildnisbüste mit Beschriftung des Verlags, Leipzig

grundlegend geändert habe, ob es sich um ein Glas, Radio oder Flugzeuge handelt. Ja, sie merkt sich mit einer gewissen Betroffenheit darüber, aber die Veränderungen der kleinen und großen Dinge können die Welt eines geliebten Lebens, die das Alter in sich trägt, nicht mehr ändern.

Wahr sie hat jeden Abend da und merkt sich über das Unbegreifliche im Fortschritt der Zeit. — Sie war zu jung, sich zu belagern, die Zeit spricht und unerschütterlich zu stehen. Sie begnügt sich mit der Selbstsicherung, daß der Platz in ihrem Leben ausgefüllt war und nichts Neues mehr dazu kommen konnte. . . . Sie sah, daß die Welt fremd wird, wenn ein Mensch das baltische Alter erreicht. Der Mensch selbst gehört dem Verstandenen oder der Unbekannten der Vernichtung, das kann nicht anders sein. . . .

Nun, solange Frau Juliane lebt, wird sie sich mit starker Hand ihrer Welt der Vergangenheit zu wehren wissen; sie wird auch ihren

Willen der Familie, deren Älteste sie ist, und den beiden unermüdbaren Schwestern gegenüber herrschen lassen. Aber da ist seit einiger Zeit ein Stochen im Körper, das sie an den wunden den Matrosen erinnert, der eines Tages — sie weiß es — den Schlaganfall über den alten aufsteigenden Körper bringen wird, und dann müßte der bis jetzt durch ihre Gegenwart mühsam beschützte Friede in der Familie ein Ende nehmen.

„Aber sollte es nun geschehen, daß die Kinder sie diesen Sommer begreifen und das Ende mitmachen sollen müssen, da würde der unendliche Schmerz entstehen, den sie hätte. Darum werden sie doch mit Vorsicht und ging herum zu Schokolade und Karamellen, schickte Bettel und sagte sie könnte gestehen die Mühseligkeit, die Vorfragen, doch sie tief hinein in solche Gedanken — für Christen, für Jünger, für Dichter, für Greise ... Niemand hatte sie gedrückt, daß ihre Schöne aus Herkommen, in Erinnerung an sie, einzig sein und in Bräutlichkeit sein würden. Aber jetzt, da der Tod fast ein Ding wie alle anderen Dinge geworden war, sah sie, daß diese Hoffnung viel war ... Aber sie sah nun, daß es Ernst daraus geben würde, Ernst und Mühsal und das durfte nicht geschehen ... Sie hatte recht getan: sie hatte einen Ernst aufgebracht ...“

Frau Juliane möchte so das Bild einer harmonischen Welt ertragen, um es in das Grab mitnehmen zu können. Sie umfaßte die Eltern mit den Anfängen der Vergangenheit, die Epistel müssen sich nach ihrem Willen umschlingen, sei es auch nur für die paar Stunden des Festes, das sie Familie und Bekannten gab, und in dem sie die Hauptrolle der von ihnen und selbstem Bild umgebenen Familienpatriarchie übernahmen wußte.

Ja, es sollte gut werden, dieses Spiel, ein Spiel, ein Spiel, ach da lag es noch, das Schicksal, in der Dämmerung oder im Drogen oder in irgendeiner Idee, wo er sich am besten haben möchte, der kleine heimliche Märschproben — ein Spiel. Das Tageslicht war rein und klar, es dieses Spiel gehörte christliches Licht, und nicht mehr an das Schicksal denken, durchaus nicht. Fortig kamt ... Es würden es alle lustig finden bei Tageslicht aufzugeben, in der kleinen Dämmerung fortzuführen und erst Licht anzufachen, wenn die kleine Sonnenmacht beginnt.“

Die familiären Ehen: Christian, der pflegerische und geistliche, Jünger, der Lieblingssohn Juliane, der gewandte und geschäftliche Weichheitsmann: die beiden haben sich noch am Vormittag des Festes im Garten um einige Aktien der Mutter in den Häusern gelogen.

„Daß ihr euch nicht schämt, der Epistelen“, rief Frau Juliane und meinte sie auf eine sehr handschriftliche Weise.

Da sind die Kapitane, die sich langsam mit höchsten Wunsch Bescheiden aus ihrem vorgegangenen Leben ergötzen, sind die Schenker, die sich schnellst vor gleichgültig zum Fest kommen und durch das prächtige „Spiel“ Frau Juliane so hingerissen waren, daß sie nicht mehr können, der alten Frau im stillen abjubeln.

Der alte Hausarzt hält sich keine medizinischen Handschriften mehr und muß sich manchmal von Leuten über sein Präparat belachen lassen; nun, dafür muß er immer die „unartigen Götter“ aus „Jahreszeiten“ zu jähren und durchschauen als einziger der Gesellschaft das Spiel der Frau Juliane, aber eines dem Zusammenstoßen der Kräfte, das der Abend, den sie noch einmal aus dem Willen schöpfen will, gelohnt hat, und das Fest gelingt ihr.

Frau Juliane verfaßt das Kunststück. Sie hatte erreicht, daß Jünger gute Leute bekamen und daß sich die Ehen vor der Welt vertragen: sie hatte erreicht, daß ihre Lebensgeschichte sie bewahren. Auch verstand sie jetzt das Fest so an dem einzigen zu richten, daß es sie als persönliche Schenkerin aufstellen würde, während gleichzeitig jeder ihre Größe bewahren konnte ... Später am Abend blieb sie sich im Schlafzimmer und betrachtete die schlafenden Götterbilder. „Oh, — wie gut ...“

Frau Juliane hat noch einmal in den Stunden des Festes zwischen unermüdbarem Tag und heller nordischer Sonnenmittagszeit den Kreis der Kinder, Bescheidnen, Unten und Freunden durchgemacht, nachdem sie ihn zuvor mit Großherzigkeit und List der Weltlichkeit entziffen und natürlich zusammengeknüpft hatte; und „sie starb nicht während des Festes“.

Die Kinder und Kapitane der Familie Jessen haben sich dem „Meren, das abtelt“ (wie Frau Juliane früher überging und in den letzten Lebensjahren immer notwendiger und geistlicher meint), nachdem sie zu ihrem in fremden Ländern erworbenen Reichtum gekommen waren, jeweils ihren Höfen wieder zugewandt. Sie haben die Güter abgetrennt, erweitert, kann das Amtlich staatlicher Wohlhabenheit gegeben. Das bauerhafte Wesen des Innern der Gutsbesitzer wurde immer mehr vermindert: Die zu Wälen erweiterten Gärten füllten sich mit Laubbäumen aus Japan, mit Wäsen und Teppichen

das Glück, die die Jenseits — nicht unendlich dem Willensvorhaben, wenn sie eins von ihren Raubzügen heimkehrten — von ihrem Schicksal heimkehrten.

Frau Juliane läßt sich am Tage noch dem Heil im Wagen nach dem Hüter, auf dem ihre Spitze noch lag, fahren. Wenn sie unterwegs halben läßt, ausreißt und über schwere Gehsteife dem Meereswind preisgegeben, könnte sie fast eine heftige und dankbare Bekehrung an Land und Hied zum Abschied richten. Aber es scheint, als ob es am Morgen jener Tag nicht möglich wäre, die Wirklichkeit anzusehen. Da ist die Weltanschauung: Der schwachmütige Georg Jense, der während ihres Besuchs im hellbewachten Aufkommen der weißen Jenseitschen Jenseits den Ruch im Wald erschlägt, und seine Frau, die, hart und geschäftig, die Hingebende mißachtet. Das macht angestrengte Augenblicke während des Tages und schließlichen Nachts, Frau Juliane! Da kommen die Einsetzungen an die jungen Jense wieder, aber nicht die guten und hellen, die beim Heil gefeiert wurden, sondern die düsteren und schweren, die von Gewalt und Hied der Jenseits wissen. Auf der Hochzeit des Vaters wurde eins der jungen Ruche zur Beschäftigung der angebotenen Gesellschaft in den Schweißarbeiten gesetzt und unter Lärm mit Säcken nach ihm gesehen: „Da soll er zusammengekauert und schon und sich mit wahnsinniger Angst in seinen Beirungen zu hängen lassen.“ So schwankt der ganze Tag Jenseitscher Opfer durch die schließlichen Stunden an ihrem Hagen vorbei: Ein Diener, den ein Jense in Wat und Jers zum Knäuel schick, unterjochte Ehefrauen, gekerkerte Chemiker. Da sitzen achtmal mit der ganzen Mannschaft Jenseitsche Schiffe, die in Zeiten des Überflutens unter geheimnisvollen und merkwürdigen Umständen — hochverleitet — untergingen. Da quält der Gedanke an den von der mit Wärme verführten Bekehrung der Wähe, an die ausdauernde Arbeit der Kinder.

Auf dem Hütergrund der von Bewusstseinsmalen erfüllten letzten Tage Frau Juliane mit ihren sprechenden Wissen und Erleuchtungen, denn allen der Ruch der Jenseits anheftet — durch Gewalt der erhellenden Glut der einen Gewissen wird von der nächsten mit wahnsinnigen Söhnen, Angeständnissen, Selbstmord in der Mannschaft geführt — letzten

einige hellere Epochen auf, wie das Zusammensein der heiligheligen Mann mit der jungen geistigen Verwandten:

... und so liegt den Arm um Jense Schalter und flucht die Wähe und sich heben an dem lichten Sommerhimmel viele Schiffe vorbeiziehen, und alle verschwinden sie. Da kam die heilige Juliane besonnen, heiliger als alle anderen. Und hinter dem Schiff kamen die Palmenblätter und große Häuser und Jenseits ... und es war ein Mann an Bord, der stand hoch und aufrecht auf der Brücke und besah, den Anker zu werfen. Oh, das war der Mann, den Juliane von allen am meisten geliebt hatte, aber nicht ein einziges Mal hatte sie es ihm sagen können. Es war ihr Vater ... Und sie sah sich selbst zur Brücke hinaufschauen: dort an Bord war Kraft, war Heiligkeit, da war der Vater, war die Liebe. Und sie gelangte an Bord, sie war gerettet — da war es aus, das Schiff kam und kam und jagte nach wie nach der Überflut des großen Schiffes zu, denn, das Frau Juliane begannen, gekerkerte Jense, an Bord hatte. Die Sommerzeit schlug mit großen Wellen über dem Schiff schäumen ...

Frau Juliane stirbt im Alter von 84 Jahren mit dem Bewusstsein, daß der Ruch der Selbstverleumdung, der die Jenseits heimfucht, sich an ihrem Ruch schon halb erfüllt hat. — „Ich befehle euch, daß ihr Frieden haltet. ... Bei gut!“ ruft sie nach bekehrter ihrem Sohn zu, kurz bevor die Schatten der Agonie sich auf das verzerrte Gesicht senken. Dann braucht sie nicht mehr auf das Schiff zu warten, das sie aus ihrer jenseitsgeordneten irdischen Welt hinwegtragen wird. — Das Schiff, das sie am blauen Sommerhimmel heranziehen zu sehen glaubte, wie die weißen schweren Sommerwellen, die von den düsteren Tündern über die Wähe und Hied zur Küste Schließliche drücken, nimmt sie auf.

Friede sei mit dir, Juliane, Gottes Friede! Niemand soll die nachjagen können, daß du nicht zu leben verstanden. Und niemand soll sagen können, daß du dein Leben nicht recht lebtest, vor Gott und Menschen. Man, alle werden sich deiner Nachschaffenheit erinnern, und vielen werden künftig deine Gedanken jagt können. Du warst eine große und starke Frau, Juliane Hagenwähe, alle werden mit Überzeugung deiner gedenken. Und dein Name soll nicht sterben. Friede sei mit dir, Juliane, Gottes Friede!

An all den anderen, den Schwachen und Starken, denen, Juliane, trägt du kein Schick: du bist den mit Wärme beglückt. Nicht wird niemand von einem Menschen verlangen. Du hast getan, was du konntest, mehr nicht auch Gott nicht verlangen. Du hast die Ehre deiner Familie nicht bestraft: das tust du denn, Juliane, das waren Menschen, die ganz andere sind wie du. Und sei genug, Juliane, daß dein Beispiel vielen die Eingebung sein wird.

Im Kampf mit der Mafia

Gedanken des Präfekten Cesare Meri

Von Hans Härlin

Der fegnsreich durchgeführte Kampf mit der „Mafia“, dem unsheimlichen (syllabischen Geheimbund, ist gewissermaßen eine der rätselhaftesten Seiten des Faschismus¹). Die staatsnahe Regierung konnte nicht dulden, daß einer der besten und dichtest besiedelten Landesteile, das Insel-Sizilien mit seinen 28 000 qkm Betriebsfläche und 4 1/2 Millionen Einwohnern nur im äußerlichen Sinn zu Italien gehörte, während die sogenannte Mafia Land und Leute schamlos ausbeutete und sich unter Verdeckung jedes sittlichen Gefühls gleichgültig als Herrscher wie als ausschlaggebende Wirtschaftsmacht in alle gesellschaftlichen und gesellschaftlichen Beziehungen drängte. Nach einem achtwöchigen Besuch in Sizilien im Mai 1904, bei welchem Mussolini der rechtlich bestehenden und arbeitsamen Bevölkerung den Schutz der Regierung versprochen hatte, sagte er der Mafia die Anwesenheit mit Feuer und Schwert an, erzwang den kampfeserprobten Präfekten der Provinz Trapani, Cesare Meri, zum Präfekten von Palermo und gab ihm die nötige Machtvollkommenheit und Handlungsfreiheit zur Niederdrückung des gefährlichen Bandes.

In seinem Buch, das eine Nachforschungschrift gegen allerlei Vermutungen darstellt, schreibt Meri die nie ganz aufzuklärende Geschichte der Mafia, er entleert sie des romantischen Scheins eines durch Fremdherrschaft und schlechter Regierungen bewirkten Verfalls und stellt sie in ihrer ersten, vor keiner Blutspur und Gemeinheit zurückstehenden Selbstsucht dar. Der blühenden Behauptung der Gegner der Mafia, diese sei nur eine Erfindung des Abessinienanwalts von Palermo, Giampietro, vom Januar 1903 entgegeng, aus der hier einige Hauptzüge angeführt werden mögen: „Die

Mafia war die Gewaltherrin des ganzen gesellschaftlichen Lebens, sie hatte Führer und Bediente, sie erließ Befehlsbefehle und Beschlüsse, sie war in den großen Städten wie in den kleinen, in den Fabriken wie auf dem Land, sie mischte sich in alle Geschäfte, sie wirkte als Altpater durch ihre Vorhänge und ihre von den Führern verhängten, von den Untergeordneten vollzogenen Entfesseln.“ Im weiteren führt dieser zu einem unmissenden Urteil bezugnehmend auf seine Kenntnis der scham und unsittlichen Zustände, wie deren Bewohner ihre Höhe und mit ihr Leben nur von Händen der Mafia bezeugen und sich beides mit schweren Abgaben erkaufen mußten. Man sprach davon nicht gerne, und der Fremde wurde grundsätzlich nicht geschildert oder auch nur belächelt.

Unter dem Eingeborenen herrschte die Ansicht vor: „Da kann man nichts machen.“ Die unantastbare Macht der Mafia stellte im leidenschaftlichen, zur Gewalttat neigenden Volkselement, im Anarchismus, in der dicken wirtschaftlichen Lage, in der schlechten Verteilung des Grundbesitzes (so viel verankert sein, daß die Heilung nur durch verbesserte Schulbildung und Hebung der Lebenshaltung möglich erschien. Die andere Antwort lautet: „Wie soll eine wirtschaftliche Besserung eintreten, wenn der Besitz und Arbeitsverdienst durch die Mafia in Frage gestellt werden?“

Meri selbst erklärt sich deren ungeheuren Einfluß aus der Überlagerung und Verschüttung der ursprünglich schlagmännlichen Forderung der „Onorabilità“, der Kampfsfähigkeit, wie wir sie etwa aus der „Cavalleria rusticana“ kennen. Hieraus machte die spätere Mafia das Gebot der Ausbeutung der Massen. Wer diese gegen Raub, Mord und Verpeinung antrat, wurde als Heldes erklärt und setzte sich und seine Angehörigen grausamster Rache aus. Die vielen gesessenen Verbrecher, die in

¹ Cesare Meri, *Con la Mafia si fa il vero ordine* im Verlag E. Biondini, Mailand

der eingeschüchterten Landbevölkerung willige Helfershelfer fanden, waren die Vollstrecker der Mafia, die wie ein ungreifbarer, unsichtbarer Gewandhaas aus faher Entfennung den ewigen Krieg gegen die Besitzenden und Vermittenden liefen. Der Grundbesitz war gezwungen, sich gegen schwere Abgaben mit der Tyrannei des Scheinkönigreiches abzufinden, der unendlich niedrige Pachtzins und Landverkäufe zu Schuldenpreisen für seine Anhänger erzwang und die Feldfrucht völlig unter seine Betrümmlichkeit gebracht hatte. Wer einen Widerspruch bei der Deutscheinde zeigte, gefährdete sich und hatte nur einen sehr geringen Aussicht auf Widerstandsmöglichkeit, während die Mafia gegen ein Scheitern des Wertes fast unbefangene Sicherheit des Gefuges zu bieten vermochte, und zwar ohne jede Befehl und ohne alle Umstände für den Betroffenen. Jenseits läßt sich denken, daß unter solchen Bedingungen die Diktatur Caplanis nicht gerade gelitten hätte.

Eine rührende Geschichte von der Ansetzung des kleinen Mannes erzählt Cesare Mori:

Einen Baum kommt ein Mörder abends. Er merkt den Verlust bei der Diktatur an, merkt sich aber gleichzeitig auch an den geschlossenen Verturen der Mafia. Dieser wird gleich darauf vollständig im Nachhinein mit einem Enzyklopedien geschlossenen Mordtats abgefaßt. Die bekannten Eigentümer werden getötet, getötet, getötet, unter dem Namen. Er wußte ein Auge auf die Mordtats und sagt: „Mord ist nicht verboten.“ Aber das Mordtats hat die Stimme des Herrn erkannt und wußte mit allen Zeichen einer lebhaften Widerstandsfähigkeit auf ihn zu. Das Verbrechen des Mordtats erkennen, aber nicht seine Leiden lassen ihm aus den Augenwinkeln. Er steht dabei: „Es gehört mir nicht.“ Kein Mensch glaubt den seinen offensichtlichen Sagen. Am Abend wird das Mordtats in das Dorf des armen Bauerns gebracht. Es sprechen mit gelassenen Eigentümer zu bekannten Umständen, wo es von der Frau und den Kindern mit Freuden begrüßt empfangen wird. „Das ist doch dein Haus? Hast du keine Familie?“ „Ja.“ „Wo gehört das Mordtats?“ „Das hat ich nicht gesagt.“ „Aber die anderen sagen's, und wir lassen es dir in vorläufiger Gestalt lassen werden wir weitergehen.“ „Wozu wie der Herr Verbrechen weitergehen.“ Der Herr merkt sein Ziel und gibt ihm die geschlossenen Befehle. Er hat so nicht gesagt, daß es ihm gehört, das Mordtats hat erkannt, daß es ihm gehört.

Der mit allen Schlichen und Pfaffen erhaltene Diktatur mit weiß nachfolgendem Rückfall durch die Befehlsmacht war einer der leb-



Der Verfall Cesare Mori und sein Verbrechen der Bekämpfung der Mafia in Sizilien

haftem Geschäftsbetrieb der Mafia. Von der ansehnlichen Verbrechenklasse verlangte diese unbefangene Unterwerfung und hielt auf eine gewisse Ordnung, gestützt auf eine unerbittlich hohe Bestimmung des Besitzes.

Der Krieg schien endlich eine letzte Diktatur in die Hände der Verbrechen zu haben. Die Mafiosi hatten sich schon längst vom Frontkampf getrennt und lebhaften Geschäftsbetrieb betrieben. Die aus dem Schützengraben befehlenden Männer amputierten sich gegen die Diktatur. Das ungeliebte unbefangene Verbrechen „Land an die Frontkämpfer“ wies sich in unzulässigen Umständen und Umständen aus, die der Diktatur der allseitig bestenverwalteten Mafia keineswegs unangenehm waren. Aber diese Diktatur verließ nicht hartnäckig, und die Mafia glaubte die Regel wieder anzuwenden zu können.

Die offensichtliche Sicherheit in Sizilien hatte durch den Krieg nicht gewonnen, besonders wenn man bedenkt, wie viele Verbrechen aus Angst

wer der Mafia überhaupt nicht zur Kenntnis der Behörden kam.

Für den zu ihrer Aussetzung berufenen Präfecten Mucci konstatierte er sich hauptsächlich darum, die Angst zu zerstören, die gewaltlos vorhandene Mannschaffigkeit der sizilianischen Bevölkerung für den Kampf gegen die Mafia aufzubieten und ein festes Vertrauen zum Staat zu begründen. Durch zwei sehr ins einzelne der öffentlichen Sicherheitspflege gehende Mitteilungen schuf er den Rechtsboden für den sofortigen Angriff der Orts- und Landespolizei, die durch die Neuschaffung des „Inter-provincialen Sicherheitsgesetzes“ stärker und wehrhafter schlagfertiger gemacht wurde. Die Mafia nahm den Kampf auf und spielte zunächst die gefährliche Umkehr. Mucci wurde vergrüßelt, er hielt das Volk zur Angelegenheit auf, er suchte stillen, er trübte dessen Mißbrauch mit seiner Autogewalt und sei überhaupt das Bestie in Menschengefalt. Aber am eig. der Zentralgewalt war „Nicht Lust“. Muccini war nicht geneigt, sein Versprechen zurückzugeben. Die politische Drastik, in der die Mafia von jeder Mäßigkeit ganz/zu war, hatte über Wirkung eingeblüht. Man war an den Drastiken, einige Figuren bewegten sich schütten und eben alles Einfluß auf den Verlauf der weiteren Handlung.

Die Macht des Verbrechertums mußte durch einige augenfällige große Erfolge des staatlichen Sicherheitsnetzes gebrochen werden. Muccis Erklärung seines Banditenzuges in Kief und bei Sciacca ist überaus spannend. Bei ähnlichen Unternehmungen hatte man früher den Fehler gemacht, die Schuldingen und ihre Helfer durch allzu offensichtliche Strafen zu beunruhigen, zu verwirren und damit nur andere Gegenstände zu verschonen. Mucci spielte nun in dem Heiligtum Sciacca bei Tag den gewöhnlichen juckenden Mannsticker, während er bei Nacht hinter höhergelegenen Häusern ansetzte an der Einfassung der Räuberbande des Verfalls arbeitete, die denßig Medtaten auf dem Weissen hatte. Als er mit der Vorbereitung fertig war, ließ er auf einem Schlag alle registrierte der Mitternacht, Polizei und Polizei Verdächtigen, im ganzen 257 Personen, verhaften. Die Räuber waren dadurch gezwungen, sich in einen Panzerhof zurückzuziehen. Nach

einem längeren nächtlichen Feuergefecht, bei dem sie keinen Mann verloren hatten, streckten die eintigigen Banditenherren des großen Bezirks bei Tagesanbruch noch reichlich noch vorhandener Manniken die Waffen. Wie eben Selbsten bis zum bitteren Ende zu kämpfen schien ihnen doch etwas anderes als Wehrlose aus dem Hinterhalt zu erschließen.

Die größte Unternehmung war der Beltzug gegen die Banditen der Madonie, eines weit-angelegten Berglandes, dessen Ausläufer sich bis auf fünfzig Kilometer der Landeshauptstadt Palermo nähern. In elf Dörfern hatten sich etwa 120 wohlhabendste Banditen derartig behaglich eingerichtet, daß sie wie behagliche Gutsherren in den Dörfern saßen, gewaltige Einnahmen einbrachten und ihre Bandenbefe von bloßen Leuten unterhalten ließen. Die Räuber-gesellschaft der Madonie grüßte bei den übrigen Banditen Egnien das Ansehen einer Art von Oberbehörde. Der Mittelpunkt war Gangi, eine malerische Bergstadt, deren allseitig geschützte Aussicht ihre Verwendung als Festung und Feldherrninsel anlegte. In diesem Gangi hatten sich die Herren Oberländer einem Fuchsbau mit verbergenden Jagdhäusern und einer gut in verteilten Jägergruppe eingerichtet.

Mucci begann die feingestrichenen Bewegungen mit einem starken Aufbruch von Polizeikommandos, Karabinieri und freiwilliger Miliz ganz von weitem her und drängte die in den Außenbezirken wohnenden Räuber langsam gegen Gangi zurück. Erst als ihre und ihrer Helfers-helfer Bandenbefe beengt wurden, merkten sie den bitteren Gang ihrer Lage. Aber man war es schon zu spät; im freien Land konnten sie sich nicht mehr halten, sie mußten nach Gangi hinein, um das der eigene Ring bei Nacht geschlossen wurde. Dem Drastiken lag alles daran, den glänzend bewaffneten Räubern nicht den Ruhm einer Schlacht aus die Mitternacht des Selbsten zu gewähren. Er telegraphierte dem Bürgermeister von Gangi: „Behalte den Gefangenenführer des Bezirks, ich innerhalb den größt Einnahmen zu stellen, nach deren Ablauf ich zum äußersten schreiten werde. Bitte Verbrechenden auch durch öffentlichen Anrufer bekanntzugeben.“ Die Räuber in ihrem Ban hörten die amtliche Trommel und die Klangvolle Stimme des Verbrechens zitternder Neugier. Die meisten ihrer Häuser waren ihnen



Bild auf Wangi, die materielle Zerstörung, eine Gedrängte der Mafia
 Foto: Cesare Mori. Con la Mafia al feroce
 (Büro: S. Morabito, Palermo)

von der Polizeimacht befehlt, sie hielten sich nur noch in ihrer letzten Stellung inmitten der Stadt, die noch vor kurzem unter ihrer brutalen Willkür gelitten hatte. Während der anstrengenden Hitze kam Mori der glänzende Gedanke, einige bei den Räufern beschlagnahmte Rinder schlachten und das Fleisch zu Weihnachten auf dem Marktplatz verkaufen zu lassen. Der Eigilauer bot Sinn für Humor, und der furchtbare kriegsbewehrte Räubertrupp zeigte sich offensichtlich einem kesslichen Ende zu. Gedacht wie anstehende Hühner laßen die Marktbesucher Bewachern in ihrem Bann, während die Hausfrauen von Wangi sich mit dem angenehmen Willen Fleisch ihrer Kinder einbroteten. Ein breites Lachen ging durch die endlich belebte Stadt, und dieses Lachen war gesüßlicher als die unsicheren Gewehre der belagerten Stadt waren. Wer einmal gründlich ausgelacht wurde, kann nachher nicht mehr die Gelbtschnecke annehmen. Das Spiel war aus. Nur noch dem andern trauen sie aus ihrem Bann der die belebte Öffentlichkeit und stellten sich der Staatsgewalt. Auch der sechzigjährige Bandenführer Perronello folgte dem Beispiel der anderen. Aber bald kam ihm das Schicksal des ganzen Vorgangs zum Bewußtsein — gleich nach seiner Verhaftung ins Gefängnis brachte er sich auf. Das Bandenwesen in Sizilien hatte seinen Lebenslauf angefangen, viele stellten sich auf die einfache Aufforderung hin den Behörden. Und nun war das verdammte schändliche Volk seinem Mund auf, es begab sich beständige Anklagen gegen die repräsentativen Mafiosi, und die Gerichte hatten alle Hände voll zu tun. Endlich konnte man auch gegen die

hochgestellten Führer des Verbrechertums vorgehen. In einer Staatsanwaltschaft vom 8. Januar 1906 sprachte Maffeioli dem Präsidenten Mori warmes Lob für die durchgeführte Unternehmung.

Ein Aufstand ging durch die kalde Insel. In einer Reicherversammlung im großen Theater in Palermo zog Mori die Beschlüsse aus den früheren Verfügungen und stellte das noch vorhandene Verbrechertum vor die Wahl „Besserung oder Tod“. In den Landstädten der verdammt kontinentalen Bezirke fanden Befreiungsfeiern statt mit aller Pracht städtischer Kleidung und herausgehender Worte, die dem lebensschmerzlichen, schmerzhaften Volk Siziliens eine Freude und ein Bedürfnis sind. An einem Tage nahm Mori bei Roccapalumba 1300 Häftlinge, werden die Leibgarde der Mafia, für die zwar, die staatliche Ordnung gegen jede Art des Verbrechens ohne Ansehen der Person auch ständliche Ordnung in Eid und Pflicht. Derselbe widerholte er mit den 300 Häftlingen der Conca d'oro, der herrlichen Grundstücken am Palermo.

Der Niederbruch der Mafia hatte das Aufheben des Terrorts und die Aufhebung der ersten Verhaftung und Verhaftungen als Folge. Die ständige Erziehung der Jugend im Sinne der Verbrechertum aller Gefährlichkeit wurde von der Lebenskraft mit Bevölkerung aufgenommen, während sich eine freiwillige Armierung der ungefähr 1000 kesslichen Familien der Verbrechertum und Abgrenzung annehmen. Die Statistik der Provinz Palermo verzeichnete für das erste Vierteljahr 1906 zwar noch ein Morder, einen Einbruch, aber keine Erpressung und keinen Diebstahl mehr.

[illegible]

gehört hat. Meissner ist am 8. Juli 1803 in dem Dorflein Marienberg im sächsischen Vogtlande als ältester Sohn des dortigen Lehrers geboren. Nachdem er, durch seinen Vater wohl vorbereitet, das Gymnasium zu Pflaum besucht hatte, studierte er in Jena die Rechte. Sein Studium unterbrach er durch eine fast einjährige Reise nach Italien, die außer seiner regelmäßigen verdienstlichen Rinderheimeist den größten Einfluß auf sein Dichten gewann. Heimgekehrt, nahm er seine Studien in Leipzig wieder auf und machte bald ein glänzendes Examen. Einige Zeit im juristischen Vorbereitungsdienste im Markgrafenthum tätig gewesen, bezog er die Stelle eines Gerichtssekretärs in Kohnen bei Leipzig und übte dann als Rechtsanwalt nach Dresden über. Hier entwickelte er eine außerordentliche reiche literarische Thätigkeit und richtete auch seine seltene dramatische Gabe an die A. d. H. Bühne aus; mehrere zu Aufführung gelangten. Nach einigen Jahren voller Erfolge wurde er als Intendant, Dramaturg und Sekretär ans Hoftheater in Altona berufen, leider sah er sich schon nach kurzer Zeit durch eine schwere Krankheit, die als Rheumatismus begann und zur völligen Lähmung führte, gezwungen, um seinen Ruhestand einzutreten. 22 Jahre hat das Stochern des Dichters gedauert, bis er am 10. Oktober 1827 von seinem Leben nicht mehr wurde. —

Meissners geschichtliche Dramen (Heinrich der Finkler, Kaiser Dem III., Golo König, Die Bräute von Altona, Wendelin und Helene, Johann von Österreich, Herzog Bernhard, Der Sohn des Fürsten), von denen das letztgenannte Lob Preussens eine ungewöhnlich warmes Lob Heinrich Heine's fand, und der geschichtliche Roman „Der König in Verona“ sind gewiß noch fesseler zu lesen, als Ausflüchte aber bereits veraltet und überholt. Neben, auf das Waldenbüchlein im „König“ hat schon Theodor Stern als „in der Märchenbildung nicht zu vergessen“ hingewiesen. Seine früheste Novelle, den in mancher Hinsicht selbstgeschichtlichen „Gang Venet“, vermittelt dem Leser einen neuen Einblick. Sie hat allen weltliche Zugewandtheit, ist so phantasievoll empfindsam und verschiedenartig. Ihre ursprüngliche Anlage aber ist bekannt, und dem Leser selbst, daß sich von ihr schon viele Fäden zum großen Epos „Kaiser Meissner“ hinüberspannen.



Julius Meissner, der Dichter des Andreas Heiser-Kirchen und letzte Hofkammerrath (1803–1827)

Käuflich sind die Novellen, die Julius Meissner in den „Bildern im Noche“ gesammelt hat. Ecken Eckert hat sie „Bremen unsere Novellistik“ genannt, und Adolf Bartels hat nachdrücklich auf sie hingewiesen als auf „Schöpfungen, die in der Entwicklung der Novellenform von E. T. A. Hoffmann und Lind zu Eißner und Stern nicht zu übersehen“ sind. Novellen wie „Das Heimweh“, das Heide und der Rindliche Schatzlein, „Jesumel“ und „Die blaue Blume“ müssen erhalten bleiben. Schineros und Oleros haben Leister, Stern und Hays auch nicht geschrieben, ja kann Ludwig und Keller, Elms verdienen, „Die italienische Novelle“, „Das Kneipfensied“ u. a. Beachtung. Nur soll man die veraltete, stunde und das Leben erscheinende Romanerzählung verlassen.

Zu den Novellen vergesse man nicht die „Erinnerungen“. Sie sind leider Vordruck geblieben, aber — es ist nicht ganz gesagt — eines der besten unserer Schriftstellers.

Wie erkennen wir alle an Kugelgans und Ludwig Richter's Erinnerungen. Aber wer kennt die Julius Meissner's?

Meissner's Sympathiebedeutung liegt auf dem Gebiete der lyrischen und epischen Dichtung. Als Lyriker war er schon zu seinen Lebzeiten hochgeschätzt, und viele seiner Lieder sind damals auch auf Flugblättern verbreit-

er, durch ganz Deutschland gesungen und vom berühmten Sänger im Konzerthaal wie vom armen Dachstuhlmann auf der Gasse gespielt und gesungen werden. Der Lyriker Meisen hat heute noch sein besonderes Beside. Seine Eigenart ist „eine eigene, unergleichliche Mischung von großer Natürlichkeit mit einem gewissen ästhetischen Element, die der und nach ihm ohne Beispiel geblieben ist“. Er ist nämlich vollkommen, daß Gedichte wie „Der Nassmann“, „Der träumende Bau“ (diese beiden wunderbar von Gehmang vertont), „Dreumde Liebe“, „Im Sommer“, „Da denken“, „Aus der Fremde“, „Stimme aus dem Tal“, „Der Kreuzschmel“, „Dagmarwegen“, „Lorenzfrage“ und besonders „Der Alter“ und „Der Nachschweiß“ fast einzig, zum mindesten sehr selten in unserer großen, herrlichen Lyrik sind, darauf hat wieder Adolf Bartels nachdrücklich hingewiesen, und Meisen's Kennungen und Balladen „Der erschossene Kelter“, „Der Waffenschmieds Fenster“, „Der Schaffstirn“, „Das Waldweib“ und die vorerwähnte, leider so wenig bekannte „Grabklage“ gewahren geradezu an echte Volkstümlichkeit lyrischer Dichtung.

Von Meisen's politischen und vaterländischen Liedern sind drei heute noch bekannt: „Andreas Hefser“, „Die letzten zehn vom viernten Regiment“ und „Der Trompeter an der Kapoth“. Wortvoller und für unsere Zeit lebendiger dünken mich „Meine Liebe“ und „Der schwarze Heinrich“. Hier ist ein vaterländischer Dichter von echtem Ehrgeiz und Kern, der verdient, neben Müllern gestellt zu werden.

Aber Julius Meisen hat noch Großes geschaffen. Einer beiden epischen Dichtungen, die Erzählungsdichter „Ritter Waba“ und „Abascher“, überragen an Tiefinn und Kraft alles, was nach ihnen bis zu Grillendres „Atropischen Frühling“ in dieser Dichtungsart in deutscher Junge geschrieben worden ist. Ehen die Bedenkenheiten der Stoffe und die „künstliche“ Behandlung universeller Themen stellt diese beiden Dichtern neben die größten Dichtungen der Poesie, Goethe, Herß, Heß, Jordan, Ring, Dahn und Hammerling. Erst Ehemreich-Carlsbach hat Ähnliches, aber nicht ganzaligentliches gehalten. Namentlich der „Abascher“ enthält neben Kapiteln glanzvoller Gedichtsauflebung

*Das Dichter-müßig hat in seiner Welt
das Lügen-geißel wie ein Dämonien.
May dem - dacheln mit der Volkswelt
das ist ist - wagen in der Lügen - Welt.
Der - und dem - Lügen - und in jeder Lügen
Lügen - ist - dacheln - dacheln - dacheln -*
Julius Meisen

Julius Meisen's Dichtungen des Andreas Hefser-Vieches

Teile höchsten geistlichen Gehaltes, wie die Gesänge, welche die Belagerung und Eroberung von Jerusalem oder das Aufkommen des Islam schildern, oder die Gesänge, die der Tod des Abascher halten, oder das Widerwachen des Heldenmutes unter Julius dem Abascher. Das begeisterte Lob, das diese ungemein groß gedachten und mit fabelhaftem Feinsinn ausgearbeiteten Epiken durch Johannes Scherr erfahren, haben u. a. Adolf Bartels und Ernst Engel bestätigt.

Kurt Arnold Hinrichsen, der nicht minder wurde, auf diesen großen vaterländischen Dichter hingewiesen, hat 1905 eine handliche Ausgabe seiner Werke geschaffen: das prächtige Julius-Meisen-Buch „Von Heimat und Heimweh“^{*)}.

Es enthält die besten seiner Lieder, seine Erzählungen und die zwei schönsten Novellen sowie die beiden Märchen: „Der Knecht mit dem Volkswater“ (aus dem „Georg Vetter“) und „Arnold und Wend“, „das Waldmärchen“ aus dem „Kongress zu Verona“, das schon Ernst liebte und in das ebenfalls Jugenderinnerungen des Dichters hineinspielen, das ferner im Verfall, dem Märchen seiner ersten Liebe, ein wunderbares Gegenstück hat zum ersten romantischen Jugendlebens Märchen, dessen Neigung zu dem rätselhaften Geheimnisvollen Petrus bekanntlich auch halb Traum und halb Wirklichkeit war.

Mit diesem Buche ist eine Erwartung des Meisenfreundes schon erfüllt. Der Dichter selber Schöpfungen sollte nie vergessen werden.

^{*)} Verkauft im Verlag der Deutschen Buchhandlung, Berlin.

Damit lebe für mich die Erhebung des Drame
noch. Denn damit ist der ursprüngliche Sinn des
Drame noch am Leben.

9. 10. 11.

P. Zappa, Die Legion marschiert. Harw-Luzern, Stuttgart: Montana-Verlag, 1933. 196 S. Kart. RM 3.—.

Zappa, ein italienischer Journalist, war ja ursprünglich, als daß er die jugendliche Begeisterung und Begeisterung französische Freiwillegien die Legione hätte befehligen werden. Er wurde Schlichte bei einem Marstreiben, der die Kolonnen auf ihren eigenen Märschen begleitete und fand je mitten beim im wilden Leben der Legione, die von einem Disziplin gehaltenen, das jugendliche Kolonialrecht mehrere und verdrängen und für ein fremdes Land kämpfen müssen. Ein solches Leben erfordert ganze Kraft. Verdrängen Schicksale verlangen sich unter der allen gleichmässigen Uniform, manchmal auch ganz allmähliche. Wenn der Mann aber das heilige Blut über die Erde die Sonne ist, können sie das Erleben, das ganze Märschen und Führung kann befehligen. So fand Zappa aus dem jungen Menschen Wort, eine Schicksale, einen Schicksale ein Teil der Legione, die für geringen Lohn in einer Weltordnung kämpft, wo die fast alle friedlich gegenüber steht.

Seine Zeitungschrift, sondern ein selbstständiges, literarisches Werk. Das entspricht das Buch von den vielen jugendgemachten Verfassungen über die Legione. *K. Frenkel*

Red. Oldoway, die Schlacht des Urmenschen. Mit 24 Photos u. Zeichnung. Leipzig: F. A. Brockhaus, 1933. 305 S. W. RM 10.50.

Diese Beschreibung jenseits Suchtungspositionen führt die Volksgeschichte des ehemaligen Deutsch-Ostafrika. 1913 gibt das erfundene ein Ereignis durch Europa, Deutsch und über Deutschland durch Eingeborenen, innerer Wasser jedoch, auf Eingeborenen, beginnt und ganz Wasser gefüllt von Eingeborenen, jenseits des Wassers. 1911 erlebten diese die große Expedition. Erforschung der geologischen Geschichte und ihrer Lebensweise mit seinen Tieren von Menschen, Tieren und einem sehr frühen Menschen, deren Aufgabe und Aufgabe. Das der Schicksale — der ersten und ersten Erfahrung der Menschheit — die ganz Menschheit wird die Kulturgeschichte der Menschheit durch ganz Erdgeschichte in der Ostafrikaschlacht nachweisen.

Diese Darstellung vorgebildeter Zeitungsarbeit, speziell verbunden mit der lebendigen Schilderung von Natur, Umwelt und Leben des Menschen von heute. *E. Fegenschneider*

S. G. Allen, Gottes Stiefkinder. Roman. Aus dem Englischen von Alice Steiner. München: C.H. Beck, 1933. 343 S. W. RM 4.50.

Ein englischer Roman erzählt die Geschichte nach Christus aus. Im Rahmen der Weltgeschichte aller Menschen und um den Menschen (ohne Gott) werden seine zu überwinden, betont er die Macht des Menschen. Die Geschichte wird sich machen von Menschen und Tieren, gibt er zu

geben. Seine Menschen leben als die „Stiefkinder Gottes“. Einer aus der jüngsten Generation hat einen Engländer zum Vater. Er findet in Christ Theologie und führt, von seinem Schicksal getrieben, mit seiner Frau nach dem Kapland zurück. Als er seine junge Mutter auf dem Erben sieht, steht in ihm die lang verdrängte Angst vor seinem eigenen Vater hervor. Er will sich selbst opfern. Er gelobt, das Kind, das seine Frau erwartet, niemals zu sehen, an der Stelle seiner Mutter zurück zu bleiben und gleich ihm in dieser ersten Nacht der Mission zu sterben. So führt der Mensch mit seinem Leben die Schicksale des Todes.

Das ist schicksalhaft, ohne Absicht oder Bewusstheit. Die Bedeutung des (eigenen) Lebensproblems macht das Buch heute für viele Schriftsteller. *K. Kamps*

F. Sieburg, Es werde Deutschland. Frankfurt am Main: Societäts-Verlag, 1933. 327 S. W. RM 6.50.

Sieburg stellt sich die Aufgabe, das eigene Volk von außen zu sehen. Er berichtet, wie sich das andere Volk naturgemäß oft unbegrifflich ist. Er sieht sich ganz in die deutsche Geschichte mit all ihren Widersprüchen und Widersprüchen. Er beschreibt die Aufgabe anderer Menschen und inneren Welt, sowohl bei den Lebensformen der deutschen Vergangenheit und erfüllt den Sinn der Welt, die uns alle erfüllt. Es ist das große, das Deutschland „nicht“, daß es sich zu einem Volk führt, um die es unabhängig liegt.



Ein eigenartiges Buch, das allen Menschen eine gewisse Spannung zum Nachdenken geben wird, die heute die Geschichte nach dem neuen Deutschland in sich tragen. *Chr. Proff*

P. Seelhoff, Das Volk ohne Politik. Psychologie, Wille und Ethos der Deutschen. Stuttgart: Union, 1933. 243 S. Kart. RM 3.80, W. RM 4.80.

In der deutschen Welt Schicksal liegt eine Frage: Was ist das Volk heute gelangt es nach einem Kampf zu Freiheit und Einheit, von der Höhe herab sieht es sich wieder selbst durch Zerstörung — das Volk ist nicht der politische Sinn für das Volk? Das Volk Schicksal heute (schlecht) der Verfasser die deutsche Geschichte vom Tag der Freiheit und Freiheit bis zur Revolution 1918. Er versucht besonders bei denen den Menschen, Karl den Großen, Barbarossa, bei Friedrich dem Ersten und dem Kaiser politischen Kampf und Kampf. — Immer wieder führt der Verfasser die Fäden der deutschen Entwicklung zu Beginn und von Freiheit und politischen Schicksalen abgeben. — Die Zeit bis zum großen Kampf ist sehr ausführlich behandelt,

auf die Zeit nach dem ersten Entschloß nur noch
Zuschauer. Niemand bei allen Beschäftigten aber
sind Parallelen zur Gegenwart gezogen, und gewiß
den Jellen steht überall: Deutschland, lerne aus der
Geschichte deines Volkes für die Zukunft!

Ein großstädtischer Charakter, bestimmt für den geldigen, interessanten Menschen unserer Zeit, ist jedoch, aber allgemeinverständlich, von starkem nationalen Willen bezeugt.

10. Open

E. Pfeiffer, Technikrafie. Wie amerikanische Techniker und Forscher sich die Überwindung der Maschinenherrschaft denken. Hgdt. Stuttgart, Franckh. 1971. 64 S., Kart. 804 1,00.

Die Grundfragen und Entwicklung der ersten amerikanischen Wirtschaftstheorie, die alle anderen Wirtschaftstheorien ableiten, zu ihren politischen Zielen aufleiten und die Möglichkeit einer ungetrübten, wohlorganisierten allgemeinen Glückseligkeit zeigen will.

Erhebliche Verbesserungen manövriren auf, Material für eine neue Geographie der Inseln, für eine vollständige Kritik am herrschenden Dogma.

Technokratie



Ing. Edward
Fischer

Verantwortl. für den Inhalt

1999

J. Capek, Schnupp und Schlipf. Geschichte von einem Hund und einer Katze. Mit zahlreichen z. T. farbigen Zeichnungen. Stuttgart: Union, 1999. 105 S. Hb. RM 2,50

Wir leben gar nicht mit Hand und Fuß, sondern sind die besten Feinde: Schupp und Schläpp, die gewöhnlich das kavalierliche Mienchen machen und die kavalierischen Schritte begehren. Das meißte man nicht so leicht, wie die besten, eher mit dem anderen, dem Zugheben aufzuheben, wie sie sich vornehmlich auf die Weichheit der Treppen aufhängen, wie Schläpp Schuppens gewöhnlich Schenkelchen mit einem Kugenschein flüßt, wie sie die schwebende Kugenschein beugen, die Tappes vorüberheben und wie sie schließlich Theater spielen. — Das ist eben! und

eben lebhaft, ernstlich oder ernstlich Absichten
zeigt, mit einem unaufbringlichen, das aber aus
je lebhafterer Zuneigung, der nicht aus den Absichten,
sondern aus den Umständen selbst —

Zeigt prägnant lebendige Zeichnungen. Ein Kinderbuch zum Vorlesen für Drei- bis Vierzehnjährige und zum Selberlesen auch noch für die Eltern.

Abstract

A. Ransome, Der Kampf um die Insel. Ein Kindermysterium. Frei aus dem Englischen übertragen von W. Franzmann. Hismert. Stuttgart: Union, 1999. 306 S., 1. = RM 4,80.

Vier Kinder, Jochen, Eufemia, Lina und Kasper (Kapitän, Maat, Holzwärter und Schiffheizer) erhalten in der Antarktis die Erlaubnis, einige Zeit auf einer kleinen unbewohnten Insel eines Eises Englands zu leben. Sie führen ein wunderbares Gesellschaftsleben, haben ein eigenes Geplätzchen, die „Schnecke“, werden eines schönen Tages auf ihre Insel von zwei weißen Königen, die ebenfalls als Geplätzchen haben und unter der fernen Zentralspitze stehen, überfallen, schlafen also glücklich im Freischiff mit dem besten „Anagnon“. Die neuen gemauerten Geplätzchen, Erbsengetreidebau im Inneren, beschreiben sich gegenseitig und schließlich auch einem alten „Verbreiter“ und letzten Papagei, die in einer Hütte des Eises in einem Landstein wohnen. Zum Schluß finden sie eine Rufe wieder, die ihnen „Verbreiter“ von Entdeckern gebracht und auf einer Hochinsel verhöhet wurde. Es heisst Befehlungen von ihnen der Flotte aus Tasmanien, die mit höchster Verehrung als „Eisgarnier“ bezeichnet werden, und zum Schluß erlernen Anagnon und Schnecke noch eine kleine und Versuche auf der Insel.

Erprobt und bewährt erprobt. Die Jungen
und Mädchen von 10 Jahren an, besonders die
Erschweren. 3. Kinder

References

Deutsche Erzähler, 120 Erzähler von deutscher Art. Ein Führer zu Büchern. Leipzig: Institut für Leser- und Schrifttumskunde, 1933. 160 S. Einzelpreis RM 2.— (1) und mehr Exemplare billiger.

Konjunktivale Sätze und Satzteile des Deutschen kommen aus dem deutschen Dichter, prägnant in drei Gruppen: Aus der großen Zeit der klassischen Dichtung — Virgiler des eig. Lateinamerika — Deutsche Virgiler der Gegenwart (Broschens des Jahres, Virgiler deutscher Natur und Schicksals, Dichter der inneren Welt), dann nach eine Reihe unwiederholbarer, nichtklassischer und englischer Autoren. Das Wesen jedes dieser Dichter und seine Kunst sind lebendige Werke in der Kunst des Dichters, die wir durch sie zu verstehen lernen.

Das folgende kochende Vergehen ist nicht als ein Ruckel. Die Masse kann auch den Zuckern noch je nach dem Schmelzen leicht nach dem Schmelzen führen. *H. Schmelzer*

10. Completed Paper

Hanns Johst

Ein Überblick über sein Schaffen

Von Rudolf Paulsen

In Zeiten, die das Selbstverständliche und Einfache nicht mehr als natürlichen, selbst den Besitz haben, muß auf allen Gebieten gesucht werden, damit das Selbstverständliche wieder gefunden wird.

Es erklärt es sich, daß wir viele Programme haben und daß sogar die Künstler nicht auskommen, ohne sich über ihre Kunst Gedanken zu machen.

Hanns Johst sagt in seinem Bekenntnisbuch „Ich glaube“¹⁾:

Das neue Drama will aus überflüssigen Dingen heraus sein, und es will rational sein, wie es das griechische Drama war, und es will international werden, wie es das griechische wurde. Ein solches Drama ist kein Programm. Programm wird bestenfalls an flüchtige Personen, internationaler Charakterist. Ein solches Drama lebt aus — Gnade! Und Gnade hat immer Stunden vor sich.

Diese Sätze sind das Glaubensbekenntnis eines Dichters und für den Zuschauer das Programm der Freiheit des Schaffens aus der einzigen Bindung an den Menschen heraus. Deutlich ist Hanns Johst Werk ohne jede Fuge, es breitet sich wie die Krone des Dramas weltweit bei steter organischer Verengung.

Es wird niemand als fertiger Dichter geboren, das Leben bringt die Anlage zum Dichter zur Entfaltung. Da ist es nun merkwürdig, welche „Maniere“ nötig waren, die Hanns

Johst zu seiner eigentlichen Bestimmung durchdrang. Er erzählt darüber:

„Ich wollte Missionar werden . . .

Wachstumsfähig, stand ich untersechsen Jahren unter 24 dem Tod verfallenen Epileptikern (bei Beobachtung als Pfleger) . . . Ich die Kunst prall voll von Mitleid und dem Glauben, helfen zu können . . .

In der ersten Nacht starb mir der erste Mensch unter den Händen . . .“

Johst gibt dann die Mission halt auf. „Im „sein Leben“ selbst zu helfen, studiert er Medizin.

„Körperlich nicht befähigt, Tag und Nacht bereit zu sein, und selbst zu weichen, kam ich über die

Psychologie zur Struktur des Menschen, zu den Bindungen des Menschen, zum Geist, zum Rechte. Für die Forderung zu werden, überford mich der Dienst am Werte: die Schauspielerei! Die Stimme werden.“

Dann kommt der Krieg, und da sagt Johst ein ungemein bewundernswertes Wort: „Frei war in ihm nur der Mensch, der das Schicksal als



Hanns Johst

Hanns Johst auf der Eröffnung der Schauspielerei „Schauspieler“ in Stuttgart am 24. April 1922. Foto: B. Hübner, Stuttgart

¹⁾ Ich glaube von Hanns Johst im Verlag Albert Camper / Georg Köhler, München, Weinmannstr. 11, 1922. 8

Weltanschauung wählte." Dieser Satz hört schon ein wenig, was der Dichter mit seinem berühmten gewöhnlichen „Eidos der Begrenzung“ meint.

Zuerst ein leidenschaftlicher Sucher, wird Jochl ein Kämpfer für das, was er gefunden hat: für die Persönlichkeit, die nur im Begrenzten gedeiht, in der absoluten Freiheit aber verflucht. Freilich, der Konflikt zwischen Freiheit und Bindung ist nicht leicht ausgetragen und stellt immer neu sein Problem. Die Beschäftigung damit, die den ganzen Menschen fordert, macht den Dramatiker.

Hanns Jochl ist in erster Linie Bühnenbildner. Seine glau- und geistvollen Dramen bedingen geradezu auf die Bretter, die die Welt bedeuten, und sie entfalten tatsächlich eine Welt, mehr als das, die Welt, weil sie nicht im Subjektiven stehenbleiben, sondern ins Gültige vordringen. Sie sind gleichnishaft um die einzigen Gestalten gewachsen, die immer auf Gottes Bühne auftreten, den Helden des Schmerzes und des Glaubens, den König als gekrönt oder ungekrönt, die Persönlichkeit, den „jungen Menschen“, den Einsamen, die Liebenden, die Dichter.

Wie wir den Dramatiker Jochl ausführlicher prüfen, seien ein paar Worte über den Epiker und Epiker vorausgeschickt. Da ist zuerst zu nennen: „Kolanderol“, ein schmales Fest aus der Zeit des Niedrdrucks 1908, dessen Worte auf das weiß, was dem Dichter notwendig und unerlöschbar scheint:

In Niedrung und Tod und Tod geweiht,
gelle der Helmut des Kauf!
— Wohl dem, der sich die Erde kauf,
die glühend läßt . . .

Gebotene Verinnerlichung findet ihre Erfüllung in den jenseitragenden Frauen. Daraus legt das Buch „Mutter“ (1901) Zeugnis ab. In ihm ist das Mysterium der Menschwerdung erfolgreich und doch jart, schließlich zum Wort geworden. 1904 erscheinen: „Lieder der Erschaffung“. Da finden wir neben sinnvollen Symmen manches besinnliche, manches natur- und kreativlebende Gedicht und hören immer die eigene Weisheit eines Menschen, der seinen Ort im großen Raum des Alls nachdenklich sucht und gläubig bestimmt. Ich weiß nicht, ob man Jochl hier auf den Expressionismus festlegen muß. Vielleicht kann man ihn auch

den Kleinfied bezeichnen. Jedenfalls scheint mir nichts Manier, sondern alles erlebte, echte Form. Daher auch der Wechsel der Ausdrucksformen: schlichte Verdichtung und Schwinghaftes im Freieren.

In den Romanen erkennen wir viel Selbst-erlebens, zumal in dem 1907 erschienenen „Anfang“, der von dem ersten Erscheinen eines jungen Deutschen berichtet, dem Minimum durch allseits herdringende Kräfte zur Überwindung einer Regisseursthese. Es ist viel Qual und Jugendstürmung in dem Buch, aber auch viel Mut und Entschlossenheit, nicht locker zu lassen. Der „Feld“ ringt sich durch, während andere schon zu Beginn des Selbstmordes nachlassen oder nachher, unangehen jugendlicher Schwärze, im Phlegmen versinken.

„Kreuzung“ (1902) handelt die Fragen der Menschlichkeit am Beispiel eines Argins und eines Kritikers ab. Zwei gewaltige Symme-trie und Bindung in jenen tiefsten Argins der Welt, dieser bringen verdrängt, was seiner allseitigen Anlage, ins Werksetz. Ein Roman aus der Zeit, aber keineswegs nur für die Zeit, wenigstens zuweilen sprachlich etwas gewaltig. Doch häuften den Dichter, der viel Leben einfangen will, weiß immer wieder das Suchen nach dem tiefsten Sinne dessen, was sich an der Oberfläche als Ereignis bietet.

Ein Thema, aus dem unmittelbaren Lebens-eindruck geschöpft, behandelt das Tagebuch einer Epibergensfahrt: „Kauzula“ (1905). Das Liebliche wechselt hier mit dem Mann-lichen, die Her mit dem Frauen überlassen. Nichts, die Liebe zu einer wunderbar abstrakt und doch plastisch gegebenen Frau mit dem Abschied für immer. Eine Verabschiedung, jart ausschließend, teils farbige Poesie und dann auch wieder weiche Raum-Gemälde rechtlicher Landschaft.

Einen unvollständigen, in der Tonart unlandschaftlich verhaltenen Roman widmet Jochl dem „starken Mut“: „Es geht so hin“ (1906). Auch dieser Werk ist in viel höherem Grade Dichtung als eine „Der Anfang“. Es geschieht nicht viel, aber die Personen führen Gespräche, die bedeutend sind und viel Tragik bei nach außen zur Schau gezogener Würde und Entsagung aufweisen. Das Buch hat Lebensraum. In der Dichtung hält es sich an Ent-

suchen, weiter geistloselig nach angestrebt. Da hinter sehen Menschen wie du und ich, nur ihrer Lebenslage nach eben doch ganz andere als du und ich. Denn das Zerbrechen und Zerbrechen seit 1918 trifft die Verschiedenen verschieden. Hier trifft es garbenlos und kann doch in den Besten der Geschlagenen etwas Unnachahmliches nicht zerstören, und nur der Nahe könnte das übersehen. Bei den Ministern fehlt es allerdings nicht an Tragikern. Die nur Behaltenen und Ausgehaltenen sitzen um, während die, deren Haltung jahresundertlang verachtet ist, auch in Wäldern antizipieren müssen. Weil Zerbst ist in diesem schönen Buch, und einige reife Herzen tragen in ihm schmerzliche Frucht. Erwähnt sei auch die Erzählung „Der Eva“, die an die Eva Lilien Klementine den aufsteigend in weißlicher Erzählung das Herzogtumskönig einer Dame an einem ihr fremden Mann auf einer Fahrt von Würzburg nach München gibt, ihr zufällige Angelegenheiten der Liebe erzählt.

Von Johsts älteren Dramen sind die bekanntesten und bedeutendsten „Der junge Mensch“ mit dem charakteristischen Untertitel „Ein klassisches Symphonie“, und „Der Einsame“, Graben dunkler Schicksal ins Licht reichend. Im bunten Werk des Romanstils, als das der Dichter mit einer gewissen Mitterkeit das Leben sieht, sondern immer aufs neue da und dort die Dämmerung einer Dystonie, die Jambenklänge eines Menschen aus. „Der junge Mensch“ sieht acht Bilder hin, die nicht selten an Wölkchen der Karussell erinnern. Während Maß, der gute Wein verheißt, und den zu zeigen, war die Absicht. — Dieser beruht auf der „Graben“. Er zeigt den Dichter, anstellt von der Meute blühender Schicksalskinder und den vom Schicksal eigener Dier, den aus der Schwärze seiner Menschlichkeit zwischen Epitaph, den von allen verlassenen Häuser, den verfallenen Uken, der seine Weltanschauung durch Nachlässigkeit an sich selbst nicht. Hinreichend, wie hier mit geringender Geschlossenheit alle Größe sein im Klein einschlägt. Nur da ist Graben von mitterlicher Größe umreißt, wo er den Griechen aus seinen Werken verstanden.

Nach verschiedenen weiteren Bühnenspielen erschien 1927 „Thomas Pain“, der drama-

tische Ablauf des Lebens eines amerikanischen Unabhängigkeitskämpfers, eines tapferen Journalisten, der später nach dem Sieg jenseits des Meeres in französische Kerker gerät, weil er in Paris den König vor der Guillotine zu bewahren versucht. Wiederum einer, der nicht in den Haß des Formalismus irgendwelcher Art einzuweichen vermag, einer, der nicht unheimlich sein kann zugunsten eines Prinzipes. Ein ausgezeichnetes Drama, das sich auf der Bühne bewährt hat. Mit ihm näherte sich Johst wieder der Geschichte, zwar nicht auf dem freien Grunde der Pantomime bewand.

Seit kurzem ist Hanns Johst erster Dramaturg des Staatstheaters in Berlin, wobei ihn die Welle nationaler Bestimmung getragen hat, heraus aus seinem Wehndall am Osnabrücker See. Am 20. April, am Geburtstag Adolf Hitlers, wurde in Berlin sein Drama „Schlageter“ aus der Taufe gehoben und fast gleichzeitig in allen größeren Städten Deutschlands aufgeführt. Dieses Werk ist mehr als eines in der Reihe der Johstischen Bühnenspiele, es bedeutet die Wende in das Wesentlich-Allgemeine, das heute jeden Deutschen angeht. Bewußt ist es zeitlich, aber zugleich ist es zeitlos. Schlageter steht nicht allein. Sein Grab mit dem Aufsatz aus Stahl ist nicht vergessen und kann auch nie vergessen werden. Wie jenes Grabmal in der Seltsamer Höhe, ist aus auch Johsts Schlageter ein Denk- und Mahnmal, und nicht zufällig lautet die Widmung: „Für Adolf Hitler in liebender Verehrung und unerschütterlicher Treue.“ Hat sich doch Johst schon lange zu Hitler bekannt. Ohne die mögliche Erinnerung aber hätte Deutschland vielmehr doch jenen jungen Helden wieder vergessen. Mit dem abtönenden Verlust war nicht auszumachen, welchen Geist der Schlageter gewesen ist. Aber diesen Menschen hat das Gefühl je einmündig richtig geführt, daß er zum ungeschwätzbaren Helden, zum Vorbild von Deutschlands zukünftigen und wiederaufstehenden Schicksal geworden ist.

So hat Johst in einigen Stunden den richtigen Stoff gewählt oder vielmehr hat ihn der Stoff gewählt . . . und da wurde das stürmische Drama geschaffen, das schon in dem knappen Titel uns kräftig anspriecht. Eider



Die entscheidende Redensprache zwischen Herrmann, General X.
(Kurt Junfer) und dem Schlägerten (Berthold Zimmerlin)
Schauspielbühne am Theaterhaus in Stuttgart. Prof. E. Hildebrand

ist „Schlägert“ steht hier das höchste, vollkommenste Werk. Es hat gar nichts Konventionelles an sich. Schlägert selbst ist alles andere als ein wortreicher Landsturm. Im Gegenteil steht wie ihn in Begleit als fleißiger Vertreter der unter dem Spruche „Die Wirtschaft ist das Schicksal!“ zum Modernismus gewordenen Nationalökonomie. Sein Freund Themann, den er die Kontinuität ablehnt, steht viel eher einem ruhlosen Soldaten mit bearbeiteter Schlägert im Sinne eines alles „Prinzipien“ ablehnenden Soldaten. Noch als seine damaligen Kriegskameraden, um die ersten Kämpfe gegen die des Rubensgebiet besiegten Franzosen, ihn belohnen wollen, lehnt Schlägert ab. Er will keinen „vermeintlichen Terror“. Im stillen denkt er wohl, die Regierung in Berlin werde doch irgend etwas unternehmen, mehr als den politischen Widerstand. Erst, als er sich im Gespräch mit einem General, in dem er den väterlichen Freund schon wieder, die sichere Überzeugung gehabt hat, daß das nicht der Fall sein wird, erschließt er sich zum Einsatz seiner selbst, ohne Rücksicht. Aus dem fleißigen Vertreter wird der nationale Revolutionär. In ihm steht die Jugend, die bei dem alten Ge-

neral, der sich mit dem Landesgenossen hat, nicht stehen kann. In ihm steht auch der Sohn des sozialdemokratischen Regierungspolitikers. Er schließt der zweite Akt mit der Ansprache des Regierungspolitikers Schlägert mit seinem Sohn.

Schlägert: „Schlägert ist ein alter Mann, wenn er nicht auch Erbe pariert. Die Regierung“

reitet sich sich darin alle einig, die letzten Abenteuer und Abenteuer und Abenteuer und Abenteuer des Weltkriegs müssen ausgereizt werden mit Feuer und Schwert! Wir wollen den Frieden! Das sage ich dir, mein Junge, und ich fordere dich jetzt im Namen für das Deutsche, wie es heute ist und wie es bleibt, solange ich lebe!“

August (sein Sohn): „Aber! Und das sage ich dir, daß ich keine Meinung habe von einem Nationalismus und Internationalismus und Humanismus und Tugend. Wir Jungen, die wir zu Schlägert stehen, wie stehen nicht zu ihm, weil er der letzte Soldat des Weltkriegs ist, sondern weil er der erste Soldat des Dritten Reiches ist!“

Als letzten Soldaten des Weltkriegs haben die Franzosen Schlägert dem Feinde, nicht aber als den ersten Soldaten des Dritten Reiches. Als solcher ist er dem Terrorist. Hier verschärfen sich die Perspektiven. Es wird gesprengt! . . . das ist von Schlägerters Seite aus ein mühsames Erwarten, dann aber unumstößlicher Beschluß zum . . . Opfer. Denn er weiß genau, daß es um den Kopf geht; aber über diesem Wissen steht das Gewissen, und das scheint in sich zu widerstreben. Da kann ihn auch das süße Leben, in Gesellschaft der Braut Alexandra, der Schwester des Freundes Themann, nicht halten.

Die Tat, unter Einsatz des Lebens gewagt, führt in den Tod. Die Jagd der Franzosen,

unterstütze von deutschen Verrätern, bringt die Nationalrevolutionäre zur Strecke. Im vierten Akt erleben wir im Ehrensaal Thiemanns die Nachricht vom Urteil des französischen Kriegsgerichts. Hier sind sie in qualvoller Ungewissheit versammelt: Thiemanns Eltern, ihre Tochter Alexandra, Schlageters Braut, der alte General, der Regierungspräsident, und warten, warten . . . Als das Urteil telephonisch eintrifft, brechen Klänge und Hoffnung der Ehrengäste zusammen.

General: „ . . . ich höre neue Stimmen . . . Marschschritt . . . Aufbruch . . . Deutschland erweache!“

Alexandra: „Ich höre aus der Natur . . . Das Rauschen, das Schäumen der Schweißläufe . . . Die Erde . . . Die Erde . . . und ich laufe . . . laufe . . . laufe . . .“ (Schritt gekleidet wie im Hofstaat auf . . . (siehe Deutschland.)

Und dann folgt der in seiner Kürze charakteristischste Schluß:

Dem kühnen goldenen Harnisch auf, und man vernimmt das Rauschen der Meeres von Kaskaden. Das letzte Bild schließt sich wie eine Vision der Ewigkeit an . . . Erhebt sich der Vorhang, hell, leuchtend. Schlageter, Rücken zum Publikum, steht still . . . Im Rücklicht der Ehrengäste des Kaiserthums . . . Ein französischer Vergewaltiger schlägt das mit dem Anschuldigen in die Kniee, so daß er in die Erde bricht . . . Im Hintergrund steigt der Dämon . . . ein französischer Priester ab, der sein Gebetbuch offen hält . . .

Schlageter:

„Deutschland!“

Ein letzter Wurf! Ein Wurf! Befehl!



Alexandra Thiemann schließt die Veranstaltung des Schlußaktes mit seiner Kameraden. Von links: Prof. Thiemann (Paul Hoff), Regierungspräsident Schmitt (Walter von Bock), Alexandra Thiemann (Herta Schmitt), Prof. H. Thiemann, Stuttgart

Deutschland!

Erweache! Erwache!

Erwache! Warte ungeduldig!

(nach dem Hintergrund, beschreit):

„Und du . . . dich sein!“

Dann schließt die Bühne durch das gelbe Licht in . . . unser Herz.

„Schlageter“ hat bereits an mehreren Orten einen großen Erfolg gehabt. Es dankt ihn, weit über die Gränzen der Stunde hinaus, seiner immer und überall gültigen historischen Verklärung des Unbegreiflichen, des heroischen Ja bis zur letzten Pforte. „Schlageter“ ist das erste große Drama der deutschen Wandlung, die uns wider leben muß, das Ich groß zu machen im Dienst für das Ganze.

D. H. Lawrence

Die gefiederte Schlange

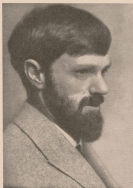
Von Eberhard Beheim-Schwarzbach

Vor drei Jahren, am 2. März 1930, starb in Venedig der englische Maler und Schriftsteller David Herbert Lawrence. Als Sohn eines Bergmanns 1895 in Eastwood geboren, hat er eine harte, von großer Mutterliebe eingehüllte Jugend durchlebt, beschrieben in seinem Roman „Söhne und Liebhaber“. Während arbeitete er sich bis zum Volksschullehrer durch. Dann wurde er über Nacht einer der bedeutendsten und bekanntesten Schriftsteller Englands. Seinen Wesen nach echter Engländer drängte er doch über die Grenzen seiner Nation hinaus. Unruhig reiste er durch Europa, Amerika, die Tropen, China,

Deutsche, Indien von Madrasen, über seine Frau.

Vielas bei Lawrence erinnert an Nietzsche: die Stellung zum Christentum, die existenzielle Haltung, die Heimatlosigkeit. Wie Nietzsches „Zarathustra“ führt sein reifster Roman „Die gefiederte Schlange“ den Leser und die Schlange als Symbol für die stärksten Kräfte unseres menschlichen Lebens. Seine Novellen und Romane sind bedeutungslos in der Handlung. Aber die leidenschaftlichen Beziehungen der geschilderten Menschen, ihr hartes, von Sehnsucht und Willen durchglühendes Temperament, die Landschaften, die unter wenigen Worten fackig und weit erblühen, die fast romanische, unbeschreibliche Stimmung, die alles umhüllt, schaffen eine eigene Welt, eins getragen von einem Gefühl mächtiger Lebensregung.

Lawrence sah die europäische Kultur mit ihrer mechanischen Großstadtentwicklung und krankhaft nervösen Lust, die allen menschlichen Zauber verdrängt, am Wendepunkt anginge. Unsere geistige Entwicklung schien ihm abgelaufen wie die Eile von der Kelle. Entweder setzen wir an ihm fest, bis es reißt und wir in Stumpfheit verfallen, oder wir brechen an ihm wieder zu den ursprünglichen Kräften der Seele zurück und erlangen sie in Verbindung mit der Natur wie Menschen früherer Zeiten. Dieser Schwindel nach einem einfachen, aus ungewollter Naturnähe gewachsenem Leben verband sich das Erlebnis, das Lawrence in Mexiko hatte. Er hat dort lange unter dem Einheimischen gelebt und seine Jünger gemessen. Hinter Klammern und Geschäftsbüchern entdeckte er die alten Trümmern einer wehrlosen Kultur, zerstückelt und gestört, aber voll küstert, barbarischer Kraft und danken das alte Volk dieser Kultur, die mexikanischen Indianer, die kampfsgemäßer der europäischen Zivilisation, aber lebensvoll und glühend in ihrer eigenen Seele geblieben sind. Das rätselhafteste Land hat nach



D. H. Lawrence

Kleinverlagsgesellschaft mit Übersetzung des Insel-Verlags, Leipzig

dem Krieg als ein Zummelplatz wirtschaftlicher und religiöser Streitigkeiten allgemeine Teilnahme erregt. Der dem Auge des Büchers entstand eine Vision von dem Erwachen des alten, leidenden Mexiko mitten unter modernen Menschen und von der Widerkunft seiner Helden und ihres heiligen Symbols: der gefesselten Schlange.

Zwischen drei Menschen spielen sich im Wesentlichen die Vorgänge des Romans ab. Die Frau Kate Leslie ist nach Mexiko gekommen, um eine Teilhabe jener vom großen Lebenstrieb, natürlich sich selbst und einer unbekannten Sehnsucht zu leben. Sie ist eine schöne, fast läppige Frau, von einer vornehmen Abkunft und freundlich-wohlwollend, gesellschaftlichem Wesen, dabei selbständig und nicht überlegen bis zur Feindschaft. Sie erfährt in Mexiko schließlich eine völlige Wandlung ihrer Anschauungen und ihres Wesens.

Der Oriental Vincente Des Cipriano ist von indianischer Abstammung, hat aber englische und spanische Erziehung genossen. In dem kleinen Mann mit den leidenden Bewegungen und dem westindischen Charakter liegt eine milde, halbfeindliche Energie, die bereit ist, alles, was ihr widersteht im Feuer eines aufstrebenden Willens einzuschmelzen.

Seine Braut Don Ramon Carrasco, ein fast reiner Spanier, ein freier und bedeutender Geist, eine große und seltene Erscheinung, mild, stark, gültig, gilt als der beste Mann Mexikos. Liebe zu seinem Volk und innere Bestimmung lassen ihn zum religiösen Erneuerer des Landes werden.

Als Kate in Mexiko angekommen war, empfing sie nichts, was sie entzücken hätte: Straßenkämpfe in betrunkenen Alleen mit weichen, feuchtsüßigen Fetzen, die gar keinen beherrschenden Eindruck machten, vor einem johlenden, freischwebenden Volk in schwarzen Sonnenkleidern; Tagelöhnerhaufen, auf denen sich trübsale, besessene Menschen mit polterndem Gesprochen quälten, eine moderne Kunst, die rational und voller Haß war, ein Aufsteigen im Blick des Klassenkampfes, der mit der wachsenden Industrialisierung des Landes neue Feindseligkeiten ins Volk ergoß. Heißtützig wurden Revolutionen angekündigt, die ohne Einspruch. Dazu lag über ganz Mexiko wie ein wogender, erdrückender Sturm von dunkler

dem Haß und trostloser Hoffnungslosigkeit, die jedes frische Unterfangen bald löschen mußte. Niemand konnte sich ihr entziehen. Sie strömte aus dem Boden, der glühendheißer Luft, aus dem Blut, der Falschung und den Götzen der Menschen. Sie war allem dieser Kate ein Traum ein, das sie wieder forttrieb. Sie wollte aus Mexiko fort; sie konnte das Land nicht ertragen. Aber dann gestellten sie wieder die Menschen, nicht die Staatsgötter, sondern die Menschen, dunklen, in weißer Baumwolle gefesselten Männer vom Lande mit ihren großen runden Hüften, die das indianische vorwärtsgeworfene Haupt und schwere, unwillkürliche Augen hatten und hoch ihren Kopf trugen, dessen schwarze Haut wie weisses reiches Geschloß glänzte. Die schönen, kleinen Frauen trugen von rührend schmerzlicher Weiblichkeit, eckig, schlangengleich, verschlungene, Hoffnungslos war das Volk und dabei unerschrocken, sorglos, unerschrocken, erfüllt von dunkler, heißer Lebenskraft. Kate wollte es doch noch kennenlernen und in Mexiko bleiben.

Als die beiden Amerikaner, die sie hierher begleitet hatten, die Fortsetzung von ihr und sein Freund, wieder zurückkehrten, vernichtete sie ihren Plan, ins Innere des Landes zu reisen, und meinte sich am besten Vor in Carula ein Passionshaus. Cipriano hatte ihr sehr zu langem Weilen geraten. Sie hatten sich nach dem Straßenkampf kennengelernt und waren wieder zusammengekommen. Der kleine Mann mit dem Ansehen und den feinsten schmerzlichen Augen war ihr ein wenig unheimlich wie alle Indianer. Auf der Gesellschaft bei Ramon konnte sie ihn zur Geringfügigkeit beobachten: Seine zarten und stolzen Hände und seine Lippen, die sie küßlos nicht waren, daß Kate das Herz stillstand. Vor seinem feurigen Augen empfand sie Angst wie der Vogel, den die Schlange mit ihrem Mund brennt. Aber dem Indianer lag die englische Erziehung wie eine Haut von weisem El. Garstlich war er von müder Ruhe. Aber dann gingen wieder lebensgefährliche Gefühle: War, glühende Zirkelheit, nachdem wie ein Sturm über ihn hin und küßte ihn in eine dunkle Welt. Eine unglückliche Sicherheit lag in ihm. Er war innerlich kein großer Mensch. Seine Erscheinung und seine Worte waren unbedeutend. Aber er war ein Mann an Willen und Lebenskraft.

Seine Gedanken fanden in seinem Bann und glaubten blind an ihn. Nur einem Menschen brachte er sich, dem Gerunde, der ihm nicht wert war als das Leben.

Kamens Zugende war eine Stunde von Cayula entfernt, so daß Kate oft berühren konnte mit Köhlers über die eigentümlichen Vorgänge hören konnte, die über Mergende ereignet hatten. Cipriano hatte Kamen vergebens in die aktive Politik ziehen wollen. Kamen wollte Maßstäbe helfen, aber nicht mit neuen Regierungsprogrammen und Staatsformen. Aus dem Inneren mußten die jeshüben Kräfte alles Fremde durchbrechen, um ein eigenes, größeres, vollkühleres Leben zu erlangen. Früheres Blut des Glaubens und der Leidenschaft, eine religiöse Erwartung war notwendig, Kamen hatte sie begonnen, Cipriano trat ihm zur Seite. Aber einjam mußte Kamen den Weg gehen, der ihn zu seinem eigenen Inneren führte, um hier die jeshübe Kräfte zu berühren, die ihn und sein Volk durchdringen sollte. Allein rang er um diesen Stern, den Morgenstern, wie er ihn nannte, der zwischen allen Menschen aufleuchtete, wie hell, die wahrhaft miteinander leben. Hatte er wurde die Lösung: Die alten Wörter Mergendes setzen auf. Leben regten sich Anhänger hier und dort zum Kult des großen, goldenen Licht- und Wassergettes Cayulakrad. Auf Kamen's Hof wurde der blinde weiße Laubing, der Überap, mit Hand-schwerer Kante geweht. Der Schmied fertigte das Stempel, einen Adler, der im Ring einer Edelfange stand, und der Bildhauer ein neues Andachtsbild, vor dem niemand sitzen sollte. Beim ersten Kamen's Heumen durchs Land. Und wenn am Abend ein Kreis von Männern durch dumpfe Schläge einer Trommel zusammengerufen war, um zu weihen, andringender Menschen alle Anwesen-sänge eine Feuer zu streuen, wurden sie weihen.

Es lautete die erste Stimme des Dunkelens.

Im fernem Westen,
 Jenseits der Sonne weitestendes Strahlen,
 Schließ ich in Frieden, schließ ich in der Hülle,
 Aus der die Wesper geboren,
 Ich, Aufgehört!
 In der Hülle, die Daphne Tage genannt wird,
 Hinter der Sonne, (dann man auch sie wie ein
 Kiesel,
 Da liegt der Ort, Hier bewegen die Wesper,
 Nachen die Klüfte zwischen.

Auf den Wipfeln des Jenseits
 Erhöht ich mich wieder, dem Stern
 Ich ich fallen, dem Hauch nicht ich an! (schönen
 Seite)

Der Mensch aber sagte: Gehet! Und siehe!
Ich komme.

Hier der folgende Stern verlagte, nachh.
Die ein herrlicher Vogel über lang der Stern
Toben heißt ich, bin Sohn der Morien,
Ich komme jetzt herin.
Meine Mutter, der Mond, ist so dunkel.
Oh, du mein Bruder, Sternchen!
Sahst garst den Tränen der Sonne,
Hingst du mit Dunkel, mühsam
Sternchensteht ich auf. Und mich nach Sonne.

Da stand ich die hellen Jünger der Liebe,
Halt sie gefangen, daß Jesus vorbeischnitt
In den Klostern Schatten,
In den Augen des Vaters,
In den Reden der Predigten.

Und wieder steht mir der Hauch im Gedächtnis:
Da nahm ich schnell des Erfinders Konturen,
Eckstein der Bildung hinab,
Hochel aus Papp der Form,
Die ich unter mir lag
Hirten, meiner Dicht,
Och leuchtete Sonne.

Sehen, der aus Armut hing,
 Schloß in den heiligen Wässern
 Den langen Schlaf.
 Schloß, schloß, mein Bruder, schloß,
 Zwischen den Meeren blauer und brauner
 Die das kühle Meer,
 Hast uns dich hin: Dorschelweil.

Die kleine Kirche in Cayula wurde geschloffen, nachdem man Krugsig, Madonna und Heiligenbilder herausgeschafft und feierlich verbrannt hatte. Die Bewegung wuchs. In der Heilenden Partei entstanden Rassen Feinde. In Magdeba bejahte man sich nicht mit geistigen Hütungsartikeln. Als Kate wieder einmal nach Jamaaliper hinübergefahren war, wurde die Hazienda von einem halben Dutzend Beauftragter überfallen.

Es war ein kleines Gefecht auf Leben und Tod. Kaimen und Kate waren gerade allein oben auf der Terrasse, als die Dämmer am See übermüdet wurde. Kaimen schielte vom Dach mit einer langen Pfeife in der Hand, wie eine Leute klopften, stand hinter einer Pforte geduckt, mit nacktem Oberkörper, bunte ihn das Gesicht nicht verrieth, eine bewährte, mündliche, halsbreitende Gefährte. Ein Zweide erdigen auf

der Treppe, und im nächsten Augenblick rangen die beiden Männer wild am Boden. Dann gewinn Bartolito schon Rufe durch den Kopf. Rufen bekam, bevor er seinen Gegner erwischt hatte, einen Messerstich in den Rücken. Als er hustete, mit unbewußt flackernden Augen und wirrem Haar die Treppe hinunterstürzte, um einen Trupp zu Hilfe rufend Colbata zu öffnen, beachtete er niemanden. Aber er war nicht tödlich getroffen und konnte langsam wieder genesen.

Kate hatte ihn das Leben gerettet. Sie liebte ihn in seiner Einsamkeit vollkommenen Mann, aber sie hielt vor ihm ihre mächtige, europäische Geistigkeit nie ganz abgelegt. Dazu bedurfte es einer anderen, ursprünglicheren Macht.

Cipriano hatte nach dem Geschehen in Jamaika Kate aus Baraka ab. Als sie im Tagt lasen und leicht aneinanderzuschwangen, führte aus des Mannes Rufe eine wunderbar wunderbare Macht, als wäre er ein Dämon wie der alte Gott Pou, geheimnisvoll aus der Urwelt aufsteigend. Ihse Worte, ohne Beschränkung er die Frau in den Bann seiner Macht. Ihre Furcht über den See wurde zur Bezauberung. Und abends seltsam Rufen an ihrem seine erste heilige Handlung. Er wachte sie im Freien, in der Dämmerung zwischen Tag und Nacht, und schmückte sie mit den heiligen Schmuck.

Nach zog Kate nicht mit Cipriano zusammen. Unendlich fern war die Meise und die indische Erde gesehen. Man war sie, die kleine Nordländerin, von dem, was da aus alter Leidenschaft wild, kühn, begehrend emporstieg, in ihrem Inneren getroffen worden. Die Uhr im Dorf war aufgehoben worden, die Tage verlaufen wie in grauer Ferne. Die Kirche wurde mit feierlich beklümmtem Kalk wieder errichtet. Und Rufen setzte sich auf den Stuhl des Dargestellten, machte sich selbst zum Gott, zu dem Menschen, aus dem das Göttliche zu wirken beginnt hat. Cipriano aber erklärte sich zum Gott des Feuers und der bänischen Götter, zum lebendigen Quipilopochi, der, bereits in fröhlichem Schmelz, mit seinen Goldarmen tanzte, Gesänge hielt und den Verdammten mit eigener Hand über das Messer

ins Herz stieß. Das ganze Land wurde von religiöser Erregung ergriffen. Landbesitzer, die noch widerstehen und in dem nicht die Fremde erkannte, besaßen Cipriano und versetzten sie in glühende Erregung. Priester des Meeres erklärte die neue Religion zur Götterdämonen. In allen Städten erschienen die heiligen Symbole.

Kate hatte in dieser Zeit aufbegehren Lebens ihren Wissen und ihren Geist, ihren Kassenholz und ihre Persönlichkeit abgeben müssen. Sie war dafür so ganz Welt geworden, wie sie es früher nicht gekannt hatte, ruhig und stiel in ihrer Seele, tief, heiß, stehend in der Liebe, allein nicht, vollkommen erst in der Erregung des Mannes. Nach der Kirchenveränderung war sie als Ciprianos Frau in den Tempel der Götter aufzunehmen und die große Mollerei des ersten Quipilopochi geworden. Aber man könnte sich nach einmal alles in der gegen Meise und Meise „Dargestellt-Rummet“ auf. Sie wollte wieder eine Zeitlang nach England zurück, zum Weihnachtsfest, zur Familie, unter Menschen, Aufhebe und Verste. Dann beruhigte sie sich und wollte doch bleiben, aber sich nicht ganz unterwerfen und sich nicht so weit aufgeben, wie es nötig war, damit sie Ciprianos Liebe, die ihr größtes Erlebnis geworden war, nicht verlor. Handelt will sie, als ob sie alles mied, und sich doch innerlich fernhalten. Rufen durchsah sie: „Sie wollen nicht. Sie wollen sich aus nicht geben. Dann gehen Sie, gehen Sie.“

Noch einmal ist Kate vor die Entscheidung gestellt. Zwischen zwei Ländern, zwei Welten hat sie zu wählen und entweder dem Geist ihres alten, uraltschönen und selbstschönen Ich den Vorrang zu geben oder der jenseitigen Macht, die sich aus ihrer stillen Hingabe entfalten. Unter Rufen Worten brach ihr lichte heimliche Sicherheit zusammen, und in Tränen weendete sie sich an Cipriano, der mit unbewußt glühenden Augen blickte. Angestrebt eroberte sie unter dem Klang seiner weichen Stimme und stieß: „Du willst doch nicht, daß ich gehe!“ und „du läßt mich doch nicht fort!“ Sie ist ihm mit einem neuen, größeren Willen verfallen und hat ihr alte „Freiheit“ abgelegt. Die alten Götter Meises haben Macht bekommen über die europäische Frau.

Die Freuden der Tafel

Literarisches und Ergötzliches zur Kulturgeschichte der Küche

Von Valerian Tormius

Die Anfänge der Kochkunst sehen in engem Zusammenhang mit staatlicher Lebenshaltung. Wie manches andere Kulturbding, so hat auch dieses das barbarische Europa vom Orient übernommen. Nach dem Berichte griechischer Geschichtsschreiber mußten die Römer und Perser bereits einem gut ausgebildeten Geschmeck für Leckerbissen gehabt haben. Freilich sorgte man an die Speisen immer noch den Maßstab der Menge — Tagesgeschmackungen von tausend Tieren für eine persische Königsmahlzeit waren keine Seltenheiten —, aber man hört doch schon, wie Xenophon in der „Anabasis“ erzählt, daß die Ernährung ausgereicher Lagervergrünisse gehörigst besorgt wurde. Mit solche Auszeichnungen wiesen natürlich der Kochkunst neue Wege und Ziele.

Die alten Hellenen waren anfangs ausschließlich Feinschmecker, obgleich ihre Väter sich von Ambrosia und Nektar nährten. Diese traumhaft luftigen Genüsse leben nur in ihrer Vorstellung. Homer redet zwar viel von üppigen Schmausereien, doch bei näherer Betrachtung sind es nichts anderes als Belagerungen, Annäherungen von Fleisch zu verzehren. Die Zubereitung besteht noch jeder kulinarischen Kunst.

Eine Verbesserung der griechischen Küche trat erst nach den Perserkriegen ein, als die Griechen näher Fühlung mit dem Orient genommen hatten. Hierher hatte die Zubereitung der Speisen meist in den Händen der Frauen gelegen, nun nahmen sich die Männer dieses Amtes an, und bald wimmelte es auf dem Marktplatz zu Hufen von Köchen, die sich zu Gastmahlen verdingten, aber höchst anspruchslos auftraten, so daß der Gastgeber es schwer hatte, seine Wahl zu treffen.

Als Demos der Kochkunst galt jedoch nicht Athen, sondern Korinth. Ein Köchendel, der dort gelernt hatte, wurde geschätzt wie sonst eine Pariser Koch. Ja, in dieser Stadt

des Feinschmecker erwachte sich der glückliche Erfinder eines neuen Gerichts sogar ein gewisses Patentrecht darauf, d. h. es stand unter dem Schutz der Gesetz, und kein anderer Köchenkünstler durfte es vor Ablauf eines Jahres nachahmen. Es erklärt es sich denn auch, daß Köche, denen ein besonders wohlknochendes Gericht gelungen war, beim Gastmahl einem Vorbezug erhielten. Mit dem Ruhm stieg ihre Ansehung. Die berühmtesten selbstständig die anderen Arbeiten und erteilen von einem an die Küche grenzenden Raum aus ihre Befehle. Dort grüßten sie über die Zusammenkunft der Köpfe nach. Um dem Speisetisch auch ein recht ansehnendes Aussehen und dabei gleichzeitig etwas geheimnisvolles Gepräge zu verleihen, bediente man sich einer hocherhabenen Sprache, die man den Griechischen des Homer entlehnte. Es erschienen die Menükarten wie heute im Französischen, damals im Altgriechischen, und der Weisheit der persischen Zitate bedurfte schon einer Erläuterung, um die in den verschiedensten Benennungen verborgenen Feinheiten zu erkennen.

Dem Feinschmecker, der in die Mysterien kulinarischer Künste eingeweiht sein wollte, fehlte es nicht an ausstehender Literatur. In des Anaxarchus Beschreibung eines asiatischen Gastmahls sind eine Reihe solcher Gastgeschehen aufgezählt, deren Werke in die Bibliotheken eines Feinschmeckers gehören. Die hervorragende Stellung unter ihren nahen Nachbarn ein. Er war der Peisias-Cousin der Antike und wußte über die Philosophie des Geschmacks genau so wie jener Bescheid. Dieser treffliche Mann, den innige Freundschaft mit dem Sohn des Perikles verband, besaß eine Lander und Gärten, doch nicht, um deren Gärten lernen zu können, sondern um die Werkstätten aufzusuchen, in denen köstliche Leckerbissen bereitet wurden, und ferner, um Verträge mit Manikern zu pflegen, die sich auf gutes Essen



Raffaels Festmahl

Nachdem die Herren der Tafel im Saal des Papstes in Rom

verstanden. „Sein Werk“, sagt Anacreothe, „ist ein Schatz von Lobs und enthält Vortheile für die Gerechtigkeit“.

Unter die Zusammenfügung einer griechischen Abendessens sind wir durch die Schilderungen der Festmähler des Dinias und Karanias gut unterrichtet. Beim ersten Gang spielen Muscheln, Austern, Ostern, Pfaffen und vornehmlich Kugeln aller Art die wichtigste Rolle. Den zweiten Gang bilden die Fische, Geflügel, Wildbret und Gemüse. Unter den Fischen genies der Kal einen großen Vorrath. Aristophanes nannte ihn den besten Lachs, und der Komödiendichter Aristophanes meint, daß die unsterblichen Götter wohlfeiler zu kaufen seien als Kal. Ein Feinschmecker sollte sogar die Behauptung auf, der Kal sei das unter den Fischen, was Helan unter den Frauen sei, aber man müsse ihn in Mangelschädel eingewickelt haben, um ihn nicht saftiger und schmackhafter zu erhalten. Es hieß, daß ein Dichter, wenn er einen Nebenbuhler verfluchen wollte, keinen stärkeren Ausdruck fand als diesen: „Wechsele du, wenn du auf den Markt kommst, um Kal zu kaufen, seinen finden!“

Im Reich des Geflügels beizte der Kalan

den Vorrath. Zur Zeit des Pericles gab es kaum einen reichen Athener, der nicht eine Hasenarte annehme. Einige begierige Verzehrer dieses Vogelwils versuchten erstlich die Ansicht, der kostbare Schatz des Agamemnon sei nicht das Goldene Vließ gewesen, sondern der Kalan von dem Ufer des Phasis, den die Helden mitgebracht hätten. Geflügel wurde meist gefüllt in gefüllter Aufmachung aufgetragen. Im Hellen besaßen die griechischen Köche überhaupt eine bewundernswürdige Geschicklichkeit. So erzählt der Feinschmecker Xenokrates von seinem Koch, daß dieser einmal ein junges Schwein aufgetragen habe, dessen eine Hälfte mit großer Kunst gebraten, die andere dagegen so weich gekocht war, daß die Beulen hervorkam. Das Gany erhielt eine Füllung von Kammern und allerlei Geflügel, wie ein Kugeln, bestehend aus Hühner- und Schweinefleisch, Eiern und geschmortem Fleisch, gewürzt mit einer trefflichen Sauce.

Im allgemeinen heiße es, daß die Köche die Griechen in der Kunst übertrifften hätten; wie auch Lucullus, dessen Name sich hauptsächlich auf einen Feinschmecker übertragen hat, auch ein edler Köche. Aber diese berühmte gewordenen Feinschmecker waren mehr Ekel-

nur als Gastgepflogen. Lucullus bejaß, nach Plutarch's Bericht, verschiedene Speisezimmer, nach denen sich die Artigkeit der Mahlzeit richtete. Speisje et z. B. im Saale des Apella, so schloß der Aufwand 50 000 Drachmen (etwa 55 000 Reichsmark) zu sein. Als er einmal allein speiste und nur eine mäßige Mahlzeit benutzte war, geriet er in Harnissen und auf dem Koch. Dieser hatte geglaubt, daß sein Besitzer, da niemand eingeladen sei, mit einer bescheidenen Mahlzeit verließ nehmen werde. Weit geirrt. Zufallig sahe ihn an: „Was? Wagtst du nicht, daß Lucullus heute bei Lucullus speist?“

Wie hoch eine köstliche Veredelung gastfreundlicher Genüsse bewirkt wurde, geht daraus hervor, daß der Kaiser Tiberius einem gewissen Apicius Cabaus einen Halog, in dem Pfl., Anker, Schwamm und Kammern, wogel sich um den Verrath stritten, mit 200 000 Sesterzen (30 000 Reichsmark) bewehrte. Derselbe versprach in einer seiner Schriften die Beschluß seiner Cantelate und gibt gleichzeitig darin ausführliche Vorschriften für Feinschmecker. Obwohl er einem guten Wissen behie, kostete er doch die Höflichkeit. Wie irgend wohl er eine Einladung zu einem feinen Mahl auf einem Landgut in ein prächtiges Gewand zu kleiden:

„Wollt du, mein Freund, ein bescheidenes Mahl nicht vornehmen
Hast du bescheidenes Pagar am Tisch, der kostvoll gefüllt ist.

Denn einfachen Schinken gehaut für Feine mit
edleren Munde.

End ich von Feinen dich ein, bei mir hast Wein
zu trinken.

Was an Getränken ich dich, das will ich befehlen
Mit bittersen Carduus, Camphyrus Flare ver-
schaffen.

In die Amphoren gefüllt, als Laune Kessel ge-
weckt.“

Der römische Speisjetztel weichte im allgemeinen vom griechischen nicht erheblich ab, nur daß alles noch mehr angepflanzelt und verfeinert ist. Anmerkenswerthe Unterschiede erscheinen auf der Tafel, darunter einige, die das Römische Reich überbietet haben, wie z. B. die Gänseleberpastete, deren Erfindung in das erste christliche Jahrhundert fällt. Aussern erlangen erst im kaiserlichen Rom ihre volle Wichtigung. Aufstrampasteten, mit Feigen gefüllte Scherpen, Pastarden und Süßwurstpasteten durften auf keiner vornehmen römischen Tafel fehlen. Am

besten schätzte man jedoch gekämpfte Gurre von einer Gans, die eben zerlegt gewesen hatte. Aufschlaggebend war für ein römisches Gastmahl die Qualität des Materials. Man wußte sehr genau, wo die besten Erzeugnisse vorzukommen pflegten. So bezog man Hühner aus Comae, Enten aus Pingvin, Kraniche aus Ales, Perlis aus Aetelien, Thunfische aus Ostroen, Hecht aus Pessinus, Aesern aus Tarent, Seefische aus Rhodus, Rüsse aus Tharjns, Dorsch aus Aggepon, Karpasien aus Cyrenen.

Eine ausgezeichnete Beschreibung von dem, was die Römer aßen, vermittelt uns das Werk des Apicius Caelius „In re coquinaria“. Das Apicius-Kochbuch, das älteste erhaltene Kochbuch überhaupt und das Vorbild für alle späteren Werke dieser Art, hat wahrscheinlich einen gewissen Marcus Caelius, der zur Zeit des Kaisers Trajan lebte und sich im Publikum auf den bekannten Feinschmecker des Augustinischen Zeitalters den Namen Apicius beilegte, zum Verfasser. Jener Gubius Apicius, von dem erzählt wird, daß er 40 Millionen Sesterzen auf kulinarische Genüsse verwandte und, als ihm nur noch ein Vermögen im Werte einer Million Reichsmark übriggeblieben war, bei einem Dement sich vergiftete, weil er fürchtete, Sumpen fischen zu müssen, galt als Grfinder kostbarer Gerichte, und so mag auch manches davon in dem Kochbuch Aufsehen gefunden haben. Die Rezepte unterscheiden sich gar nicht so sehr von den noch jetzt gebräuchlichen. Vorzüglich die Salze, die er anrührt, dürfte kaum unserem heutigen Geschmack entsprechen. Ihre Vertheilung lautet:

Ob in dem Kochbuche Selleriekraut, trotzdem Kichkraut, trockene Musen, Ingwer, gelbe Zwiebeln, aufbereitete Zwiebeln, Feigen, Eßig und Wein, vertheilt dies gut in einer Lage. Man köche in einem Kessel 3 Eßel Potentilla (Erdbeere), drei, das (getrocknete) Fleisch eines Kalbes, die Dörren eines jungen Ziegenbocks, frischen raffinierten Salz, Petersilien, getrocknete Gurken und gehackte Zwiebeln. Kasse dies gut durchkochen und gisse die Lage darüber. Wird mit Schenck vertheilt und so aufgetragen.

Auffallend — und darin zeigt sich besonders die feinschmeckerische Note der römischen Küche — ist die Hülle von Eßgen. Die Lage vermag

*) Eine ähnliche Angabe des Apicius-Kochbuches, über-
setzt auf Deutsch, hat die Küche des Caelius, 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100. 101. 102. 103. 104. 105. 106. 107. 108. 109. 110. 111. 112. 113. 114. 115. 116. 117. 118. 119. 120. 121. 122. 123. 124. 125. 126. 127. 128. 129. 130. 131. 132. 133. 134. 135. 136. 137. 138. 139. 140. 141. 142. 143. 144. 145. 146. 147. 148. 149. 150. 151. 152. 153. 154. 155. 156. 157. 158. 159. 160. 161. 162. 163. 164. 165. 166. 167. 168. 169. 170. 171. 172. 173. 174. 175. 176. 177. 178. 179. 180. 181. 182. 183. 184. 185. 186. 187. 188. 189. 190. 191. 192. 193. 194. 195. 196. 197. 198. 199. 200. 201. 202. 203. 204. 205. 206. 207. 208. 209. 210. 211. 212. 213. 214. 215. 216. 217. 218. 219. 220. 221. 222. 223. 224. 225. 226. 227. 228. 229. 230. 231. 232. 233. 234. 235. 236. 237. 238. 239. 240. 241. 242. 243. 244. 245. 246. 247. 248. 249. 250. 251. 252. 253. 254. 255. 256. 257. 258. 259. 260. 261. 262. 263. 264. 265. 266. 267. 268. 269. 270. 271. 272. 273. 274. 275. 276. 277. 278. 279. 280. 281. 282. 283. 284. 285. 286. 287. 288. 289. 290. 291. 292. 293. 294. 295. 296. 297. 298. 299. 300. 301. 302. 303. 304. 305. 306. 307. 308. 309. 310. 311. 312. 313. 314. 315. 316. 317. 318. 319. 320. 321. 322. 323. 324. 325. 326. 327. 328. 329. 330. 331. 332. 333. 334. 335. 336. 337. 338. 339. 340. 341. 342. 343. 344. 345. 346. 347. 348. 349. 350. 351. 352. 353. 354. 355. 356. 357. 358. 359. 360. 361. 362. 363. 364. 365. 366. 367. 368. 369. 370. 371. 372. 373. 374. 375. 376. 377. 378. 379. 380. 381. 382. 383. 384. 385. 386. 387. 388. 389. 390. 391. 392. 393. 394. 395. 396. 397. 398. 399. 400. 401. 402. 403. 404. 405. 406. 407. 408. 409. 410. 411. 412. 413. 414. 415. 416. 417. 418. 419. 420. 421. 422. 423. 424. 425. 426. 427. 428. 429. 430. 431. 432. 433. 434. 435. 436. 437. 438. 439. 440. 441. 442. 443. 444. 445. 446. 447. 448. 449. 450. 451. 452. 453. 454. 455. 456. 457. 458. 459. 460. 461. 462. 463. 464. 465. 466. 467. 468. 469. 470. 471. 472. 473. 474. 475. 476. 477. 478. 479. 480. 481. 482. 483. 484. 485. 486. 487. 488. 489. 490. 491. 492. 493. 494. 495. 496. 497. 498. 499. 500. 501. 502. 503. 504. 505. 506. 507. 508. 509. 510. 511. 512. 513. 514. 515. 516. 517. 518. 519. 520. 521. 522. 523. 524. 525. 526. 527. 528. 529. 530. 531. 532. 533. 534. 535. 536. 537. 538. 539. 540. 541. 542. 543. 544. 545. 546. 547. 548. 549. 550. 551. 552. 553. 554. 555. 556. 557. 558. 559. 560. 561. 562. 563. 564. 565. 566. 567. 568. 569. 570. 571. 572. 573. 574. 575. 576. 577. 578. 579. 580. 581. 582. 583. 584. 585. 586. 587. 588. 589. 590. 591. 592. 593. 594. 595. 596. 597. 598. 599. 600. 601. 602. 603. 604. 605. 606. 607. 608. 609. 610. 611. 612. 613. 614. 615. 616. 617. 618. 619. 620. 621. 622. 623. 624. 625. 626. 627. 628. 629. 630. 631. 632. 633. 634. 635. 636. 637. 638. 639. 640. 641. 642. 643. 644. 645. 646. 647. 648. 649. 650. 651. 652. 653. 654. 655. 656. 657. 658. 659. 660. 661. 662. 663. 664. 665. 666. 667. 668. 669. 670. 671. 672. 673. 674. 675. 676. 677. 678. 679. 680. 681. 682. 683. 684. 685. 686. 687. 688. 689. 690. 691. 692. 693. 694. 695. 696. 697. 698. 699. 700. 701. 702. 703. 704. 705. 706. 707. 708. 709. 710. 711. 712. 713. 714. 715. 716. 717. 718. 719. 720. 721. 722. 723. 724. 725. 726. 727. 728. 729. 730. 731. 732. 733. 734. 735. 736. 737. 738. 739. 740. 741. 742. 743. 744. 745. 746. 747. 748. 749. 750. 751. 752. 753. 754. 755. 756. 757. 758. 759. 760. 761. 762. 763. 764. 765. 766. 767. 768. 769. 770. 771. 772. 773. 774. 775. 776. 777. 778. 779. 780. 781. 782. 783. 784. 785. 786. 787. 788. 789. 790. 791. 792. 793. 794. 795. 796. 797. 798. 799. 800. 801. 802. 803. 804. 805. 806. 807. 808. 809. 810. 811. 812. 813. 814. 815. 816. 817. 818. 819. 820. 821. 822. 823. 824. 825. 826. 827. 828. 829. 830. 831. 832. 833. 834. 835. 836. 837. 838. 839. 840. 841. 842. 843. 844. 845. 846. 847. 848. 849. 850. 851. 852. 853. 854. 855. 856. 857. 858. 859. 860. 861. 862. 863. 864. 865. 866. 867. 868. 869. 870. 871. 872. 873. 874. 875. 876. 877. 878. 879. 880. 881. 882. 883. 884. 885. 886. 887. 888. 889. 890. 891. 892. 893. 894. 895. 896. 897. 898. 899. 900. 901. 902. 903. 904. 905. 906. 907. 908. 909. 910. 911. 912. 913. 914. 915. 916. 917. 918. 919. 920. 921. 922. 923. 924. 925. 926. 927. 928. 929. 930. 931. 932. 933. 934. 935. 936. 937. 938. 939. 940. 941. 942. 943. 944. 945. 946. 947. 948. 949. 950. 951. 952. 953. 954. 955. 956. 957. 958. 959. 960. 961. 962. 963. 964. 965. 966. 967. 968. 969. 970. 971. 972. 973. 974. 975. 976. 977. 978. 979. 980. 981. 982. 983. 984. 985. 986. 987. 988. 989. 990. 991. 992. 993. 994. 995. 996. 997. 998. 999. 1000.

den Geschmack einer Fleischspeise völlig zu verändern. Daraus gilt für — um mit dem Marquis d'Ussé zu reden — als die Gewürzmaß der Kochkunst. Die bekannteste und zur Zeit beliebteste Gewürzsauc — die Meeresschneckensoße — hat ungewisselhaft ihren Ursprung in einem etruskischen Rezept. Und noch in einer andern Weise fallen die Vorschriften des Apicius auf: In phantastischen Zusammenstellungen von Pastetenfüllungen und Ragouts, bei denen Drosseln, Flamingos, Kraniche, Paragiten, Hühner und anderes Vögel verwendet wurden.

Die mittelalterliche Kochkunst hatte keine kulinarische Dicht. Kosmischen galten schon als „schlecht“, und für ganz einfache Kochbücher wurden Magen mit schadenfreudigem Gern geschildert, ihrer Quersuppe mit Eiern, Weichkäse mit Öl und Rosmarin, gebratene Karpfen, mit einem Zuckerbrot überzogen, gebratene Schinken und mit Fett bestrichenen Weizenbrot.

Eine Verfeinerung der Kochkunst setzt erst wieder im 15. Jahrhundert ein. Wie die Humanisten sich mit Feuerwerk in die antiken Autoren versenkten und deren Weisheiten und Lehren zu erlernen suchten, so vertieften sie auch in der Lebensweise des Griechischen und Römischen. Man kann, wenn man von den Tafelfreunden der kaiserlichen Hofgesellschaften und Kardinalskochkünstler der Renaissance liest, und man weiß nicht, was man mehr besonders liest: Die Phantasie der Kochkünstler und Zuckerbäcker oder die grandiose Aufmachung. Am aufwandsreichsten waren die Bankette, die Agostino Ghigi, der Kochkünstler der Renaissance, seinen Gästen in der Farnesina gab. Die schönsten Feste aus dem italienischen Gewässer, von den spanischen und französischen Köchen wurden auf silbernen Teller, die der Hauskuchner nach Beendigung des Mahles in den Abfall werfen ließ, aufgetragen. Während der Renaissance liebt man zu scherzen, und mit Ver-



Bruchteil von Cardano (1544-1577).
Aus einer Folge von 12 Blättern, „Lebensweise“

weise beschreiben die Übersetzer ihre eigenen Schmausereien. So wird z. B. über ein Bankett, das der Kardinal Pietro Riario in Rom veranstaltete, von einem Augenzeugen berichtet, daß es nicht weniger als 44 Gerichte umschloß und volle sechs Stunden währte. Es ging nicht gerade immer sehr verstanden bei solchen Schmausereien zu. Zuweilen beschachtelten sich die Gäste mit gebratenem Füllhorn, so daß die eigenen Kleider und Gesichtsröten leuchteten, oder es sprang — wie das unter dem Papste Leo X. vorkam — sein Herz Marians auf den Tisch, ließ von einem Ende bis zum andern darüber hin und her mit seiner Peitsche auf die Anwesenden los.

Die Renaissance förderte auch die Kochbuchliteratur. Dem italienischen Texten „De arte coquinaria“ folgten eine Anzahl deutsche, namentlich gebundene „Kochbuchsammlungen“, unter denen Rumpel's „Compendium der Kochkunst“, das 1587 bei Egidius Heynsch in Frankfurt a. M. erschien, die erste Stelle gebührt. Aber manche Speisen, die dort empfohlen wur-



*„Auschnitt aus der Feste zwischen dem Kugener und dem Dider“
 Pierre-Thomas de La Tour, genannt Schöndorfer (1744–1791).“*

den, dürfen heute kaum noch als gewöhnlich angesehen sein, wie z. B. eine Spezialschüssel aus Marzipan oder Mür- und Eibischchen-Pasteten. Rumpstees Minnis sind für sehr aufnahmefähige Mägen bestimmt. Das entspricht durchaus der Unmäßigkeit jener Zeit. Man zog die Masse der aufgetragenen Speisen der Güte einzelner Gerichte vor.

Der Gaumenschmack entwickelte einen sehr gelinden Appetit und verzehrte bei einer Mahlzeit vier Teller Suppe, einen ganzen Hahn, ein Rehkeule, einen großen Teller Fisch Weiss, zwei gute Gänse Schinken, einen Teller Putzente und dazu noch Obst und Süßigkeiten. Ließ man die Tischlerinnen reichlicher Hütchenste aus jener Zeit, so staunt man nicht wenig über die Reichhaltigkeit der Tafel und bezeugt schwer, wie das alles in einem Magen untergebracht werden konnte. Aber bei keiner Mahlzeit durfte das Heringsschwein fehlen, d. h. ein halb gegedrucktes Huhn, das mit Heringsschwein

sein geprügelt und mit einem Gemisch aus Hühnerbrühe und Heringsschwein, dazu noch reichlichem Curry, überbacken war.

Der Feinschmecker kam erst wieder zur Zeit des Kollats auf seine Kosten. Ludwig XV. nahm das Kochen wichtiger als die Staatsgeschäfte und hatte für Essen und Trinken eine besondere Begabung. Aber andere fanden ihm nicht nach. Manche heute grandios auf der Speisekarte prangende Speise verdankt ihrer Einführung dem eifendischen Schaffner eines Kollatskavaliers. Es entstand der Herzog von Richelieu die Majonaise, der Prinz Salin das Salin von Belassinen, der Herzog von Böhmen die berühmte Gase, von der er selbst begeistert war. Die Kochkunst erlebte neue Triumphe. Ihre Ausdehnungsmöglichkeiten überschritten alles bisher Dagewesene. Es gab Gerichte, die mit einer solchen Kunstfertigkeit zubereitet waren, daß man nicht ahnte, was man aß. Durch allerlei Gewürzgewürze brachte man es so weit, Kollatsfleisch in Fischfleisch zu ver-

wandeln. Die berühmtesten Kochkünstler der Zeit, ein Marin, Montfrier, Messelier, versuchten im Erfahren neuer Rezepte und waren der Cook ihrer Schöner. Die selbst wiederum genossen mit Würde ihren Kuch.

Es hat niemals so viele Feinschmecker wie im achtzehnten Jahrhundert gegeben. Viele Gastgeber legten ein besonderes Gewicht auf die Güte der Mahlzeiten. So waren die Genspers des Präsidenten Schmalz bekannt, die Dejeuners des Abbé Morellet und der Gräfin d'Allays, die Dinners des Herzogs von Choiseul. Zu diesen brängten sich selbstverständlich alle Feinschmecker. Daß sich jemand durch allzu reichlichen Genuß eine Magenverstimmung oder gar einen kleinen Schlaganfall zuzog, war keine Seltenheit. Aber der wahre Feinschmecker geriet nicht in diese unerwünschte Lage, weil er durch geübte Vorbeugungsmittel die nötige Vorsorge zu treffen verstand.

Die großen Genießer jener Zeit trachteten nicht nur alle wohlgeschmeckenden Speisen zu genießen, sondern sie besaßen auch die Geschicklichkeit, sie anzunehmen und unerschüttert zu schlemmen. An der Spitze dieser schriftstellerschen Esskünstler stand die berühmte Generalintendantin Gräfin de la Roche, der man den Grundsatz der französischen Gastfreundschaft zuschrieb ("Alle der feinsten Vertreter der Gastfreundschaft, dessen geistreiche Tische und Räucherkerzen noch heute in

der guten Pariser Gesellschaft bekannt sind, galt der Marquis de Gasse, bei dessen Tisch nur in einem kleinen Kreis abgehaltenen Mahlzeiten nicht das Schlempe, sondern das Beste, nicht die bunteste Mannigfaltigkeit aller Zeiten und Länder, sondern das Beste in vollkommenster Güte aufgetragen wurde. Allein mehr geliebt als seine „Historische Gastfreundschaft“ wird Brillat-Savarin's „Physiologie der Geschmacks“, der selbst keine peniblen Dinners veranstaltete, aber dafür appetitierend die Einzelheiten eines solchen zu schildern verstand.

Unter den deutschen schriftstellerschen Feinschmeckern steht Eugen Baron Voß an der Spitze. Seine „Gastronomie oder die Lehre von den Freuden der Tafel“ ist eine wahre Fundgrube von kulinarischen Genüssen. Poet und Kochkünstler haben sich oft in einer Person vereinigt, so bei Dumas Vater. Ein lebender Vertreter dieser Doppelgattung ist der Dichter des „Groschen Musikpunks“, Alfred Richard Meyer, ein Meister im Reiche der Gastfreundschaft und im Beerdigungswesen.

Weiter kommt diese Verbindung von Geist und Materie! Doch wohl nur, weil beide Flügel von den Flügeln der Phantasie getragen werden. Denn auch die edle, den schriftstellerschen Genuß angepaßte Kochkunst ist nichts anderes als das Spiel launiger Phantasie, in der es darauf ankommt, daß die erlesenen Speisen Wohlgefallen hat und die Zurechter sich reißen. So heißt das Wort des alten Epicharmus wenig wahr: „Dichter und Koch sind nahe verwandt. Das Genie ist die Seele ihrer Kunst.“

¹⁾ Es galt den „Mannschaft der Gastfreundschaft“ bekannt, das geistvolle Leben war für einen Feinschmecker. Gräfin de la Roche (auch er ein hoch geschätzter Genuß von Oberbischöflichkeit).

Thornton Wilder

Die Brücke von San Luis Rey

Von Karl Blau

Willaids läßt sich die eigenartige Welt und Liebe des Weltbildes im Werte des nordamerikanischen Dichters Thornton Wilder wenigstens teilweise aus seiner Abstammung und aus der Geschichte seiner Jugend erklären. Er ist im Jahre 1897 in Madison im Staate Wisconsin geboren. Sein Vater entstammt

einer seit mehreren Generationen in Amerika ansässigen schottischen Kolonistenfamilie, während die Familie der Mutter auf französischen Abstammung zurückgeht. Der Vater war Zeitungsredakteur und jahrelang als amerikanischer Konsul in China tätig. Dort besuchte der junge Wilder eine deutsche Schule, später in

Kalifornien ein amerikanisches College. Dann verbringt er als Student der Romanistik zwei Jahre an der amerikanischen Akademie in Rom. Jetzt ist er als Universitätsprofessor für Literaturgeschichte in Chicago tätig.

Es setzt sich der Dichter nach seinem eigenen Bekenntnis der Neuen Welt zugehörig fühlen mag — in seinem Wesen sind zahlreiche Jäger, die auf die „großen Europäer“ zurückgehen, seine Lehrermeister, zu denen er tiefer als einer ihresgleichen zurückgeht. Er steht eigentlich noch immer in einer Auseinandersetzung mit dem lateinischen Element in seinem eigenen Blut und mit der zweiten Kultur von Jahrtausenden, mit aller eingewurzelter Bindung und heftigsten Rebellion Europas. Und er, der Sohn eines jungen und aufstrebenden Völkers, den die Zeit und die Masse noch beinahe alles bedrückt, vertieft sich in seinen Werken immer den Mann in die Schicksale der Verurteilten, der Abseitigen, der Entbehrten, die ein wenig ausreicht und von der Menge ihrer Zeitgenossen verkannt, beiseite von einer achtungsvollen Masse begleitet, ihren Weg für sich gehen, fremd und unverständlich sogar für die, die ihnen am nächsten stehen.

Es handelt er etwa in der „Frau aus Andree“ fort nach der „Anzota“ der Versuch die Geschichte einer griechischen Heide — allgemeinenmenschliche Probleme aus der Freiheit europäischer Kultur, die gleichwohl schon die ersten Versetzungsversuche aufweist, die Lockerung und den Gegensatz in der Folge der Geschlechter, den ersten Zwiespalt zwischen Fortkommen und Neigung, aus dem sich einst ein neuer Weg zu neuer Freiheit erheben wird. Die sterbende Heide gibt hier den jüngeren Fremden, der im Zweifel ist, ob er gegen Einsamkeit und Verzicht ihre jugendliche Sehnsucht ins eng umschlossene Elternhaus heimführen soll, die kindliche und lebende Weisheit mit auf den Weg, die allein entscheidet: „Ich glaube nicht länger, daß das, was uns widerfährt, von Wichtigkeit ist. Die Jahre wissen das alles. Es ist das Leben im Weite, das wichtig ist. Du brauchst bloß, ohne Furcht, ohne Zweifel, dir selbst treu zu sein . . .“

Aus dem verfallenden Hellen der „Frau aus Andree“ führt die „Kabela“ ins heutige Rom, in einen Kreis von Ausreisenden und Scheitern, allen Geschickslichen Entwürfen hinan, der den

der jehem Bewunderung der Außenstehenden umgeben ist. Man sagt ihnen eine grandiose englische Macht nach, die aus Übernatürlichem genügt. Aber aus der Nähe gesehen, sind sie alle auch nur schwache und lebende Menschen, die allen Prüfungen der Leidenschaft unterworfen sind. Die großartige Gestalt dieses Kreises ist ein alter Kardinal von fürstlicher Würde, der in China Unglückes für die Kirche gebracht und doch seinen eigentlichen Glauben längst verloren hat. Als er eines Tages sieht, wie eine gläubige Seele, die ihn ganzes vertraut hat, an seiner geheimen Eheleiste fest gekettet, da beschließt er zu fliehen, indem er trotz seines Alters seine Missionstätigkeit wieder aufnimmt und dabei in den Tod geht, der ihn schon auf der Verreise ereilt. Der Dichter selbst aber nimmt Abschied von Europa und seinem Schicksal, um sich wieder der Neuen Welt zuzuwenden, in der sein eigener Pfad und noch jeder Raum genug für die Zukunft der Menschheit ist.

Nach in seinem Roman „Die Bräute von San Luis Rey“ beschäftigt ihn, wie in der „Kabela“, das Rätsel, daß Menschen und Dinge, wenn man sie näher betrachtet, ein ganz anderes Gesicht zeigen und daß sich dem tiefer sehenden Blick immer neue ungeahnte Ausblicke eröffnen, die ihn in Zweifel und Verwirrung treiben können, wenn er sie nicht durch die Kraft der Liebe in die Harmonie des Ganzen einzuordnen vermag.

Am 20. Juli 1714 gerät die schlafe Bräute von Peru, die von dem Rufus Kaufmann gezeichnete Wägenbräute zwischen Lima und Cuzco, die seit hundert Jahren täglich den Hunderten zu Fuß begangen werden ist, während Pferde, Wagen und Kutschen mit dem Gepäck viele hundert Fuß höher auf Felsen über den Wildstrom setzen müssen. Die Bräute ist nach dem heiligen Ländchen von Frankreich benannt, dem auch das nahe gelegene Kirdlein auf der Höhe über dem Abgrund geweiht ist. Aber sein Schicksal hat verjagt, und ganz Peru ist durch das schismatische Unglück tief erschüttert, obwohl das Land sonst ständig von den schwersten Katastrophen, von Erdbeben und Cyclusstürmen, von Dürben und anderen Plagen heimgegriffen wird.

Einer aber wird durch die allgemeine Erschüt-

terung zum Handeln entfammt — das ist der Bruder Juniper, ein kleiner italienischer Franziskanerbruder, den sein Glaukensicht zur Beobachtung der Natur nach Peru geschickt hat und der zufällig gerade Augenzeuge des Zusammenstoßes wird. Er sah, wie die Bräute zerbröckelt und fünf Menschen wie zappelnde Amseln mit in die Tiefe rät. In ihm erhebt sich die Frage: „Warum geschah das gerade diesen fünf?“ Wo liegt hier der tiefere Sinn in dem großen Plan des Weltgeschehens — was war Gottes Absicht, daß er diese fünf Lebensläufe so früh zu Ende führte?

Er beginnt also unter allgemeiner Aufmerksamkeit nachzusehen, was es mit diesen fünf Lebensläufen eigentlich für eine Berechtigung haben möge, und das Ergebnis seines Fleißes ist ein ungeheurer Foliant, der eines Tages mit seinem Urheber zusammen auf dem Marktplatz zu Lima zur größeren Ehr' Gottes und im Namen der heiligen Inquisition öffentlich verbrannt wird. Aber er hat sich eine gewisse Abschrift erhalten, die zumindest das eine beweist, daß der fromme Bruder Juniper sein Werk tatsächlich in gutem Glauben begonnen und beendeten hat, ohne bei all seinem Bienenfleiß wirklich bis zu dem letzten Entschicken in allen diesen feierlichen verwickelten Lebensläufen vorgebracht. Hier also setzt der heutige Dichter ein. Was wird das Ergebnis sein?

Manche sagen, es gebe kein Wissen für uns, und wir leben den Dingen nichts anderes als Wissen, wie die Bräuten sie besitzen und leben an einem Sonntag; und manche wieder sagen, daß selbst die Dichter die Antworten erhalten, das nicht aus dem Schicksal, sondern aus dem Geist der Bräuten.

Heute weiß jeder Schulklinge in Spanien mehr vom Leben der Doña Maria, Marquise de Montemayor, als ihr Zeitgenosse Bruder Juniper in jahrelanger Forschung erfahren konnte. Hundert Jahre nach ihrem Tode beim Einflug der Bräute von San Luis Rey waren ihre Briefe ein Bestandteil der spanischen Literatur geworden. Doch auch diese Briefe sind die Biographien, die der ungeschickliche Frau gewidmet wurden, lassen die Wahrheit noch nicht erkennen, denn es liegt ein Hauch von Unsterblichkeit und geistiger Edelheit darüber, der dem armen Leben der Marquise selbst verfangt glücklich ist.



Thornton Wilder

Bildnachgabe mit Genehmigung des Herausg.
G. P. Putz & Co., New York

Sie war die Tochter eines reichen und allgemein verehrten Landbesitzers. Als Kind ist sie häßlich und heiser, zu ungehöriger Einmischung veranlaßt, dann gegen ihren Willen mit einem verschuldeten Edelmann verheiratet. Ihre ganze Liebe wendet sich ihrer häßlichen Tochter Doña Clara zu, die ganz nach dem Vater geartet ist: sie ist kalt und klug, selbstisch und geistlos, und verabscheut die unglückliche Mutter, die ihr mit demüthig aufgeregter Liebe pageten ist und keinen anderen Lebensinhalt mehr kennt, auch als die Tochter sich mit tollstem Bedacht nach dem frommen Spanien verheiratet, um der lästigen Zuneigung der Mutter aus dem Wege zu gehen.

Nun ist sie ganz einsam. Sie wird ein wenig wunderlich, nachlässig in ihrem Aussehen, zum Beispiel mit offener Bluse der Zimmer, die sie am liebsten als Hege verbrennen müßten, wenn ihr Schwager nicht einer der mächtigsten Herren in Spanien wäre. Man sagt ihr nach, sie sei ständig betrunken, und schlummert tags. Es ergeben sich mehrfache Streitigkei-

ten mit der liebsten und anspruchsvollen Tochter; ein Besuch in Spanien endet mit einer furchtbaren Enttäuschung. Aber alle ihre unangenehmste Lebensfähigkeit ergiebt sich fortan in die Dienste an die ferne Tochter, wahre Meisterwerke voll sprachlicher Vollendung und unerschütterlicher Gesühlskraft. Dem Glauben an die Menschen, die sie verführen, hat sie längst verloren. Einmal im Theater wird sie von der schönen Schauspielerin Perichole, der Geliebten des Diktators von Peru, in einem improvisierten Opernlied grausam verhöhnt. Der Diktator ist über diesen Streich gegen eine Angehörige der Aristokratie tief empört und hebt anstündlich: Die Perichole muß sich bei der Marquesa persönlich entschuldigen. Bei diesem Besuche entwirrt sie die Pericholein durch ihre großartige Gabe. Sie hat in Wirklichkeit die Schmachungen, über die das ganze Theater sich häßlich geirrt hat, überhöht, weil sie in ihren Reden ganz mit der Tochter beschäftigt war, und sagt somit die der vernünftigen Bühnenin noch Lob für ihre Kunst. Dann spricht sie sogar mit ihr von der geliebten Tochter, schwärmt und träumt von nie gekannten Zärtlichkeiten und sagt sich selbst vor der erschauerten Frauen aus der Tochter willen herab. Und die Perichole kommt ganz verwirrt wieder zu Hause an, nachdem sie einen Blick in die unbegreifliche Seele dieser seltsamen Frau getan hat.

Neben der Marquesa lebt als ihre Gefährtin die kleine Pepita — ein Waisenkind, das von der Äbtissin Madre Maria del Pilar, der anderen großen Frau des damaligen Peru, der Begründerin einseitiger humaner Einrichtungen, Spitälern, Waisenhäusern und anderer Fürsorgeanstalten, insofern als künftige Nachfolgerin zur Zerstreuung und Vollendung des eigenen Werkes anzuwenden werden ist. Deshalb muß sie nun durch alle Formen des Dienstes und des Lesens hindurch. Es ist auch ihr Wunsch bei Dona Maria als Prüfung geteilt, die sie häufig und ergeben auf sich nimmt.

Eines Tages erfährt die Marquesa de Montemar, daß ihre Tochter ein Kind erwartet. Da beschließt sie eine Wallfahrt zur heiligen Maria von Guadalupe, um die Madonna um ihren Beistand zu bitten. In der Nacht nach dem Besuch der Wallfahrtskirche entdeckt die Marquesa einen Brief Pepitas an die

Oberin, aus dem sie erfährt, wie schwer es das Kind in ihrem Hause hat. Dieser Brief bedeutet für sie eine inneren Umwandlung, weil daraus eine aufopfernde und aufrichtige Liebe aus Glaubensweisen spricht, die ihr in ihrer blinden und immer noch etwas eitlen, von Selbstliebe nicht freien Lebensweise zu ihrer Tochter noch unbekannt geblieben sind. So schreibt sie selbst noch einen letzten Brief, in dem sich ihr Gefühl zur vollen selbstlosen Liebe erhebt, und beschließt, ihr Leben noch einmal aus neuer Erkenntnis heraus zu beginnen.

Am übernächsten Tage aber sterben sie beide, die Marquesa und die kleine Pepita, auf dem Zimmer der Bräute ab. —

Unter den Augen der Oberin Madre Maria del Pilar sind auch zwei eintretende Anzeichen aufzuwachen, Zeilings, denen man die Namen Mammel und Eichen gegeben hat, ungewöhnlich im Leben, auch als sie erwachsen sind. Zuerst sind sie als Schwächer tätig, dann durchwandern sie das Land, als Saisonarbeiter, als Fuhrleute, als Geniarbeiter und Gefühlsleute. Als sie wieder in die Hauptstadt zurückkehren, verliert sich Mammel im Theater in die Perichole, die ihn tags heranzieht, ihre geheimen Liebeskorrespondenz zu schreiben. Mammel schwört, daß er sich niemals wieder zu solchen Dingen hergeben will, weil er seine stille Neigung schon als Murren gegen den Bruder empfindet und trotz Eichen's Juchhehaltung steht, wie dieser darunter leidet, daß er mit ihm nicht mehr in allen Dingen verbunden ist.

Kurze Zeit später verläßt sich Mammel an einem stillen Eichen. Die Wunde wird verheilt; im Fieberwahn lehnt er sich gegen den Bruder auf, der seiner Liebe im Wege gestanden ist. Beim Erwachen aber lehnt er ein Widersprechen mit der Perichole ab, obgleich Eichen ihm tags verheißt will. In der folgenden Nacht wiederholt sich der Vorfall, und Mammel stirbt unter furchterlichen Plänen gegen den Bruder, der verzweifelt zurückbleibt. Er lebt fortan nur noch wie in einem Traumzustand, schwärmt unendlich umher, verschwindet und taucht unvermittelt wieder auf, um wieder zu verschwinden. Die Äbtissin will ihn helfen und schickt nach dem „Wanderer der Meere“, dem großen Reisenden Kapitan Miranda, der die ganze Welt gesehen hat und neigende mehr

Ruhe finden, jst er seine Tochter durch den Tod verlor. Er mchte Erbsen ffr seine nchste Tocht als Vermahn an. Im Rausch holt er aus ihm das Gefhntnis seiner ganzen Verwrfung heraus und bewahrt ihn am folgenden Morgen im letzten Augenblick vor dem Selbstmord. Erbsen aber strnkt sich gegen seine Rettung. „Kgt mich — ich bin allein, allein, allein!“ Der Kapitan trstet ihn, so gut er kann. Dann knochen sie zusammen auf. Als sie an die Brcke von San Luis Rey kommen, strgt Alvarado mit dem Gepck zum Wlbbach hinab. Erbsen aber betritt die Brcke und sttzt mit ihr in die Tiefe.



*Skizze einer Fiktion von Hans Thomsen zu Th. Wilder
„Die Brcke von San Luis Rey“*

Die Perichole verdankt ihren Aufstieg dem „Dukel Pio“ — einem alten Abenteuerer, der in allen Lndern gereist, zu jeder Veranlassung fähig und von unbegrenzter Gewissenhaftigkeit, aber von einer ebenso unbegrenzten Liebe zur Kunst und von einer Ungestalt gegen schne Frauen, die auch das Anglck und den Abstieg der Erwnschten überdauert. Er hat die Begabung der unbekannten kleinen Strafenjnglerin entdeckt, hat sie aus der Wese auf-gelesen und ihr Talent ausgebildet. Eindeutlich mochte er unerbittlich über ihre Kunst, gestärkt ihr kein Versagen und kein Nachlassen, bltet sie bestndig weiter, studiert und probt mit ihr. Der Dgeling aber, der sie zu seiner Geliebten erheben hat, macht aus ihr beinahe jeder eine große Dame. Sie schenkt ihm drei Kinder; nebenbei aber untersttzt sie auch allerlei geheimis Mchenschaften. Mit der Zeit aber wird ihr die Schauspielerei lssig; sie wird von einer unstillbaren Sehnsucht nach einem adsthem Dasein verget, besucht die Kirchen, macht wohlthtge Eustungen, spielt die Jugendszene und erlangt auch eine Art Legitimierung ihrer Kinder, mit denen sie in der Nhe von Santa Maria de Guadalupe lebt. Der Altsche, Don Jaime, ist ein junger, krftliches Kind, das ihr viel Sorge bereitet. Dukel Pio versucht vergebens, sie wieder fr ihren knstlerischen Beruf zurückzugewinnen. Dann erkrankt sie an den Mthern und verliert ihre Schhheit.

Nun geht sie sich ganz von der Welt zurück, lebt arm und vergesselt in dumpfen Grbelen dahin. Dukel Pio aber hlt weiter zu ihr, trotz aller Abweisungen. Schlielich knert er so nur noch um eine: Ihn den kleinen Jaime ein

Jahr lang zur Ausbildung zu berlassen. Er soll alles lernen, was einem Edelmann geziem, das reinste Kapllnisch, Jochen, Latin und Musik. Am Ende willigt sie ein, so schwer der Entschlus ihr auch fllt. An der Brcke von San Luis Rey treffen Dukel Pio und Jaime mit der Marquija de Montemayor und der kleinen Pepita zusammen und finden gemeinsam mit ihm und Erbsen den Tod.

Bei jenen Erleuchtungen nach des Lebensverlusten der Lyrik begnnet Bender damit auch der Perichole, die ihm über die unbekannten guten Eigenschaften Dukel Pios Aufschluss gibt. Aber ein einseitiges Charakterbild der verschiedenen Zeiten und den schließigen Beweis fr die Kennenbarkeit ihres plglichen Endes kann er trotz allem Bemhens nicht finden.

Die Altsin trauert um Pepita und um die Fortfhrung des eigenen Werkes, wie sie auch Erbsen betrauert. Es beschlieft die Perichole in ihrer Rat- und Tzlosigkeit, die Altsin aufzusuchen, weil sie bei ihr das meiste Mngfhl und vielleichte die Erleuchtung von der Qual ihres Jozens zu finden hofft. Auch Donna Marias Tochter, Donna Clara, kommt aus Spanien und bringt den letzten Befehl ihrer Mutter mit, durch den die Altsin Pepitas Leerin in einem neuen Lichte erblickt lernen.

Auch hier war Gnade, auch hier war etwas von jenem Geiste der Liebe, dem sie selbst in ihrem Lebenswerk bisher einjam und schreibbar verloren geliebt hat. Während sie Dotta Clara durch das Kloster führt, sieht sie unermüdlich weiter darüber nach, was alles noch geschehen muß — und was vielleicht erst noch Vorgekommen wird, um den Leidenden zu helfen: Man sollte etwas für die Leutstummheit oder für die Verstandigen tun. . . . Bei dem Rundgang treffen sie auch mit der Perichole zusammen. Sie ist der Abtissin Klara Maria treuere Helferin geworden. Und vielleicht liegt hier etwas von dem Sinn des Ganzen, den Bieder Jünger nicht fand: Daß diese eine Verle, durch jener Schicksalge erweckt, Gnade gefunden hat und zu ihrer wahren Bestimmung gelangt ist.

Während die Abtissin bei ihren Schwerverwunden sitzt, sie mit sanften und gütigen Worten tröstet, schreien ihre Gedanken unter dem Eindruck dieser letzten Begegnung hinüber zu den Schicksalen, die sich auf der Brücke von San Luis Rey vollendet haben:

„Schon jetzt“, so dachte sie, „erinnert sich niemand mehr Ephraim und Deptas als nur ich, Lucilla (die Perichole) allein gedenkt ihres Danks. Du und ihre Schwäger, diese Frau ihre Mutter, aber bald werden wir alle sterben, und alles Angehörte hier sind wird dann die Erde verlassen haben, und nur selbst werden geliebt sein für eine kleine Weile und dann vergessen werden. Doch die Liebe wird genug gewirkt sein: all diese Begegnungen von Liebe haben jenseit zu der einen, die sie verstanden liegt. Nicht einmal der Erinnerung bedarf die Liebe. Du bist ein Fund des Lebenden und ein Fund der Toten, und die Brücke zwischen ihnen ist die Liebe — das einzige Lebende, der einzige Sinn.“

Hermann Eric Baeiz

Hans Gram

Das deutsche Gesicht

Von Hans Meens

Hermann Baeiz war einer der ersten, der das erzählerische Talent in Hermann Eric Baeiz erkannte. Er sagte: „Man merkt der unsentimentalen Wachslichkeit, der Schlagkraft und der schicksalhaften Wucht der Entwicklung den Einfluß Kleists an, während manchmal auch Märkische Dicht und Kellerische verklärte Fragezeichen zu schweben ist, alles natürlich persönlich selbstständig medulliert.“ Baeiz begann mit Schichten und kleinen Erzählungen, die gesammelt unter dem Titel „Opfer der Liebe“ (1926) erschienen sind. Wir können sie heute nur noch entwicklungsgeschichtlich bewerten. Sie verraten, wie muß alle Anfänge, so hart noch das Leben nach der Form. Aber schon sein „Peter Brunnhans“ (1927) läßt aufhorchen. Es folgen „Eulipon“ und die „Freuen“ (1927), ein erster Liebesroman, an

Baeiz erinnert und „Die kleine Frau Welt“ (1928), bei dem man hellenweise an Eichenbergs unvergänglichen „Laugenlichter“ denken muß. Doch alle diese Bücher, so sichtbar sie sich schon aus der Masse abheben, waren nur Vorstufen zu seiner großen „Schwarz- und Weiß-Teilung“ (1929—30), die ihn die Beachtung weinlicher Kreise erzielte. „Das schlafende Feuer“, „Markus und Sigis“, „Der letzte Bauer“ — hier die Titel des Dreibandes — zeigen uns Baeiz als den berufenen Sprecher seiner alemannischen Heimat, als den Befürworter seiner Schwarzmalenden und ihres Schicksals, vor allem aber als den Dichter, der das Werk Hansjakobs weiter und höher geführt hat, ja, ich sche nicht an zu sagen, daß Baeiz mit einigen Partien in diesem Werk nahe bei Keller und Gerthoff steht.

Bevor wir nun auf sein neues Werk, den Begleitroman „Hans Fran“¹⁾ eingehen, sollen hier einige Worte von Busse über sich selbst eingeschaltet werden:

„Ich schaffe und lebe erlebender, von starken Eindrücken abhängig, die weniger geübte Naturen vielleicht gar nicht werden. Was begonnen ist, wird sich vollenden, denn es gibt kaum etwas, was mich nicht zwingen kann, als Frage zu stehen. Sie leben und geben an meinem Geistesleben. Diese allseitige Fähigkeit macht, glaube ich, im Verlauf meiner akademischen Laufbahn. Meiner Oberländer Bauern sind je gewarnt. Im Haus zum alten Löwen, am Oberländerplatz in Freiburg im Breisgau, wurde ich im Frühlingssommer 1880 geboren und wuchs in einem auf harte, aber schöne Handwerksarbeit eingesetzten Vorwerk neben mehreren Geschwistern auf. Ein Abneigenschaft wurde in mir allen lebendig: die leidenschaftliche Liebe zur Kunst in jeglicher Ausprägung. Als ganz junger Schüler schrieb ich die ersten Gedichte und komponierte Lieder von Nikolaus Kraus. Der Krieg umgab mich mit seinen furchtbaren Ereignissen, Zerknung an der Front. Wie geschwundener Geist, am Ende jedoch verhältnismäßig unverletzt, kam ich heim: Das Schicksal irgendwo verschollen herum, Wundlung. Der Körper lebte ohne Empfinden ein tolles Leben. Dann kam die Wandlung, das schone Wiederbeginnen, die Niederschrift einiger Novellen und Romane. In dem Bericht muß ich um noch hinzufügen, daß ein sehr starkes Fremdwort zu werden die grundgewachene Selbstlosigkeit erschütterte. In Mäglichkeitsjahren wurde es schon durch freilich vorgabundenhafte rechte viele Wanderschaften erfüllt. Der Krieg warf einen Mann von selber in die Fremde. Aber wie ich, als seien die absonderlichen Ereignisse, wie Hermann Gorki wie viele Fiktion treffend nannte, alle nur Umwege in die Heimat neben den Hüfen Gottes her, dessen erhabene Gedächtnisse und Inkarnationen ich zu suchen und zu verkünden trachte, soweit ich überhaupt dazu begnadet bin.“

II Der Busses „Hans Fran“ lagert best und beständig der Schatten des herrlichen Freiburger Münsters. Immer wieder wirkt es den Helden dieses Romans, nach dem das Buch

benannt wurde, nach unzähligen Jahren heim in die vertraute Nähe dieses wunderbaren Raums werfen. „Wohin ich immer bin, was in der Ferne liegt. Dahin ist die Heimat, in der Heimat ist die Heimat. Darin liegt das Geheimnis meines Lebens zur Dichtung“ sagt Hans Fran-Busse am Schluß seines Buches.

Doch verfolgen wir in großen Zügen den Weg dieses Hans Fran vom Anfang an: Freiburg im Breisgau ist seine Heimat. Überleben, ein alter Hof inmitten der schönen Stadt ist der beliebte Aufenthaltsort aller oberländischen Bauern, dieser kleinen Freiburger „Bühne“. Unter den Leuten sind wir auch Hans Fran, schüchtern, seine Brüder Thomas und Wilhelm, dann die Freunde Werner, Lina Buchstein und alle anderen, die zum Kreis gehören. Zur Fastnachtzeit mit allem Mumienzug verläßt der kleine Hans Fran zum ersten Male auf eigene Faust den kleinen Oberländer, um sich mit den Freunden an den beliebten und absonderlichen Christkindern durch die Gassen zu bewähren. Dabei beginnt die merkwürdige und kurze Leben anhaltende Freundschaft mit dem wilden und heißen Wolf Straben, der im späteren Verlauf des Begleitromans bildet. Der erste Schritt ins Leben ist je gewagt; bald werden die weiteren, einschneidenden folgen. Wir erleben die Jugend des Hans Fran; sehen eine Arbeit sich abrollen, die angeschlossen ist mit dem kleinen Begabungen und Streben, wie sie sehr Jugend liebt. Es vergehen die Jahre, die sorglosen, heiter-fröhlichen. Die Freunde verlassen nacheinander die Schule, verlassen Freiburg und ergreifen, je nach Art und Anlage, ihren Beruf. Es ist noch die alte gute Zeit am die Jahrhundertwende, der Höhepunkt der bürgerlichen Welt, die wir in diesem Bildungsroman langsam in sich zusammenfallen sehen. Dieser Punkt beginnt den Weg dieser Jugend in die Welt. Nichts Aufregendes erregt sich, nichts Unerwartetes; alles geht den gewohnten Weg. Werner geht auf die Kunstschule nach Karlsruhe, Thomas wird Kaufmann, nur Hans Fran weiß nicht, wohin er sich wenden soll. Er ist anders in Wesen und Begabung. Leben früh verläßt er heimlich Vater und Mutter. Er ist ein Träumer und Dichter, dessen Weg wohl der schwerste sein wird; er sucht mehr Raum und Ausprägung. Ihm rätselhaft Gnade ist ihm zugesellt, aber auch sein Bücher

¹⁾ Die Bücher von Hermann Emil Busse erscheinen im Paul List Verlag, Stuttgart.



Hermann Erich Doffe
der weiteren Schicksal des akademischen Meisters

des Dichters, die er durch ein Leben tragen muß, angefüllt mit allen Zweifeln und Zweifeln. Entschlossen wählt er diesen Weg: „Wenn ich mich aufbauen will an den Schicksal in das eigene Leben, ich meine, das auf mich allein gestellte, wertvolle Dasein, so fällt mir nur das Gesicht meines Vaters ein, dem ich nach beklommenem Munde auf seine Frage: „Was nun?“ überheblich antwortete: „Erlb leben.““ Er geht er denn vorerst nach Straßburg, eine bewegte und kulturelle Stadt, deren Weizen und Temperament ihm gut liegt. Sehr bald wird er hier in einer kleinen stillen Ruhe, trotzig und bereit, der Kunst aufzusuchen, sich seinen Unterhalt mit Versen und kleinen Prosasatzen zu verdienen. Wie bei allen Anfangen beständigster und beständiger junger Künstler, ist der Erfolg niederdrückend und jenseits des Optimismus. Wohl nimmt die Heimatsgenossenschaft diese mit jener Arbeit, und sein Mut wird dadurch gestärkt, aber es langt nicht hin und nicht her. Doch sein Wille ist bereit, alle Hindernisse zu überwinden. Hier in Straßburg geschieht ein enormes Zusammenstoßen mit Wolf Stauden. Beide mit lebensschaffende Gefühle über Leben, Kunst und

Literatur; beide zusammen durch die Nächte; Zeitungsfrage, den denen er nicht weiß, wie sie bejahen, wachsen miteinander ab. Hier empfängt Hans Fran auch erste Meinung kommenden Schicksals, keine magische Bescheidenheit und Begabungen. Und langsam erwacht das Keimen und Reifen der Entwicklung, begleitet von der ewigen Unruhe des Herzens. Alle Jugendfreunden und müde erlebt er in dieser Zeit. Nicht viel und nicht wenig, aber ein Beginn, ein erstes, jenseits Tages: „Wir waren junge Leute, nichts als junge Leute, noch ein wenig dultend, vom Leben kaum ertragen. Es nahm uns indessen schon bald darauf sehr festig in die Kar.“

Eine Stadt war von jeder der magische Punkt aller jungen Talente: Berlin. Es über auch sie auf Hans Fran jenen seltsamen dem Einfluß auf, der ihn zu dem Entschluß bringt, Straßburg zu verlassen und nach Berlin zu gehen. Ermutigt Versuchen, neues Aufgeben seines Mutes, sich in die große Welt zu stürzen. Stauden geht nach Paris. In dieser Entscheidung zeigt sich deutlich der erste unwiderstehliche Schritt im Weg der beiden Jugendfreunde. Während Stauden sichtbar der verlockenden Abenteuer jenseits, geht Fran dem umgekehrten Weg, den Weg nach innen:

„Ich fand mich überflutet von Gedanken, von Ausdrücken, von Wohlmut und Knochent. Gewiß war ich ein echter Dichter — oder nicht? Wie hätte sonst jenseits Hochgefühl mich befallen können?“ In Berlin wieder das gleiche Leben mit veränderter Bühne. Tage und Wochen fliegen dahin ohne Inhalt und Arbeit. Zwar trifft er hier freudiger Freunde und seinen Bruder Thomas, der schon unerschütterlich weiter auf der Lebensbahn voranschritten ist und Gemeinschaft und jenseits auf dem kleinen Bruder niedersteht.

Wie verläßt das Leben eines ungehenden Dichters weiter?

Ich war natürlich darauf aus, in den Kreis der Dichter, Schriftsteller, Dichter zu geraten und bejahte mit einigen geraden vom Mund abgesparten Gedanken Kofferschäfer, die im Bereich standen, Selbstbewußt zu sein, daß diesen ein einzigen Marzschicksal, nach in Spuren meine Schicksal Wille und nachher darauf parolen eine Antwort. Ich erlebte nichts, begabte niemand. Das Leben in Berlin mit großer Fortschrittung machte mich unruhig und jenseits, ich blieb mehrere lange im

Kabalmanow

Ein Leninga singst. Fe schreib dat alte hants
Ein ganze Leninga kocht kumme, kumme.

Nur wipst unaufrichtig in der Klee,
Da loß uns nur den ungesunden Geist

Aus ihm selbst groß sein für die Feine
Nur habsch für ein, als ob uns Groß für feine.

Ein Knecht für ein, gaffst aus fremden Klee,
Lassst Knecht und hant und klinkst für wieder ein.

Hausliche Wiedergabe eines Gedichtes
von der Dichterin Hermann Eric Hoffe zur Veröffentlichung beantragt zur Verfügung gestellt

Zeit liegen und nichts mehr Mogen mit Zerstörung
erfolgen, die in der Zukunft scheitern, wurde feurig
und schaute sich vor mir selber ab seinen Laster
losigkeit. Nachher schreibe ich durch die Straßen,
habe Menschen, nicht aber ich, nicht.

Doch das Glück meint es gut mit ihm. Durch
den Einfluß seines Bruders Thomas gelingt es,
denn den Posten des Leiters in einem großen
Zeitungsbetrieb zu verschaffen.

Nun er ein wenig Rückständigkeit hat und
mühsam in seiner Arbeit verweilt, kann er
erwacht mit ungeklärter Seele die alte Seh-
suche nach der Heimat. Vier Jahre sind es her,
seit er das Elternhaus verließ, vier Jahre und
mehrere Jahre. Diese Sehnsucht ist ihm tief
im Blut. Dort in der deutschen Erde des
Vaterlandes, dort ruhen seine geliebten Kräfte,
dort nur findet er den Boden für sein Schaffen,
von dort kommt aller Segen für Arbeit und

Leben. Er ist ein anderer als Thomas, der als
„Hausdirektor“ Kumpen gründet, dem Geld
und Glück verfallen. Hans Gram ist nur der
einfache deutsche Mensch, mit dem schweren
deutschen Blut, das langsam durch seine
Adern fließt. In ihm ist das Trachten nach
Gutem und Bösem, nach Heben und Her-
ab. Er ist der gründliche „eigige Deutsche“, ein
Mensch, wie Hans Thomas ihn auf seinen Bil-
dern geschaffen hat. Gram heißt Peter. Ein
Hoch, Erbsen, gewann den Namen zu seiner
Ehre. Eine alte Sage weiß darüber zu berichten:

Ein geiziger Kürschner setzt sich genötigt, den besten
seiner Leute für hingehende Dienste auszu-
wählen und muß ihn auf dessen Wunsch zwölf
Lohn überwiegen, als dieser mit vier Speeren in
alle vier Richtungen werfen kann. Aber da er-
sicht er sich, daß alle vier Speere in die Hand-

lichteit verschwinden. Keine Dornje also bezeichnet das so erregende Land. Dies die Tage von dem Sperrn des Alphen Erdrück. Es auch ziehen die vier Frankfurter in die Welt, die Sparte zu suchen. Der Herzogshofstet bleibt ohne Grenzen. Immer müssen sie den Weg in die Weite wieder antreten, jeder nach seiner Art. „Die verlieren sich in der Ferne, aber niemals können sie draußen finden, was über alle Zeiten gelassen ist und doch in ihrem Blut fließt und jähst.“

Nach guten und schönen Tagen in der Heimat überfällt Hans Franm eine eiskalte Krankheit, die ihn zwingt, für Wochen den warmen Süden anzusehen. Er wählt Rom, da hier die mit seinem Jugendfreund Veit Kempf verheiratete Schwester lebt. Und wieder geht hier das Blut gegen seine Eiden; was er an sich selber fühlt, noch ereignisreichen und verschwendischen Wehen in diesem blauen Italien, das bewirkt er auch bei diesen beiden Menschen:

„Aus dem jungen Paar rief das Geheimnis still und laut. Wenn man Deutschland verläßt, hört und ich man den Rhein. Er fließt im Blut der Deutschen, das deutsche Gefühl ist seinem Ufer zugewandt. Suchen sie nicht alle einmal das Nibelungenloft, die Schätze mit ihren Herbergen und Sperrwerken, den Schatzkammern und Säulen? Das deutsche Gefühl ist dem Rhein zugewandt.“

Aber noch ein anderes, ein entscheidenderes Erlebnis wird Hans Franm in dem farbigen Italien gesal. Die nördlichen Gespenste mit Veit, dem Maler, der Schluß einer anderen Kulturwelt, die den Blick weitet, bewirkt errennes Aufgehoben, zugleich Einsicht und Erkenntnis:

„Am folgenden Morgen nach der Aussprache mit Veit und mit mir selber in der schlaflosen Nacht, in der ich die Höhen und verfallenden Städte von meinen kühnsten Dämonen sah, hat, wie ich schon, ein Schicksal geschehen, was, wie in diese schmale Nacht schon leise der Tag herabsteht, war ich mit mir im einen, ein neues mögliches Leben zu beginnen, in Arbeit und Weltarbeit hat hingelassen; denn ich erkenne plötzlich die Gefühle, die mir durch mein künftiges Leben und Aufstiegsstufenwandelte bracht.“

Am gleichen Morgen dieses neuen Lebensbeginns bricht der Krieg aus. Als Freiwilliger macht Hans Franm ihn von Anfang bis zum Schluß mit: „Wir überstanden ihn. Er ist unser Schicksal geworden, für jeden, auch wenn er ihn sichtbar vergessen hat. Wir können ihn

nicht wieder aus unserem Leben schieben. Wie ein schwerer, stählerner Kiesel liegt er zwischen 1914 und 1918. Das Versteht war nur noch Traumwelt.“

Wieder dahin. Hans Franm lebt gedrückt und unzufrieden bei den Eltern, die nichts mit ihm anfangen wissen. Vergeblich sind alle seine Bemühungen, wieder den Anschluss ans Leben zu finden. Die Freundschaft mit Eberich geht mehr und mehr dem Ende zu; gemütsverwirrt in ihrer Anlage, können sie den Weg nicht miteinander finden. Doch da ist der andere Freund, der Schwager Veit. Er erscheint Hans Franm als der liebenswerteste Mensch, als Vorbild. Zu ihm, der sich am Kaiserstuhl ein kleines Häuschen eingerichtet hat, geht Hans Franm, um dort einen sein Leben mitkräftig in die Hand zu nehmen. „Ich trauf das Land und all sein Wehen in vollen Zügen, und ich gab mich ihm hin, als wolle ich es nie mehr lassen. Genesung wurde mir und Befahrung.“ Ernsthaft wies er sich in die Arbeit, in seine eigene Welt. Und langsam, wie das Gestein in der Erde, das seine vergeblichen Jahre brandt, bekam er Boden unter die Füße: „Ich hatte zu kämpfen, und dieser Kampf war herrlich. Es ging um mich selber: ich gegen ich. Wahr kann nicht Jenseit mit seiner Gerechtigkeit gerungen haben, als Franm gegen seine vielen Schwächen.“ So vergehen gute, schmerzende Wochen. Und als ihm da von Berlin die Bestellung eines Berichterstatters angetragen wird, terminiert durch seinen Bruder Thomas, gerät er sofort zu. Man kann er abermals den hohen Weg ins Leben zeigen, aus, da er innerlich festgelegt ist. Mit dem Brief des Reichsleiters übernimmt er das schwere, ihm wesensfremde Amt und erkämpft sich eine tragbare Stellung, die ihm das Vertrauen der Leitung einträgt. Dennoch unterdrückt er seine eigene Welt; diese soll ihn nur in den Ruhetagen, im engen Zimmer bei verpflückender Arbeit sehen. Denn wird er an sich schaffen, den Weg weiter zu bereiten zum eigentlichen Selbst. Und noch eine andere Wandlung erleidet sein Leben in dieser Zeit. Es begegnet ihm auf seltsame und überraschende Weise die Frau, der er sich verbunden fühlt. Er trifft die Nibelungenin Lene Wast, hell verhangert und dem Tod verfallen, findet er sie am Rande der kleinen Stadt. Das große Erleb-

nur dieser Liebe segnete abends die innere Zuversicht. Nun, da er sie gefunden hat, erwartet er alle Kräfte dem einen Ziel, das ihn von Jugend an vor Augen stand. Nach dem ersten gründlichen Euphemienlernen weiß er zuversichtlich, wie sein weiteres Leben verlaufen wird: „Dieser Abend hatte eben so warmen und vollen Klang gehabt, daß mir war, als hätte ich mich beimgesunden.“ Nun hat sein Leben Sinn und Zweck. Es beginnt ein Leben zu zweit. Eine wunderbare Kräfte der Liebe verwandelt den ganzen Menschen. Eine Macht, die Auge, Herz und Kniehock, leitet ihn auf den richtigen Weg, der ihn dem Ziele geführt: sie schenkt ihm den Glauben an sich und sein höchstes Schaffen.

Erster Erfolg dieser entscheidenden Begegnung ist der Roman „Das deutsche Gefüge“, das brüderliche Unabhängigkeit und innere Freiheit schenkt. Es ist das Buch eines Bekannten, das Bekannte Hans Franks zu dieser Welt:

„Was habe ich da geschrieben? Wer wollte denn etwas von Gele wissen? Heute? Und dennoch, das Mißli stehen. Das ganze Buch dient ihr, es ist eine Dichtung um sie und so für ihn. Man wird mich an-

nehmen! Ich bin es nicht, ich will es nicht sein, ich habe heute und gestern und morgen. Ich mag nicht, ich (sich) das alles, weil ich es magte und wollte und irgendwie auch konnte, warum sonst? Du mit deinem deutschen Gefüge!“

Es ist zugleich das Bekanntnis des Dichters Busse. Denn sehr viel in seinem „Hans Frank“ ist der eigenen Erlebniswelt entnommen. Es mögen denn hier noch die letzten Zeilen seines Buches stehen:

„Wie müssen, Menschen träumten wir uns blind und blind in den Krieg. Dann schenken wir uns selbst und trüben uns aus dem Blick. Nun trüben wir uns aus stark werdend und haben in die Zukunft des Friedens, aber inner ist die Stunde eines Erwachens gestellt, dann stehen wir vor dem Tod. Möge für mich fern sein, unheilvoller fern, mir so fern wie der höchste Stern am Himmel, ich will noch tiefer, noch tieferflügeliger als bisher aus mir sein, der die Licht des Lebens trüben und alle mitnehmen, die an den unheilvollsten Hören und vielgestaltigen Traum des Daseins glauben. — Ich, ihr Zeitgenossen, ihr wilden und ihr stillen, ihr großartigen Kometen und ihr kleinlichen Tagelöhner, soll nicht so leichtlich, ihr wisset den Grund von der Mitte des Lebens, der ihr den höchsten Schein gibt und durch ihn die Trübsal herbei.“

Menschen, die Geschichte machten

Kämpfer um die Weltherrschaft in vier Jahrtausenden

Von Wilhelm Recken

Welche sind die wirklichen Kräfte, wer sind die „Macher“ der Weltgeschichte? Sind es wirklich die breiten Massen der Völker, die bislang nur Zuschauer, wenigstens ihrer Staatsstelle mit stünger Leitung veranlaßt, selbsttätig und befreiungsfreudig den Versuch gemacht haben, das Streben der Menschheitsentwicklung zu lenken — oder sind es die auf einander Höhe wechselnden Männer, die als Propheten, Führer, Staatsmänner, Kaiser und Könige ihre Zeit voranzugeworfen sind und durch die geringende Kraft ihres Geistes Millionen in ihren Mann geschlagen und sie zu Werkzeugen ihrer Pläne gemacht haben? Man

ist geneigt, diese Frage je nach der Einstellung des einzelnen einseitig nach der einen Richtung zu bejahen und nach der anderen zu verneinen. Damit verliert man indes noch nicht den Kern. Die Lösung liegt vielmehr in der Mitte. Es sind die Massen, die den Boden vorbereiten und den äußeren Anstoß geben, der im entscheidenden Augenblick eine führende Persönlichkeit an die Oberfläche stellt, in der sich das Leben und Denken, das Handeln mit Lieben, die Träume und Taten der Ungewöhnlichen und Unbekannten verkörpern und zu schicksalreicher, gesamtlicher Größe entfalten. Und so ist es schließlich doch die Persönlichkeit des einzelnen, die mit seiner

Land in das Kaiserreich der Weltgeschichte eingreift und das ganze Gebiet um ein paar stolze Jahrhunderte vorwärts bringt.

In allen Modifikationen des geschichtlichen Lebens hat die historische Forschung noch immer, wenn es gelang, der Menschheit klar zu erscheinen, den Mensch selbstthätig und persönlichen Lebens gelehrt. Menschen, die nicht selbstthätig waren, die Kraft der Bewegung getrieben wurde zu tragen, bloßer Akteur der Mensch zu sein und Mensch zu bleiben in der dunklen Masse, sondern die selbstthätig, selbständig und selbstthätig lebend, ein Stück von Freiheit für sich und Herrschaft über die Mensch zu erlangen, ein Stück des eigenen Lebens der Mensch einprägen. Ohne wie Peter habe selbstthätig, aber ganz Unwissenheit der Menschheit lebend, werthlos. Selbst, kann man selbst hingefügt werden, daß alles Neue, was die einzelne Persönlichkeit zum geschichtlichen Leben beizubringen vermag, in engster Zusammenhang und unauflöslicher Verknüpfung mit dem Alter, Überlieferung steht und von dem auf Schritt und Tritt abhängt und bezeugt wird. Die Bewegungsfähigkeit und die Eigenart der Persönlichkeit kann dann wohl in Klein erscheinen, daß man es bezeugt, wie man sie als wesentlichen Faktor aus der Geschichte hat ausschalten wollen, aber sie ist groß genug, um das Mensch zu verformen, daß der Geist sich über die Schwächen der Natur trotz aller Nachahmung an sie hat erheben und eine geschichtliche Welt hat entstehen können.

In diesen Worten untersehe der Berliner Kaiserliche Friedrich Meinerke klar und treffend die Bedeutung und Wirkung der führenden Persönlichkeit im Rahmen der geschichtlichen Welt. Die hat dem Einleitungskapitel eines groß angelegten Werkes entnommen, das den eigentümlichen und neuen Versuch unternimmt, vier Jahrtausende Weltgeschichte und Völkergeschichte in den Lebensbildern von rund anderthalbhundert großen Männern vom ägyptischen Pharaos Sesotris, der als Persönlichkeit „auf der Schwelle zwischen Mythos und Geschichte steht“, bis in die Zeit der letzten Jahre selbst münden zu lassen. Diese Aufgabe, aber verschieden dankbar und wertvolle Aufgabe, eine ganz neue und von der allerschwersten, wirklich abgegriffenen Aufgabe vollkommen abweichende Art der Weltgeschichtsschreibung haben ein halbes Jahrhundert bewußt und ausdauernde Hochschüler trotz der individuellen und nationalen Eigenart und Verschiedenheit ihrer Erziehung in verblüffender Weise gelöst¹⁾. In diesen kurz umrissenen Lebensbildern großer Männer mit der rein biographische und per-

sonliche Einzelheit als belanglose Nebensächlichkeiten gänzlich in den Hintergrund, dafür wird die weltgeschichtliche Bedeutung und Leistung um so eindrucksvoller herausgearbeitet. In dieser klaren und gestrafften Form erkennen wir die schimmernde unsichtbare Fäden des inneren Zusammenhanges zwischen Altertum, Mittelalter, Neuzeit und Gegenwart, sehen wir, wie eine Epoche die Entwicklung und Fortsetzung der vorausgehenden ist, wird uns klar, daß auch die Weltgeschichte nicht sprunghaft arbeitet, sondern daß ein Glied sich an das andere reiht.

Wenden wir ein halbes Jahrtausend in die vorchristliche Zeit zurück, als Ägypten, Babylonien, Assyrien und Mesopotamien sich bereits erschöpft haben und vom Überwuch der Weltkulturen abgetrennt sind, um neuen, unerschöpflichen Kräften Platz zu machen.

Obst mit der Fortsetzung des Fortschritts, das Versteht sich und Fortschritt, selbst und ergötzt, wird das Altertum von Jenseit aus der weltgeschichtlichen Größe. Sein Bruch wird es, im Neben einer durchgeleiteten Existenz — nicht einer letzten Fortschritt unterworfen Nationen wie zur Ägypter — die Lebenswelt der westlichen Welt vergrößert, der seit Alexander dem Großen das kulturelle Fortschrittsgeiste, selbst den christlichen Imperium die weltliche Form gibt.

So knüpft Hans Heinrich Schaefer (Leipzig) die weltgeschichtliche Bedeutung und Aufgabe der beiden ersten großen Persönlichkeiten, deren mächtiges Reich sich bis an die Schwelle Europas erstreckte, die Kräfte der hellenischen Welt freisetzt und bewahrt überstehend. Hier erwachsen den Fortschritt die ersten selbständigen Gegenstände in dem Altertum Themistokles (527—460 v. Chr.) und dem Spartaner Pausanias (+ 407 v. Chr.), die durch Weisheit und Energie Hellas und damit das Abendland vor dem Ausbreitungstreiben des Ostens retteten. Obwohl beide schließlich von ihren eigenen Mitbürgern mißverstanden und getötet wurden, sind sie doch „erste Zeugen eines Menschentums, das sich des Eigenwertes der großen Persönlichkeit bewußt wird und so beginnt, den Bedingungen der staatlichen Gemeinschaft zu entsprechen.“

Was den Griechen trotz oder vielleicht gerade wegen ihrer beschränkten Weltkultur nicht gelang, ein nach außen hin geschlossenes Staatswesen zu bilden, das den veränderten Rollen militärisch und politisch von den

¹⁾ Meinerke, die Geschichte machen. Übersetzt von J. J. Meinerke. In: Zeit und Lebensbilder. 2. vermehrte Auflage. Herausgegeben von Prof. J. J. Meinerke. Wien 1922. Verlag von J. B. Metzner & Co., Wien, 2. Auflage.



Der Alexander-Götterzug

Alexander (Mitte) in einer legendären Schlacht gegen den Perserkönig Darius (im Vordergrund sitzend, linksbündig).
Nichtzitat im Nationalmuseum in Moskau

Pfarten des Abendlandes abdrängen konnte, das mußte ein aus härtestem Holz geschnitzter Selbstkellner vollbringen: Philipp von Makedonien (336–336 v. Chr.). Ihm fiel die Aufgabe zu, die in eigenartigen Partikularismus gesplitterten griechischen Einzelstaaten mit Blut und Eisen zu einer staatlichen Einheit zusammenzuschreiben und je den Föhrung gegen den persischen Selbstkellner vorzubereiten. Abermals lehrreich ist das Bild dieses Makedoniers, das der Berliner Bildhauer J. Krennauer mit wenigen kräftigen Strichen gezeichnet:

Wie können der großen ungeschulten Herrscher hat Philipp von Makedonien mehr Ähnlichkeit als mit Peter dem Großen von Rußland, sowohl was seine geschichtliche Aufgabe als was seine Persönlichkeit betrifft.

Wie kann überhaupt er bei seinen Regierungswesen ein Kind der Unselbst. . . Aber Philipp hatte, wie der russische Zar, das Kind der Natur aus eigener Aufzucht hervorgehen. . . Den hellenischen Bildung angehaucht, gab er seinen Söhnen Alexander in Anbetracht des ersten hellenischen Überwinders zum Beispiel und bereit Künstler und Schriftsteller an seinen Hof. Inwieweit lieb er je doch ein heiliger Barbar, ein Freund weißer Jagdwege und roter Fegefeuerungen. Aber dabei war er ein Mann von unermesslichen Fähigkeiten, ein tapferer Soldat, kein Feldherr ersten Ranges wie sein Sohn, aber ein ausgezeichneter Diplomat, der seine kluge politische Schmeichelei ebenso wie sein gutes Volk zur Befriedung der Griechen geschickt zu gebrauchen, seine Feinde zum Handeln geistig abzuwaschen und dann mit Übergriff anzugreifen ver-

stand, aber nie seinen Erfolg überstimmte. Kurz: ein toller Krieger, in der Tat — wie in seinem modernen Gegenüber — (schon) unerschütterliche Widerstände entgegen. . . Es ist wunderbar zu sehen, wie dieser gewaltige Mann von Erfolg zu Erfolg kam, im Osten, Westen und Süden gleich glücklich ist, und im Laufe von ausdauerndem Leben sein Land, das vorher an der Peripherie der Kultur lag, zum Herrn von ganz Griechenland gemacht hat. Auch Romal hätte er sich, den Weg zu überlassen, und ließ wie früher Mittel und Augenheit realen. Griechenland wurde dem Staat Makedonien nicht überlassen. Dabei stieß er auf eine ungeheure Föhrung aufstehen. Neben ihm stand auch Osten und West: Er war in den von Philipp angeführten hellenischen Staat eintrat. Dieser Staat wird von Philippus legte und schließlich größte Teil: es war die politische Einigung der Nation, die aus dieser Kraft nicht dazu hatte gelangen können, der Einigung in Rom durch seinen Vorher der ersten Welt, der den kaiserlichen Römern der Nation Staat an die Erde brachte, den allgemeinen Zustand Frieden brachte und hielten, die Verfassungen der Städte, je wie sie waren, garantierte, in die Schatz und Unabhängigkeit mit Makedonien trat und seine Regierung unter ungeheurer Föhrung zu einem mächtigen Krieg gegen Persien stellte.

Makedonien fiel in Griechenland dieselbe weltgeschichtliche Mission zu, die nahezu drei Jahrhunderte später in Deutschland Preußen erfüllen sollte. Hier wie dort der unermessliche Widerstand: Skironen (336) aufsteht in ihrem Königreich, der Beitritt der besiegten hellenischen Einzelstaaten zum makedonischen Völkern und Weltanschauung der Angliederung der



Julius Caesar
Nach der Büste auf dem Capitol in Rom

deutscher Einzelpaaren an den Norddeutschen Bund, der die Brücke darüber ins neue Reich schlug.

Dieses wurde hier wie dort auf den Schlachtfeldern gescheitert, wo man den beständigen Widersacher und Gegenspieler dieser Einigung — *Perseus-Franreich* — niederwarf.

Diese letzte Vollendung seines Werkes sollte Philipp, der in dieser Hinsicht weniger glücklich war als Wilhelm I., nicht mehr erleben; sie blieb seinem Sohn Alexander vorbehalten, der über den eigenen Kahrman der vom Vater übernommenen Politik hinaus Orient und Syrien in seiner gesellschaftlichen und kulturellen Einheit verschlingen wollte.

Seine letzte Zeit, allseitlich, aber sehr verschiedenartig, war die Schaffung eines gewissen Kulturideals des Menschheitsfortschritts gerichtet aus Syrien und Orient, auf dem Wege einer freien Verknüpfung durch den Staat... Aus dem gesellschaftlichen Nachdenken gegen Persien wurde die Erweiterung des Großreiches von Asien, und als

das Vieles mit dem Tode des Darius gesiel, so hat er auch den mit diesen Großreichen seit Jahrhunderten verbundenen Anspruch auf die Weltverbundenheit außergrößen und mit seinem riesigen Weltbewusstsein in die Zeit ungelogen begreifen. (Walter Otto, München.)

Der Alexanders gigantischer Plan auch mit „der Traum eines Weltsehers“, nicht das Ziel eines Staatsmannes“, eine Utopie, die bereits mit seinem Tode gerann, je bleibt auch für die Nachwelt Alexander trotzdem „eine der ganz wenigen Informationsmenschen der Größe auf dieser Erde“, die großartigste und unerschöpfte Gestaltung und Verkörperung des Hellenismus.

Von demselben ausstehender Bedeutung wie Alexander für Griechenland und Vorderasien ist dann Julius Caesar (100 bis 44 v. Chr.) für Rom und den Mittelmeerraum geworden. „Als Inbegriff irdischer Machtvollkommenheit führt dieses Mannes Name, um staatsrechtlichen Geltungsbegriff geworden, im Deutschen als *Kaiser*, im Russischen als *Zar*“ sein für die Geschichte

der Völker bedeutungsvolles Eigenleben.“ Auch er, der Begründer des Imperiums und der eigentliche Schöpfer Roms, wandelte in den Bahnen Alexanders, als ihn die Dämonen der Verdammten fällten.

„Er gebadet“, wie der Kopist der *Historien* Ernst Hoff es kurz zusammenfaßt, „die überlebenspubliken Rhetorik umschaffen in eine hellenistisch gefärbte literarisch-moralische, offenbar beeinflusst von dem Vorbild, die er in Ägypten, dem letzten Herrschaft der Alexandermonarchie, in der Welt eines abstrakten Erzeugnis mit dem Welt-Krieg an der Spitze gewonnen hatte. Für die historischen Verhältnisse Roms und Italiens, für die eigenartige Stellung des Erzeugnis war in einer solchen Rhetorik kein Platz. Aber im ungeliebten Selbstverständnis des Erzeugnis hatte Caesar die Macht der Überlieferung, die Überliefertheit des nationaldeutschen wie des republikanischen Bewusstseins unterworfen. Er trat den zur Stunde noch ungeliebten Krieg seinen in seinen Erzeugnis und die es ihm empfing war, sein Lebenswerk ungeliebt mit einem großen Fortschrittsgedanken, die Macht der sich von Erzeugniswillig gebend in folgenden Erzeugnisse.“

Das Erbe Karls ging auf seinen erst neunzehnjährigen Neffen Othmar über, der nach der hitzigen Abrechnung mit dem Mörtern seines Großvaters dessen Testament insofern erfüllte, als er unter dem Namen Augustus das Imperium Romanum (schon, jene kaiserpolitische Einheit des europäischen Weltbildes, die sich nicht nur bis in die Schritte der Völkerwanderung hinein bewegt, sondern in der christianisierten Form des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation dem Begriff nach sogar noch ein volles weiteres Jahrhundert von Karl dem Großen bis auf Franz II., vom Kaiser Leo bis 1806, fortgeführt hat.

Es ist ein gewaltiger Sprung von dem großen Karolinger bis auf seinen letzten Nachfolger, aber wir wollen ihn wagen.

Der Zusammenbruch des alten Deutschen Reiches, das sich seit dem Dreißigjährigen Krieg überlebt und in den letzten anderthalb Jahrhunderten nur mehr ein ohnmächtiges Scheinwesen geführt hatte, war eine Auswirkung der französischen Revolution. In ihr erleben wir zum erstenmal das Eingreifen der Massen in die Weltgeschichte des Abendlandes.

Aus dem Privatrecht wird der „Bourgeois“, der seine persönlichen Interessen den Interessen der Gesellschaft, seinen „Eigentümern“ den „Menschenkinder“ unterordnet. Damit verlagert sich aber der Schwerpunkt der Gesellschaft. Die schließliche Schwendenschwärze legt keinen Wert auf individuelle Freiheit. Wohlstandsmacht und Machtmenschen erheben sich auf die Zusammenfassung aller Kräfte mit dem Ziel der Erhaltung der nationalen Freiheit hin. (Peter Robert Keckler.)

Die Vorstellung der Nation verformt sich völlig mit dem staatspolitischen Begriff der Republik. Selbst Napoleon, dieser angebliche Willensmenschen, der große Feldherr und Eroberer, wurde weniger durch seine individuelle Veranlagung als vielmehr durch den äußeren Zwang der Verhältnisse und durch das Erbe der französischen Revolution, das er als Testamentsvollstrecker der Revolution übernommen hatte, auf jene Bahn gedrängt, die ihn von dem Erfolg zu Erfolg geführt, schließlich aber doch in den Abgrund gestürzt hat.

„Als Napoleon zur Macht gelangte“, schreibt der Berliner Historiker Wolfgang Iwanowski, „stand er dem Krieg schon vor. Nicht er also hat ihn entzündet; vielmehr hatten bereits die revolutionären Regierungen — Volksherrschaft und Diktatur

— das Ziel verfolgt, die benachteiligten Völker zu befreien“, das heißt, in Entsprechung der französischen Republik nach einzuweichen oder sie als „Leichterepublik“ dem französischen Einheitsreich anzuschließen. Nachbarn und Nachbarn auch der Sinn der Revolutionen, und zwar in Richtung auf eine unbeschränkte Kontinentalgewinnung. Diese Forderung, die Napoleon übernahm, steht im Einklang mit der ganzen europäischen Reaktion Frankreichs... Gerade als Ausländer, der die Kunst geliebt hat und Frankreich damals ganz hat überwinden können, mußte Napoleon jeden Widerstand zu dem vermeiden, was der Masse der Nation anstreben konnte. Darum war er zu einer Außenpolitik gezwungen, die Frankreichs Macht und Namen mehrte; und nur solange ihm das gelang, war seine eigene Stellung gesichert.“

Napoleon ist also ein typisches Beispiel für die Abhängigkeit der Persönlichkeit von der Masse, der Verschmelzung und Verbundenheit des Einzelnen mit der Gesamtheit.

In dem Streben nach dem Imperium Mundi, nach der Weltherrschaft, haben wir die gemeinsame Linie gefunden, die diese großen Laternenfächer der Geschichte in eine Reihe stellt und sie gewissermaßen auf einen Nenner bringt.

Dem Gesetz geschichtlicher Analyse folgend wurden aus der überreichen Fülle des Stoffes diese wenigen „Repräsentanten des Menschengeschichts“ (Gemeinen) herausgegriffen, denn in ihrem Wirken offenbart sich deutlich und einleuchtend die individuelle, in sich jedoch begrenzte Macht der Persönlichkeit in ihrer Bindung an die Masse und an die suggestive Wirkung einer unverrückbaren überkommenen Überlieferung. Zeitlich auf vier Jahrhunderte verteilt, Vertreter der verschiedenartigsten Epochen und entgegengesetzten Meinungen, hat sie im Grunde genommen doch alle nur Glieder in einer großen aufsteigenden Linie, die Cyrus und Darius mit Alexander und Caesar verbindet und die in steter Kurve zu Napoleon, dem Typ des modernen Weltbeherrschers, führt.

Mollenheimsen gleich haben sie da an der endlosen Herfstraße der Diktatur, an dem man ablesen kann, welchen Weg die Menschheit auf ihrem vieltausendjährigen Umwandlungsprozess bereits zurückgelegt hat und welche Strecke sie noch durch Blut und Tränen wandern muß, bis sie am Ziel steht und damit zugleich ihre Aufgabe erfüllt.

Silja, die Magd

Eine Dichtung aus dem neuen Finnland

Von Erik Trummler-Kaurin

Von der Dichtung des neuen Finnland ist bisher nur wenig zu uns gedrungen. Um so fruchtbarer ist dieses Buch eines wirklichen Dichters aus der Kraft der finnischen Volkseele zu begründen. Sillanpää wurde in seinem Heimatland „Maemi“ schon seit langem gehört. Während der letzten Jahre errang er sich internationalen Ruf. Mit dieser ausgezeichneten deutschen Übertragung seines Romans „Silja die Magd“ wird er in die Weltliteratur einzuführen¹⁾.

Frans Emil Sillanpää wurde 1888 als Sohn eines Kleinbauers unter dem Lampert geboren. Er stammt also aus Lappland, dem nördlichen Finnland. Sommer verbrachten ihm zum Besuch der höheren Schule und der Universitäten. Nach fünfjährigem Studium der Naturwissenschaften brach er dies ab und folgte der inneren Berufung zum Dichter. Seit 1916 erschienen seine Bücher. Eine, 1923 herausgekommene, heißt „Die Schöplinge der Engel“, womit die Kinder der Menschen gemeint sind.

Das Geheimnis der Anselm ist das Grundthema von „Silja, die Magd“. In der finnischen Sprache lautet der Titel: „Jung einschlafen“ oder „Eines alten Stammes letzte grüne Jugend“. Erhebe, daß diese Hoffnung nicht auch in der deutschen Übertragung behoben wurde. Sie bereitet nachträglich auf den besondern Reiz dieser Dichtung vor. Ein finnische Buch — das bekannt (wenn es ein gutes Buch ist), daß man von einem nichtmilitarischen Junge angezogen wird. Ein alter Herr man die Macht der Kraft als einträufelnd und aufsteigend aufstehen, und somit dem Geschehen des Lebens vorzuziehen. Hier wird das frühe Erkenne einer Demütigen erzählt. Und Silja ist die finnische Abart des Namens Götter, der menschlichen Hölle.

Die Form, in welcher die Geschichte Siljas erzählt wird, kommt aus dem wirklichen Dichter

wagen. Auf den ersten drei Seiten wird das Heldenleben des Bannens vortragend — Siljas früher Tod. „Ein Menschenkind, das lachend sein Schicksal erfüllt“, so nennt der Dichter seine Heldin. Silja ist die Letzte „Ihres einfachen Geschlechtes“. Aus jener Zeit aber, in der sie geboren wurde, schimmert eine Reihe von Ereignissen auf, die das Schicksal wichtiger einschreiben, da es das Lebensglück dieses wackelnden Geschlechtes für dessen letzte Lebensjahre auf einem andersartigen Grunde aufbauen mußte.“

Einfach und klar ist die Fabel des Romans. Zuerst wird vom „Vater“ erzählt, mit dem die sichere Führung des alten Bauerngeschlechtes erlischt.

In dem tiefen Schmelzen, welches das Sterbelager des verarmten Vaters umgibt, beginnt die eigentliche Saga der „Letzten“, beglückt Silja mehrere Schritte ins Leben.

Als Silja im Überschwang ihres glücklichsten Tages des Lebens ruht, wird sie selber vom Tode ergriffen. Und sie geht an seiner unsichtbaren Hand, besonnen und demütig ihren Schicksalsertrag bis zum frühen Ende.

Was wird erzählt von Siljas Vater?

Unter Russen Eltern gebohrt der Calandus-kef auch in der Kraft der ungebrochenen Gips. Die alten Calandusleute waren noch von der „ruhigenwichtigen Art“. Aber diesen Russen, der Siljas Vater werden sollte, verließ die alte Eigenheit des Blutes. Als er schon in der Jugend die Eltern verließ, sah er, daß das Leben auf dem Hofe „eine neue Richtung“ genommen habe. Seine „Richtung“, die ihn ablenkte von dem Stolz und der Selbstbehaltung des alten Geschlechtes. Er muß jetzt selbst nicht, ob es die Hoffnung oder ein Abstieg ist. „Des Frühlings Lebensregende Apogee“ wachte sich mit dem Geist des Todes und der tiefsten Wandlung im Leben.“ Die erlösende Menschlichkeit der Gips trifft auf eine grüne Zeit.

¹⁾ Frans Emil Sillanpää, Silja die Magd, erzählt von Jakob Wenzel, Leipzig.

Zwischen dem Tod der Mutter und dem Tod des Vaters begegnet Kustaa dem Blick der jungen Köchinmagd Sillma. „Da waren sie alle an diesem Sommerabend, Sillma und Kustaa, der einsilbige Schicksalsgefährte und Eltern ihrer gemeinsamen Kinder.“ Sillma ist die Tochter der armen Pflanzkautse, einer gewissenhaften Dorfpächtersippe.

Natürliche Naturkraft treibt ihr strophisches Spiel mit zwei Herzen, die eigentlich beide unschuldig waren. Aber als Kustaa die Pflanzkautse auf den Calmelushof holt, ist der Zauber dort gebrochen. Es ist, als triebe Kustaa unbedachte Wahl, die doch wie unter der Führung des Schicksals selbst geschehen, die alten Hausgeister aus allen Ecken und Wänden. Die widerlichen Verurteilungen treiben Kustaa mit ihrem Erpressungen in Gefährdung. Der Hof verschuldet, Mißwirtschaft zeigt an, das Grunde wird froch. Sillmas einsilbige Rede vermag die bösen Gespenster nicht zu bannen. Nach einer mühen Kauferei im Pflanzkautse gehört sie ein rotes Kind. Zwei lebend geborene Kinder setzen sich hin, mitten im Verfall des Hofes. Da aber wird Sillja geboren. Mit Sillja und der frohen Frau muß Kustaa den Hof verlassen. Eine kümmerliche Kämmerkint wird die Zuhälterin des Händlers Kustaa, des letzten Calmelushauers. Endlich leben Kustaa und Sillja in der Hütte allein.

Das alles erzählt der Dichter mit einer schon längst erstarbtenen Zartheit, als nannte ihn das Geheimnis des Lebens selber diesen unerlölichen Gang der Ereignisse zu. Traurige und schmerzliche, unlose Begierden werden mit einer inneren Behutsamkeit erzählt, daß wie bald merken: All das wäre gar nicht des Erzählens wert, gälte es nicht Zeugnis abzulegen von „des Lebens rätselhafter Wandlung“. Darin liegt Sillanpääs große dichterische Kraft. Eine unauflösbare innere Begierde bringt den Leser immer sicherer in die Mitnahmen und Mitbitten hinein, in ein fremdes Meerchen des Menschenlebens in seinen Unterströmen und Tiefen. Ein jenseitiges Licht geht schließlich von Kustaa, diesem Geflügelten aus. Durch seine Lebenswandlung hindurch trägt Kustaa immer Kraft-



Johann Ernst Sillanpää
einer der bedeutendsten Dichter der neuen finnischen
Literaturbewegung mit Übersetzung des Jakob-Dietrich, Leipzig

voller „jenseitige, liebste Gemütsstimmung, die eigentlich nie aus seinem Sinn gewichen war“.

In einer Sommernacht — einer jener hellen, sternenreichen himmlischen Nächte der Jugendzeit — erlöst Sillja, wie sie aus der Überlegenheit des Kindesins entlassen wird. Sie ist aus für die Erde da und für die Abgeschiedenen mit dem Schicksal.

Sillja Calmelus fand all, was wieder ein Erbstück, lauchte in die Sommerzeit und trauet sie in alle Ewigkeit.

So gelangte sie schließlich an das Ende der Wanderung, die der irdischen Hütte am nächsten war, bis zu der lebendigen Uferbewegung und jenseitig dort auf einem Lebensknoten, der von der Wurzel aus gleich weitgehend über den Todten gewachsen war. Weil und fort wurde der jungen Frau, niemand und nichts würde sie hier stören. Dort in der Hütte, in Kustaa, blüht der Vater seinen letzten Schatz, und seine Menschen Wirt führen hier weiter.

Der Herr mit seinen Wirt und Jakob lag da

wie auf einem Bild, so wie sie hier und da eine geistige: die in die Ferne herabragenden Spitzungen gaben alles trichter, was oberhalb des Daches ausgebreitet. Aber was sah den Einem darüber, schien dem Beobachter die ganze Höhe der Kasse hinunter zu stellen, als stünde es dem Mädchen zu: wenn sie nun noch etwas sieht, so können wir nichts sagen, als mit allem, was wir zu verstehen haben, die Kasse zu legen und zu prüfen. Diese unmittelbare Sprache der Natur ließ die Augen des Mädchens sich weiden, als wollten auch sie gleich den ihr alles ringen in sich aufnehmen. Und war ja dieses hochgehobene Aste so lange geblieben, was es hätte haben können, was es nicht, wie man ihm gelang, befehlen, wenn es auch nicht davon hinweg zu ziehen. All das war wohl schuld daran, daß Eliza mit größter Augen sich mit Tönen füllten und die leiser Sprache die Brust hat in dieser Zusammenkunft, da sie vom Kirchhof herabgekommen war, dem seltsamen Vater zu befehlen. Ja, einfach war er, wie er dort in seiner Ruhe saß. Und diese Ruhe gab ihr schließlich einen Halt in ihrer eigenen Besinnung: sie war, als wäre sie des Vaters Schatz, Eliza, das junge Aste, könnte gleichwohl in sich selber und weiter gehen, daß sie frei war.

Nach in derselben Nacht grüßt sie, vom Oberher, der Bild eines Königs, der glücklichste Tag ihres Lebens findet einen Blick aus der Ferne heraus. Es ist der alte Rufus Calmelas letzte Nacht. Am Tage darauf finden sie ihn tot auf der Erde seiner Hütte.

Den man an ist Eliza ganz auf sich selbst gestellt, auf nichts als auf ihre reine innere Kraft. Das alte Mauerwerk trägt sie nicht mehr, sie hat keine Stütze mehr im sicheren Leben der bürgerlichen Stille, der heimlichen Hof ist für immer verloren, bald auch die armenige Kammernhütte. Eliza wird Magt.

Der Dichter erzählt jeden ihrer Lebensschritte, von einem Hof und Dienst zum andern. Die Kasse will auch ihr greifen, die dumpfen Kräfte des Lebens stellen sie in sich hineinlegen. Aber in Elizas Bewußtsein wirken jene stürzenden Kräfte, die ihr der Vater in seinem Alter vererbt hatte. Der Kampf dieser kühnen Kräfte mit der Seele des Mädchens mit den reinen Begierden und Gedanken ihrer Dürstlichkeit — das eigentlich ist Elizas Geschichte. In diesem Kampfe wächst sie nun innerlich heran.

Das Bewußtsein des Eliza, das bisher hoch angesetzt in ihr stand, wurde nun und endlich ihrem Leben übergeben. Es war, als erwache sie innerlich, die Kraft streckte sich und eine tragende Kraft befehle sie. Eine Meinung hing in ihr auf, wie dieses Leben fortan richtig zu leben sei.

Eines Morgens erwachte sie mit einem großen Glücksgefühl:

Immer mehr Kraft bekam die Sonne, ihre Strahlen fielen ihnen unmittelbar auf den großen Tisch, gleich kamen sie an den Kopfende des Bettes. Denn wenn sie noch eben einmal so ganzem gewohnt sind vor Zeiten, in jenen Nachtstunden, die besonders gutes Vergnügen weitergegangen war. Der verlorene Vater — ja, auch sein Leben war nie zusammengefallen gewesen aus solchen Augenblicke, aus denen er dann immer als ein besserer Mensch hervorging. Eliza fühlte, ihr war ein Leben in der Welt gegeben, wider was sie gewöhnt, die Dürstlichkeit, so als ob der alte Vater — seiner Tage konnte sie sich nicht mehr deutlich erinnern — immer weiter mit ihr zusammengefallen hätte und als wären sie wieder übergegangen, wie man sich jeweils in dieser Welt zu verhalten habe. In diesen Augenblick war es ein Verhältnis voll Sonne.

Eliza war ganz nicht mehr, aber sie legte sich doch anzuzeigen, wie sie war, auf das Bett, um weiter die Morgenstunden zu verbringen in Ruhe, und trauerte vor sich hin: daß etwas ganz Neues, Anderes, Neues in ihrer Welt kommen wird. Sie geht von hier weg, irgendwohin; alles wird gehen, weiter sein — der Frühling kommt und danach der Sommer.

Es ist Frühjahr 1817. Unter dem Namen Familienrat geschehen diese Dinge. Die „Kasse“ brechen da und dort in Hufe ein, deren Besitzer zum nächsten wurden. Als sie den bestimmten Elizerkassens, bei dem Eliza gerade dient, beschließen, sich Eliza empfinden als Ungeheuer weiter. Andere Menschen, Wissende um die geänderte Zeit, treten in ihr Leben, so der wunderliche alte Professor in der Kassevilla, in dessen Dienst sie diesen Sommer geht. Elizas Leben wird für ein paar Monate in den Strahl des Ungewöhnlichen. Die innere Feindschaft dieses überlegenen Mann weckt in Eliza etwas Verwundenes. Sie, diese Lady ihres Geschlechts, ist ja selber wie freigesprochen von dem Mächten des Mauerwerks. Was sie jetzt leben wird — den Überdrehung des eigenen jammern Blutes und die langsame Verwitterung des Todes, erkennen ihrem eigenen Schicksal. Das ist ganz und gar Eliza selbst.

Dieser erste Abend aber in der Kassevilla beendete sie den ersten Mädchen nach langer Zeit etwas Neues und Wunderbares. Es gibt sie auf ihres Lebens Bahn dahin: nach nur ihre Jugend im Augenblicke, nach sollte ihr Leben sich weiter und folgen und zugleich ihre Kasse bilden und besser werden. Noch sollte die Sommer kommen, länger und intensiver als je vorher. Einem Schicksalschicksal, freudig bezeugt und auch wieder bezeugt, umgab diesen Ort, den Herrn des

Stoppel und seine Umgebung. Selbst war es mit allem, was der neue Herr Silja an diesen ersten Abend mit besonderer sagte. Es war — obgleich es ihr nicht zum Bewußtsein kam —, als ob der alte alte Doktor Salomon durch den Mund tiefer je ganz außerordentlichen Mannes von all den ausstehenden Kurste, was er in seiner langen Zeit im Leben angelegt gesehen. Es lag in des alten Professors Worten etwas, was Silja für ihr junges Leben brauchte, um die Murren, ganzes Weisheit zu werden — und wenn auch nur für eine kurze Spanne Zeit.

In diesem Sommer findet sie den wieder, dessen Bild sie in jener stillen Nacht vom Vor her gegrüßt hatte — Armas. Ein Schicksalstag kommt für Silja, und der Abschaffung einer hellen Nacht und eines außerordentlichen Morgens, hoch auf einer Felswand über Gesteinen und schlafenden Leuten. „Das Erlebnis dieser Nacht hatte nämlich Bedeutung zu irgend etwas, weder zu Vergangenen noch zu Zukünftigen. Dieser einen wunderbaren Nacht gehörte es an; nur dafür war alles Frühere zu weichen, und daß es danach noch eine Zukunft geben sollte, konnte sie sich nicht vorstellen.“

Eigentlich gibt es nun auch wirklich keine Zukunft mehr für Silja. Aber ihre Einsichten von dieser Nacht an die Schwingen des Todes. Am Abend des neuen Tages kehrt sie von Fieberkräften geschwächt heim. Auf Kamela, dem Tode einer Verwandten des Professors, nimmt man sie auf. Die Kämpfe sich durch Fieberwache, lebt schon ganz auf der anderen Seite in Hospitalener Lage scheint sie den „König“ und hier ganz nahe schon eine altvertraute Stimme. Aber unter des Professors heilkräftiger Pflege kehrt sie noch einmal in des Lebens tag zurück. Aber letzten Lebensschritte, ganz wache, mutvolle und einschliefen zwar, sind dennoch wie die einer Gestrücker.

Aber dem Gesichte, dem Augen, dem Haar und der ganzen Erscheinung des Mittwinters lag jetzt eine eigene Juchst und Reiztheit, das lebende Rot der Wangen schien sich fast schon Dämon zu schmecken.

Der Sommer von Rante verflucht hinter ihr. Sie verdingt sich als Magd im Kirikkafel. Die Schrecken des finnischen Bürgerkriegs umgeben ihr letztes Jahr. Der Kirikkafel steht unter der Gewalt der Roten. Silja wird mehr Willen in die Ereignisse verstrickt. Eine Nacht nennt sie zwei „Weise“ auf ihrem Waldfaden. Dabei erhebt ihr Ende, daß irgendwas hinter den Felsen bei den „Weissen“

sich Armas befände und wieder zu ihr käme. Sie erlebte alle Grauen jener Schicksalstage Finlands. Einen „roten“ Flüchtling verhaftet sie zu einem Unrechtschaff. Aber als sie ihn endgültig befreit will, verurteilt der Vergeßliche Dämon und tötet sich vor ihren Augen, um nicht in die Hände der „Weissen“ zu fallen. Dieser einzige Tag bricht ihre Kraft. Noch einmal rafft sie sich auf, um Rante, die Stimme ihrer Erinnerung, wieder zu sehen. Aber die Menschen dort scheinen ihr fremd geworden zu sein. Sie sehen den Tod in der Augen des Kirikkafels. Hier erfährt Silja von Armas' Schicksal. Auch er ist verurteilt: in den Kampf verurteilt und geschossen. Auf dem Heimweg rastet sie auf der Silenisthöhe. Ahnung des Todes ergreift sie:

Mehrere Stunden lang hatte Silja im Geist in der Vergangenheit gewelt, kein Mensch war dabei gekommen ... aber doch? ... In Kamela war sie gewesen; geliebt und geliebt hatten sie dort. Man konnte Silja vor sich hin. Vielleicht war es ganz unklar, aber ihr junges Leben lang, lang dann langen langen Verlang, der sich schließlich zu einer neuen Bestimmung veränderte, zu einer höheren Bestimmung, als es diese Weltfahrt in die Vergangenheit gewesen. Weil er nicht dort gewesen war, der geliebte Junge, nicht auf dem Hofplatz in Rante, nicht in der Kammer in Kamela, verpaß das Herz bald, daß es überhaupt dort noch sein gescheiter hatte. Es kehrte geliebt wieder in sich selbst zurück und fand dort am sichersten, was es geliebt. Es fand ihn und hielt ihn von Staub an als Mitbewohner. Sie waren immer allein, kamen nicht mit anderen in Berührung, keine brauchen von des Fremden Verharmung zu erfahren. Sie waren eben da und geliebt, und das konnte sie sich am so leicht vorstellen, als der Verstand in nicht einmal wußte, was des Fremdes sichere Gestalt war.

Nach der Heimkehr bricht Silja zusammen. In der Babykammer auf dem Kirikkafel richtet sie sich ihre Krankenstube ein. Ein bewußtloser Schlaf, aber still und anstern. Langsam gehen sich ihre Sinne zurück, nur Tage und ihr können und werden. „Schmerzmittel leb — angstgequälte Seele — nicht schlafen, nicht wachen. Bis die Nacht weiche — die trübselige? Das vermag Silja nicht mehr auszuhalten. Eine von diesen Nächten aber war dann die letzte, und ein schöner Sonntagmorgen brach aus ihr auf. Ein Morgen — es war, als hätte er hinter all den anderen Morgen gehandelt und gehandelt, bis die Reihe an ihn käme“. —

Es gibt Menschen, scharfe Beobachter dessen, was um uns Herum geschieht, die behaupten: unsere Zeit sei „ohne Tod“, habe ein Mißverhältnis zum Tode. In der Tat, auch die Dichtung unserer Tage kann es behaupten. Wenige Dichter wagen es heute, das Geheimnis des Todes als das höchste Schöpferische zu bejahen. Hier geschieht es auf dem Wege der sinnlichen

Vollendung. Eilampäd weiß um die gebietende Kraft der inneren Kindheit, darum kommt zu seinem Menschen der Tod als Freund, wie zu dieser „Jung Guckhalsen“.

Eilampäd heist Brückenkopf. Wer die Brücke zur sinnlichen Dichtung unserer Tage sucht, traube danach, daß er zu diesem Eilampäd gelange.

Carl Haensel / Das war Münchhausen

Von Werner Schickert

Carl Haensel hat schon einmal, in „Der Kampf ums Mutterhorn“, Erlebnisse eines beispielhaften und einzigartigen Lebens zu einem didaktischen Kraft ausstrahlenden „Lesebuchreizen“ zusammengelügt, wodurch er die tragische Gestalt des Mutterhornkämpfers Wagnier den Zeitgenossen wieder nahe vor Augen stellte¹⁾. Er tut es jetzt ein zweites Mal, in seinem „Roman aus Lachjahren“, „Das war Münchhausen“. Man reize das Urbild, das ein Jahrhundert lang hinter der Schwärzfigur des „Lügenbarons“ fast ganz verschwunden war. Er suche abermals nach Beweisen der Spitzung des höchsten Münchhausen, der als Hinzugewinn Freiherr von Münchhausen von 1720—1797 gelebt hat. Reichtes dokumentarisches Material und viel Material fiel ihm in die Hände, u. a. auch durch den Dichter Pierre von Münchhausen, der einer anderen Linie des edeligen Geschlechtes entstammt. So erfuhr ihn, ohne daß er sich auf die Massen und Wissenschaften Aufmerksam der Familienkunde stützen mußte, Lebensstark und lebensnah hinter der Schwärzgestalt der unwürdigen und einmaligen Mensch, der so schwerlich wirklich und unwirklich zugleich gelebt hat, ein lebensdaueriger Wirklichkeitsreichtum.

Haensel beschränkte die Darstellung, die er nun unternehmen, auf die letzten fünf Jahre des alten Cavaliers. Das abenteuerreiche Jünglings- und Mannesleben, in zahllosen Aufgeboten in Deutschland und Rußland verbracht, blüht nur in Gespräch und Anekdoten auf. Die festesten Phantasieerfindungen sind hier

nur Mittel zum Zweck, sie dienen der Veranschaulichung einer Ichheit, aus Ja und Nein grotesk und tragisch gemischten Persönlichkeiten. Wer nur die Geschichten Münchhausens hören will, greife zu Bürgers Buch²⁾, wer seine Geschichte und damit auch den Sinn der Geschichte erfassen will, lasse sich von Haensels kraftstärker, didaktisch warm und reich durchbluteter Darstellung leiten, wie auch weit das man tun wollen.

Man schreibt 1792, in Frankreich rollen Köpfe unterm Fallbeil. In Bodensee, einem Weichboden im Hannoverschen an der Weser nahe Hameln, ist mehr als einmal Revolution um den Baron von Münchhausen, dessen Gegenwart jenseitig- und bodenunmögliches am Ende eines liegt und der einen dauernden Kampf mit dem Bürgermeister Schmidt führt. Bald um eine Deget, die er der Kirche versprochen und nicht bezahlt hat, bald um eine Brücke, die er sich persönlich für seine Gäste auf sein Gut schlagen läßt, weil die Stadtbücher zu weit entfernt ist. Schmidt ist der bekannte Realist, sein Gegenpol Münchhausen. In seinem glühenden Temperament verflüchtigen sich die Wirklichkeiten leicht in Fabelgebilden, deren Form nur seine Phantasie bestimmte.³⁾

Der Baron lebt nach dem Tode seiner Gattin Julekine, mit der er 40 Jahre die Ehe führte, einsam und grüßig auf seinem Gut, betört von der Frau seines Vagers, der Helke. Sein einziger Freund ist der Landtrocken vom Allen, der auf der uralten Burg Pöle residiert; einst hatten die

¹⁾ Das „Mutterhorn“ 1922, Seite 125 ff. hat Arndt über Carl Haensel „Der Kampf ums Mutterhorn“. — Die Bücher von Carl Haensel erschienen im Verlag H. Engelhardt Nachf., Frankfurt.

²⁾ „Münchhausen Reizen zu Hassen und zu Lachen, Lachjahren und lustigen Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen“ (1791).

beiden gemeinsam beim Herzog von Bayern als junge Pagen getauft. Als und an erbsprachen die Herren der Umgebung beim Baron: sie trafen mit ihm, und sein Geist erfindet tolle Geschichten. Wie sein Freund von Alton, trägt er noch den Japp, Barock und Rokoko leben noch in ihnen. „Sie spielen die Wirklichkeit, wie ein guter Schauspieler spielt und wie Ludwig XIV. und sein ganzer Zeitalter agierte: den Schein als Wahrheit empfindend.“

Bei Alton lernt der Baron, ein zwanzigjähriger bräunlicher, die zwanzigjährige Majestätschöner Prämie, sein Verlobter von Berlin lernen.

Die Lär flug auf: „Das Fräulein von Berlin“, mehrere Hölzer, nach, vor und überausig Kunststücken.

Verlobter war ein, dem Beispiel im Alton, Hölzer sehen die Lär zu und Kunststücken zeigen die aufsteigenden Macht des Antiquars weiter. Alton gab es einen Tisch im Herz, als er unter den Regimen aufsteigen liess. Er sollte können.

Auch Münchhausen Herz gabte ständig, heute mit und ständig kann in einem schillernden Licht weiter. Er sah zum erstenmal Verlobter. Mit bestlicher Verlobung nahm er ihr den Hand ab, der verlobte nach ihm schenkte, und stand die einen Gefel hin. Diese gleichgültigen Handbewegungen waren nur Verlobter, sie waren nicht zu betrachten, als wenn er nichts getan hätte.

Die hatte ihre Boden, ihre Schöten waren weiß, die Augen ganz groß und dunkel, goldene Pusteln schlugen auf ihrem Mund. Sie war aufgeregt, aber ihre Hände waren kühl. Das Kleid umspannte eng Leib und Hüfte, aber über der Brust bewegte sich ein leichtes Goldschmuck auf und ab. Es war auf beiden Schultern festgesetzt. Als Verlobter sich nach dem Spitz blickte, gab es ein Ruck, dann trat weitere Schritte mit weißen Gesichtern frei. Münchhausen schickte sich sehr, dann aber nicht weiter hin. Die trug eine Schale und ein reines Erbsenchen im weißen Haar. Wie kann Hand so weiß sein — daß es überausig so etwas gibt . . .



Herr Münchhausen

Abdrucksgabe mit Genehmigung des Verlags J. Neumann, Neudamm, und Carl Harnisch, Das war Münchhausen?

Der Baron H. empfindet, die Menschheit bezieht noch einmal das Werk, das seine, seine wartende Mädchenmann auf ihm gefallen. Nachdem er den Besuch seines Vaters Wilhelm, Hauptmann in Kassel, seines Onkels, der ebenfalls über seine Ausgaben wacht, erledigt, fährt er sofort nach Pöhl zurück, wo er mit der Geschichte seiner vom Baron Peter erhaltenen Zuvorstellung, dann mit dem Besuch der Lär selbst, schließlich durch Rede- und Gattung der Majestäts, Verlobter erlähmt Mutter, das Mädchen gewinnt: die Hochzeit wird verein-



Das Müschhausen (die Stube) in Weidenwies bei der Mägen,
von der Südseite gesehen
Phot. Julia Gaezel

hert. Professor Erich Katsch-Kappe, landgräflich besitzlicher Müschhausverwalter, ein begabter Schürpfer, mit feinnerviger Schillerrase und stiller entzückter Augen, bekunnt die Taler, denn er nachsagt, Bernhardine dafür was ihm das Geld zur Brautausstattung.

Die Hochzeit wird im Januar 1794 mit großem Schall und Pauwerk in Weidenwies gefeiert. In der Hochzeitsnacht zeigt sich die Tragik dieser späten Ehe: der Baron hatte Bernhardine zu spät gefunden. Dies wird zum Aufspann für den weiteren Verlauf der Dinge.

Vorläufig beginnt die unmutwillige Ehe glücklich, Bernhardine bewundert ihren hochbetagten, geistlich-reichen Vetter, ergreift Besitz von seinem Gut, seinem Leben, gewinnt sogar die Liebe. Er erzählt ihr köstliche Geschichten vom Leben der Seligen der Jasin Anna:

„Wenn die Jasin aus der Kirche kam, aufstiegen ihre Gefahren sie mit Begierde, Schönheit und Zierlichkeit. So kam sie heller vor als das Leuchtlicht. Seligen machte das beste Bäckchen, weiß auch noch mit einem Bäckchen, denn war manchmal so ausgelassen, daß sie sich eine Schwertschärfe rücken ließ und in den Biergarten hineinschickte. Wenn es war, das trafe! Als ich bei Hof vorgestellt wurde, sagte ich in der kaiserlichen Antikam nicht Kniee gehen. Sie sagte mir mit meinem Bruder den Herrn Seligen an den Hof.

Oder zu ahnen, daß es eine Verurteilung war, daß ich lebte nach meiner Kniee mit der Kniee die sie so an die aus seinen kühlen Berg her, daß ich ihn am Ende verlor in den Hand hatte. Damit bejahte meine Grundhaft mit Seligen.“

Die Jasin der Langzeit schwarzengelbten von Bernhardine, der Baron wird von Eifersucht gepackt und ergreift besterliche Eigenheiten.

Denn ausluden Müschhausen beste Gedichten:

Er war keine von den glücklichen Lebenden, wie es die Hirtin der alten Mädchen waren, die durch ihre Phantasie vom Leben befreit waren, die gar nicht mehr jagtgrößen konnten, weil sie im Welt ihren alten hatten und dann fromm und gut sein konnten. Er war durchaus nicht gut, schickungslos und auf Wertsche gestimmt. Weil er den nächsten Versuch häufig voraussetzte und weil dieser Versuchselbsterblicher seiner überlegenen Verhältnisse nicht besonders anpasste und selbst war, wurde er mit dem Leben so lang, als es eben ging. Müsch jagte noch länger. Wenn es aber ja spät geworden und der gelbe Vogel weggefliegen war, stellte er sich mit der gleichen Stärke den Verlust vor, mit der er sich auch den Gewinn angelockt hatte. Weil er so stark verzweifelte und verzweifeln hatte, überlegte die die jugendliche Hoffnung wie ein wilderer Versuch. Die ausgelassene Möglichkeit machte in jedem Gedächtnis, von der Länge des Lebens dauernd genug. Wie der kühle Körper die Stoffe im Blut trakt, die kühlen, unmerklich kein Geist das kühle Leben für verurteilte Tode, den Jasin, Müschlich wurde denn das weiße Pulver, das nicht langgenug war, aber der herausgefallene Jasintrakt mit all den gewaltig lästigen Folgen Verurteilung zu einer Krebse, die die Kraft der Naturgebe von ihm nahm und die mit dem Leben immer kühler und schicklicher wurde wie eine in der Natur sich anpassende Tode.

Und Jasin: Es aufpasst seiner nicht anpassenden Phantasie, die sich über ein was wie jugendliche Bilder und Lebensverhältnisse stellte, daß er die nicht-

leben Dinge kann ich und nicht belüßt. Er hatte daher ein schlechtes Gedächtnis, vergaß Eigenheiten fast immer. Da er sich seine Welt nach dem Verblüffnis der Stunde am eifrigst, hatte er kein Organ für die Vergangenheit. Sein Gehirn war ein Instrument, das einem wunderbaren Ton gab, aber die Erinnerung nicht hielt. Der Jambus seiner Beschreibungen bestand gerade darin, daß sie niemals deutlich eine rückwärtsweisen Weisheit waren, der künftige Vergangene in seinen Behaglichkeiten aufgespielt hatte, sondern im Augenblick ihre Portrage neu enthielten, allein für die Ohren geformt, die gerade gehörten, ohne Rücksicht auf vorerzählte und vorerzählbare Vergangenheit.

Das Unheil, die Verführung der im Grunde ganzwilligen jungen Frau, geschieht in Pyramus, weihen der Baron, halb unbewußt sich selbst die Katastrophe herbeiziehend, Bernhardine zur Erholung bringt. Sie ist mit dem sie verschunden, gefährlichen Anwalt Wenden dort bald Mittelpunkt eines angetragenen Krises von Bagdad. Da taucht Kaiser auf, schon kontaminiert durch Dürst und revolutionäre Umtriebe. Durch eine Nachricht gerührt, flieht er, eine Luftfahrt verschüppend, mit Bernhardine im Wagen, und rückt sich durch ihre Verführung an seinem Schicksal. Der Baron erreicht die Nachricht, als er gerade durch seinen Dangers Schlachtfeldbericht eine große Schlacht mit als Augenzeugen bewunden Kirichen unter der Dorfjugend aufgestellt hat. Er ist geschnitten, besonders da der Löwe ein Unkluger war. Das weitere ist ein Hin und Her von Eckenstein, Anwaltstein, unglücklichen Begegnungen der Wenden. Bernhardine wird Mutter eines bald

wieder sterbenden Mädchens. Am Heiligen Abend sucht sie vergeblich den im Stiefstum zu Bett liegenden Baron zu sprechen. Vergeblich gibt sie sich im eifrigsten Wasser der schollenbedeckten Wälder den Tod. Der vernünftige Geist folgt ihr bald nach, endlich von der Weltlichkeit erlöst. Der Prozess läuft noch nach beider Tod weiter, schon vorher gestört durch Kaisers Anwesen in London erschienenen Buch „Baron Münchhausens narrative of his marvellous travels and campaigns in Russia“ sowie dessen bald darauf erscheinende deutsche Bearbeitung durch Bürger (und Schenck). 1807 ereignet bei der Erbauung im Erbegräbnis der Klosterkirche in Kammer der Leichnam des Barons, konzentriert durch eine ihn umgebende Lebensschicht, wie der eines eben Verstorbenen, wird dann durch einen Windstoß zum Oben. Das neue Gesch, unter den Kirchensteinen, ist früher nicht mehr genau aufgefunden. Es entsteht er nach einem Leide ins Unvollständige, um die in seinem Namen aufgestellten besten „Küchenspeisen“ hinterlassend. Aber nun haben wir durch Harnack auch sein wirkliches Kontext, und ein wirklicher Mensch, sei er auch so starr und bis zum Größenwahn charakteristisch, noch so widersprüchlich in sich selbst, bedeutet uns Heutigen, die wir nach echter Wirklichkeit dürsten, beinahe mehr als ein Buch voll noch so kunst- und geistvoller Anstrengung!

LODOVICO ARIOSTO

DER RASENDE ROLAND

Zum 400. Todesstag des Dichters am 6. Juni 1933

Von Marlene Schür

Daselbe Verdrüß, das sich der Hof von Weimar um die deutsche Klassik erwacht, hat in der italienischen Literatur des 15. Jahrhunderts außer Florenz das in den Po-Niederungen gelagerte Ferrara. Hier herrschen seit den Anfängen des 13. Jahrhunderts die Herzöge von Este, die wie ihre germanischen Vorgänger den „Werbos“ im Wappen führen. Fröhlich gehen

französisch-französische Minnesänger an ihren Hof und später bedeutende Humanisten an ihre Universitäten. Aber erst um die Mitte des 15. Jahrhunderts wird Ferrara ein Mittelpunkt der Lebenslust der glanzvollen italienischen Renaissance. Nikolaus und seine Söhne und Nachfolger Linoello, Borso und Hercules machen das Magnanimitas zur dauernden Abwehrleistung

im Hause Eße. Bei rauschenden Festen werden klassische Dramen von jungen Adligen aufgeführt.

Der Hofungskommendant Nicolo Ariosto, erst angegriffen wegen seiner schroffen Charaktere, war von den Eßen in den Grafenstand erhoben worden. Als ihr Vorgesetzter mit der Mission betraute, dessen Nachfolger durch Wiße zu besetzen, wäre er beinahe dabei ums Leben gekommen. Einige Jahre später, am 8. September 1474, schenkt seine Frau, aus dem nicht unbegüterten Hause der Malaguzzi in Reggio stammend, Lodovico, dem kleinen ihrer 10 Kinder, das Leben. Als dieser 10 Jahre alt ist, ruft der Herzog Lodovicos Vater Nicolo Ariosto nach Ferrara. Auf den Wunsch seines Vaters studiert der 15jährige Jura, vertauscht aber mit 20 Jahren das Studium mit der Poesie. Seine ersten Dichtungen, Oden, Klagen und Komödien schreibt er lateinisch. Zum Griechischlernen habe ihn keine Zeit; 1500 stirbt sein Vater und überläßt ihm die Sorge für die Familie. In seinem Zimmer hat auch ihn das Schicksal zum Fürstentümer bestimmt; er wird Schloßhauptmann von Canessa. Sein Jural besteht in einem beschaulichen Dasein auf einem eigenen Gutshof, statt dessen muß er nach Hercules' Tod im Dienste des Kardinals Hippolyte viele Reisen auf sich nehmen. Bitter beklagt er sich darüber in seinen Briefen, wie er überhaupt seit seines Lebens zum Klagen neige. Der Anlaß würde, weigert er sich eintlich, Hippolyte nach Ungarn zu begleiten, und nicht entlassen. Hercules' Nachfolger Alfons nimmt ihn als Hofkammerratskanzler in seine Dienste, aber noch einmal muß der Dichter wandern. Als herzoglicher Regierungskommisär geht er 1522, begleitet von seinem unehelichen Sohn Virgilio, in die rauhe, unheimliche Gargagnana, unter ein primitives Volk. Der heroische Charakter der Landschaft macht den mehr auf sanftere Töne eingestellten Dichter unglücklich. Außerdem muß er die Frau zurücklassen, an die ihn sein sonst so wandelbares Herz bis an sein Ende bindet; die von ihm besungene Kleine Mesandra Benacci, die Witwe Tito Cerogio. Erst nach drei Jahren kann er für immer nach Ferrara zurückkehren. Endlich erfüllt sich auch sein Lebenswunsch: er erwirbt außerhalb des Zentrums ein beschauliches Haus und heiratet Mesandra, die um wenige jünger. Doch die Ehe wird

sehr geheim gehalten, da Ariost gewisse politische Pflichten nicht verlieren wollte. 1533, am 6. Juni, stirbt er.

Aber sein Leben erschauern wir manches aus seinen Satiren, die ihn als glühenden, lebenswichtigen Menschen zeichnen, wenn auch nicht als festen Charakter. Erst nach 1518 in der Erstausgabe erscheinende, aus 46 Gesängen bestehende Epoe: „Der rasende Roland“ macht ihn zum bedeutendsten Dichter seiner Zeit. Es ist eine Fortsetzung des „Verliebten Roland“ von dem um 40 Jahre älteren Boiardo. Stoffe, welche durch die Rittersänger in Italien bekannt waren, hatte Boiardo vernünftige, Elemente der Karleiden, der klassischen Sage sowie der italienischen Armeelegenden. Um sein bürgerliches Publikum zu unterhalten, hatte er Roland und andere Paladine Karls des Großen zu Verliebten gemacht und zugleich die Gesalte der schönen Angeleno erstanden. Ariost nimmt die Arbeit an dem Rittersangdicht dort auf, wo der Tod Boiardos an der Weiterarbeit hinderte. Aber jetzt ist der Dichter einem wahren Meister in die Hand geraten. In vollendetem, melodischen Stungen, die sich so leicht wie Perle lesen, führt uns der Dichter in das bunte Reich seiner Phantasie. Seine Träume von einem unabhängigen Dasein werden in reichschweifungen Trägern abenteuererfüllter Handlungen lebendige Wirklichkeit.

Den Hintergrund des Epos nimmt Karls Blutsausführung gegen die aus Abendland verdrängten Heiden ein. In Anfang des ersten Gesanges gibt Ariost manchen Hinweis auf Ereignisse, die ihren Lesern durch den „Verliebten Roland“ bekannt waren. König Agamemnon von Mykene will seinen durch Rolands Schwert getöteten Vater Teerjan an Karl rächen. Mit seinem tapfersten Vasallen Rüdiger und anderen Helden, wie Rodomonte von Algerien, und den verführten Mauren unter Marsil, den Eifersüchtigen unter Calipaut und den Zwergen unter Montebellot ist Agamemnon über die Pyreniden in Frankreich eingebrungen und hat Karl in einer entscheidenden Schlacht geschlagen. Karl hat sich nach Paris zurückgezogen, das die Heiden belagern. An diesen Punkt beginnt die epische Handlung im „Rasenden Roland“.

Beinahe wäre den Heiden die Einnahme von Paris gelungen, aber ein furchtbares Wetter

kennt den Christen zu Hilfe, das die Götter durch Regen erkalten". Doch dem „christlichen Mars" Rodomonte gelingt es, durch ein Flammwunder über Wasser und Erden allein in die Stadt einzubringen. So wunderbar ist er in seiner Zerstörungswut, daß er an Männern, Frauen und Kindern ein entsetzliches Blutbad anrichtet und Pränke in die Häuser schleudert. Als ein Gefangener, das Karls Palatin Rinaldo aus Grestenmaiden geholt hat, Hilfe bringt, entsemet Rodomonte durch einen Sprung in die Seine. Die Heiden fliehen, von den Christen verfolgt, nach Arles. Dort hat durch den Erzengel Michael die Zwietracht unter sie gesamt. Agramantes Hauptstadt Biseria ist durch Rolands Freund Olivier und den englischen Ritter Abois betocht, darum schließt sich Agramonte eilends mit den Lehmannen seines Heeres nach Afrika ein. Aber die Flotte Abois vernichtet ihn völlig. Mit zwei Gefährten entkommt er auf die Insel Spodusa und ruft Roland zum Zweikampf herbei. In den nun stattfindenden Kämpfen derer Christen gegen ihre Heiden fallen die Heiden. Roland über Agramonte, und damit ist der Krieg beendet. Wo aber weilt Roland während des ganzen Krieges?

Auf diese Frage gibt die eine der vielen abenteuerlichen Handlungen, die sich um die epische Gemüthsabel ranken, Antwort. Das ganze Gewirr der zahlreichen Handlungen schließt sich nämlich dicht ineinander. Immer wieder weist der Dichter den Helden ab, um ihn an einer anderen Stelle, mitten in einer anderen Episode, unvermittelt wieder aufzusuchen. Er hält damit die Spannung hoch und verhindert, daß irgendeine tiefere Anteilnahme beim Leser aufkommt. So bleibt das Ganze ein unruhiger, leichtschweifiger Tanz der Marionetten in der freien Welt der Phantasie. Was also bringt Roland, Karl im Endig zu lassen?

Es ist die Liebe zu der schönen, vielgeheirten orientalischen Prinzessin Angelica, die den Helden so völlig verzaubert hat. Durch viele Länder ist er bis nach Paris gefloht. Aber sie hat aus dem Verne des Hofes gerufen und er aus dem der Liebe, zwei Quellen, die einander nahe in den Abgrund stürzen und die Aufstellung der Menschen gegeneinander beeinflussen. Angelicas Schönheit erweckt Liebe, wohin sie kommt. Rinaldo, Rolands Vetter, will mit



Georgine Eliot
(1819-1880)

ihm um ihrem Besig kämpfen, aber der klinge Karl vertriebt sie den rufmündigen Ritter als Lehn. Als die Heiden die Schlacht gewinnen, entflieht Angelica, von Rinaldo verfolgt. Aber während dieser Zeit zu seiner Ritterschaft zu rückkehrt, trennt sich Roland ganz von Karl und begibt sich auf die abenteuerliche, vergebliche Suche nach der schönen Tochter des Chans von Catag.

Zu Anfang des Gedichtes sehen wir die Prinzessin hoch zu Ross in wilder Flucht durch „süßere Wälder gemauerte Nacht“ dahinschleichen, die von Schwertfischen, um ihrem Besig geküßt, widerhallen. Doch sie entkommt immer wieder gefährlichen Abenteuern, die über ihre Leben bedrohen. Auf der Insel Schute wird sie von den Wäldern an einen Felsen gefesselt und, nur mit dem Mantel ihres goldenen Haars bekleidet, einem Marangenhauer als Opfer geboten. Da ruft Rüdiger auf seinem Hühnerfuss und blendet mit seinem Zauberstab das Unier. Doch Angelica weiß sich auch von ihrem Ritter durch einen Zaubertrick, der sie unsicherer macht, zu befreien. Der Paris aber erhebt auch sie, die so manchen solchen Ritters Liebe zurückgewiesen, ihr Schicksal: sie entkommt in Lebensgefahr zu dem jungen, schönen Heiden Marce. Sie findet den edlen Helden, der seinen Herrn besessen wollte, von einem

Begnern bis auf den Tod verurteilt. Von Mitleid bewegt, pflegt sie ihn gesund, und dann verheiratet das Paar solche Tage der Liebe in der Einsamkeit eines Hirtens. In die Wälder, in die Büsche und Felsen schneidet sie ihre verschlungenen Namen, bevor sie in den Traum zurückkehren.

In die Einsamkeit dieses Hirtens gelangt Roland auf seiner abenteuerlichen Suche nach Angelica. Wie Rühiger tiefte vor dem Jähren des Unsterblichen bewacht, hat Roland eine andere Ehre, Olympia, aus derselben schrecklichen Lage befreit. So sehr erseht sich des Dichters Phantasie an der eilen, an den Felsen gesessenen Fremdlingen, daß er dieses Motiv nochmal befragt, wie er ja überhaupt ganz weltliche Reize ausföhlich und höchst schilfert. Als Roland die Namen des Liebespaares überall eingeschrieben findet, bemächtigt sich seiner ein grenzenloses Leid. Vergewisselt irt er durch die Wälder, von Schmerz und Jern getroffen. So tief ist seine Verhängnis, daß sich wie bei Tristan und Isolde sein Geist umnachtet. Mitternachts schlägt er mit seinem Schwerte Durandal auf Bäume und Felsen ein. Endlich wirft er Waffen und Rüstung von sich, ruht und untertut sich er durch die Lunde, Bäume einzurücken, mit einem hölzernen Pfahl Hirtin und Hirtin verknüpft. In Spanien trifft er auf das Paar, das sich durch den Rasterring vor seinen Streichen rettet; er erkennt sie nicht, noch sie ihn. Er flücht nach Afrika, wo er bei Berta durch seine Freunde an der „wunderbaren Gewalt und großen Kraft“ erkannt wird. Nach schwerem Kampf überwindet ihn ihre Übermacht, sie binden ihn endlich mit dem „schweren Stricken“, wie sehr er „auch schneidet undißt“.

„Wie schneidet Pferd und Ochsen nieder-
schneidet,
Sollt es so, den Grasen ungewissen.“

Doch vom Wahnsinn befreit kann ihn nur ein Wunder! Der englische Ritter Artus hält es bereit. Von seiner wunderbaren Mantelfahrt hat er Rolands Geist, in einer Pforte eingeschlossen, mitgebracht. Man hält er sie dem Wahnsinnigen unter die Nase, und siehe da: die Vernunft kehrt ihn zurück, und zugleich ist er von der Liebe geheilt!

Dieser Ritter Artus läßt Artus überhaupt die phantastischen Momente stehen. Beirach hatte ihn auf der Insel der Wollust,

der hohen Zauberei Alina unter, zurückgelassen. Seiner müde, hatte sie ihn, wie unzählige andere Liebhaber, in einen Traum verwandelt, der nun mit den Gefährten Hagen und Isengard am Wege steht. Auf Geheiß der guten Fee Melissa werden sie von Rühiger befreit, und alle begaben sich dann in das bewachte Reich der Jugend, über das Engelica, Alinas Schwester, herrscht. Artus bekommt von ihr eine Zauberpforte, die jeden Begier tötet, und ein Horn, dessen furchtbarer Ton alle Feinde in die Flucht schlägt. So ausgerüstet, wird er zum Meister vieler Unglücklichen. Er erlöst die von Alante in dem verzauberten Schloss Gefangenen mit Hilfe von Engelicas Himmelsbuch und entführt Alante das gefällige Netz Zippereit. Auf diesem tritt er wie Rühiger eine Lustreise über Länder und Meere an und kommt schließlich auf den Mond. Dort führt ihn der Gesangsgeist Johannes zu dem auf Erden in Verfall gegangenen Dingen, und Artus entdeckt zu seinem Erstaunen in einer Pforte auch einen Teil seines eigenen Geistes, von dem er gar nicht wußte, daß er ihn verloren hatte!

So wundert es im „Rasenden Roland“ von guten und bösen Taten, von Zaubern und Zaubringen, die ihre Besitzer wechseln. Viel Licht aus dieser übernatürlichen Welt fällt auch auf ein Liebespaar, dessen Schicksal die besondere Teilnahme des Dichters gilt: der vergeblichen Mann des Jähren Eile, den beiden Rühiger, aus Priamus von Trojes Geschlecht stammend, und Bradamante, der heldenhaften Jungfrau, Alinas Schwester. Artus nimmt, wie es seine Höligenpflicht verlangt, das Epos seinem Herrn.

„Anfangt Zippereit, von Euren Knechten,
Was er Euch einzig weihen kann und weiß.
Gut zehlt schließlich das Wort und Reim-
geschicht“

„Zum Teil wird, was Euer Huld mir leide.“

Diese schwerelosen Gestalten wollen nicht unter Mitleid, kann unsere Anteilnahme erwecken. Artus will mit dem ganzen schillernden Gemälde nichts anderes als der Schönheit dienen, der Schönheit und der Harmonie. Das Epos, welches in der Welt der Phantasie die Persönlichkeit sich von allen Fesseln entfallen läßt, ist eine wahre Verkörperung des Zeitgeistes der italienischen Renaissance.

SKIZZENBUCH

Josef Ponten über den Beruf des Dichters

Zum 50. Geburtstag am 3. Juni 1933

Der Dichter ist der menschliche Mensch. Er betrachtet wie kein anderer das All: gemeine der Menschen. Vor ihm ist jeder auch andere Künstler, selbst der Philosoph, Spezialist. Ihm bleibt die Rolle, wenigstens die Aufgabe zu sein, wozu niemand mehr Zeit u. nur wenige Neigung haben: Mensch im Runden u. Vollen, den alten heiligen Typus fortzuleben, damit er in einer Welt geistiger u. moralischer Spezialisierungen nicht ansterbe.

Der Dichter ist, als Darsteller u. ohne Polemika, der öffentliche Kritiker. So ist die Welt, so erblickt sie organisch, so kann sie ihren Gesetzen, so sollte sie ihrem Sinne noch sein!

Der Dichter ist der moderne Heilige. Nicht im biblischen Sinne, aber doch im Geiste einer Vorbildlichkeit, selbst für Märr u. Verbrecher. Er erfindet, erschafft die reinen Typen, deren wir bedürfen, um unser unzulängliches Sein wenigstens im Wunsch u. Traum zu ergänzen zu vollenden. Er muss nicht leben. Lebe sie wer kann oder soll - aber sie müssen am Himmel sein, Sternbilder über unserer Daseinsreise auf dunklen Meere.

Josef Ponten

Der Baumeister als Erzähler

„Erzählen, das heißt handliches Bescheiden handeln darbringen“, sagte Josef Pontus gelegentlich in einer seiner Novellen. Dieses Wort ist auf sein ganzes Werk anwendbar, an dem so deutlich zu erkennen ist, daß es von einem Dichter geschaffen wurde, der von der Baukunst herkam. So wurde Pontus ein Baumeister des Wortes. Seine Heimat ist das Dorf Karmen im Harze (Harz), um den Vater als Schreinermeister die Baugeschäft hatte, in dem der junge Pontus mitarbeitete. Seine Umgebung wirkte sich tief auf ihn ein. Pontus sagte er einmal: „Ich wurde eben gesellschaftliches Bornmal auf. Ich lernte mit dem gemeinen Manne denken und sprechen. Ich lernte das Volk in seinem Geringsein und Trübsaligkeit, aber auch in seiner Treue und dem Pflichtbewußtsein kennen. Ich erlernte es, daß das Volk immer Gutes und Bester jedes Volkes und immer besten Lutes (man erlaube mir zu glauben: auch der Dichtung) ist und bleibt.“ Diese Grundeinstellung führte Pontus von seinem ersten Roman, auf dem er mit künstlerischem Blick Bader und Miere durchforstete, immer wieder auf den Boden des deutschen Volkstums zurück und ließ ihn zu einem der besten Künstler deutschen Weises werden. Jenseit in dem Schicksalsstrom, dem Rhein, erkannte Pontus ein tiefes Mutterland.

„Der Rhein ist ein Einzeibild für die Sehnsucht der Deutschen . . . der Rhein ist ein Einzeibild für ein ganz Europa.“ Schon sein großangelegtes Romanwerk „Der biederste Lute“ (1928) hat das Weisheit als Hintergrund, auch wenn dies nicht ausdrücklich in den Namen der Erzähler und Helden hervorgehoben ist. Aus dem vielstimmigen Werk Pontus sagt besonders die Romanfigur „Wolf auf dem Wege“, der Roman der deutschen Umwälzung, hervor. In den bisher erschienenen Bänden „Wolfe Wolge“ und „Miere und Wolge“ hat sich Pontus als nachschaffender Chronist des deutschen Volkslebens an der Wolge bewiesen. Wieder geht er mit tiefem Verständnis von den Lebensformen der großen Erdense aus, in denen das Wort der Völker daherkommt. In diesen Dichtungen ist jeder glückliche Stoff in die Vergangenheit gehoben, der sie aus der Vergangenheit ins Licht des Tages hebt und der Zukunft entgegen geht. Noch liegt die Erzählung nicht abgeschlossen vor. Zum 30. Geburtstag des Dichters ist es notwendig, daß man aus dem Zusammenhang von Vergangenheit und Gegenwart die große Arbeit versteht, um sein Werk durch einen nachvollziehbaren Schluß zu vollenden.

M. Garlin

Der kranke Hölderlin

Am 7. Juni hat es 50 Jahre, daß Friedrich Hölderlin (1770) im Hause des Zimmermeisters Konrad in Tübingen starb. Damals stand er noch der

Sehnsucht jenes Hölderlin aus dem Leben, der einst als Jüngling seiner begeisterten und reichsten Versuche über das Vaterland und seine Verfassung angeschlossen hatte und der dann in vierzigjährige geistige Umwälzung verfallen war. Aber auch jene gewaltigen langen Jahre, in denen Hölderlins Genius bereits erlosch war und nur noch das gezeichnete Gesicht auf Erden verblühte, sind nicht an Dichtern, die dem ständigen Gedächtnis in dieser Welt erhalten. Wilhelm Schlegelers Aufzeichnungen „Der kranke Hölderlin“ (1836) und der Bericht von Christoph Meißner Schenk (1891) zeichnen lebhaft das Bild des Dichters in der Zeit seiner Umwälzung.

„Als ich ihn besuchte“, erzählt Schenk, „ging der kranke Mann aus dem Alter nur wenig gebrachte Arbeit: eine hohe, gewalttätige Eins (seinem Jenseit des künftigen Lebens) . . .“ Wie man sich vor Jünglingszeit zu bewahren, hatte der kranke Hölderlin die Angewohnheit, seine Besucher mit hohen Tönen anzusehen. Eine Durchsicht, Herr Bader, Herr Majestät, Herr Heiligkeit. Einen eigenen Namen wollte er nicht genannt haben; er ließ sich „dem Biedersteher“ nennen, nannte sich selbst aber „Bauerer“ oder „Exzentriker“. Wenn eine einfache Beziehung antwortete er oft: „Die bestimme du“, „Die bestimme ich.“ Die Zusammenfassung eigenständiger Worte war eine (seiner Hauptangewohnheiten). So sprach er z. B. einmal: „Daß der Mensch in der Welt eine höhere moralische Welt hat, ist durch Behauptungen der Moralisten überliefert und aus vielen ersichtbar.“ Engländer ist Hölderlins Kunst, auch nach in die Nacht seiner Krankheit das Bild des Mannes lebendig hervorgehoben. Aber nach solchen Augenblicken der Klarheit verfielen die völlig gezeichneten Romanfiguren (sogar wieder, und der Kranke wandte wieder in die Einsamkeit unter. Die Fähigkeit in höchstem Ausmaß sich Hölderlin in nachvollziehbare Weise erhalten. Seine Besucher haben ihn vielfach um einige Jahre. Er folgte seinen Verlegungen ohne Bitterkeit, ließ sich wider, jedoch ganz die Klarheit und dann eines oder mehrere Verse. Darunter sagte er dann häufig ein Vers aus früheren Jahren. Das Gedächtnis war der Name und dem Wechsel der Jahreszeiten, das Hölderlin schon in seiner Jugend tief erlosch hatte, blieb ihm auch in seinem Krankheitsstadium erhalten. Dichter hat die Verse ein Jenseit, die sich mit dem Romanfiguren befaßt, wie z. B. das Gedicht „Der Jüngling“:

Die Sonne leuchtet so warm Trübsal wieder,
Der Tag erscheint mit Qualen, wie die Nacht,
Die Berge der Natur, erheben sich dein Gedenken,
Als wie erloschen sind Sehnsucht und Bitter.
Die neue Welt ist aus der Erde Gedenken.
Und weiter ist das Schicksal Morgenstunde,
Aus Leben ging der Tag, das Abend Leben
Ist der Betrachtung auch des inneren Gedenken.

Ein Fortschritt in die Dichtkunst aus Hölderlins Krankheitszeit kann man zu Lebzeiten des großen deutschen Dichters einen neuen Weg zum Verständnis seines Lebens aufzeigen.

M. Garlin

*) Hölderlins biographische Aufzeichnungen (1928, 1929, 1930, 1931, 1932, 1933, 1934, 1935, 1936, 1937, 1938, 1939, 1940, 1941, 1942, 1943, 1944, 1945, 1946, 1947, 1948, 1949, 1950, 1951, 1952, 1953, 1954, 1955, 1956, 1957, 1958, 1959, 1960, 1961, 1962, 1963, 1964, 1965, 1966, 1967, 1968, 1969, 1970, 1971, 1972, 1973, 1974, 1975, 1976, 1977, 1978, 1979, 1980, 1981, 1982, 1983, 1984, 1985, 1986, 1987, 1988, 1989, 1990, 1991, 1992, 1993, 1994, 1995, 1996, 1997, 1998, 1999, 2000, 2001, 2002, 2003, 2004, 2005, 2006, 2007, 2008, 2009, 2010, 2011, 2012, 2013, 2014, 2015, 2016, 2017, 2018, 2019, 2020, 2021, 2022, 2023, 2024, 2025, 2026, 2027, 2028, 2029, 2030, 2031, 2032, 2033, 2034, 2035, 2036, 2037, 2038, 2039, 2040, 2041, 2042, 2043, 2044, 2045, 2046, 2047, 2048, 2049, 2050, 2051, 2052, 2053, 2054, 2055, 2056, 2057, 2058, 2059, 2060, 2061, 2062, 2063, 2064, 2065, 2066, 2067, 2068, 2069, 2070, 2071, 2072, 2073, 2074, 2075, 2076, 2077, 2078, 2079, 2080, 2081, 2082, 2083, 2084, 2085, 2086, 2087, 2088, 2089, 2090, 2091, 2092, 2093, 2094, 2095, 2096, 2097, 2098, 2099, 2100, 2101, 2102, 2103, 2104, 2105, 2106, 2107, 2108, 2109, 2110, 2111, 2112, 2113, 2114, 2115, 2116, 2117, 2118, 2119, 2120, 2121, 2122, 2123, 2124, 2125, 2126, 2127, 2128, 2129, 2130, 2131, 2132, 2133, 2134, 2135, 2136, 2137, 2138, 2139, 2140, 2141, 2142, 2143, 2144, 2145, 2146, 2147, 2148, 2149, 2150, 2151, 2152, 2153, 2154, 2155, 2156, 2157, 2158, 2159, 2160, 2161, 2162, 2163, 2164, 2165, 2166, 2167, 2168, 2169, 2170, 2171, 2172, 2173, 2174, 2175, 2176, 2177, 2178, 2179, 2180, 2181, 2182, 2183, 2184, 2185, 2186, 2187, 2188, 2189, 2190, 2191, 2192, 2193, 2194, 2195, 2196, 2197, 2198, 2199, 2200, 2201, 2202, 2203, 2204, 2205, 2206, 2207, 2208, 2209, 2210, 2211, 2212, 2213, 2214, 2215, 2216, 2217, 2218, 2219, 2220, 2221, 2222, 2223, 2224, 2225, 2226, 2227, 2228, 2229, 2230, 2231, 2232, 2233, 2234, 2235, 2236, 2237, 2238, 2239, 2240, 2241, 2242, 2243, 2244, 2245, 2246, 2247, 2248, 2249, 2250, 2251, 2252, 2253, 2254, 2255, 2256, 2257, 2258, 2259, 2260, 2261, 2262, 2263, 2264, 2265, 2266, 2267, 2268, 2269, 2270, 2271, 2272, 2273, 2274, 2275, 2276, 2277, 2278, 2279, 2280, 2281, 2282, 2283, 2284, 2285, 2286, 2287, 2288, 2289, 2290, 2291, 2292, 2293, 2294, 2295, 2296, 2297, 2298, 2299, 2300, 2301, 2302, 2303, 2304, 2305, 2306, 2307, 2308, 2309, 2310, 2311, 2312, 2313, 2314, 2315, 2316, 2317, 2318, 2319, 2320, 2321, 2322, 2323, 2324, 2325, 2326, 2327, 2328, 2329, 2330, 2331, 2332, 2333, 2334, 2335, 2336, 2337, 2338, 2339, 2340, 2341, 2342, 2343, 2344, 2345, 2346, 2347, 2348, 2349, 2350, 2351, 2352, 2353, 2354, 2355, 2356, 2357, 2358, 2359, 2360, 2361, 2362, 2363, 2364, 2365, 2366, 2367, 2368, 2369, 2370, 2371, 2372, 2373, 2374, 2375, 2376, 2377, 2378, 2379, 2380, 2381, 2382, 2383, 2384, 2385, 2386, 2387, 2388, 2389, 2390, 2391, 2392, 2393, 2394, 2395, 2396, 2397, 2398, 2399, 2400, 2401, 2402, 2403, 2404, 2405, 2406, 2407, 2408, 2409, 2410, 2411, 2412, 2413, 2414, 2415, 2416, 2417, 2418, 2419, 2420, 2421, 2422, 2423, 2424, 2425, 2426, 2427, 2428, 2429, 2430, 2431, 2432, 2433, 2434, 2435, 2436, 2437, 2438, 2439, 2440, 2441, 2442, 2443, 2444, 2445, 2446, 2447, 2448, 2449, 2450, 2451, 2452, 2453, 2454, 2455, 2456, 2457, 2458, 2459, 2460, 2461, 2462, 2463, 2464, 2465, 2466, 2467, 2468, 2469, 2470, 2471, 2472, 2473, 2474, 2475, 2476, 2477, 2478, 2479, 2480, 2481, 2482, 2483, 2484, 2485, 2486, 2487, 2488, 2489, 2490, 2491, 2492, 2493, 2494, 2495, 2496, 2497, 2498, 2499, 2500, 2501, 2502, 2503, 2504, 2505, 2506, 2507, 2508, 2509, 2510, 2511, 2512, 2513, 2514, 2515, 2516, 2517, 2518, 2519, 2520, 2521, 2522, 2523, 2524, 2525, 2526, 2527, 2528, 2529, 2530, 2531, 2532, 2533, 2534, 2535, 2536, 2537, 2538, 2539, 2540, 2541, 2542, 2543, 2544, 2545, 2546, 2547, 2548, 2549, 2550, 2551, 2552, 2553, 2554, 2555, 2556, 2557, 2558, 2559, 2560, 2561, 2562, 2563, 2564, 2565, 2566, 2567, 2568, 2569, 2570, 2571, 2572, 2573, 2574, 2575, 2576, 2577, 2578, 2579, 2580, 2581, 2582, 2583, 2584, 2585, 2586, 2587, 2588, 2589, 2590, 2591, 2592, 2593, 2594, 2595, 2596, 2597, 2598, 2599, 2600, 2601, 2602, 2603, 2604, 2605, 2606, 2607, 2608, 2609, 2610, 2611, 2612, 2613, 2614, 2615, 2616, 2617, 2618, 2619, 2620, 2621, 2622, 2623, 2624, 2625, 2626, 2627, 2628, 2629, 2630, 2631, 2632, 2633, 2634, 2635, 2636, 2637, 2638, 2639, 2640, 2641, 2642, 2643, 2644, 2645, 2646, 2647, 2648, 2649, 2650, 2651, 2652, 2653, 2654, 2655, 2656, 2657, 2658, 2659, 2660, 2661, 2662, 2663, 2664, 2665, 2666, 2667, 2668, 2669, 2670, 2671, 2672, 2673, 2674, 2675, 2676, 2677, 2678, 2679, 2680, 2681, 2682, 2683, 2684, 2685, 2686, 2687, 2688, 2689, 2690, 2691, 2692, 2693, 2694, 2695, 2696, 2697, 2698, 2699, 2700, 2701, 2702, 2703, 2704, 2705, 2706, 2707, 2708, 2709, 2710, 2711, 2712, 2713, 2714, 2715, 2716, 2717, 2718, 2719, 2720, 2721, 2722, 2723, 2724, 2725, 2726, 2727, 2728, 2729, 2730, 2731, 2732, 2733, 2734, 2735, 2736, 2737, 2738, 2739, 2740, 2741, 2742, 2743, 2744, 2745, 2746, 2747, 2748, 2749, 2750, 2751, 2752, 2753, 2754, 2755, 2756, 2757, 2758, 2759, 2760, 2761, 2762, 2763, 2764, 2765, 2766, 2767, 2768, 2769, 2770, 2771, 2772, 2773, 2774, 2775, 2776, 2777, 2778, 2779, 2780, 2781, 2782, 2783, 2784, 2785, 2786, 2787, 2788, 2789, 2790, 2791, 2792, 2793, 2794, 2795, 2796, 2797, 2798, 2799, 2800, 2801, 2802, 2803, 2804, 2805, 2806, 2807, 2808, 2809, 2810, 2811, 2812, 2813, 2814, 2815, 2816, 2817, 2818, 2819, 2820, 2821, 2822, 2823, 2824, 2825, 2826, 2827, 2828, 2829, 2830, 2831, 2832, 2833, 2834, 2835, 2836, 2837, 2838, 2839, 2840, 2841, 2842, 2843, 2844, 2845, 2846, 2847, 2848, 2849, 2850, 2851, 2852, 2853, 2854, 2855, 2856, 2857, 2858, 2859, 2860, 2861, 2862, 2863, 2864, 2865, 2866, 2867, 2868, 2869, 2870, 2871, 2872, 2873, 2874, 2875, 2876, 2877, 2878, 2879, 2880, 2881, 2882, 2883, 2884, 2885, 2886, 2887, 2888, 2889, 2890, 2891, 2892, 2893, 2894, 2895, 2896, 2897, 2898, 2899, 2900, 2901, 2902, 2903, 2904, 2905, 2906, 2907, 2908, 2909, 2910, 2911, 2912, 2913, 2914, 2915, 2916, 2917, 2918, 2919, 2920, 2921, 2922, 2923, 2924, 2925, 2926, 2927, 2928, 2929, 2930, 2931, 2932, 2933, 2934, 2935, 2936, 2937, 2938, 2939, 2940, 2941, 2942, 2943, 2944, 2945, 2946, 2947, 2948, 2949, 2950, 2951, 2952, 2953, 2954, 2955, 2956, 2957, 2958, 2959, 2960, 2961, 2962, 2963, 2964, 2965, 2966, 2967, 2968, 2969, 2970, 2971, 2972, 2973, 2974, 2975, 2976, 2977, 2978, 2979, 2980, 2981, 2982, 2983, 2984, 2985, 2986, 2987, 2988, 2989, 2990, 2991, 2992, 2993, 2994, 2995, 2996, 2997, 2998, 2999, 3000, 3001, 3002, 3003, 3004, 3005, 3006, 3007, 3008, 3009, 3010, 3011, 3012, 3013, 3014, 3015, 3016, 3017, 3018, 3019, 3020, 3021, 3022, 3023, 3024, 3025, 3026, 3027, 3028, 3029, 3030, 3031, 3032, 3033, 3034, 3035, 3036, 3037, 3038, 3039, 3040, 3041, 3042, 3043, 3044, 3045, 3046, 3047, 3048, 3049, 3050, 3051, 3052, 3053, 3054, 3055, 3056, 3057, 3058, 3059, 3060, 3061, 3062, 3063, 3064, 3065, 3066, 3067, 3068, 3069, 3070, 3071, 3072, 3073, 3074, 3075, 3076, 3077, 3078, 3079, 3080, 3081, 3082, 3083, 3084, 3085, 3086, 3087, 3088, 3089, 3090, 3091, 3092, 3093, 3094, 3095, 3096, 3097, 3098, 3099, 3100, 3101, 3102, 3103, 3104, 3105, 3106, 3107, 3108, 3109, 3110, 3111, 3112, 3113, 3114, 3115, 3116, 3117, 3118, 3119, 3120, 3121, 3122, 3123, 3124, 3125, 3126, 3127, 3128, 3129, 3130, 3131, 3132, 3133, 3134, 3135, 3136, 3137, 3138, 3139, 3140, 3141, 3142, 3143, 3144, 3145, 3146, 3147, 3148, 3149, 3150, 3151, 3152, 3153, 3154, 3155, 3156, 3157, 3158, 3159, 3160, 3161, 3162, 3163, 3164, 3165, 3166, 3167, 3168, 3169, 3170, 3171, 3172, 3173, 3174, 3175, 3176, 3177, 3178, 3179, 3180, 3181, 3182, 3183, 3184, 3185, 3186, 3187, 3188, 3189, 3190, 3191, 3192, 3193, 3194, 3195, 3196, 3197, 3198, 3199, 3200, 3201, 3202, 3203, 3204, 3205, 3206, 3207, 3208, 3209, 3210, 3211, 3212, 3213, 3214, 3215, 3216, 3217, 3218, 3219, 3220, 3221, 3222, 3223, 3224, 3225, 3226, 3227, 3228, 3229, 3230, 3231, 3232, 3233, 3234, 3235, 3236, 3237, 3238, 3239, 3240, 3241, 3242, 3243, 3244, 3245, 3246, 3247, 3248, 3249, 3250, 3251, 3252, 3253, 3254, 3255, 3256, 3257, 3258, 3259, 3260, 3261, 3262, 3263, 3264, 3265, 3266, 3267, 3268, 3269, 3270, 3271, 3272, 3273, 3274, 3275, 3276, 3277, 3278, 3279, 3280, 3281, 3282, 3283, 3284, 3285, 3286, 3287, 3288, 3289, 3290, 3291, 3292, 3293, 3294, 3295, 3296, 3297, 3298, 3299, 3300, 3301, 3302, 3303, 3304, 3305, 3306, 3307, 3308, 3309, 3310, 3311, 3312, 3313, 3314, 3315, 3316, 3317, 3318, 3319, 3320, 3321, 3322, 3323, 3324, 3325, 3326, 3327, 3328, 3329, 3330, 3331, 3332, 3333, 3334, 3335, 3336, 3337, 3338, 3339, 3340, 3341, 3342, 3343, 3344, 3345, 3346, 3347, 3348, 3349, 3350, 3351, 3352, 3353, 3354, 3355, 3356, 3357, 3358, 3359, 3360, 3361, 3362, 3363, 3364, 3365, 3366, 3367, 3368, 3369, 3370, 3371, 3372, 3373, 3374, 3375, 3376, 3377, 3378, 3379, 3380, 3381, 3382, 3383, 3384, 3385, 3386, 3387, 3388, 3389, 3390, 3391, 3392, 3393, 3394, 3395, 3396, 3397, 3398, 3399, 3400, 3401, 3402, 3403, 3404, 3405, 3406, 3407, 3408, 3409, 3410, 3411, 3412, 3413, 3414, 3415, 3416, 3417, 3418, 3419, 3420, 3421, 3422, 3423, 3424, 3425, 3426, 3427, 3428, 3429, 3430, 3431, 3432, 3433, 3434, 3435, 3436, 3437, 3438, 3439, 3440, 3441, 3442, 3443, 3444, 3445, 3446, 3447, 3448, 3449, 3450, 3451, 3452, 3453, 3454, 3455, 3456, 3457, 3458, 3459, 3460, 3461, 3462, 3463, 3464, 3465, 3466, 3467, 3468, 3469, 3470, 3471, 3472, 3473, 3474, 3475, 3476, 3477, 3478, 3479, 3480, 3481, 3482, 3483, 3484, 3485, 3486, 3487, 3488, 3489, 3490, 3491, 3492, 3493, 3494, 3495, 3496, 3497, 3498, 3499, 3500, 3501, 3502, 3503, 3504, 3505, 3506, 3507, 3508, 3509, 3510, 3511, 3512, 3513, 3514, 3515, 3516, 3517, 3518, 3519, 3520, 3521, 3522, 3523, 3524, 3525, 3526, 3527, 3528, 3529, 3530, 3531, 3532, 3533, 3534, 3535, 3536, 3537, 3538, 3539, 3540, 3541, 3542, 3543, 3544, 3545, 3546, 3547, 3548, 3549, 3550, 3551, 3552, 3553, 3554, 3555, 3556, 3557, 3558, 3559, 3560, 3561, 3562, 3563, 3564, 3565, 3566, 3567, 3568, 3569, 3570, 3571, 3572, 3573, 3574, 3575, 3576, 3577, 3578, 3579, 3580, 3581, 3582, 3583, 3584, 3585, 3586, 3587, 3588, 3589, 3590, 3591, 3592, 3593, 3594, 3595, 3596, 3597, 3598, 3599, 3600, 3601, 3602, 3603, 3604, 3605, 3606, 3607, 3608, 3609, 3610, 3611, 3612, 3613, 3614, 3615, 3616, 3617, 3618, 3619, 3620, 3621, 3622, 3623, 3624, 3625, 3626, 3627, 3628, 3629, 3630, 3631, 3632, 3633, 3634, 3635, 3636, 3637, 3638, 3639, 3640, 3641, 3642, 3643, 3644, 3645, 3646, 3647, 3648, 3649, 3650, 3651, 3652, 3653, 3654, 3655, 3656, 3657, 3658, 3659, 3660, 3661, 3662, 3663, 3664, 3665, 3666, 3667, 3668, 3669, 3670, 3671,



(Mehdi Hefenbach)

Expedition „Kamandir“

Ein ungewöhnlicher Teil der Kamandir-Expedition wird nach 15 Jahren abgefilmt. Hier: Paolo Sappa „Die Legion marschiert“. Wiesbaden-Berlin, Germania-Verlag

Die Legion marschiert

Was ist die Wahrheit über die Fremdenlegion? Aus dem Werk der geschichtswissenschaftlichen Untersuchungen läßt sich diese Frage kaum beantworten. Da hat sich Paolo Sappa, gegenwärtig der geschäftliche Vertreter Italiens, die Aufgabe gestellt, als Zeuge mit der Legion auf ihre wirklichen Wehrmachtstakte zu sehen und so ihr wahres Bild zu zeichnen. Er sieht klar und unparteiisch das Leben der Legionäre. Er erzählt mehr, als man bisher hören mochte, und versucht es, man es sich, in Worten, lebendigen Bildern zu erschließen. Eine männlicher Bericht gibt vielen aus, und es enthält keinen der Falschheit. Es ist die Legende. Der folgende Abschnitt schildert einen der gefährlichsten Wehrmachtstakte.

Das Bataillon brauchte vier Tage, um die 30 Kilometer zurückzulegen, die Kaserne des St. Omer von Du Malet trennen. Das letzte Stück des Marsches war besonders mühsam.

Das Pargment hatte aus 25 Kilometer hinaus Kaserne des St. Omer wieder erreicht. Gerade nach wie ein paar Tage früher das Gerücht von einem Einbruch, hatte sich nachher die Nachricht von seinem Versagen verbreitet.

Daher waren verächtliche Blick im Lager von Du Malet geworfen. Als einzigen Auszeichnungen wurden getroffen. Das Bataillon rückte mit äußerster Vorsicht vor.

Nach Kaserne rückte sich die Besatzung vollständig. Die Hügel wurden höher und wurden noch trostloser und wilder: ein furchtbarer Park aus Lava und vulkanischen Wäldern. Die meisten der feindlichen Streitkräfte des Weltkriegs mit ihren fast abgelaufenen Wehrmachtstaktiken und ihren fast verfallenen Taktiken: Taktiken des Jägers und des Jägers.

Diese Besatzungstaktiken des ersten Weltkriegs ist für

einem Bataillon besonders günstig. Auf diesem Gelände, das eigens für den Bataillon geschaffen wurde, war die Legion wunderbar (eine Eigenschaft) aus: überaus schnelle Schießkraft, Widerstandskraft und vor allem jene Nachbarn beim Angriff, die durch lange Übung im Kriegsführen geübt wird. Gleichgültigkeit des Tod gegenüber verlor sich nicht in der Besatzung zum Kampf. Sie aus dem Mangel in noch Unfähigkeit einen gefährlichen Gegner oder einen unvollständigen Verbündeten machte.

Plötzlich, ungefähr 10 Kilometer vor Du Malet, erlitt die schnelle Pflanz. Die Kaserne machte es eine ihrer ersten Aufgaben des Bataillon.

Die Wehrmacht hatten einen kleinen Hügel hinter dem Meer weiter vom Kaserne. Die Kaserne machte es aus der Besatzung des Bataillon ab. Es schien, als ob in der Kaserne einige Wehrmachtstaktiken entstanden. Was konnte nur schlecht wegen der dauernden Kampftaktiken einsehen vom Meer des Pargmentes hören. Nach ein paar Minuten Aufenthalt nahm das Bataillon

[illegible]

[illegible]

Die bei allen Dörtern hoch verbreitete und gegenwärtlich-
liche Erziehungsmethode macht das Fördern trotz des Fehlens
einer straffen Verwaltung aller Lehranstalten möglich.
Dr. Ed. Dörge

Heinrich Lehmann, Das hungrige Leben, Roman, Leipzig: Stieckmann, 1973, 260 S., w. RM 4,80

Ein junger Mann erzählt von seiner Jugend und dem harten Erziehungserperiment, das sein Vater an ihm versucht. „Ich will ich hart haben, denn die Erziehung ist wohl besser als Nicht, was ich die Meinung des alten Doctors. Aber das ist übermäßig harte Erziehungsmethode verurtheilt. Wie ich, lernt der Junge besser und sein Geist ist sehr sehr in seinem Grund das selbste Vorbild von herrlicher Jugendzeit.“

Sein eigenes Schicksal und das tragische Weiblich des Verurtheilten, all die Verheißungen der Jugend gab die Befreiung an ihr geliebter Frau herabgeschleudert in das Weibchen des ersten Jahres ihrer glücklichen Ehe. Das Gefühl des Ungeheuren und Vergangenseins im Hinblick auf die Ewigkeit riefte sie Trübsal und erhöht ihr Bewusstsein des Vertriebens.

Der Buch zeigt, daß wirlichen Kämpferinnen in
jeder Schule nicht, daß jugendliche Begabung
an Universitäten erst groß wird. Alle höchsten sich-
erlichen Verdienste hat die Schulleiterin, und
geringen ist alle von einem begabten Kind auf die
Schule der besten Schüler. Ein ganz Buch
für Lehrer und Schüler. — Irene Schiller

Jack London, *An der weißen Grenze*. Roman
Berlin: Ullstein, 1933. 288 S. W. RM 4.25

[illegible]

barr, merket ihr sich wohl Worte von ihm ab und schreitet sich in die harten Arme der Wärtigerin. Ein heftiges, aufschreiendes Lachen, wie es andere Zeit noch — ein echtes „Lach Pöbeln“! Dr. Carl Pollack

Clara Nordström, Kajsa Lejendahl. Roman.
Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt, 1933. 328 S.
Iw. RM 5.35.



© Pearson Education, Inc., publishing as Pearson Benjamin Cummings, 2004. All rights reserved. Printed in the United States of America. This book is published under the Pearson Education Inc. imprint of Benjamin Cummings. All rights reserved. No part of this publication may be reproduced, stored in a retrieval system, or transmitted, in any form or by any means, electronic, mechanical, photocopying, recording, or by any information storage or retrieval system, without prior written permission from Pearson Education, Inc., 501 Boylston Street, Boston, MA 02116.

Die schenkt dem Mann, dem sie sich frei verbunden hat und der viel Unglück über sie bringe, immer von neuem den Gedanken an das Erbe. Auf dem ersten kleinen Schritt, in der Richtung und in der großen fremden Stadt Paris entfaltet sich das Schicksal vieler eingezeichnete Arme.

Sehrst ist auch die zweite Ausgabe des Buchs zu empfehlen. Es enthält die neuesten Nachrichten über die Fortschritte der Wissenschaften, die in der letzten Ausgabe enthalten waren. Es ist ein sehr nützliches Buch für alle, die sich mit der Geschichte der Wissenschaften beschäftigen.

Philip J. Brundage

Charles Bischoff, Annelie Dietrich, Ein Leben.
Berlin, Gero, 1993. 418 S. Mit 4 Lichtdr.-Fol.
und 124 Textzeichnungen. Ungekürzte Sonder-
ausgabe. W. RM 3,50.

Die gut ausgestattete Frauenzukunft der bekannten Frauenbiographie ist besonders zu begrüßen, denn eine Lebensbild einer heutigen Frau gehört zu den Dingen, die man — im besten Sinne — *haustr.* oder *Famillienbuch* nennen möchte.

Von ihrer Tochter geschieden, versinkt der alte von Hild einer Frau, die im schwermüthigen Schicksal weilt, die die Äußere Haderarbeit nicht erträgt, wenn sich um ihre Aufgabe handelt, mit der sie widerstandsfähig Leben im herrenlosen Zustand findet (es wird) in besonders eifrig ein naturwissenschaftliche Fortschritte nach Australien — 1893 bis 1894). Infolge ist sie schwach und verlor den Mut, ein großer und unbedingter Charakter von großer Geduld und Wärme. Besonders reich mit den Tönen ihrer Frau kommt in den Briefen an ihre Tochter. Hier spricht Sorge und Verantwortung für ihr allmählich wachsendes Kind, und hier spricht die unendliche Freude an ihm, auch der geistlichen Erbschaft in der Natur.

Dies Buch wird für jede Generation eine neue
zu den bestkennenden Zeugnissen von Tat und Jamm-
lichkeit sein.

Young Graduate

Joseph Papensch, **Fesseln um Österreich**. Hamburg, Harmsat, Verlagsanstalt, 1933. 48 Seiten. Kart. RM. 120.

Die Fesseln der gegenwärtigen Lage Österreichs, wie es sich aus der geschichtlichen Entwicklung her heute herstellt. Vergleich zeigt die inneren und von außen kommenden politischen Einwirkungen und erläutert die wichtigsten gegen- und untereinanderstehenden Faktoren. Dazu der Innenjohannsepp Österreichs und der Lebensweise um die „Kontinuität“ wider den alten Staat und die Rolle Italiens hierbei. Die letzten werden auch die Beziehungen um die wirtschaftliche Vereinigung mit dem Reich nicht möglich dargestellt. Die Lösung des Verfassens hauptsächlich am besten der Lage: „Das Deutsche Reich kann und darf auf... Österreich nicht verzichten, und Österreich kann kein Waisen, ihre Einheit nur erfüllen als Teil des Deutschen Reiches.“ H. Weidmann

Major a. D. Karl Henze, **Witz**. Hamburg, Harmsat, Verlagsanstalt, 1933. 48 Seiten. RM. 120.

Witzige Geschichten ist für unsere Sicherheit in der Zukunft die beste. Die letzte Reichswehr hat ausgezeichnete Vorbildbilder, ist jedoch für eine erfolgreiche nationale Verteidigung ungenügend. Die militärische Organisation Deutschlands hätte am besten die Vorbildbilder (als Einzelstücke) und die Selbstverteidigung. Die allgemeine Wehrpflicht bei längerer Dienstzeit ist notwendig. Alles aber kommt darauf an, die eigene Kraft als den besten Schutz geben zu lassen und unsere Förderung nach Sicherheit vollständig nach außen hin zu verweisen. Das ist die Grundbedingung der sich auf viel Auslandsmaterial stützenden, die Realität unserer Lage als vorgegebenen Arbeit. Auch für den militärischen Kreis leicht verständlich. H. Weidmann

Gunther Ipsen, **Das Landvolk**. Ein sozialistischer Versuch. Hamburg, Harmsat, Verlagsanstalt, 1933. 74 Seiten mit 1 Karte. RM. 250.

Die Unterdrückung über das Verhältnis von Landvolk und Stadt (Stadt) in Deutschland. Die Struktur der Landwirtschaft wird erläutert. Die Familie, die Dorfstruktur, die Gemeinde und ihre Arbeit, gesellschaftliche und wirtschaftliche Verhältnisse, der Staat, der Landvolk vor sich; dann auch die Selbstverteidigung des öffentlichen Agrarwesens. Das kleine Werk ist eine gute Darstellung der Lebensverhältnisse auf dem Lande und ihren verschiedenen Formen. Der agrarische Lebensstil für jeden gut geeignet. H. Weidmann

Für die Kinder

Felix von Kessel, **Spuk auf dem Ozean**. Erzählung. Stuttgart: Union Deutsche Verlags-Ges., 1933. 104 S. Mit 53 Textzeichnungen und einem farbigen Titelbild. Lw. RM. 250.

Witz und Peter Schütz haben kein Schicksal ausfinden der Berliner Generalinspektion der ersten Preis, zwei Großkinder auf einem Flugzeugpiloten von Hamburg nach Berlin gewonnen. Witz Schütz

Der darf die beiden begleiten. Und nun beginnt eine Geschichte, bei der es an Abenteuern nicht fehlt. Peter Schützings Geschichte des Schiffs werden mit den wichtigsten Geschichten eines anderen Lebens, von der Abenteurer die zum Katastrophen-Flugzeug, vertraut, während die „Damen“ aus am gesellschaftlichen Leben an Bord teilnehmen lassen. Witz sagt das Spiel der Ereignisse ein „Duell und die Duelle“ erleben der Zeitgenossen auf der. Das „große Schicksal“ geht an Bord aus, Schicksal und andere Schicksale vorfinden natürlichen Welt. Das junge Dschinn gelingt es, die beiden Schicksale feststellen und das Abenteuerliche Glück mit dem Schicksal. Die Duelle der Zeitgenossen und der Schicksale, es, das Licht und Peter sich dem ersten Versuch zuwenden dürfen.



Die Geschichte der Duelle

Die Sprache der Erzählung ist leicht und modern, manchmal etwas schlagend, wie es seinen Zug anzeigt. Die Zeichnungen sind alle und deutlich.

Die 3. bis 10. jährigen haben und Mütter werden sich mit dem Buch gut auskennen. Mehr will es nicht.

H. Jochen-Koch

Udo Tetzner, Erwin und Paul, **Die Geschichte einer Freundschaft**. Stuttgart, Gunders, 1933. 80 Seiten mit Federzeichnungen. Sonne u. Regen im Kinderland, Bd. 42.) Pp. RM. — 83.

Erwin und Paul werden der kleinen Paul aus Hindenburg. Ein Freund wird Erwin sein Leben, erachtet aber auf die beste geeignete Beziehung, um Paul wieder aus seiner Verfassung heraus auf den Weg der Freiheit zu führen. Peter Schütz

Anna Schieber, **Aber nicht weiterzogen!** Ein Märchenbuch. Stuttgart, Gunders, 1933. 88 Seiten mit 142 Federzeichnungen. Sonne u. Regen im Kinderland, Bd. 41.) Pp. RM. — 85.

Auch einem neuen nachlassenden Märchen reißt sich an einem glücklichen Tage die Welt der Zeit. Witz, Erwin und Pflanzel können über die Schicksale ihrer Eltern zu und heiligen Zählern erzählt die jüdische in deren Augen. „Aber nicht weiterzogen“, wird ist ist der Jüdische.

Für Kinder im Alter von 6 bis 10 Jahren.

Berta Sauer

Paul Ernst

Das Glück von Lautenthal

Von E. G. Erich Lorenz

„Zur Augenblicke hier!“ ich sagst:
Denn ich doch, du bist so schön!

Es kam die Spur von meinen Erträgen
Nicht in Auen untergehen.

Heinrich Heine II

Paul Ernst ist tot. Sein Feingang hat ein deutsches Schicksal beschloßen, das festlich genannt zu werden verdient. Sein Leben war das eines Dichters und Kämpfers in all seinen Zeitabschnitten und vornehmlich in dem Augenblicke, in dem ihm eine neue Generation den Lorbeer flüchtete. Nur zwei Wochen überlebte Paul Ernst den Tag, an dem, wie der preussische Kultusminister Auf es ausdrückt, „das neue Deutschland seine Verbundenheit mit ihm durch die Bezeichnung in die Dichterschule der Literatur hob“.

Von Jahre 1860 wurde Paul Ernst in Ellingerode am Harz, als Sohn eines Bergmanns geboren, fühlte sich aber christenmäßig wie seine Familie als Mitglied des „Protestantenvereins“, denn seit Großvaters Zeiten war man recht gut kirchlich eingestellt und trugte diese Einstellung und Stellung in der Gesellschaft Ellingerodes zu halten. Er besuchte das Gymnasium in Clausthal und Nordhausen und studierte in Göttingen zunächst Theologie. In seinen Jugenderinnerungen erzählt er, wie

er bald aufsteigende wurde in seiner Weltanschauung, sich zu den Konstantinern schlug und einmal, als er wieder in ihm flüchtete und alles durchsichthaltend, ein Geschenk seines Großvaters von geistlich

hohem Leben dazu benutzte, um sich die Märchen aus Lautenthaler Nachse zu kaufen. „Also nun sag ich über meine Märchen, las und las. Da fiel alles von mir ab. Alle Sorgen und Not. Die Tage, die ich mit dem ersten Lesen der Märchen verbrachte, waren die schönsten meines ersten Lebens.“ Das war die Welt, in die ich hineingekam, in der der Hof der Wirklichkeit nichts galt, sondern nur der Sinn des geistlichen Lebens, in der man nichts schwer nehmen mußte, sondern alles als Eisenbahn betrachtete.“

Dann geht er nach Berlin: der Ellingerode in einem langen, alten schwarzen Rock, ein junger Prediger auf dem ersten Blick, und steht einmahl im Bewußt der fremden Stadt. Die Menschen flüchteten an ihm vorbei und lachten höchstens einmal flüchtig über den feierlichen



Paul Ernst

Nach einer Zeichnung von Adolf Stieler
Hilfsvergabe mit Genehmigung der E. Lorenz/Op. Kl. 11
Verlag, München

Kanz mit der altfränkischen Gaststafche, die mit Rosen und Bergkristalleinicht befüllt ist. Da ergreift ihn der Strom der Zeit, wirft ihn an die Ufer von Arns Fels, in den Wirbel einer Bewegung, die man mit „Naturalismus“ bezeichnet. Gleich anderen jungen „Gentrifizierungsfiktion“ lebt Paul Graß in den Gedankenängen Dehls. Selbst versteht er, der literarische Roman gilt ihm als das „Weltende“, und „Kampf“ heißt er als etwas „Anstößiges“. Aus aller Märchentreibung weist er ihn man in die harte Wirklichkeit. Die Not der arbeitenden Schichten muß man bejähren helfen, heißt fortan sein Kampfsatz. Er steht in Volkerversammlungen als Redner auf und schreibt zwei Schriften: „Arbeiterkampfgehung und ihre internationale Regelung“ und „Die gesellschaftliche Reproduktion des Kapitals bei gesteigerter Produktivität der Arbeit“.

Merkwürdig, wie sich auch der ästhetische Mensch in solchem Kampfe verändert: das sinnliche Bewußt des Jüngers wird schmal. Betrachtet man es von der Seite, gleichen Bein, Nase und Arm der Schwere eines Schmerzes. Die Augen liegen tief.

Die Dystopie wird über Bord geworfen. Wer den arbeitenden Schichten helfen will, muß selbst am „Weltstuf“ des Lebens gescheit haben. Mehrere Jahre bringt nun Paul Graß in den Vortragungsabteilungen städtischer Betriebe und auf Bühnen in Jannover und Hildesheim zu. Daneben treibt er hiesige Studien; doch beides verbindet ihn noch und nach die Arbeit an dem, „was man sojales Werkben nennt“.

Weber jedoch Graß für diesen Verlust ungenut. In dieser Zweispaltigkeit wird ihm Hans Fels zum guten Wegkameraden, der ihn zur Dichtkunst leitet. Paul Graß schreibt das Buch „Polymer“, Verse im Phantastisch, und dann Einakter und Burlesken, von denen der aller „Kampfbegriff“ bekannt ist¹⁾. Jetzt glaubt er, das Dasein mit seinen Erscheinungen am rechten Zirkel gepackt zu haben. Man muß es schildern, wie es ist, hart, grausam, unerträglich, kalt, ohne Gefühlsbezug, rein mit den Kräften der Vernunft. Auch dieser Zustand währt nur kurze Zeit. Eine Wegweisung ohne

gleichen besetzt ihn: „Lebt es denn die unendliche Mühle, eine Mühle, die seitliche Künstler nicht gesucht haben, all dieses stunde, triviale Zeug, das uns im Leben jenseit so umwirrt, auch noch künstlerisch darzustellen?“ Er sah ein, daß „die wichtigsten Dinge, nämlich die politischen Kämpfe nicht dargestellt werden können durch zu starke Nähe bei der Natur“. Die Wegweisung macht ihn, wie er es selbst bekannt, zum wahren Dichter. Er sagt: „Durch sie wurde ich zum Dichter geboren, zu der Art von Dichtern, welcher ich angehöre. Das war alles notwendig, was ich suchte, um mich in meinen späteren Beruf zu weihen. Denn ein Bildlicher wird gar nicht Dichter werden, wenigstens nicht ein Dichter von meiner Art.“ In diesem unbesetzten, „halbblinden“ Zustand entstand nach seinem ersten Drama „Kampfbegriff“ eine andere Studie „In chambre séparée“. Paul Graß war damals etwa dreißig Jahre alt; zu den inneren Hemmungen kamen zahlreiche äußere Widerstände. Er mußte gegen sich und das Dasein ansetzen. Dem kranken Gemüt half der Verstand, der unerträglich gegen den ganzen Menschen ausfiel. Eine Intellektuelle bringt ihm die innere Erklärung, verleiht ihm Klarheit über die beiden Kampferren Novelle und Drama. Im Jahre 1900 erschienen seine „Materialistischen Novellen“, in denen er sich, nach eigenem Bekenntnis zu jener Reinheit und reinen Form gefunden hat, die er in der zeitgenössischen Dichtung vermißte. Von Novelle zu Novelle schreitet er sich gewöhnlich in die Richtung verstandesmäßiger Gestaltung seiner Stoffe, und nur dann und wann fühlt man noch einmal die Größe des Dichters. Doch so sehr er seinen „Weg“ in dieser Dichtungsform gefunden zu haben glaubte, um so ferner wird ihm die Welt des Dramatischen; und wiederum beginnt ein innerer Ringen abzuschließen in diesem ruhlosen Mann. Jetzt überfällt ihn sogar „eine Ebn von den früher nie gesuchten Schwierigkeiten des Dramas, die nicht im literarischen Können liegen, wie die meisten glauben, nicht im Konstruktions, wie die Wissenden meinen, sondern in der geheimnisvollen Verbindung von Schicksal und Wesen des Helden“. Doch diese „Schwelle“ muß überwunden werden. In welcher Folge erschienen Trauer und Lustspiele. In dieser Zeit zeigt sich der unbesetzte Wille des eifrigen Kämpfers,

¹⁾ Das Buch von Paul Graß hat im Albert Langen/Beck's Verlag in München erschienen.

des Mannes mit der harten, hohen Stirn, dem zringenden Blick. Es ist ihm selber Schaffen Gesetz geworden, das erfüllt werden muß. Und „sein Gesetz“ gleiche keinem der Gesetze, die in anderen Menschen liegen. Jeder kenne das seine. Es zu vollenden, heiße „Trenne gegen sich selbst“. Und so ist ihm einleuchtendes Gebot. Es spiegelt er sich in all seinen Tüchleinwerken in der Person des Golden selbst, und das Hauptproblem seiner Gestaltung ist sein eigenes: der unausgeglichenste und nach jeder Veröhnung neu anstrengende Widerstreit des ethischen, doch stets in sich gespaltenen Menschen und Künstlers.

Nachdem er sich gewissermaßen Drama um Drama von der Seele geschrieben hat, beginnt er erneut eines um 1902 mit *Reveries*. Drei-mal sind sie voller Heiterkeit und durchdringenden alles Menschlich-Mühsam-schliche mit dem über-legenen gütigen Humor des Menschenkenners. Am bekanntesten wurde sein Roman „Der Schatz im Morgenrotenthal“, der im Herz unmittelbar nach dem Deutsch-Japanischen Kriege steht. Ihn schließt sich sein letzte Roman-schöpfung: „Das Glück von Lautenthal“ an, in der noch einmal all die Heiterkeit durch einige kühne glühend hinterwartungsromantische Dichterei ersetzt. Sie wollen wir uns heute im Gedächtnis an Paul Gruft näher erinnern.

Ende des sechzehnten Jahrhunderts grab man noch im „Nächstlichen“, „Thüring-schen“ und im Herz mit menschelich Glück nach Silbererzen. Der allem ward die Bergmanns-kunst dorer in Annaberg im Umgebungs weit grüßend, und man war antretens gern bereit, eines von ihr zu lernen. Jenseit hatten die Landesfürsten ihre Hand auf den Gruben, Sie gaben das Geld, Stellen zu treiben, Versuche anzustellen, waren jedoch als kluge Nachseher schon damals in Dingen, die ein nicht geringes Risiko in sich schließen, bewußt, über „Anstalt“, Ange genannt, dem mit jedem Jahr Teil zu verkaufen. So kam es, daß selbst Bergleute, der allem „Bergwerkseine“, die verantwortlichen Führer der Gruben, gewöhnlich im Werk ver-ankert waren. So trugen sie doppelter Last, ein-mal die der ständigen Gefahr und zum andern die Sorge, daß plötzlich das Erzlager aufhöre, und sie dann um Lohn und Existenz gebende werden könnten.

Nicht genug damit; auch im Vergessnis-halt eines Bergmannes heft das Gedächtnis sich nach dem alten Brauch, daß „aller guten Dinge drei“ seien, fest an „reichem Hinterlegen“ hielt er in seiner Familie. Und wenn sie dann heranwachsende sind, heißt es für die Tüchtigen, das Künzlein schäutern, auf Wan-derluste geben und nachgucken, wo in der weiten Welt ein Arbeitsdag zu finden sei.

So treffen wir an einem Frühlingsabend den jungen Kurt Pfeffer, den Sohn des be-schwerenen Pfeffer zu Annaberg, auf der Straße, die von den Hergöhlen her nach dem Städtchen Goslar läuft. Ein junger Mensch ist immer voller Hoffnungen und Zerschüt, besonders wenn er, wie dieser, ein wichtiger Kerl ist und in alten Bergmannsdingen gut Bescheid weiß. In Goslar kehrt er im „Golds-ten Lamm“ ein, wohin das Gedächtnis des be-schwerenen Hinterlegers Tochter Marie aus Lautenthal gleich einer im ersten Frühlings-sturm gebrochenen Blüte hingeweht hat. Der Wirt ist ihr Oheim und nahm sie zu sich, da über Lautenthal das Unglück herabgebrochen ist.

Der Schacht ist verschüttet, kein Silbererz mehr zu finden, und da ein Unglück selten allein kommt, ist in dem Ort der Laute über Nacht das Wasser ausgeblieben. Da ist man Frühlings im Lautenthal, und die Menschen wissen vor Sorge nicht mehr aus und ein. Einmalige Burden und nützige Mannesbil-der, die gut zur Grube einsahen konnten und mühen, sitzen auf den Bänken herum und reden sich das Leid vom Herzen. Wer wird helfen können? Der Herrzog hat freilich dem berühmten Goldhuten, Herrn Lebnig, Geld und Material bewilligt, damit er seine sonderlichen Pläne zur Wasserhebung ausführen könne, denn — der Herrzog hat eine Menge Ange. Die Lautenthaler halten das Ganze dreist für Zauberei wie das „Kutengucken“, auf das sich ihr Beschwerener versteht. Der aber liegt dem Sterben nahe zu Bett, und kein Junger ist im Ort, der ihn zu erlösen vermöchte. Das alles erzählt Kurt Pfeffer von der Tochter des Goldwerkern, in die er sich vom ersten Augen-blick an verliebt.

Die Landstraße führt aber noch einen ins „Golds-ten Lamm“, den Mühlengraben Franz, der einstmals in der Lautenthaler Mühle sein Herz verlor und beim „Stößelgraben“ vom

gestungen Müller erwische und darangelegt werden war. Da ihn jedoch die Kasse in der Lantenthaler Mühle nicht aus dem Sinn gekommen ist, hat er noch Jahresfrist Gedulds- und will sie sich nun holen. Am kahlen Winterabend in Oester (schneiden drei junge Mädchen ein Winterkleid).

Indessen geht in dem benachbarten Ort Sintelde auf dem Junkerhof, wo Frau Koch, die Tochter des verstorbenen Besitzers Hans Koch, schaltet, eine übliche Beamerbung vor sich. Junker Thilo, der gestungen Frau Thilo von Astar Eder, hat mit Frau zusammen. Wenn möchten sie Mann und Weib werden; nur fehlt es beiden an einem goldenen Glück gesicherter Zukunft. Der Hof wird Frau Koch vom Herrgott strotzend gemacht. Er fordert den Kaufpreis, mit dem der Besitz erwerben sei. Der Kaufpreis aber ist nicht zu finden. Der Beamerberber Kühn weiß das und verschweigt dem unglücklichen Mädchen, daß der Kauf in dem Testament urkundlich eingetragen ist. Er hat einen Verwandten, und den soll Frau beiraten. Sind sie dann erst im Ehegarn verflochten, zieht er sich stölpisch der Alten ein, und alles wird gut sein.

End und Nummer in ganz Lantenthal, wohnen man sieht. Den ersten Festungsbesitzer bringen die beiden Wanderschwärmer Kurt und Franz. Der eine geht zum Beschwören und findet ein glühendes Herz. Der andere wandert zur Mühle und trifft auf einen gebrochenen Mann, der das Unglück nicht vermeiden kann, und auf ein Mädchen, das ihn immer noch gut ist. Auch der Junker Thilo gefällt sich zu den beiden jungen Männern. Ein Wunder selber geschehen! Kurt Pfeffer steigt in den Schacht. Er ist ja Amberg, und die Schächler wissen mehr als alle anderen um die Geheimnisse der Erde. Kurt Pfeffer findet den Ort verwandtes Gefühl. Das befreit den Mann aus dem alten Beschwören, der nicht mehr vom Welt weg kann, daß der erste Schacht nun verschüttet sei.

Da kommt ein Jungfräulein über die Frühlingssonne geritten. Wer ist sie? Eine Nymphe, sagen die abergläubigen Lantenthaler. Wie

sie die Menschen, bei denen sie Einkehr hält, den Herrer jagt, zu begreifen versteht! Sie kann mit der Wunderschwärmer gehen. Und sie geht mit der Wunderschwärmer und findet den Gang. Wie man ihn anfährt, liegt das Glück bereit. Wenn Lantenthal ist glücklich. Aus allen Häusern schallt Jubel; da bricht Wasser in das Bergwerk ein. Das ist die Laute, die in der Erde weiterfließt, und im Ruß sagt das Geräch durch den Ort: Dieses unbekannter Fräulein Glück ist doch eine Nymphe. Einigkeit! Beim Herrer wohnt sie! Jeglicher wird einen großen Stein dem Herrer durchs Fenster. Fräulein Glück muß heimlich aus dem Dorf gebracht werden, um der stetigen Menge nicht zum Opfer zu fallen.

Der junge Herrgott hat sich zu Besuch in Lantenthal gemeldet. Er will selbst nach dem Schacht sehen. Im Dunkel der Festimmung vergiftet man für einen Augenblick das neue Unglück. Rasch heißt es, Überschwemmungen haben, eine Nymphe kommen, denn der Herrgott bringt Kommodanten mit und will ein Spiel von der „Laute und dem Bergwerk“ ausführen lassen.

Es ist ein sonniger Frühlingstag. Festlich geschmückt hatten die Bergleute ihren jungen Landesherren. Da geschieht das Wunder. Der unterirdische Wasserlauf verlegt. Die Laute hat ihr altes Bett wieder gefunden, das Mühlrad dreht sich. Bald wird man wieder einsehen können. Das Fräulein Glück, von der man nun hört, daß sie eines Kaisers Tochter ist, hat doch das Glück gebracht, und dem alten Beschwören wird das Sterben leicht, denn er weiß seine Kinder und das Dorf geliebt.

Die Zukunft gehört der Jugend. Sie wird sie golden gewinnen, wenn sie sich dem guten Mann verbindet und beschützt, was stets von Urdauern her an Frühlingsmännern kam. Nicht in wildem Sturm und Drang, sondern in sanfter Abtregung, mit viel sanfter Schweiß und diesem Schweiß kann das Leben begangen werden. Dann scheint über allem und allem der ewige Frühling. Glucke, bei und arbeite: Das muß der Wahlspruch sein, der die Begierde des Lebens überwindet.

Maria Josepha Krück von Poturzyn

Kaiser Joseph der Deutsche (1765—90)

Van Wilhelm Becken

Am 13. März 1741 gebar Maria Theresia ihrem Stammvater Joseph. Da mals schon das Schicksal des Hauses Habsburg besiegelt, denn in Linz, hundert Pagen und Jungs, in Böhmen rüdt der Pöbel, Friedrich II. an, an der italienischen Grenze launet Erbfeind und im Osten warren Polen und Türken drohend, auf dem Augenblick des Zusammenstoßes, am bei der Thronung des Erbkönigs nicht her ausgebroch. Der letzte Habsburgerin und ihrem Gemahl, dem Lotharinger Franz, haben es ihre Nachbarn wohlthun nicht leicht gemacht, die russische Leibwache und mit ihr die durch zahllose Soldaten zusammengebrochen Herrschliche Gummacht zu bekämpfen. So schuldlos die junge Mutter den mörderischen Erben ertränkt hatte, menschlichen Menschen noch war es nicht bekannt, daß die Krone zu tragen, die den Österreichern der Wiener Geburt soll erben.

Das noch immer sich ohne plötzliche des Kriegsglück und freundlichen Stimm lauschte, in dem kleinen Prinzen, der unter so glänzenden Versprechen seinen Einzug in die Welt gehalten hatte. Zwar ging das heftigste Interesse Schicksal verloren, aber im übrigen trug der jugendliche Herrscheide Staat noch einmal den Ansturm der Feinde. Karl VII., der kaiserliche Mitbewerber um die Kaiserkrone, suchte, mit Franz von Lotharingen wurde einstimmig als Kaiser auserkoren.

Der Haupte Erziehung Joseph ist ein eigen-
ständiger, selbstthätiger Junge, ein „Stülpkei“,
wie die Mutter meint, die ihn mit der Mutter
Scherfman erzieht und den übrigen auf ihre
gutgemeinte Art für die Erziehung und Aus-
bildung des Volkes mit künftigen Nachfolgern
berät.

Das kann helfen, frohen Mut wird ein verdienst-
voller Arbeiter, ein guter Bauer, Schreiber, Schenkens
leben in seinen Tagen. Indem er ist ein
Lied, der Gott dient und seinen Namen, die
Heldentat und die Kraft seiner Macht ...
Er kann verheißt und ertragen wie kein Kind
in den Welt. Aber er ist auch, wie ein alter
Menschchen, der sich, was er will und
Gedanken und Taten ist: er verdient den Mut,
sich für das, was andere Menschen hat. Er
kann den Eltern und Kindern, auch
die Eltern für ihre Welt, die er sich selbst
kann wie ein heldenhafter Einsiedler und
einem Menschen".

Der Erfolg dieser Methode ist gering, der Knabe wird nur gleichgültig mit ver-
stet. „Mein Sohn wird kein Operen-
der“, lautet Maria Eberhards Antwort,
da sie den Eigenwillen des Sohnes nicht zu
brechen vermag.

Eine Frage findet sie — es ist noch nicht
hundert Jahre alt — zum eingehenden, von
ihrer Hand gelehrten Plan über die Ein-
führung der Strohgarne auf ihrem Feld.
Manche Thierseil will wissen, was das die Be-
deutung bedeutet hat. Jedes höhere Thierseil



Kaiserin Maria Theresia, als Kaiser Joseph II.
Einkaufspreis und Zuschlagung des Deutschen Verlags-Bund
Königsberg und Berlin von Königsberg, Kaiser Joseph von Königsberg

¹⁾ Maria Josepha Roidt von Pettingen, Kaiserin Josephine von Bayern, Deutsche Heringsgasse, Straßburg.



Kaiserin, Joseph bei seiner Gemahlin Theresia von Parma und deren
Töchterchen Maria Theresia
(Kupferstich von Christophorus Weizsäcker (Königliche Kupferdruck))

die Gedanken ihren ganz allein ihren eigenen. Die Kaiserin sperrt ihn ein, bei Wasser und Brot, die Kaserndienst wird verrichtet. Als er davon erzählt, sagt er trocken: „Es ist gut. Hier verkommen kriegt nicht anstreiten und nicht überlegen. Im übrigen muß man gehen lassen, was man nicht ändern kann, und muß warten.“ Erstmalig klafft die Welt zwischen Mutter und Sohn.

Je mehr er herausmüht, desto bestiger protesten die Gegensätze auseinander. Zwei Zeitalter und Weltanschauungen stoßen sich, die sich nicht vereinigen können.

Mit neunzehn Jahren heiratet Joseph die gleichaltrige Theresia von Parma, ein gutes, solches Geschöpf. Gleichgültig, fast zaghaft ging er in die Ehe, die für ihn mehr ein unumwandellicher Zwang, eine listige Fiktion als Herzengnade war. Doch die Beirathung versetzt er, sich diesen strengen Menschen zu gewinnen und sein Innerstes zu erschließen. Schon nach wenigen Tagen ist der Mann gebrochen.

Er hält das Welt wie ein Wunder in seinen Händen, er hat nicht gewagt, daß es so etwas gibt auf der Welt . . . In den kurzen Stunden der Muße — er wird jetzt in den Stunden zugegen — spürt er auch nach den letzten Empfindungen, trägt er ein offenes Herz zu ihr, spricht von dem Weg, der vor ihm liegt, von den neuen Zeit über

einem neuen Deutschen Reich . . . Ein Teil aus jenen Jahren zeigt Joseph frohlockend in Kraft und Hoffnung, der trotzige Aufbruch ist gelöst.

Aber nur drei Jahre dauert dieses sorglose Hegeglück. Dann erkrankt Theresia an dem Blasen und stirbt.

Durch Theresias Tod klappt der Tag in Josephs Leben auf wie und ist nie wieder geschlossen. Endgültig schließt sich jene Welt, die ihn von allem Menschlichen trennt, durch sechsundzwanzig Jahre wird er mit unerbittlicher Kraft nur dem Götze leben wollen und mühen, was Menschenbegehren erheben läßt.

Drei Jahre nach dem Tode Theresias und dem Hubertusburger Frieden, durch den das kaiserliche Schicksal endgültig an Preußen kommt, stirbt Kaiser Franz, und die Krone geht auf seinen Sohn über. Noch ist er freiwillig nicht Monarch, sondern nur Mitregent, denn Maria Theresia hält sich noch stark genug, um die letzte Kaiserin aus dem Leben, wahren Kaiserin Maria Theresia zu bleiben. Verläßt sich Josephs Macht also noch sehr beschränkt, er kann vorerst nur einige Gesparnisse in der auf die uneheliche spanische Erbfolge zugekehrten Heiligkeit einsehen und sich im übrigen mit der Reform und Verein-

beilichung des Jokers beifälligen. Doch darüber hinaus plant er schon jetzt einen völligen Umbau des Reiches, der Polizeireform, der Rechtsprechung und der Verfassung. Ein neuer Wind weht durch das alterschwache Österreich und richtet an den Hoflern, die Maria Theresia erzieht und gefesselt hat und die doch längst uralte und untergraben sind. Dieser gebildete Maria's Sohn will gleich dem großen Preussenkönig jedem Untertan nach seiner Fassung selbigen werden lassen, er wendet sich gegen die übertriebene Frömmigkeit und Kirchenthümlichkeit der Menschen des 18. Jahrhunderts. Aus eigener Erfahrung weiß er, wie lebensbedürftig Erziehung und Moral sind:

Die guten Tugenden von Eltern glauben alles möglich, einem großen Mann für den Staat gemacht zu haben, wenn der Sohn bei der Werkstätte nachhinkt, ihren Nebenbuhlern, ihren Nebenbuhlerinnen, alle vierzehn Tage belächeln und nur leiser, wenn der beschämte Geist ihrer Knechtschaft ihnen als unläuter bezeugt. Wenn er nur seine Augen nicht erhebt und in Gesellschaft erörtert, daß er eine Hand in seinem Ärmel trägt und die andere in der Tasche, daß er seiner Verachtung mit Grazie macht und fragt: „Werdet Ihr ist es und wie geht es Ihnen?“ Wer würde verwirren genug, nicht zu sagen: „Welch ein lächerlicher Jüngling! Wie gut ergerne!“ — Ja, würde ich sagen, wenn unser Kaiser ein Kloster und unsere Klostern Mönche wären...

Welche herrlichen Ansichten mußten auf den strengen Geist der Mutter wie Gotteslästerung wirken und ihr zu verschiden geben, welche tiefe Klüft den Sohn für immer von ihrer Jugendwelt trennte.

Die erinnere, daß in Joseph nicht bloß die Depressen der Jugend saßen, sondern daß in ihm ein Geist aufstieg, der ihr und ihrer Zeit und ihrem Willen verständig war. Sie sah es in Schrecken und Schmerz: denn ihr liebte den Sohn, war stolz auf ihn. Und es war nicht zu begreifen: Was war die Krone so hellig wie ihr selbst. Aber seine Verfassung war die einer anderen Zeit, und diese Zeit erlitten Maria Theresia garlos.

Was jetzt begann, war ein Kampf auf Leben und Sterben, es war das Ringen zweier Weltalter, es war der Zweikampf der Herrscher um ihres



Joseph II.

Kaiser Joseph der Deutsche

Nach einem Stich in der Königl. Bibliothek in Berlin

Volles Jährest. Er wurde gekrönt von der selbstgebornen Hätia einer Überlieferung und dem selbstgewählten Verkörper einer Generation... Der Schauplatz aber war in den Ecken großer Menschen, denn liegen sie verbunden sollten.

Eine wahrhaft tragische Verkettung, dieser Kampf zwischen Mutter und Sohn, in dem die alte sterbende Zeit und die herausstürmende Zukunft aufeinanderprallten. Auf der einen Seite Maria Theresia als Vertreterin des starren konservativ-katholischen Systems, geführt von Kardinal Migazzi, dem um seine Vorrechte besorgten Adel und den Minderheiten. Ihr gegenüber Joseph mit seinen reformatorischen Plänen, unterstützt von Feldmarschall Saxon, dem alten Handwerker aus dem Eisenbüchsen Krieg, und zwischen beiden Parteien gewissermaßen als Jüngling an der Wange, vermittelnd und ausgleichend, überblickend und verschönend nach rechts und links, der Staatskanzler Fürst Kaunitz-Rietberg, einer der gewandtesten und geschmeidigsten Diplomaten des 18. Jahrhunderts.

Joseph benutzte die lange Wartezeit, die ihm noch bevorstand, indem er die Possession seines ausgedehnten Reiches bereise und Land und Leute nicht aus verlogenen und geschmeckelten Berichten, sondern aus eigener Anschauung kennenlernte.

Zum Februar 1769, als Papp Clement XIII. gestorben war und das Cardinalcollegium eben zur Wahl seines Nachfolgers zusammentrat, erschien Kaiser Joseph plötzlich unangemeldet in Rom. Er ließ an einen wiedergeborenen Kaiser des Mittelalters denken“, berichtet ein anapelinischer Abbat über den Herrscher, der am Tage seiner Ankunft in die Stadt von St. Peter hinaufzog, um in langen Gebet amERGE DES II. zu verweilen. Und ängstlich fragten sich die Römer: Wird er das Imperium wiederherstellen und die weltliche Macht der Kirche unter sein Joch bringen wollen?

Doch ihm gelüste nicht nach der europäischen Weltbeherrschung eines Karl des Großen. Er wußte, welche ungeheure Aufgabe er in seinem eigenen Land, in Deutschland, zu erfüllen hatte, wo das Haus Habsburg mit dem aufstrebenden Preußen um die Vorherrschaft rang. Und kurz anschließend kam Joseph nach dem Papp zum heimathlichen Wälderhof seiner Mutter, Friedrich dem Großen, im August 1769 in Kasse einen Besuch ab. Die beiden Monarchen verbanden sich, und Friedrichs Begrüßungsworte: „Dies ist der schönste Tag meines Lebens“ waren gewiß aufrichtig gemeint. „Es ist der beste Kaiser, den Deutschland seit langem gehabt hat“, schreibt der König kurz darauf an v. Minckwitz. Noch einmal kommt er paar Jahre zu dem Bruch zwischen Preußen und Österreich, als Joseph nach dem Tode des kinderlosen Kurfürsten Karl Theodor Bayern dem Habsburgerreich einverleiben will, während Friedrich sich für die Ansprüche der Habsbischen Linie des Hauses Wittelsbach einsetzt. Nach einwöchentlichem Warten war für Joseph die Kunde der militärischen Tat gekommen; nach dreizehnjährigem Zeichenmüssen überließ er den eigenen Willen. Er wird sein Wort führen, dem großen Feldherrn der Zeit entgegen — mit ihm sich messen, Soldat mit Soldat!“

Es kam indes nicht soweit. Man begnügte

sich auf beiden Seiten mit Märschen und Gegenmärschen.

Es blieb ein gewöhnlicher Krieg. Eines Tages wandte sich ein Soldat im kaiserlichen Hauptquartier. Er sei ein guter Soldat und solle einmal den ersten Krieg in Sicht haben . . .

Der Soldat wurde festgenommen, nach Wien transportiert, und von Kaiser Joseph II. empfing er den Befehl an alle Truppen, daß, wenn Kaiser Joseph der König von Preußen sich den Preußen widern sollte, ihn als Menschen und vornehmlich Feind des Kaisers höchste Ehrenbezeugung zu leisten sei.

Endlich schloß man 1779 in der Stadt Leoben Frieden, ohne einen Schlag abgemacht zu haben. Die altmutter Maria Theresia hatte sich ohne Wissen des Kaisers mit ihrem sechsten Begnugung geeinigt. Es war eine bittere Enttäuschung für Joseph.

Als Habsburger war er ausgezogen. Habsburg sei ihm in den Rücken. Habsburger war er immer noch, hatte Reich und Rat von seinen Vätern. Aber in diesen Wochen wachte er: größer als die Massen des eigenen Volkes war die Ordnung des deutschen Reiches, die über das Erbgut hinaus zur Persönlichkeit führt. Dieser vorhanden als der Stifter der Habsburger war er dem alten Reich der Deutschen.

Preußen im Reich — da war er Habsburger, Kaiser jenes Staates, der seit Jahrhunderten Jochen in Deutschland war die Provinz seiner Staatsmacht. Ich — niemand ging dort mit ihm, das war klar. Jetzt verstand er, daß er auch Habsburger bleiben mußte — trotzdem er ein Deutscher war.

Die gütliche Beilegung des kaiserlichen Erbfolgestreits war Maria Theresias letzte staatsmännische Tat. Zwei Jahre darauf schloß sie die mühen Äugen, dem Sohn Knecht und Reich hinterlassend. Eine neue Zeit geht über Österreich auf, Sturmzüge kriegen über den Habsburger Landen, ein Jahrzehnt vor dem Ausbruch der großen französischen Revolution. Joseph II. war allein.

In ihrem Frieden lag die Macht zu Rom und Verbrechen eines Reiches. Das Denken über seinen Haupt war immer noch das rechte des Mittelalters. Neunzehntes Jahrhundert war er alt, ein Reich der Dürre, an Seite des Welken alles überlegen, was Österreichs Namen trug. . . Der Kaiser war sein Leben, seine Ordnung die Kirche. Neunzehntes Jahrhundert hatte er gelernt und gewonnen.

Voll Ungehorsam führt er sich auf die Regierungsgeschäfte, bereit, ein Reformator und Wiederhersteller der alten, alterschwach gewordenen Kaiserthum zu werden. An Haupt und Gliedern befehlt das Reich einer Reformations:



Zusammenkunft Kaiser Josephs II. mit Papst Pius VI. am 22. März 1782
(Kupferstichkabinett, Berlin)

„Die Reich, das ich regiere, muß nach seinen Grundgesetzen leben, Verordnungen, Gesetze, Verordnungen und Befehle des Königs werden nicht und jeder andere Herrscher in den Grenzen seiner angegebenen Freiheit eingegriffen werden. . . Ich habe ein (kleines) Reich, das mir, ich soll das Heer der Könige sein, soll die Krone zu München haben“, (sagte er dem Erzbischof von Salzburg und erfuhr glücklich: „Da ich die Krone durchwachte, da ich mir versetzt, werde ich ein Reich.“

Er wird es, vor der Zeit. Kaum zehn Jahre währt seine Monarchie, da ist der erst 49-jährige ein an Größe und Zeit gebrochener lebensmüder Mann. Monarchisches hat er gekostet, Tag und Nacht gekostet, wie der geringste Arbeiter, in unermüdlichem Kampf gegen den Herrschenden Schicksal, gegen Kirche und Bismarckismus. Er, der die katholische Kirche in eine deutsche, den Rom unabhängigen Glaubensgemeinschaft erheben und das Werk Luthers vollenden wollte, den Staatsbegriff des Deutschen Reiches beruht dem Imperium Romanum entgegenstellend, der sich als Landesvater fühlte, „der das Glück seiner Untertanen erlangen und ihrer Klagen Gehör zu geben wollte“, der sich um alles kümmerte, was in seinen Landen vorging, der den Kaiser in Österreich kaum gebührend „Kaiser“

Glaubensfreiheit und Bürgerrechte gewährte, Selbstlosigkeit und Feltz auftrat und in seinem 1787 erschienenen Gesetzbuch in Österreich den Gedanken der Rationalität einführte — zwei Jahre bevor die Französische Revolution das in Westeuropa verwirklichen konnte — der Mann, der mit starker Hand die Grenzen seines weiten Reiches im Westen und Osten schloß, dieser beste Verfechter des Humanismus, der je auf Josephs Thron gesehen, dieser Herrscher, der sich gleich seinem älteren Vorgänger von Frankreich nur als erster Diener seines Staates und Volkes fühlte, der letzte Verfechter des großdeutschen Gedankens, er mußte scheitern an der Verstandeslosigkeit seiner Umwelt und an der eignen Ungleichgültigkeit.

Sie bringen Arbeit, für geringe Kosten in hohen Alter verlangt der Kaiser von allen Beamten im Staat etwas, das nicht an die Erfüllung der Pflichten, das Schicksal und eigenen Erleben ging. Und Konstantin: der Reich, der als Kaiser des Staates voll seinen Wert erhebt! Das war ein Kopf betrübender Konstantin in Joseph II. Jeden er es bestreitet in die Zeit sich aufbauenden Preussentum, in ein deutsches Reich und das ist, Josephs Tod, nach Christus, wurde es Tragt seiner Kaiserthum — Verlegen seiner Reichthum.

Was er erschöpft und verbraucht, aber immer noch unablässig arbeitet, auf dem Sterbentag lag, sah er des Untergang Österreichs, das er seinem jüngeren Bruder Leopold von Toscana und dessen Sohn Franz, dem letzten deutschen und ersten österreichischen Kaiser aus Habsburgs Stamm, hinterließ, wie ein unakademisches Geschick der Äugen. Das große Kaiserinnere, das er auf friedlichem Wege ohne Blutergüssen und Anwalt vollbringen wollte, war gescheitert. Vom Westen her, von Frankreich aus, sollte es in den folgenden Jahrzehnten mit Feuer und Schwert durchgeführt werden . . . Ringsum steht das alte Europa in Flammen. Die zum letzten Atemzug untergehenden der Sterbenden Erlasse, die niemals in Kraft traten. Er schreibt, bis die erlösende Hand den Namenzug nicht mehr zu formen vermag. Am 20. Februar 1790 stirbt Joseph II. und mit ihm das heilige Römische Reich Deutscher Nation.

Im Leben gekraft und geschmückt, wurde er im Tode vergöttert.

Die Sage hat ihn unsterblich gesprochen. „Er ist

nicht tot, er wird wiederkommen, wenn Österreich in höchster Not ist!“ sagte das Volk. Joseph II. ist nicht wiedergekommen im Jahr 1806, als sein Österreich fielen und in Versailles das zweite Reich der Deutschen unterging.

Zwieselfaltig lebt sein Bild in der Geschichte fast als eine Verleugung deutscher Trug.

Für die einen ist Joseph der Mensch ein Egoist, materialist, der die Vergangenheit langweilt, seine Zeit missachtet und alle Menschlichkeit verliert. Der im Tod auch trugte Herr, der zu uns Herz haucht, ich habe das Blut gewollt!

Für die andern ist er der Held eines neuen Zeitalters, einer von jenen, die so sein zu pflegen und zu befruchten.

Alle haben ihn verzeihen. In Joseph lebt beiden: ein deutscher Kaiser und ein christlicher Kaiser. Aber Joseph der Mensch starb daran, daß er beiden nicht: Weisen und Nebel.

Auch das ist wahrhaft der letzte Reim im Lied vom christlich-deutschen Reich, daß sein Schicksal befragt war, als der Mensch starb, in dem sich Kaiserreich und deutsches Christentum vereinten.

In dem einzigen Witzspiel der zwei Vögel, die in der Welt des menschlichen Menschen irren, ist auch Joseph der Deutsche und mit ihm das alte Reich zugrunde gegangen.

Felix Moeschlin

Wachtmeister Voegeli

Von Dr. Arnold Burgauer

Felix Moeschlin ist eine der selbstmitleidigsten Wesenheiten des anderen schweizerischen Geisteslebens. Trotzdem glaube ich kaum, daß sehr viele seine Bücher und Flugblätter gelesen haben. Der Dichter — der vergangene Jahr seinen fünfzigsten Geburtstag feierte und vor einigen Wochen anlässlich der Hundertjahrfeier der Universitäts Zürich zum Ehrenbürger ernannt wurde — hat sich auf andere Weise in die Herzen seines Volkes gespielt. Zum Samstag oder Sonntag erscheint im Falantstiel der Basler „National-Zeitung“ ein längerer oder kürzerer Aufsatz unseres Autors, der die Ergebnisse der eigenhändigen Politik einer freien und gerechten Prüfung unterzieht. Hat man sich einmal an den etwas gewöhnlichen Ton gewöhnt, so wird man unter der äußeren Klarheit

bald das hohe Verantwortungsgefühl, das alle Aussagen des Dichters durchdringt, erkennen und auch nicht allzu langer Zeit schätzen und lieben lernen.

Moeschlins Temperament läßt sich nicht in das flache Gefüge eines Reflektionsbetrachtungs einspannen. Er braucht Himmel und Erde, um ankommen zu können. In Wäldern am Zürichsee besetzt er einen großen Butsch, dem er mit Aufmerksamkeit und hingebender Liebe verweilt. In Moeschlin fand der Bauer, der geistig Schaffende und der Vegetarier eine ungewöhnlich glückliche Ehe eingegangen. Auch das Zürchergerichte — oder doch der eifrige Kern, den es enthalten sollte — ist bei ihm ausgesprochen entwickelt. Sein Leben steht er dem schweizerischen Schriftstellerkreis als ehrlicher, kulturreicher und äußerst in-

nianer Leiter vor, der über den Wesen auch die Mitglieder seiner Berufsgruppen hinweg wogte. Alle seine Werke sind von diesem deutsch-erkennbaren Selbstwillen besetzt, von dem „Königshunde“), dem Geflügelwerk des fünfundsiebenzigjährigen, seiner 1907 in Berlin vollendeten begrifflichen Reine auf die Echtheit heimlicher Erde bis zu seinem jüngst erschienenen „Barbar und Raiser“, das sich mit dem italienischen Faschismus auseinandersetzt.

„Wachtmeister Weegeli“ ist trotz seines etwas kriegerischen Titels kein Nachfolger der Kriegereminerungen. Er handelt von der friedlichen Schweiz, freilich auch von jener Zeit, da sie zur Wahrung ihrer Neutralität, ihre Soldaten an die Landesgrenze stellen mußte. Wie die meisten Bücher Meschedlin, weiß auch dieses Bilde des Imperiums auf. Wer Meschedlin Leben und sprachliches Längstfeld nicht kennt, wäre leicht versucht, ihn zu großer Alltagsnähe zu beschuldigen. Die Beschäftigung mit ihrer Verdrängung, sollte aber niemals als Verweis verwendet werden. Es ist dem Autor gerade darum zu tun, dem Leser möglichst augenfällig darzustellen, daß auch Alltags- und Innenwelt als der Bewunderung würdig sind, und daß kein Ereignis zu gering ist, um göttlichen Leben teilhaben.

Als Auslandschwäger, der das Schicksal als Pflanz nach Kolonien verschlagen hatte und der die alte Heimat schon lange verlassen mühte, lebt 1914, bei Ausbruch des großen Krieges, in die Schweiz zurück, dem militärischen Aufgebot Folge zu leisten. Im Jahre des großen Wessers hat er eine Frau und mit ihr ein kleines, noch ungeborenes Weib zurückgelassen. Die langen Jahre danach hatte er sich immer als Bürger der neuen Welt gefühlt, da kam die unerwartete Kunde vom Ausbruch des Weltkrieges... Plötzlich ist er wie verwandelt und denkt nun noch an eines: sein Vaterland zu schützen. Nun hält er in einem Zwischenspiele, und seine heimlichen Phantasien, in denen er sich fünf Wochen lang verweilt, finden sich in sich gesammelt. Aufmerksam wird er im Archivmaterial aufpassen, weil er das heimliche Dienstbüchlein vermissen hat, unfernlich überwiegt man ihn im Zeug-



Salis Meschedlin.
einer der wichtigsten Zeugnisschreiber der Schweiz.

haus die Mutter, natürlich fanden ihn seine Kameraden im Konventionen an, wie er sie aus ihrem Exilament wecht. Wo war nun das Neue und Angenehme, das er mit solcher Ehnjacht erwartet hatte? Von einem Einzug des Lebens, nach dem ihn verlangte, war nirgends die Rede. Da gab es Soldaten, die sich Sonderrechte anmaßen, wie der alte Meschedlin Hülfen, der sich einen eigenen Entscheidungsbild und unter der Ehren ein ganzes Nahrungsmittelei verpackt hatte. Wachtmeister Weegeli ergreift sie zur Kameradschaft, er nicht um Geheile, die vollständig in höchsten Not unter den Gefallen vorhanden sein müssen. Der Kameraden will ihnen nicht zu, und sie verdrängen oft im stillen die Neutralität, die sie zur Untätigkeit verurteilt. „In diesen gesammelten Hunderttausend Jahre eine Kraft, die verstanden mußte, wenn sie sich nicht beklagen konnte. Wenn sie nicht bald ein Ziel erhielt, blieb nichts anderes übrig als die Demoralisation.“ Es sind Augenblicksbestimmungen, gewiß, denn im Grunde wissen sie alle zu gut, der welchen Los sie „diese verbotene Neutralität“ bewahrt hat. Weegeli sucht das Interesse der Leute noch zu halten, indem er von ihnen ein Bogen an Kraft, Selbstausforschung und Entfaltung verlangt. Die hatte amerikanische Schule hat ihn gefährt; er kann sich nicht mehr mit einer Viertel- oder Achtelstunde zufriedengeben. Im stillen sagt auch die Unwissenheit um das Los seiner Frau an ihn. War er nicht vielleicht ungenügend, um vor ihr als Held zu erscheinen? Hier gab es keine Selbsttaten.

*) erschienen in Hermann-Berlag, Leipzig (Lugano) und Stuttgart

„Die Welt war voller Frieden und Gerechtigkeit, und heute der Scherzungsgeist warde gezeigt und erloschen. Seitdem Jene und Jene den Namen die Aussen aller Kaffen, in den von der schmerzlichen Armut beizogen Dörfern aber seitdem die Datschensammlen. Heute drang Schreck und Freude aus den ständigen Kaffen; wie ein Mädchen aber die Straße ging, hing ein Acker Kaffee an ihm wie ein Dargestandenes an einer Mauer, und ein Gedanke warde nicht mehr, was man ein ständiges Schicksal oder kann das Schicksal wirklich mit dem Kriege zu tun.“

Echließlich war ihm die Heimat weitvergeblen. Jeder Bach, jeder Baum war eine Freude. Man stand außerhalb des recht fraglichen kriegelichen Betriebes und durfte ihn und wieder eine kriegeliche Gasse wegen. Unter dem Vornehen zu schlafen, warde heller und demüthiger. Und was der Mannschaft anging — Vogelt ständerte sie oft mit einem gut schmerzlichen Kaffeeausdruck, der von Ackerbauern (Vogelt), einem wehleidenden Vorgesetzten, immer etwas beizugeht wurde: „Es sind junge, schlichte, nicht zu weit denkende junge Menschen.“ Einmal fragte eine Ackerbauernknecht den Weg, zwei Pferde stürzen, die Reiter werden ungeschickter. Vogelt brach unermüdet in Besinnung aus: „Die wissen, daß ihnen der Tod nicht weit von der Nase ist, die haben's gut.“ Und Oprengli darauf antwortete: „Die brauchen also — Todesnähe, um Leben zu können?“ Er suchte den Wachmeister zu beizufügen, findet ihn Besinnung aus, „je mehr desto besser“. Es scheint als ob er ungeschickter Herr seiner Melancholie werde. Er sagt sich, er habe in einem ungeschicklichen Zustand ständiges Mann zusammen, die ohne ihn erlebten würden: das sei wenigstens etwas.

Eines Abends ereignet sich ein kleines Zwischenfall. Jüngler Geizig veranlaßt vom Dorf der weichen ergründigten Sämmern. „Das muß ein Kaiser sein“, sagte er, „ja, wenn ich wieder einmal einen Kaiserhammer in der Hand hätte. Ich glaub', ich frag' ihn, ob ich ihn heute noch dem Ackerbau ein wenig helfen darf. Wenn ich nur wieder einmal Kaiser kann!“ Man konnte die Schlafsucht nach der Arbeit beizubringen, aber nicht verschlagen.

Bei der Zellbevölkerung läßt der erste Begeisterungsstimmung nach. Die Mädchen schlafen ihrer Leckheit nicht mehr zu den äußersten Pöcken hinaus. Schließlich man ein paar Pflanzen, je ständiger sicher der Bauer daher und

drohte mit dem Stroh. Die Bauernfrauen erzählten ganz ungeniert, man habe den Mädchen Kinder angehängt und nach Schlimmerem, mit der Krieg sei für alle eine schlimme Zeit, nicht nur für die Deutschen und Franzosen, je eher er aufhöre, desto besser. — Wenn der Gehrig von seinem Kaiser berichtet über die Soldaten auf dem Feld der Mädchen aufzuheben, um Haltung und Ehrlichkeit zu beizubringen, so konnte der Wachmeister seine Enttäuschung nicht mehr zurückhalten: in den Zeiten sagten und sagten sie, daß viele Arbeit Arbeit mehr stünde. Schließlich, wenn die Arbeiter keine Arbeit mehr fanden! Abends, während sich die anderen des Lebens freuen, schlief er lange Weile, die er alle wieder zu Jagen zerteilt. Als ihn der Jüngster besorgen hinstellt, fährt ihn der Wachmeister mit seinen, bewundernden Augen an, schlief langsam auf ihn zu, der keine geschwichte, ohne zu bemerken, daß hinter ihm eine offene Grabgrube liegt. Da schlief eine „Wachmeister, zum Herrn Hauptmann!“ Es steht die eingewachsene Nigglin, daß er lehrte und sich nach dem Kufenden anschaut. Ein andermal verzeiht er einem Kufenden, der eine schwangere Frau holt, eine Ehrliche und erhält dafür den Lüge doch. Auch hier kümmerte ihn im Jüngstgrund wohl das Ansehen seiner neuen Schichten, ängstigte ihn die ständige Macht um ihr Schicksal. „Ich gehe“, waren Vogelt's letzte Worte vor seiner Entschlafung. Wenn ich nicht ging, wäre ich ein Schuft.“ „Du bist ein Schuft, wenn du gehst“, erwiderte sie. Und schließlich: „Du brauchst nicht mehr zurückzukehren.“

Wie alle Auslandschwärmer hätte auch er nach den ersten Monaten die Beizung zur Heimat erheben. Aber durfte er mit ruhigem Bewusstsein der Mary treten, ohne etwas Ganges gelassen zu haben? Er fühlte, daß seine Zeit noch nicht gekommen war. Dieser einzige Gedanke nach einem Einnehmen des Einlebens steht sich gleich einem ersten Jaden durch das ganze Buch. In Gedanken und Gedanken erscheint ihm die Geliebte und läßt ihm keine Ruhe. Er sieht, wie sie mit James, dem Nachbarn, seine Kaffeebauern besucht und ihn aus dem Boden, den er beizubringt, aus den Opalinen, die er gegessen, Jüße zurecht. Er begreift auch, daß er das Bauen nur zum Vergnügen für seinen eigenen Deserenten nahm. Seine Mannschaft



Heliger Wenzelin im Jahre 1914

Dies Bild wurde aus von Helig Wenzelin zur Veröffentlichung überlassen. Wenzelin, selbst (+), ist links mit einem

lächelt nach. Er wird eines Abends von den Kameraden in eine Diskothek geführt und lernt dort ein prächtiges Baummädchen, die Geliebte, kennen. Josef glaubt er, es handle sich um ein flüchtiges Abenteuer, aber wie es weitergehen will, weiß er, daß sie eine ist, die nicht leicht vergißt und die man nicht leicht vergessen kann. Sie lebt noch in jenem glücklichen Land, wo die Menschen arbeiten, lächelnd und singend, und wo sie sich unter einem Baum legen und lieben und wieder aufstehen und einen Jubelschrei ausstoßen und wieder an die Arbeit gehen, lachend, singend, ohne Ermüdung, aus unerschöpflicher, quellenber Kraft heraus.

Endlich stellt ihn die Pflicht vor die Aufgabe, nun vorzuziehen er in die alte Welt zurückgerufen wurde. Seine Truppe soll den „Kriegsbesatz“, eine abgebrannte Ruine auf einem unbekannten Inselngebiet besuchen. Es ist eine trostlose Desolation, an allen Ecken karzallig, mit eingestürzten Fenstern und einem Schuttschutt über der Hüfte. Die rauhe Straßenszene. Kein Mensch weit und breit. Man sieht dort nicht übertrieben willkommend zu sein. In der Ecke sah der Bauer, der nicht aufkam, als der Wachsmüller eintrat.

„Ich bin der Kommandant von den Meinen“, sagte der Deggeli.

„Du meinst auch nicht viel besser als die Alten sein“, sagte der Bauer. „Man kennt auch. Man weiß, was ihr tut.“ Bald erschienen eine kleine Frau und ein schlüssiges Mädchen. Man geleitet ihn in die Kammer, wo die Leuten in großen Betten schliefen. Mitten in der Nacht erscheint ihm eine Mädchengeist; er glaubt noch zu träumen; aber es ist wahrscheinlich das blasse Gesicht, das er am Vorabend sah. „Ich habe gemerkt, es ist dir recht, wenn ich komme“, sagte sie leise. „Die Männer sind doch alle gleich. Vielleicht hast du schon einen Ehepaar. Aber das macht nichts, du wirst dich schon heranziehen.“ War dieses Mädchen erschienen, um ihn ins Gefängnis zu setzen? Er sah, wie sie lachte, da hielt er sie in warme Arme, wie man eine Schwester umarmt. Plötzlich beginnt sie laut zu schluchzen. „Mir ist nicht mehr zu helfen“, stöhnte sie kaum verständlich. Und Deggeli: „Natürlich, das sagt man immer, das hab ich auch gesagt; aber es ist nicht wahr.“ Das Mädchen erzählt ihm seine Lebensgeschichte. Früher lebten außer ihr und dem Eltern noch ihre beiden Brüder auf dem Hof. Aber es wurde ihnen zu eng, wie sie sagten. Sie

verachteten das Land und lehrten ihn den Acker. Der Vater ließ sie ziehen, den einen nach Amerila, den andern ins Dorf, in eine Armeideckung. Er kannte das Land nicht mehr bebauen, da er sich keinen Knecht halten konnte. In der Vergrößerung legte er zuerst an dem eigenen Hof, um mit der Verfisherungsumme einen Knecht zu zwingen und besser wirtschaften zu können. Wie das Haus in Flammen steh, erlöste ihn Gott. Die längliche Erbschaftsumme reicht kaum zu einem dürftigen Nachschuß aus.

So verfällt der Hof. Da erscheinen die Soldaten und bringen neues Leben in diese ererbte Welt. Einer verführt das Weib und läßt es nachher sitzen.

„Er hatte doch gesagt, daß er mich heiraten wolle, das ist ihm das Weib, auf einen Hof zu kommen, wo es etwas zu tun gebe. Ist dann, als er die Mauer gewirkt, hat sie mich ausgeklümpelt und geschlagen; aber der Vater hat gar nichts gesagt, er hat mich Heil angeschaut: Trügel wären mir lieber gewesen. Ist von da an ist er noch müder und müder geworden. Ist bis letztendlich geworden, ich habe ja nichts mehr zu verlieren gehabt. Schließlich habe ich gedacht, ich bin ein gewisses Mädchen und die Soldaten sind gewisse Leute.“

Seit durch diese Begegnung hat Vergeltung den Dienst zum Sinn und Berechtigung erhalten. Er will mit seiner Truppe dem Bauern den Hof wieder aufbauen. Aber es ist nicht so leicht, sie dafür zu begeistern. Er macht sich selber mit aller Kraft ans Werk und pflzt auf das gute Beispiel. Er erklärt ihnen, daß es leicht sei, den Mund voll großer Worte zu nehmen; viel schwerer sei es, ein wenig zuzugreifen. Wer ihnen liegt ein Hof, ein nur Heiler und unbewunderter Teil des Vaterlandes. Wenn jeder einen Ewischen Vaterland helfe, und zwar den

nächstliegenden, kann sei auch dem großen Vaterland helfen.

Hüßler Wiger, der immer tüchtig, immer gut gekleidete Arbeiter, verfertigt dem Bauern ein neues Weib für die Jandegrube; Grills, die des Weges kommt, meint gleichgültig, solche Arbeit habe wenig Sinn, das neue Weib werde wohl auch wieder den Weg alles Irdischen gehen. Aber er nimmt sie in seine starken Männerhände, sticht ihre durchlöchernte Bluse und steigt nachmittags mit ihr ins Dorf; dort werden drei kleine Lindenbäumchen gepflanzt, die er dem Bauern an Stelle der gestellten scheitern möchte. Gelassen bewegt geht das Mädchen neben ihm her, obwohl gar nichts von all dem vorgefallen war, was jetzt einem jungen Blut auf einen Spaziergang mit einem Mannsbild bezeugen kann, und was Grills nur allzu gut kannte. Wie Wiger dem alten Bauern die Linden überreicht, bricht der wehrlos in Tränen aus. Bald geht jedoch eine neue Wendung mit ihm vor: er beginnt die Mädchen zu erschrecken. Aus abgehackten Werten vernimmt der Wachmeister, daß sein Sohn eine Unterzählung bezeugen, die dem gereiften Mann den letzten Ansehen von Ehe raubt. Er will Hand an sich legen; aber Vergelt rettet ihn durch seine Weisheitsgewandt das Leben. Wie die Soldaten von dem Irdischenfall erfahren, gehen sie willig ans Werk. Die ganze Familie erwacht wieder zu neuem Leben.

„Ist es nicht seltsam“, sagt sich der Bauer, „daß ein fremder Mensch daher kommt und einem den Hof aufbaut und wieder von dannen zieht? Es ist gut, daß es solche Menschen noch gibt. Man kann sich Mühe geben, sie nie zu vergessen. Sie bereiten, daß der liebe Gott doch nicht so ist.“

Harold Nicolson

Die Herren der Welt — privat

Von Hans Hurlin

Der im Jahre 1886 geborene Harold Nicolson ist der Sohn des bekannten Staatsmannes Sir Arthur Nicolson, der von der Schlacht bei Omdurman bis zur Schlacht am

Elapental in reich aufsteigender Laufbahn als Beauftragter, Offizier, Beauftragter und zuletzt als ständiger Staatssekretär dem englischen Außenwärtigen Amte angehörte. In dem

verfüglich und nach menschlicher Möglichkeit unparteiisch geschriebenen Buch „Die Verschönerung der Diplomaten“¹⁾ hat der begabte Sohn der Lebensarbeit und dem persönlichen Wert des Vaters ein würdiges Denkmal errichtet. In „Mit Plinfol und andere Leute“ zieht er Erinnerungen an seltsame Menschen und schauerliche Erlebnisse mit unbestreitbarer unverkennlicher Lust aneinander. Ob es sich um eine pupige alte Genservante, einen belabenten Dichter, einen gesellschaftlichen Streber, einen aufgeschlagenen Reporter oder um politische Größen wie Clemenceau oder Lord Curzon handelt, steht nicht dem Verfasser die besondere Bedeutung, um seine Leute herumzusehen, so daß er sie rund und keck und körperhaft vor uns hinstellen vermag. Den Spuren des Vaters folgend, wurde Harold Nicolson Diplomat und hat sich im Lauf seines aristokratischen Zigeunertums viel Welt- und Menschenkenntnis erworben. Der Drang zu freier Meinungsäußerung scheint ihn dann zum Aufgeben seiner amtlichen Stellung bewegen zu haben.

Ein jetzt in deutscher Übersetzung herauskommendes Buch „Die Herren der Welt — privat“²⁾ ist eine bitter-süßige Veranschaulichung des geschilderten Wertes von dem Dazwischen Weischen, mit dem der Subjektis reagiert wird³⁾, und zugleich eine köstliche Veranschaulichung in die nächste Zukunft unseres Planeten.

Am 2. Juni 1939 herrscht im englischen Auswärtigen Amt eine unbeschlagene Stimmung. Ein besonders offener englischer Özeleg hatte im Sommer 1935 auf der Insel Abu-Gand im Persischen Golf ein Eingeeckommen mit ganz besonderem Eigenshaften entdeckt. Mit diesem Ort läßt sich eine Aluminierung herstellen, die viel härter, leichter und elastischer ist als alle früher bekannten Legierungen und sich daher ganz vorzüglich zur Herstellung von Hypothekalkammern für Raketenflugzeuge eignet. Außerdem ist das Festigungsmittel dahintergekommen, daß sich aus dieser Abu-Gand-Legierung ein neues Element herauskristallisiert läßt, bei dessen plötzlicher Zerkleinerung gewundene ungläubliche Hypothekalkräfte



Harold Nicolson

Händelschreibe mit Übersetzung des
Korrespondenten, Stuttgart a. 25.

frei werden. Die wenigen Fachverständigen, die etwas davon wissen, stiften sich das Wort „Aluminende“ zu. Mit einer Bombe von der Größe eines ministeriellen Zinnensafes könnte Rußland von der Oberfläche weggewischt werden.

Dem Staatssekretär des Auswärtigen, Walter Bellingier, ist diese Entdeckung mit ihren unheimlichen Möglichkeiten einfach großlich. Bellingier ist ein guter Engländer, aber darüber ein Mann von milder Bestimmung und offener Friedensfreund wie der lebende Minister Premier Ramsay und fast das ganze Kabinett — aber eben nur fast das ganze.

¹⁾ Veröffentlicht im Verlags-Bureau, Stuttgart am 1. Mai, durch die Herren Rüdiger Weyling.

²⁾ Der Schriftsteller Rüdiger Weyling hat die Aluminierung schon bei einem wichtigen Geheimdienstgespräch zwischen dem Kaiser und dem Kaiserin beobachtet. Er hat nicht, wie man es gewöhnlich annimmt, die Aluminierung selbst, sondern nur die Aluminierung beobachtet. Er hat nicht, wie man es gewöhnlich annimmt, die Aluminierung selbst, sondern nur die Aluminierung beobachtet.

In einer schwachen Stunde des Vorjahres hat dieser auf Vorschlag Bellingers die Abu-Quas-Verträge dem Ministerium für Luftschiffahrt überantwortet, und der Luftminister Sir Charles Pearce, ein Sankeyen der alten Schule, hat nicht lange gefackelt. In seinem Auftrag hat eine englische Gesellschaft die Insel Abu-Quas vom Sultan von Moscat gepachtet und mit der Ergreifung begonnen. Raketenfluggänge wurden gebaut, und eines von ihnen ist nun vor wenigen Tagen in fünf Stunden von London nach dem übel bekannten Moscat geflogen. Diese Nachricht hat wie eine Bombe in den Frieden der Kabinette eingeschlagen. Rußland, Frankreich, Deutschland und die Vereinigten Staaten haben sich hinter den Schah von Persien gestellt und diesen dazu ermahnt, die tatsächlich ziemlich wackligen Forderungen des Sultans von Moscat auf Abu-Quas zu bekräftigen, um die englische Gesellschaft von dort zu vertreiben. Die Kabel zwischen Berlin, Paris, Moskau, Washington und Teheran klangen mit eifrigsten Chaudsbepfeifen, die Botschafter sind in höchster Geschäftseigenschaft gegen England, und Walter Bellinge ist sehr bekümmert. Das reichsregierende Kabinett wurde wegen seiner nicht einmüthigen Friedensliebe gestört. Er selbst hat schon große Reden auf dem Völkerbund in Genf gehalten, während dieser Pearce aus seinen demal verlassenen Kabinettstühlen kante. Aber man soll England von Abu-Quas weglaufen wie ein begerter Dackel, auf Wunsch der anderen Großmächte, damit diesen wenigstens das gefährliche Ereignissen ausbleibe! Welches Kabinett kann das vor einem Volk vertreten, das zwar friedliebend ist, aber immer noch dreimal lieber zugrunde geht, als daß es über das Ansehen seines Landes mit Büßen treten läßt.

Der parlamentarischen Unterstaatssekretärin Jane Campbell, die eine kluge, kernsinnreiche, willensstarke Politikerin und bei alledem eine ganz entzückende Frau von 33 Jahren ist, tut der gute, anführerige Bellinge leid. Sie betrachtet sich gänzlich in die verreckte Abu-Quas-Frage ein und läßt sie in einer meisterhaften klaren Abhandlung zusammen. Ihr Schluß lautet: „Correkt der Jüngere Christhof wie der Völkerbund werden sich für Persien und gegen England stellen. Das englische

Friedenskabinett Jernsall kann von der Gewalt, die es in der vorerwähnten Form in Händen hat, keinen Gebrauch machen und muß den Streit diplomatisch austragen.“ Der 24-jährige John Oberland, Bellingers zweiter Privatsekretär, frisch von Oxford, fleißig, geistvoll, genial und ziemlich froh, ist zwar bis über die Ohren in die Unterstaatssekretärin verliebt, aber von der Unerschlichkeit ihrer Logik nicht so ganz überzeugt. Er sieht einen Silberstreif am politischen Horizont. Der Blick der Großmächte ist durch die Eigenart jener einzelnen schon fast unterwühlt, und der kühnere Schach hat die Absicht, sie alle miteinander einschließlich Englands heringulden und Abu-Quas in die eigene weite Tasche zu stecken. Bei einem gewissen Abenteuer mit Jane Campbell, die ihn je gut finden mag, wie dies über starke tiefsichtige Jenseitswahrnehmungen irgend welche, spricht Oberland nicht von Politik, sondern von seiner großen Liebe. Aber er reißt demartig Flug und schart und taktlos über die Beziehungen zwischen Mann und Weib, daß es der immer noch recht normal-französischen Jane vor diesem Phileosophen graußt und sie ihn erklären muß, er sei noch sehr jung und sehr dünn und sie könne nach einem erschöpfenden Darlegungen nicht mehr mit ihm tanzen. Sie steht auf und küßt den jernigen Jüngling mit wehmüthigem Abschiedskuß an. Oberland bestaunt sich eine ganze Flasche Armagnac.

Das diplomatische Langzichen geht mit ständlich wechselndem Aufschlag hin und her, Juretopolitisches, Allgemeinliches, Pressetechisches, Zufälliges und schlechtes Dunnes vermischt sich zu einem geräuschigen Kartes. Der Luftminister selbst ist als Alkoholiker und läßt ohne vorherige Rücksprache mit dem Kabinett seine zehn Raketenfluggänge in zwei Abzügen über Paris, Berlin, Moskau, Teheran und Moscat hinausjagen. Bellinge läßt inzwischen Heumilde und schamloses zum Wiederworte auf sein Landgut und reißt sich in selbige Jugentypen gerath. Währendem hält sich der Völkerhof zu einem schwachen Gemitter zusammen. Pearces Luft-Institut hat in den überfliegenden Gesellschaften einige Angestellten angestellt und die betreffenden Regierungen in Wort und Befürzung versetzt. Dem rätselhaften Verschwinden Bellingers werden die schwärzesten Beweggründe unterlegt. Jane

Campbell deckt den Staatssekretär gegenüber seinem aufstrebenden Ministerkollegen, und Oberland hebt ihn mit Hilfe eines Fliegengags aus seiner lästlichen Vogelnähe ins Amt zurück.

In Frankreich hat der Rastensflug des sanfter Kabinetts Ungeheures weggesetzt. Der arme, zur Lustkrankheit neigende Staatsbote Bessiermont wird unverantwortlich zwischen London und Paris hin und her geschleppt und verwechselt schließlich in verzweifelter Regatta auf dem Pariser Niederbrett seiner Frau an die Londoner Sonntagsgesellschaft mit einem gebarnichten, aber nicht ganz so des grandmair Scheinbrotels an den französischen Reichsfürsten. Die Sonntagsgesellschaft veröffentlicht das französische Minimum ohne ein verschuldetes Begleitwort als Postkarte auf ihrer Zettelkarte. Die Panzer, der Wärmeh, fliegt schon der Fremde. Nun hat er das Wort. Ohne einen Menschen zu fragen, sucht er den in amerikanischen Gewässern schwimmenden Flugzeugmusterjäger Albatros, das Bombenflugzeug solle sofort aufhören und die einzige vorhandene Atomkugel ins Meer fallen lassen. In der Kabineneinrichtung, in welcher Herdwall das selbstlich veröffentlichte Minimum als gar nicht überreicht und daher belanglos bezeichnet, wird Panzer maßlos wild und geradezu gewaltig. Er wirft dem Premier sein Amt vor die Füße und stürzt hinaus.

Einflussreich ist die Bombe im Meer gelagert. Aber Wirkung war noch viel ärger, als irgend jemand ahnen konnte. Das Matrosenschiff und der amerikanische Wachschoner Quacha sind gekentert und gesunken, das Bombenflugzeug ist verschunden, eine ungeheure Explosion hat wälzt sich auf die Küste von Süd-Carolina zu. Die verschlingt die Stadt Charleston und mehrere Küstentorte, so aus Menschen entrinden. Vom Flugzeug der Quacha wurde das Aufhängen des Bombenflugzeugs, das Kentern der Schiffe mit das Entdecken einer heißen Kugelball beobachtet. Der Pilot ist dabei ums Leben gekommen, aber der Beobachter lebt noch so lange, um den Verfall berichten zu können. Europa und die Vereinigten Staaten machen mobil.

Bullinger mühen den Weltkrieg vermeiden. Er will sich immer noch auf eine unglücklich verlaufene Tiefenprüfung hinausziehen, aber Jane Campbell erkennt, daß es für

verschuldete Werte zu spät ist. Noch vor der Rede des Staatssekretärs will sie am nächsten Morgen dem Unterhaus die Atomkugel mit ihrer ganzen ungeheuren Wirkungsmöglichkeit erklären. Nur durch die Wassermenge kann der Massenfluß niedergehalten werden, England aber soll niemals zu Krampf binden — so erklärt sie ihrem abgelehnten Vorgesetzten Oberland.

Der verheißt das politische Gerichte. Er weiß, daß Jane ihrer Laufbahn ein bemerklich früher Ende setzt, wenn sie Bullinger in den Rücken fällt. Darum tut er es selbst. Er legt den amtlichen Apparat spielen und hinter den Vorsteher der Kabinettskammer, Lord Kensington, eine Regierungsmittelung in allen ausländischen Zeitungen zwischen Wladimir und des Angebots, aber in keiner einzigen kritischen, erscheinen zu lassen. In dieser Erklärung wird der Abwurf einer Atomkugel mit 150 Kilometer Beschleunigungswinkel schlagartig zurückgegriffen. England erklärt sich zum Schutzmarsch mit gut Vernichtung seiner Atomkugelnbestände, die es tatsächlich gar nicht besitzt, bereit, wenn die andere Großmächte ihre sämtlichen Luft- und Unterseebootsflotten vernichten. „Falls die Signaturmächte des Protokolls der ersten vorbereiteten Sitzung für die Abrüstungskonferenz dem befristeten Vorschlag nicht zustimmen, wird die britische Regierung widerstandslos gezwungen sein, zu progressiven Zwangsmaßnahmen überzugehen.“ Mit dem Gefühl, vielleicht das zwanzigste Jahrhundert, jedenfalls aber Jane Campbell gerettet zu haben, beschließt der tüchtige Privatsekretär sein ausgiebiges Tageswerk.

Vor der Unterhausung gesteht er dem Staatssekretär und Jane Campbell seine Anwesenheit. Bullinger ist vernichtet. Ehen könnte der Kernsprecher drohen. Ist es möglich? Hört er richtig? Der französische Reichsfürst beglückwünscht den englischen Staatssekretär zu dem glänzenden Vorschlag der Kabinetts-Ministerung. In welcher Folge werden sich die anderen Reichsfürsten. Demütigste Werte zunächst durch den Draht, alle Regierungen sah mit tiefer beirrenden Lösung durchaus einverstanden. Bullinger ist der große Mann des Tages, Jane verheißt sich mit einem Geleiten aber nicht gar zu schließlichen Anwesenheiten, John Oberland erhält den Lebensfluß für geistliche Gesandten an der Untergrund Lebe — der Weltfrieden ist gesichert, der Weltfrieden verändert seine Richtung

jüngsten Englands. In einem Bescheidenerwerb aus dem Jahre 1978 wird Bollinger als wegenantiger politischer Flüchtling und Retter der Menschheit in den höchsten Tönen geriefen.

Um das schon sehr höhere Bewußt dieser selbstbewegten Handlung konnten sich humanistische

Einfälle, glänzende Charakterisierungen und eine Masse beobachteter Möglichkeiten. Der Gedanke, daß dieses Spiel der Phantasie in einiger Zeit zur Möglichkeit werden könnte, steigert die Spannung und erweitert die Anteilnahme des künftigen Lesers.

Christian Morgensterns

Von Winfried Gurlitt

Michael Bauer hat bis zu seinem Tod im Jahre 1969 an der Hochschule eines Lebensbuches über den neuen Fremden Christian Morgenstern gearbeitet. Es sollte die „Eingetragene und Einmaligkeit“ dieses Dichters möglichst klar aus dem Zeichnen-Grund hervortreten lassen. Das langwierige und nun zu Ende geführte Werk¹⁾ erfüllt die Aufgabe, die Michael Bauer mit den Worten zusammenfaßt: „Der Leser muß sich im Verlauf der Biographie der alle Fragen unseres Lebens gestellt sehen und muß mit dem Dichter ringen und suchen und schließlich finden.“

Das ganz auf geistige Selbstständigkeit und inneren Wahrhaftigkeit begründete Leben Morgensterns blühte denn auch einem lauten Spiegel für die bedeutsamen künstlerischen und sozialen Entwicklungen des zu Ende gebenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts.

Colloquialismus umspannte den Lebensraum Morgensterns gerade jene Friedensjahre, in denen sich die Entwicklung des Deutschen Reiches zur Verfassung vollzog: er wurde am 6. Mai 1871 geboren und starb am 31. März 1914.

Die knappelebenden Erlebnisse der Kindheit trafen bis in die Mannesjahre nach. Als schon 37-jähriger sagte Morgenstern, daß er immer noch in und vom Vonnemischen seiner Kindheit lebe. Er kam aus einer evangelischen Künstlerfamilie, der Vater und beide Großväter waren Landschaftsmaler. Seine ersten Jahre verlebte er mit dem Eltern in München und an

Leben und Werk

den oberbayerischen Seen, dann auch auf Reisen durch Tirol, die Schweiz und das Elsaß. So lernte auch Morgenstern früh die Schönheit der Welt mit Malereien zu schauen. Aber diese Fähigkeit vermittelte sich ihm zu der Klarheit und Lebhaftigkeit seiner Gedanken.

Sehen mit zehn Jahren verliert der kleine Christian die Mutter, und man beginnt auch bald die Leiden der Schulzeit, durch den wiederholten Ortswechsel verzögert. Das Erbe der Eltern hat Morgenstern einmal — ähnlich wie Goethe — in Versen zusammengefaßt:

Vom Vater hab' ich, was verfallen,
Doch von der Mutter, was befielt —
von ihm das Feuer, das mich leidet,
von ihr das Stille, das's aufwärts reht.

Zeit 1885 besuchte Morgenstern ein Gymnasium in Weiden und verlebte seine Schulzeit in dem Niederläufigen Süddeutschen Seem. In diesem Jahre schloß der 18-jährige seine Lebensgemeinschaft mit Friedrich Kappeler, in dessen Erinnerungen aus jener Zeit von Morgenstern gesagt ist: „Er gilt als ausgewachsener Dichter und unerschütterlicher Kopf, im bürgerlichen Schulhaus als Freigeist. Man traut ihm viel zu in Bezug auf Talente aller Art, aber auch auf Fleiß und Strenge, auf die man stets gesetzt sein muß. Sie kommen immer auf acht dichtende Weise, nämlich gegen alle Verachtung und Logik, dann treffen sie fast immer ins Schwarze.“

In dieser Fremdencharakteristik ist schon viel vom Wesen des späteren Morgenstern enthalten, wenn sich damals auch die Tiefen seines Wesens noch nicht erschlossen haben. Aber schon

¹⁾ Michael Bauer, Christian Morgensterns Leben und Werk. Lebensbuch von Christian Morgenstern und Michael Bauer. Mit Beiträgen von Friedrich Kappeler und anderen und von 24 Zeugnissen. Verlag R. Piper & Co., München

beginnen sich in diesen Jahren die Lebensfragen in Morgenstern zu regen, deren deutliche und künstlerische Klärung und Überwindung das Wesentliche seines Lebenswerkes ausmacht. Schon beginnt er, sich an einen festen Standort im Leben zu mühen:

Welch unergreiflicheres Glück,
welch höherer Glücksfreude gibt's,
als das Bewußtsein mir gewährt,
da, wo ich stehe, muß ich stehen!

Und von diesem Standort aus richtet er seinen Blick auf den Menschen als den Jubelgriff von Werden und Sein der Welt:

Es ist der Mensch der Mittelpunkt der Welt,
und um ihn kreist
die Ereignis.

Chancenreicht ist es, von dem erst ansehnlichen Werte zu versuchen, die schon den ganzen Ernst seiner Lebensanleihe und seine begriffte Liebe für sein Volk und dessen Zukunft zum Ausdruck bringen:

Ich bin nicht dazu geschaffen, mich in die Vergelt zu flüchten, während rings um mich die Welt flugt und flutet. Dieses Gefühl des unmittelbaren Wirken-Sollens wird mich nie verlassen und fern fern und fern meine Pforte



Christian Morgenstern, Berlin 1899.
Selbstverfasser mit Genehmigung des H. Piper & Co.
Verlags, München, von Michael Bauer, Christian
Morgensterns Leben und Werk.

Heben. Man wird mir wohl Leiden- und Zeit-Pfeile zum Decretum machen, aber ich braue mir eine Leiden, die ist: die Wahrheit zu sagen und damit meinem Volke zu helfen."

Die Klarheit dieser jugendlichen Entscheidung hat Morgenstern durch alle Stufen seines entwicklungsreichen Lebens durchgehalten, und sie ist es, die seinem literarischen Werk das entscheidende Gepräge verleiht, das Wahrheit und geistigen Mut überall hinträgt, wo es vernommen wird. In diesem Alter begründete er auch mit seinen Freunden eine Zeitschrift „Deutscher Geist" als sichtbares Zeugnis seiner erwachten Kultursinnlichkeit. Mit prophetischer Voraussicht läßt der Jüngling darin seine warmste Stimme vernehmen, zu einer Zeit, die nichts anderes als den gesicherten Aufstieg der deutschen Weltmachstellung kannte:

— Mein Volk, mein Volk! Herrgott dich nicht: der Tag der Jense ist nah,
Wacht ab das blutige Gesicht! Wacht ab dein Götzenkal!

Neben dieser Bestimmung, die sich stetig den Zeitfragen anpaßt, blüht sich aber auch schon der tiefe Blick nach innen an, wie in den Worten:



Heinrich Heine, Hamburg.
Von dem Schmalenbuchstaben mit Christian Morgenstern
verfassen.

In solchen Augenblicken eben ich, was es heißt: Welt sein. All die unglücklichen Schwärmereien des Ich jagst du mit einem Nichte zu schau'n, als ein einziger großer Ich, das uns Menschen erschließt, in Körper großt erdbeerroter Erde zu erheben, ja, dieses All-Ich selbst zu sein und zu wissen, es zu sein, das — Nicht mir, oder Über-Ich."

In diesen Jahren besand sich der junge Emden, der erst in Berlin und dann in München Nationalökonomie hörte, auf der Suche nach dem „wahren Gesetz": „Ach, daß ich einem Menschen in die Hände fiele, der mich versteht, der mich in manchen Seiten würde — diese Einsamkeit noch eben ist schrecklich."

Damals, 1897, war es, daß bei Morgenstern das „Lebenswerk" der Mutter stärker wird, die Schwäche der Lungen, die ihn aufs Krankenlager wies und den da ab sein Leben zu einem unablässigen heroischen Kampf gegen die Krankheit macht.

Nun erfährt er auch härteres Leid: Die Scheidung des Vaters von der zweiten Frau und eine neue Ehe, die bald zur Entfremdung zwischen Vater und Sohn führt. Der entgegengesetzte Bruch mit dem Vater erfolgte 1898. Dann haben vierzehn Jahre der Schwere die beiden getrennt. Der Sohn ist unglücklich. Damals stand ihm der Freund Friedrich Rappeler treu zur Seite.

Die Zeit der Krankheit ließ Morgenstern eine Umdeutung machen, die für seine weitere innere Entwicklung von entscheidender Bedeutung werden sollte; er fand Friedrich Nietzsche, der sein „*außerlicher Bildung* und die lebensschaffende Nöte langer Jahre" wurde. Unter diesen Kämpfen einer inneren Selbstreinigung stand auch das Lebensziel auf, sich eine freie literarische Existenz zu gründen. Der Weg führte dann nach Berlin, wo der Aufbruchling in den literarischen Kreisen eine gute Aufnahme fand und zum Mitarbeiter an angesehenen Zeitschriften wurde. Bald erschien auch sein Erstlingswerk „*In Phantasie Schloß*", ein Zehntes humanistisch-phantastischer Dichtungen, ein früher Zeugnis jener einzigartigen Mischung von Träumen und Humor.

Ein bedeutendes „*Intermezzo*" in Morgensterns Leben brachten die folgenden Jahre von 1897 bis 1901. „*Meister Auftrag* schreibt über mir! Übersetzungen —" schreibt er im August 1897. „Die Aufgabe ist gewiß sehr

schwer, aber ich weißte mir keine ehrenvollere. Die Übersetzungen sind für die einzige autorisierte deutsche Ausgabe von Ibsen bestimmt."

Die große Aufgabe führte den jungen Dichter nach Norwegen, brachte ihm manche entscheidende Begegnung mit dem alten Meister und eine tiefe Kenntnis norwiescher Sprache und nordischen Volkstums. Dieser entzognungsvolle und doch schöpferische Dienst am Werk eines Großen war für die weitere Entwicklung Morgensterns von tiefer Bedeutung. Nicht nur, daß ihn diese Arbeit für Jahre materiell sichersetzte, das Einkommen in ein frommes Lebenswerk brachte die Frucht eigener Ahtung und Ausweitung. Und auch eine große Sprachschule lag in diesem Übersetzungswork, das denn auch den Stempel einer genialen Nachschöpfung trägt. Als Ibsen sein letztes Drama „*Wenn wir Zeiten erwecken*" vollendete, schreibt er: „Ich hege den lebhaftesten Wunsch, daß Herr Christian Morgenstern seinerzeit die Übersetzung meines Stückes besorgen möge. Er ist ein höchst begabter, wirklicher Dichter . . ."

Nachdem Ibsen mit Morgenstern in diesen Jahren auf dem Wege seiner geistigen Entwicklung fort: „Das Jahr 1901 sah mich über den Deutschen Schriftten Paul de Lagarde. Er erschien mir — Wagner war mir damals durch Nietzsche entfremdet — als der große maßgebende Deutsche der letzten Jahrzehnte, wenn denn auch stimmen mochte, daß sein gesamtes Volk seinen Weg ohne ihn gegangen war."

Nun führte Morgensterns Weg im März 1902 zum ersten Male nach dem Süden, nach Italien. An eine freundliche Begegnung erinnern die lebensprägenden Verse:

Verra jenes, Natur haben,
da wir uns im Frühling tragen.
Da gehen wir ein Mähe
unverhebt ein Bild erblicken . . .

Im Grunde aber hat diese Jahre erfüllt von den Kämpfen eines einsamen Erkennissuchers, es ist ein „*Leben ohne Nummer*", das als eine seltsame Fraktionierung und Zerküftung jure „*Abkille einer souveränen Phantasie*" bezeichnet, die als „*Galgenlieder*" ihren Weg in die Welt angetreten haben. „In den Galgenliedern braucht man nichts als Unbefangenheit, Naivität", sagte Morgenstern einmal, „*Je frei von einem großen Rind sie große Rinder geschrieben.*

Es sind dünne, kleine Schmetterlinge, auf der Wiese geistiger Freiheit geflügelt."

Aber ihre Einsichtung be-
richtete Morgenstern: „Die
ersten, nach dem unruhigen
Jahren erschauenden Gul-
genblätter entstanden für einen
lustigen Kerl, der sich auf
einem Ausflug nach Werder
bei Potsdam, allwo noch heute
ein sogenannter „Gulgenberg“
angibt, wie das so die
Landsleute, mit diesem Na-
men schmücken zu müssen
glaubte."

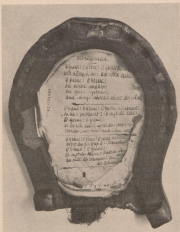
Diese grotesken Dichtun-
gen Morgensterns, ursprüng-
lich einer Gemeinschaft an-
zuwachsen, wurden zu einer
Welt für sich, in der man sich
nur mit geistiger Freiheit ge-
recht findet. Wenn der Dich-
ter — wie es oft geschah —
an eine „Erklärung" seiner
Phantasiegebilde angingen
wurde, antwortete er mit einer
„Verunkelung", denn:

Wer fragt, was ich geschrieben,
kann nicht mehr kommunizieren,
hier wird es sich geschrieben. . .

Auch die Sprache selbst mußte sich diesen
schärfsten Spieltrieb fügen und wurde aus
den Fesseln der Überlieferung in ein neues Wer-
den gebracht. Spiel und Lusten gehen ineinan-
der über. Morgenstern sagte einmal: „Humor
ist äußerste Freiheit des Geistes. Wahren Hu-
mor ist immer jenseits." Als Beispiel für viele
sehe im Gedichte aus dem „Gulgenberg" Al-
bern, das mit anderen erstmalig in der Mor-
genstern-Biographie veröffentlicht wurde.

Der Blockmann,
der Blockmann
geht um im Tann
beim Rosenstamm.

Es klopft
und klopft
und nachklopft
Gophis dem Mann
die Strampfe klopft.



Das Bindungsband des Gulgenbrüder
in die Fesseln gebunden

Der Blockmann,
der Blockmann
geht um im Tann
beim Rosenstamm.

O Vahr, geh
mit schneller Sch!
Wann spazierst
der Blockmann?

Und das tut noch.

Palustrum und Herr von Reiff brauchen
nicht besonders vorgestellt werden. Wie sich be-
kannt genug. Weniger bekannt ist aber, wie sich
aus all dem Unstern, Verwirr- und Unge-
reimte „verschön" und verdaulich läßt, wie es
sich in Morgensterns und unser Leben einfügt.
Eine abschließende Deutung Michael Bauers
wird das noch erhalten:

In der grotesken Dichtung Morgensterns ist die
strebende Sehnsucht und Schopenhauer'sche

Es gibt noch Wunden, Liebes Mann,
 jedoch die!

Ich will nicht

mit mir sein aus deinem Schmerz;

das Strahlenspiel

von hohen Dächern

in deinem Ansehen

trübe sich!

(Morgenstern)

Symbolistischer Gedanke zu dem Gedichte „Es gibt noch Wunden, Liebes Mann“ von Christian Morgenstern

warmer physischer Mensch, der heute mit dem ganzen Kraft einer guten und gesunden gewachsenen Psyche als die allseitige und allerschlagendste Wirklichkeit betrachtet wird, heiter behoben, durchdrungen, ja mitunter völlig auf den Kopf gestellt¹. Und so ist man versucht zu sagen, diese Erfahrungen erfüllen eine ähnliche Mission wie die irdischen Weihen der christlichen Mysterien, die, ehe der Mensch das Weltendliche und Transzendente der Welt kennenlernen, über den Lebenshauch und die Unverwundbarkeit der Einsamkeit zu unterrichten hatten. Die Unsterblichkeit und Freiheit, die sie ihm geschenkt, ruht seit damals zu gleich die Verwirklichung, auch den Weg zu dem höchsten Denken zu bezeichnen. Wer ein Herz hat, das einem von der auf der Menschheit liegenden Last leicht, dem wird es ähnlich dazu trüben, und nur das Leben Christian Morgensterns im ganzen betrachtet, dem wird es außerdem sehr leicht werden.

Anderes wäre es auch nicht zu verstehen, daß gleichzeitig in Morgenstern sich immer mehr der Versuchung ausbildete, der um die tiefsten Geheimnisse des Menschen und der Welt rang. Mensch und Welt waren für Morgenstern immer unlösbar verbunden und beide nur in ihrer Gegenseitigkeit zu verstehen. Seine eigene innere Entwicklung gab Morgenstern einmal in dem Bild einer Schale:

Etiel: Weltliche Periode (Nische), beendet durch innere Krankheit;

Schale: Öffnung durch Johannisches;

Blut: Erfüllung.

Die innere Reifung seines Lebens zur Schale, in die sich der Geist herablassen konnte, geschah durchschnittlich im Winter 1902/03. In sei-

ner Autobiographischen Notiz (1903) steht über diese Zeit: „Zwischen war dem fünfundsiebzigjährigen Entschiedenwerden geworden. Natur und Geist hatten sich ihm ausgiebig vergesüßt. Und als er eines Abends wieder einmal das Evangelium nach Johannes aufschlug, glaubte er es zum ersten Male wirklich zu verstehen . . .“

Der Jubelgriff seines neuen Lebens war, daß er das Göttliche im Menschen-Joh ausleuchtend sah. Aus dieser Erkenntnis beginnt Morgenstern einen Gedichtkreis „Der Christus“. Als Motto stellt er voran:

„Nach Johannes“

Wir kann niemand geben,
 Wir kann niemand nehmen,
 Ich bin, der ich bin.
 So wie kam der Sinn
 des Lebens zum Leben,
 So steht sich denn bin.

Daß Morgenstern damals selbst war, handgarnete Kinderlieder zu dichten²), die von einer unerbessenen Einfühlung in die kindliche Vorstellungswelt und Erlebnisweise zeugen, ist der schönste Beweis für die Echtheit und innere Wärme seines Menschseins, seines Christentums.

Er erreichte Morgenstern auf einseiner, inneren Wegen eine Höhe der Entwicklung, die ihn wieder dem Leben zuwandte und ihn die Erfüllungen seines menschlichen Aufstieges schenkte. Das Jahr 1903 brachte „die große Wunde“ in sein Leben: Die Frau, mit der er Hand in Hand die Höhenwanderung fortsetzen konnte, und „den Mann, der als Beglücktester innerer Welten seinem Buchen Sicherheit und neue Zuversicht gab“.

Aber diese Frau schied Morgenstern später einmal an den Grund Ragnars: „Sie ist ein Mensch, der, wie man sagt, sehr viel verspricht, aber noch mehr hält.“ Und in den „Einsen“ heißt es: „Die Entdeckung meines Mannes-alters ist die Frau.“

¹ „Der dem Maßstab unter dem Titel „Mein-Jugend“ im Verlag Deutscher Buchverlag, Berlin, erschienen

Das Wesen dieser Liebe erlebte der reife Morgenstern durchaus wie ein Mysterium des Ich und Du. Ihre Reinheit war ihm strengstes Gebot.

Der Winter 1908/09 brachte die beiden neuen Weggenossen in Berührung mit der Wirklichkeit Rudolf Eisingers, die für ihr weiteres Leben von ausschlaggebender Bedeutung werden sollte. Morgenstern fand damit die folgerichtige Weiterführung seines bisherigen Bestrebens. Aus den aus gewonnenen Einsichten formte er den Satz: „Alle Geheimnisse liegen in vollkommener Offenheit vor uns. Nur wir stiften uns gegen sie ab, vom Stein bis zum Ocker. Es gibt kein Geheimnis an sich, es gibt nur Unbegreiflichkeit aller Dinge.“

Nachdem Morgenstern eine Reihe von Beiträgen Rudolf Eisingers in verschiedenen Zeitschriften gehört hatte, kam es auch zu persönlichen Begegnungen. Der Kampf mit der schleichenden Krankheit legte Morgenstern in jener Zeit, da ein neuer Wille zu großzügiger Kulturarbeit in ihm erwachte — „mitwirken im Genuß der Zeit“ — oft schmerzliche Entsagungen auf. Um so eindringender lebte er sich geistig in die sich ihm darbietende Welt ein. Es entstanden die Gedichte, die in dem Bande „Wir fanden einen Platz“ als schöpferisches Zeugnis jener Entzweiflungsläufe vereinigt sind. In einem Antrag an das Komitee der Nobelpreisstiftung kennzeichnet er Rudolf Eisinger „als einen der größten Dichter des Weltchristentums“. In einem anderen Zusammenhang heißt es: „Mit Rudolf Eisinger ist eine Gefahr unter uns getreten, die etwas ganz Neues für die Entwicklung der menschlichen Seele bedeutet. Er beschließt in einem gewissen Sinne die Geschichte der Philosophie, die eine lange Zeit vom apertischen Denken ausfaßt, und begründet die spirituelle Wissenschaft vom Menschen, als einer kosmischen Wesenheit, die — Anthroposophie.“

Seine letzten fruchtbarsten Schaffens wurden immer wieder von schweren Krankheitsschicksalen unterbrochen. Doch war Morgenstern die Erkenntnis geworben: Jede Krankheit hat ihren besonderen Sinn, denn jede Krankheit ist eine Reinigung; man muß nur herausbekommen, wozu.“



Chr. Morgenstern.

Seine letzte Zeit verlebte er mit der todkranken Gertrud in Materanis bei Merano. Wie er sein Leiden trug, davon gibt eine Zeichnung Zeugnis: „Leiden“ kann man an allem, aber am krank zu sein, muß einem ein fremdes Erreger helfen, muß man der Natur seiner Krankheit gewichen sein. Ich möchte dem Satz aufstellen: Kein menschheitlicher Mensch kann krank sein. Und was mich betrifft, so mögen es meine Werke von der ersten bis zur letzten Zeile bezeugen.“

Am 31. März 1914 starb Christian Morgenstern. Sein Leben wurde zur Offenbarung eines durchgängigen Christentums. Es weiß in eine Menschheitskultur, wie er selber es empfand:

Wollt ihr wissen, wer ich bin,
nützt ihr Nichts, wer ich werde.
Über Altem, das Leben,
offnen nun sich Mensch und Erde ...
Offnen nun sich unsern Geist ...
Nur der Mensch, der sich gefeilt
schien an allen Wissen Ende,
sieht auf einmal eine Welt
unersetzlicher Aufmerksamkeiten.

Das Grasdach

Ein Koreaner erzählt sein Leben

Von Karl Bland

In einem kleinen Dorfe in Korea — Gang-Dang-Gu, das Dorf der Reichen genannt — wächst unter dem Grasdach der edelsten Hüter ein Kinde heran¹⁾. Alles ist in diesem Lande, wie es schon vor Jahrhunderten war, die Menschen, ihre Bedürfnisse und ihre Lebensweise. Seit tausend Jahren tragen sie die gleiche Last, leben in gleichartigen Sitten, essen und trinken das gleiche wie die Vorfahren. Es ist ein heftiges Bauernvolk, das beaglig dahinklebt, in einem weichen Jockelhaat, wie ihn Lao-Tse geschildert hat: „Die Nachbargemeinde liegt in Sicherheit, der Laut von Hunden und Hühnern ist deutlich zu hören, und doch werden die Menschen alt und sterben, ohne jemals einem Nachbarn beggert zu sein.“

Es räumt ihr Dasein dahin, Geschlecht um Geschlecht, sanft und friedlich — fast allzu sanft und friedlich, und darum haben sie auch verlernt, der Gefahr zu beggern, die ihnen jetzt droht und ihr Leben in den Grundfesten erschüttern muß.

Unter Kiefern und Trauerweiden liegt das Dorf am Flußufer, dahinter die Reisfelder; jenseits des Wassers haben die Hirsche und anderen Getriebe gehaut. Hoch oben am Bergberg haust das Wild, der Felsche, die Tigerkugel und jagendste Drachen. Hat ein böser Drache ist auch der Fluß, sobald ihn die Wellenbrüche aus den Bergen über die Ufer rennen — im Frühling, wenn die Reisfelder noch ihr lichte-grünes Kleid tragen, das auch die Brautjacht der koreanischen Mädchen ist. Dann sehen die Menschen in wechselester Trauer, wie die schlangigen Blüten ihre Häuser, ihre Felder, ihr Vieh und das eigene Leben mit Vernichtung bedrohen. Und im Spätsommer, wenn die verjüngte Ernte aufgesetzt ist und die junge Saat

nach keine Frucht trägt, dann steht fast alljährlich die große Hungersnot. Ganze Familien wähen sich kümmerlich von Getreidekörnern und Reisstücken, wenn das wenige Geld fehlt, um Früchte und Kartoffeln zu kaufen.

Aber das alles trägt die unerschütterliche Welt mit philosophischem Gleichmut, genau dem Vorbild des Konfuzius (von dem man sagt, daß er über dem Gelingen der Weisheit Essen und Trinken vergessen habe) und dem Geheimnis der buddhistischen Lehre ergeben, in der es einmal heißt: „Der Mensch schade sich nicht seiner irdischen Kleidung, seiner kümmerlichen Nahrung, seiner schlechten Bekleidung. Nur das zu übersehen, was schön ist, bringt ihn Schaden.“

Es lebt das ganze Volk in Korea, ein einfaches Bauernvolk, rüchshändig und beharrlich in seinen Anschauungen und Gewohnheiten, aber auch ein Volk von alter Kultur mit einer großen geistigen Abgeschlossenheit und einem hochentwickelten Sinn für alles Schöne in der Natur und in der Achtung, die noch weltliches Volkstum, lebendiger Besitz der Allgemeinheit ist. Freilich, diese Dorfe ist auch sehr einsamlich — der Dorfbefehl ist es, im Namen aller einsamlichen Götter, Lebküder auf Schönheit, Anmut und alle Weisheiten seligen Gesanges“ aufzunehmen und „Anmut und Gleichmäßigkeit zu überleben“. Dann, so lautet ein koreanisches Sprichwort: „Anmut ist die Tochter der Ruh“. Man verachtet das eigene Glück, indem man es fast kampflos trägt. Und man unternimmt auch nichts gegen einen Dieb, der jemandes Eigentum entführt — was übrigens kaum einmal vorkommt. Schon den Kindern wird von der Großmutter eingeprägt: „Fangst niemals einen Dieb! Es wäre eine Unschicklichkeit, die leicht einen Menschen in Verlegenheit bringen könnte. Drückt auch immer in

¹⁾ Younghill Kang, Das Grasdach, erzählt im Text die Geschichte.



Traditionelle Dorfstruktur
Thot, Sikkim

„eine Lage!“ Wenn man wirklich einmal einen Hiebender hört, muß man sich räuspern oder sonst bemerkbar machen, um ihn zu zeigen, daß er ertappt ist. Dann wird er sich seines Maresches schämen und sich von selbst wieder zurückziehen.

In dieser beschlachten Umwelt also reißt der Knabe heran. Auch die ganze Form der Dorfgemeinschaft ist nach das Beispielstücken der Eltern. Alle Bewohner sind miteinander verwandt, aber in einer strengen Verwandtschaft gegliedert. Frauen, die ihre Arbeit nicht können, sich als christliche Gesellschaft etwa gegenüber den Kaufleuten oder den Mägden zu fühlen, die von altem her besonders misshandelt sind. Am meisten geachtet ist der Gelehrte aus der Dörfer, die nur ihre geistigen Fähigkeiten leben und brauchen auf dem Felde keine Hand anlegen. Auch unsere Grassack in Hong-Dang-Schi herrscht eine strenge Familienordnung. Der eigentliche Herr im Hause, der Vater des Knaben, ist in Wahrheit nur der Runder aller, der pflichtgetreue Wächter über Vater und Ansehen der Familie, der zugleich alle Arbeiten selbst machen muß, vom Weiden des Hauses bis zum Einkauf der Kinder. Die interessanteste Persönlichkeit jedoch ist die ehe-mündige Mutter, die Haushälterin, ein wenig geistiges geistiges Weibchen, das aber sehr energiegeland leisten kann. Sie ist eine große Ver-

walterin aller Weisheit des Lebens, vom Buddhismus und Konfuzianismus bis zur bescheidenen Mythe des Taoismus, aber sie weiß auch in ihrem praktischen Sinn, daß die Weisheit nicht ihrem Egoismus im allgemeinen mehr viel über, aber geringen Nutzen bringt, höchstens einmal ein paar Kostbarkeiten für ein Festgeheimnis oder eine andere Familienfeier, aber niemals kann Geld. Darum muß eben der Vater seine geliebten und schuldigsten veranlagten Verwandten etwas mitnehmen, wie er für die Schulden seines hochstehenden Vaters, der „Verleihen-Bein-Tafel“, aufkommen muß, der sich müßig im Lande herumtreibt.

Die Familie ist alles, und höchste Verehrung gebührt den Geistes der Eltern, denen bei jedem Familienfest Speise und Trank dargebracht werden. Eine Tages ist auch eine Festzeit in der Familie, man will versuchen, das leidenschaftliche „Verleihen-Bein-Tafel“ durch die Ehe flücker aus Haus zu jesseln. Alles geht nach altertümlicher Weise vor sich: Die Verleihen können sich überhaupt nicht und blühen sich sogar erst am Morgen nach der Hochzeit zum erstenmal von Angesicht zu Angesicht sehen. Die Familie allein trifft die Wahl, mit Hilfe eines Heiratsvermittlers. Bei der Trauung steht die Braut hinter einem Vorhang in ihrer Kammer. Der junge Ehemann erhält nach der

Ernährungsformel einen Becher Wein, trinkt haben und reicht ihn der Braut durch den Vorhang hindurch; sie nippt ebenfalls davon und reicht den Becher zurück. Dann vernügen sich die Neuemöblierten auf beiden Seiten des Vorhangs gegeneinander, und die Heftlichkeit ist beendet. Die Braut wird in geschlossener Chaise zum Wohnort des jungen Mannes getragen, wobei sie viel achte Tränen auf ihrer Reise ins Ungewisse vergießt. Auch bei den jugendlichen Akademikern, die aus Versehen für Verstand und Ansehen der Familie muß schon im Knabenalter vermählt werden, sagt es oft bittere Tränen — kein Wunder bei solchem Blindheirathspiel: „Kein Mensch wollte bei uns heiraten . . .“ Drei Tage nach der Heirat weilt der junge Akademiker weggelacht, oft auf lange Monate hinaus, und im Privatdorf der Braut von dem Buben als Entführer ihrer Dorfgemeinde so lange heillos verpöclet und sogar mißhandelt, bis er sich schließlich freiläuft. Das Heiraten ist also in Korea nur eine scheinbare Pflicht. Aber der „Verlorene-Sohn-Dahei“ nimmt auch eine so große Angelegenheit von der letzten Seite, hinterläßt im Dorfe der Schwiegereltern neue Schulden, die der Vater gerichtlich für ihn bezahlt, und weilt sich dann wieder munter im Lande herum, ohne sich um die kleine weinende Frau zu kümmern, die von der ganzen Familie wegen ihres launigen Wesens ausreißend geliebt wird.

Auch die Medizin ist in Korea ein höchst räthselhaftes, abgesehen je ein weißer Doctor acht Jahre lang die ehrenwürdigen Lehergelehrten der Heilkunst mit ihren launisch und aber launisch Versen anwendend herum muß. In der Praxis läuft es fast immer nur darauf hinaus, daß der Patient irgendwie aufgehoben wird, damit das Gift der Krankheit entweichen kann:

„Wenn dich der Kopf schmerzt, so schick ihn herein . . .“

„Wenn dich dein Fieber quält, mag der Dreck draußen sein . . .“

Und wenn gar nichts anderes hilft, so wird irgendeine weiße Frau geholt, die das Leidenwerk der bösen Krankheitsgeister mit ihrer eigenen Hygiene bekämpft.

Da kommt ein Feind, der stärker ist als die Dämonen im Gebirge, als der giftige Fluß und als Hunger und Mord, ein Feind, den kein

Derzart und keine weiße Frau vertreiben kann — die Japaner besetzen das Land, entziehen den Kaiser in Seoul, errichten ihre Schulen, erbauen Eisenbahnen und Fabriken. Die neue Zeit greift mit harter Faust das unheimliche Joch. Welches sieht das alte Geschlecht an, wie die Eingekerkerten sich immer mehr breitmachen, alle Verträge und alle beschworenen Tische missathun.

„Sie werden es doch nicht wagen . . .“ Doch — sie wagen es, sie brechen auch in den Frieden des Dorfes unter den Bäumen ein, mißhandeln den Vater und die verdammenswürdige Dorfmutter und schleppen den geliebten Dahei ins Gefängnis. Der Kerker der Japantwente ist ausgeräumt, und die Jugend des Landes befreit, daß sie den Feind nur mit den eignen Waffen bekämpfen kann. Sie drängt sich zur westlichen Bildung, trotz allen Widerstande der Väter, die die Zeichen der Zeit noch nicht begreifen haben.

Auch der Acadie legt es mit Hilfe eines weltberühmten Verwandten durch, daß er die japanische Schule im Marktwort besuchen darf. Er wird vom Vater zurückgehalt, aber er wehrt sich erfolgreich gegen die Dorfschule und bringt den alten Lehrer durch seine Überlegenheit zur Vergrüßung:

„Mit dem alten Schulmeister besah ich manchmal Streich, wenn ich ihn auszuwärtigen wollte, daß die Nachkommende in der anderen Schule im Marktwort besser sei als jene Nachkommenden. Doch er meinte, das Gehen meiner Vorfahren wäre immer besser als das der Fremden; es sei ihnen nun fünf Jahre alt. Haben sich denn nicht alle unsere alten Wege verändert?“

Einstmal sagte ich zu ihm: „Kienfeng war im Jemmen, als er sagte, die Erde wäre eine glatte Fläche. Die Erde ist rauh!“

„Jung, wo bist du nur den Hain her? Die Erde ist flach, und der Himmel ist gerundet.“

„Ich habe in der westlichen Schule einen Hain gesehen. Jenseits von hier ist ein anderer Ort: Amerika, wo die Missionare herkommen.“

„Warum sollen wir denn nicht herkommen? Wir leben seit frühelichen Tagen hier.“ So-Moel blühte mich heimlich über seine Nase an. „Erklär mir das, Wang-Pa, auf eigene Weise.“

„Das kommt daher, daß wir sehr klein sind. Die Ameise kriecht auch noch um den Ast und weiß nicht, wann sie oben und wann sie unten ist“, sagte ich ihm ausdauernd.

Ein heranziehender Gelbteufel verflucht das durch Kienfengs große Weisheit natürlich besser. Die Japaner haben sich gelohnt.“

Aber bald darauf fragte ich ihn: „Wißt Ihr, weshalb die Pfirsiche vom Baum zum Boden fallen?“
 Er lächelte mich zusehrend an, nahm seine lange Pfeife aus dem Mund, sprach auf den Fußboden und antwortete:

„Weshalb die Pfirsiche herunterfallen? Nun, selbstverständlich ist das ein — natürlicher Vorgang. Die Pfirsiche sind reif.“

„Und weshalb natürlich?“

Er wurde rot.

„Das Wesen der Schwertschneide!“ murmelte ich auf und bekam sofort einen Lohd wegen Unhöflichkeit.

„Die heutige Jugend wird immer unerbittlicher und gefährlicher“, beschwerte er, „ja, ich sehe, die Welt wird langsam zur Hölle!“ . . .

Das war der Anfang meines Bekanntschaftes mit meinem Vater. Er glaubte, es könnten leicht Mord und Missetaten geschehen, die Fremden zu entlocken, und Korea würde dann ohne weiteres in voller Harmonie die alte Kultur durchleben. Die gute alte Zeit des goldenen Zeitalters könne wieder . . . Er dachte nicht, daß das „Land der Morgenröte“, wie er es nannte, sich längst in einem tieferen gesamtgesellschaftlichen Zustand des Verfalls befinde, daß abgriechendere Menschenleben heutzutage keine Dajin-bewertung mehr haben . . .

Die Japaner schluckten das ganze Land und entzogen die Bauern, die immer ärmer wurden. Hilflos siehe der Vater sein Erbe verlorengehen. Aber der Sohn läuft tausend Meilen zu Fuß nach der alten Hauptstadt Seoul mit ihrem ausländischen Schulen, um sich die neue Bildung zu erlangen und zu erlangen. Er schmuggelte sich sogar unter fremden Namen nach Japan durch, um dort mit seinemgleichen dem Götter des Wohlstands seiner Überlegenheit abzuhängen. Aber er hatte immer den Wunsch des alten Kulturlandes, der den Wert des Wissens auch in neuer Form zu schätzen weiß, und kehrt innerlich bereichert in sein Vaterland zurück, um die Erneuerung und Erhebung des koreanischen Volkes mit vorzubereiten. Er geht zu den amerikanischen Missionaren in die Schule, und schließlich erreicht er es auch, trotz aller Hindernisse, nach Amerika zu gelangen, um dort sein Ziel weiterzuverfolgen.

Zwischenwuch hat er tausend Rückschläge und Enttäuschungen zu überwinden, Hunger und Verfolgung, Gefängnis und Folter. Er erlebt den großen Tag der friedlichen Erhebung, als das ganze Land, im Vertrauen auf das Recht der unterdrückten Nationen, das Wissen in seinem 14 Punkten proklamiert hat, gegen die fremde Besetzung demonstriert — eine Unabhängigkeitserklärung, die nach außen hin noch



Young Koreanische Mutter mit Kind
 (Phot. Capet)

immer unvollständig bleibt, aber den moralischen Anspruch der fremden Eindringlinge gestützt, die sich als Befreier und Wohltäter eines unmündigen Volkes ausgeben, weil sie seine Schwäche mißbraucht haben.

Leider ist, daß im ganzen Lande das Volk von dem Geist einer ständigen Erhebung gepackt wurde, — die ungeliebten Kreise gegen die geliebten Überbleibsel und die konservativen Klassen. Man glaubte daran und war bereit, dafür zu sterben. Nicht alle Menschen setzen sich von der Vernunft leiten. Es war nie zur Zeit der Bewegung in Mittelalten in ganz Europa. Mächtig, das Wege der Verbesserung nicht mehr Volk und machen es zum Widerstand bereit für eine einzige kleine Anzahl in den Selbstbestimmungen Willens: . . . um für die Freiheit der kleinen Nationen zu kämpfen, um die Herrschaft großer Nationen über kleine zu verhindern . . .

Die Japaner selbst haben das Ihre getan, den „schlafenden Riesen“ aus seinem tausendjährigen Schlummer zu erwecken — nun müssen sie sich hüten, daß er nicht eines Tages seine Fesseln zerbricht und zu neuer Freiheit aufersteht.

Richard Halliburton

Auf den Spuren des Odysseus

Von Dr. Richard Breitling

Die „Odyssee“ Homers, neben der „Ilias“ das gewaltigste griechische Nationalepos, ist aus dem Gegenstand des Trojanischen Krieges entstanden. Sie behandelt in 24 Büchern die Tatzüge und die endliche Heimkehr des lästerreichen Odysseus. In seiner Jugend hatte er das Inselreich Ithaka beherrscht. Dann kämpfte er zehn Jahre lang auf den von Hektorführern widerhallenden Ufern Trojas. Er hatte die Meere mit seinen Schiffen befahren, von der Kotschraute gegessen, mit dem Minotauruskämpfer Kalliplos gekämpft, dem Gesang der Sirenen gelauscht; hatte dem Brauen der Cyclopa getrunken und war den Strafen der Charibdis entkommen. Bevor in die Hölle ging er hinein, bis die Seeer ihn nach zwanzigjähriger Verschönerung neubekannt nach Ithaka zurückbrachten.

Diese klassische Tatzüge entflammte die Phantasie des Amerikaners Richard Halliburton, der sich nach der Lektüre von La Fontaines „Odyssee“ kurz entschloß, jene sagenhaften Wanderungen nachzuverfolgen¹⁾. In heller Begeisterung schiffte er sich nach Griechenland ein, um den Spuren des Odysseus zu folgen. Seine Hoffnung war, einige von den aufregenden Abenteuern zu erleben, die Odysseus vor 3000 Jahren in solcher Hülle bestritten waren.

Ehe er er Newport verließ, hatte er mit seinem Gefährten beschlossen, die Spitze des Olympos als erstes Ziel zu wählen. Die Wallfahrt nach dem Hauptgriechischen Götter sollte ihn in die richtige Stimmung für seine Tatzüge bringen. Er wollte zuerst mit Zeus und Athene, mit Hermes und Apollo, denen sein Held alles Unheil und alles Gute verdankt, bekannt werden. Von Saloniki aus begann er den großen Angriff. In seiner großen Empörung drängte ihn der Bürgermeister ein Regiment von Gendarmen auf „zum Schutz der

Bomben“. Gerade jenen berühmten olympischen Bomben, dem Echo der Legende, hatte er begegnen wollen.

Die große Nacht verbrachte Halliburton und sein Gefährte in einem Hirtenlager unterhalb des Gipfels. Dort fühlte er sich 2000 Jahre zurückversetzt, in die klassische Schöpfung Griechenlands.

Die Hirten mit ihren leuchtenden Fackeln, mit ihrem Rufen aus den Felsen über ihn, den Hirtensitz in der Hand, während sie zwischen ihnen mit Schellen versehenen Herden zugehörten und ihre unheimlich klugen Hirten hielten, hätten Gefährten aus der Mythologie sein können. Der Abend warf je romantische Schatten zwischen die Felsen, daß man sie für Pan und die Pantheone bei ihrem nächtlichen Tanz hätte halten können.

Am nächsten Morgen legte die heute Praxision — 2 Eselkarren, 15 Hirten, 4 Maulsch, 6 Hunde, 2 Amerikaner und 1 Hirtenjunge — den Aufstieg fort. In der Gipfelnähe wagte Halliburton auf eigene Gefahr, nur von zwei Gefährten begleitet, den halbberühmten Aufstieg zum Thron der Götter. Als sie die höchste Spitze des Olympos erklimmen und ihre Namen in den Felsen gemeißelt hatten, sagte ein bestiger Windstoß an ihnen vorüber und kühlte sie in Nebel. Ein Gewitter brach los. Sie fühlten sich in einem Kampf mit dem Himmelskönig Zeus verwickelt.

Als man die Höhe der höchsten Götter mit dem gewaltigen Sturz der Götter, und von einem hohen Gipfel begleitet herab in die Felsen stürzte, und die nächsten Felsen mit Felsen trafen an und fühlte mit dem Gipfel auf den zu. Der erste Gipfel, den er gegen die Felsen, verließ sie Ziel und fühlte in die gegenüberliegenden Wand des Olympos ein, von der ein Stück Felsen abfiel, dessen Stöße nachher in die Felsen stürzten. Die olympische Karavane von Wolken schloß sich heran und bedeckte den Berg von einem mit einer unerschütterlichen Schärfe. Eine Dazwischen von Gendarmen warfen sich gegen seine Felsen, stießen seine Felsenklänge herüber und schickten seine herrliche Pantheone in Felsen. Apollon Begleiter folgten nicht hinterher. Nur

¹⁾ Richard Halliburton, „Auf den Spuren des Odysseus. Ein klassisches Abenteuer“ erschien im Paul List Verlag, Leipzig.

hott Millionen Pfund aus Kognotropfen schlenderte er gegen unfer Besucher und durch unsere im Wind flatternden Kleider.

Nach dem Abstieg vom Nymph saßten sich die Amerikaner zu ihrer weiteren Versfahrt ernüchtert. Da Zeus jedoch keine Macht über die Göttergalegionnen hatte, beschloßen sie, zuerst das Orakel in Delphi aufzusuchen, wo Pothia, die allwissende Priesterin Apollon, den Weichen ihren Rat erteilt hatte. Sie mieteten in Larissa ein Auto und fuhren nach dem Parnass. Dort erkundigten sie sich nach der berühmten Heliospalis, von der die Legende berichtet, daß dort herabschende Gase aufsteigen. Halliburton befürchtete selbst die Dämpfe Apollon einatmen und weilsagen. Als sie erfuhren, daß es keine Heliospalis und keine mythischen Dämpfe mehr gäbe, suchten sie einen Gefap. In der Hotelbar führten sie eine Drahtseile auf, wobei der Propheet die allwissenden Dämpfe einer gestürzten Bierflasche einlog und Halliburton weilsagte, er müsse den Parnass erklimmen, wenn er literarischen Ruhm ernten wolle. Darauf bestieg Halliburton mit seinem Gefährten den Gipfel des Parnass und sprach ein Gebet an Apollon.

Von Delphi brachte der Dampfer die Amerikaner nach Athen, wo sie fast einen Monat blieben. Endlich eilte sich Halliburton los und fuhr mit dem Lindeus nach Marathon, um den Lauf des Pheidippides nach Athen zu wiederholen. Das Marathonfeld, ein großer Weinberg, war für ihn eine der eindrucksvollsten Stätten der Welt. Eine Stunde lang lief er in der Zuckluft dahin, durch seine moderne Kleidung bewegt und immer wieder aufgehalten durch das Gehen nach dem historischen Halb-Dreißigkilometer von Marathon eilte er, völlig erschöpft, eine vorbeifahrende Autobusstraße an und sagte mit ihr nach Athen auf



Halliburton im Parthenon-Tempel auf der Akropolis
Näherbetrachtung mit Überblickung der Stadt Athen, Delphi

den Marktplatz, wo einst Pheidippides die Nachricht vom Sieg der Athener über die Perser verkündet hatte und dann vor Erschöpfung tot zusammengebrochen war.

Auf dem Weg ging es nun nach dem Heliospalis, der auf den modernen Landkarten „Nordanden“ genannt wird. Vor dieser Marone lag zehn Jahre lang die Flotten der Griechen, während die Hero, von Agamemnon, Achilles und Odysseus geführt, die hohen Mauern Trojas besaßen. Halliburton und sein Gefährte stiegen in dem noch erhaltenen Haus ab, in dem der hundert Jahre der egyptische Dichter Lord Byron gewohnt hatte. Byron hatte damals zwischen Gefas und Akropolis den Heliospalis durchschwommen. Diese Amer-

leistung wiederholte auch Halliburton, indem er das kalte Wasser der jeden Kilometer breiten Meerenge in zwei Stunden durchquerte. Unter besüßigen Schändelrostausfällen sahte er den weiteren Plan, die Reinen von Tereja auszusuchen und pilgerie mit seinem Gefährten von Ann-Kale aus nach Jissarlit, wie die heutigen Tärken das einstige Tereja nannten. Sie kamen an einem gestillsten, ungesähten 30 Meter hohen Hügel mit einem Umfang von einem Kilometer.

Den ganzen Nachmittag saß Halliburton auf dem Hügel Tereja, über den gelassenen Seiten seiner „Bliss“, um die zehnjährige Belagerung der Stadt durch die Geierchen in seiner Phantasie nachzuerleben.

Auf der Rückkehr nach Jissarlit hatte sich auch der Fersäherer Dreyfuss in die Waite des Mittelmeeres verirrt. Am sechsten Tag war er auf der Insel der „Kettenscher“ an der afrikanischen Küste gelandet. Es war der Hafen des heutigen Hauptorts, der kleinen Hauptstadt der Insel Jerba, die jetzt zur französischen Kolonie Tunis gehört. Am auch dieses Abenteurers nachzuerleben, lebte Halliburton nach Athen geschickt. Wie Dreyfuss, hatte auch er Mißgeschick, indem sein Begleiter in die Heimat zurückgerufen wurde und sein Schiff zu finden war, das nach Jerba fuhr. Es blieb nichts übrig, als ein griechisches Frachtschiff nach Tunis zu benützen. In diesem Fahrzeug legte er 200 Meilen, mit Schweinen und Kühen zusammengeschleppt, zurück. Als er am Land ging und die „milddagigen und melandolischen“ Gesichter sah, von denen Hymer berichtete, fand er sie nirgends.

Was dessen werden sei von einer Anzahl rothe flüster französische Jollbeuten in weißen Uniformen anfragten, und hinter ihrem drängten sich einbestimmte zu Hauptstadt Nabe, die je wenig melandolisch anzusehen wie eine Echer Inseln. Dreyfuss würde den Ort gar nicht wiedererkennen.

Nach einem zweiwöchigen, kullischen Aufenthalt auf Jerba beschloß Halliburton mit einem schwarzröthlichen Opernführer, den er unterwegs kennelernte, das Land der Jollbeuten aufzusuchen. Sie fuhren mit einem modernen Auto nach Tunis und von dort mit dem Dampfer nach Tripoli an der Westküste Syriens. Im stürmenden Regen pilgernten sie zwischen dem Strand und dem Monte Can Giuliano dahin, bis sie absteigten von der Straße eine steilabhängende

Höhle in der Felsenwand bemerkten. Als sie sich ihr näherten, hörten sie das Rufen von Schafen und sahen Rauch aus dem Innern kommen. Sie traten in die Höhle ein, die von Schafen bewohnte. Auf einer hervorragenden Felsplatte saß der Hirt, ein junger Syriener, der feierlich eine Zigarette rauchte und seine weisse Decke an einem Felsfelsenfeuer trocknete. Von ihm erfuhr sie, daß man die Höhle „La grotta di Pollenzo“ nannte.

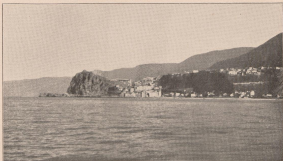
Voll Begeistung erzählten sie in der Abendstimmung dem jungen „Jollbeuten“, der seine Nachhüt mit ihnen teilte, von Dreyfuss:

Am Abend kam also Dreyfuss nach Hause, ein ermüdeten Mann, so groß, daß er kaum in seiner Stube aufrecht stehen konnte, und mit nur einem dunklen Haug mitten auf der Brust. Er hatte eine etwas unheimliche Art, seine Worte zu sprechen. Mit seinem schägen Gesicht packte er zwei von ihnen und schlug sie gegen den Felsboden, hier gerade, wo wir jetzt stehen, und zwei mit kaltem Gewalt, daß sie stöhnten auf die Erde sprangen. Dann schliefen er sie und fragte sie.

Dreyfuss wurde sich klar, daß er schnell handeln mußte, wenn er verhindern wollte, daß dieser Mittelstrecke sie alle erklagen. Er dachte einen entsprechenden Plan aus. Der Wein, den sie mitgebracht hatten, war, wie er wußte, sehr stark. Es gelang ihm, Dreyfuss zu überreden, daran zu helfen, und er schenkte dem Jollbeuten so gut, daß er den ganzen Schrank ausraubte und setzen in einem tiefen Schlaf der Bewachung verfiel. Nach ergriffen Dreyfuss und vier seiner Männer eine lange eiserne Stange, stießen sie ins Feuer, und als sie vergeblich war, durchbohrten sie damit das eine Auge des schlafenden Angekauenen, brachten sie mit dem Blut der Verwundung schnell darin um und ließen dann Hals über Kopf davon.

Als einem nachschüttelnden Schrei, der mitleidlich zu hören war, sprang Dreyfuss auf, rief die Stange aus seiner schliefenden Augenhöhle und rief seinen Vater Namen an, damit er ihm bei der Begräbnis seiner Kadaver helfe. Er schob den Felsblock vom Eingang fort und legte sich down, die Hände ausgebreitet, um die Jollbeuten zu rufen, wenn sie von solchen helfen, gekannt mit den Schafen ins Feuer zu gelangen. Wieder war der kluge Dreyfuss der Tage gewöhnt. Dreyfuss fand er sich mit allen seine Männer unter die Waite der Wälder, und auf diese Weise erkannten sie, denn Dreyfuss fand er nicht ein, und er keinen Schafen zu haben, als sie an den von überließen.

Nach einem abenteuerlichen Besuch der Strenobelli schiffen sich die amerikanischen Abenteurer nach Tripoli ein und fuhren von dort nach Can Helier auf der „Insel“ Siro, die heute mit dem Festland verbunden ist und



Der Capita-Stein, eine an der Mauermauer von Messina (nicht aufgenommene Insel) senkrecht mit einem Meeresschiff in der Nähe

Monte Circo heißt. Von dieser Insel aus hatte einst Dr. Jekyll eine Abteilung seiner Gefährten als Kundschafter ausgesandt. Wie waren an einen Platz im Wald gekommen, hatten eine Feuerstätte fertig gestellt, die Herrin Circo entdeckt und von ihr einen Zauberkessel erhalten, der sie in Schamir verwandelte. Als der Zauberkessel auf Dr. Jekyll selbst nicht wirkte, verwandelte sie aus Angst vor der Rache der Götter die Schamir wieder in Menschen und benutzte Dr. Jekylls und seine Leute ein Jahr lang königlich.

Auf der Suche nach einem geeigneten Quartier für Halliburton plötzlich eine Feuerstätte fertig gestellt und entdeckte ein Italiener, das am offenen Fenster saß und die Lampe leuchtete.

„Da haben wir sie alle“, sagte der Italiener.

„Wer haben wir?“

„Circo natürlich, mein Junge.“

„Sie sind allerdings wie eine Circo.“

„Wie sie recht auch ein magisches Geschick.“

„Und ich doch, Herr! Da hat auch Schamir gesagt um mich!“

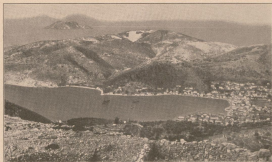
Nach einem längeren Aufenthalt in ihrem geeigneten Haus zählten sie dem Vater eine hohe Preisentlohnung und saßen im Anwesen seiner. Halliburton trennte sich von seinem Gefährten und wandte sich südwärts.

Von Neapel aus fuhr er nach Portici, mit dem Ziel, die kleinen Gelli-Inseln zu besuchen, auf denen nach der Sage die Stimmen der verstorbenen Seelen zu hören seien. Halliburton gelangte nach einer mühseligen Seefahrt zu den ungesunden Inseln, drei gewaltigen Felseninseln, knapp drei Meilen voneinander entfernt. Mit einem jungen Italiener befreundete er auf den felsigen Ebenen, und als die Stimmen sich nicht hören ließen, sang er selbst aus Leidenschaft, während der Italiener ihn mit der Mundharmonika begleitete.

Nun sah Halliburton im Alter ständiger nach der Mauer von Messina. Er wollte prüfen, ob der Stein der Charybdis wirklich so gefährlich sei, wie Homer ihn schildert. In der Nähe, auf einem Felsen, stand ein alter Mann, der sich Dr. Jekylls über dem Kopf.

Wenn man von diesen Inseln hinauskam, konnte man wirklich sehen, wie die Stimmen der verstorbenen Seelen zu hören seien, wie es wirklich an der Küste entlang fuhr, um die Inseln, brüllende Charybdis zu hören, aber sich das Vergehen des Mannes zu sehen, als das lebendige Geschick sich plötzlich auf sie stürzte und sich in die Hände schloß.

In Messina sah Halliburton den tollkühnen Entschluß, in den Felsen der Charybdis zu springen und nach der Capita hinaufzu-



Die Insel Ithaka, die Heimat des Odysseus und von hier seinen Verlobten
In der Bucht vor Hafen des heutigen Vathy (Phot. Hoffmann)

schwimmen. Er fuhr bis zur Landspitze von Ogythien, wo die Moränge nur 4 Kilometer breit ist, und landete in einem Fischerdorf am Meer. Im eiskalten Wasser schwamm er bis zur Hälfte, und als die ihn begleitenden Bootleute freiliefen, überreichte er sie mit hitzigen Gebetsprüchungen, ihn vollends nach der Cykla hinüberzuwenden. Dort ankam ein heftiger Sturm um die Entdeckung, in dessen Verlauf Halliburton verhaftet wurde und eine Nacht auf der Polizeiwache verbringen mußte.

Wieder auf freiem Fuß, brach er nach Lacconia am Fuß des Atlas auf, wo er zwei Wochen blieb, allerdings nicht wegen ungünstiger Winde wie Odysseus, sondern aus gesellschaftlichen Gründen. Dann fuhr er mit dem Zug nach Syrakus und mit dem Schiff nach Palermo, der Hauptstadt von Sizilien. Er wollte die Insel Wege finden, wo Kalypso, „die Göttin mit der melodischen Stimme“, den schiffbrüchigen Odysseus errettet und sieben Jahre lang in ihrer Höhle festgehalten hatte. Der amerikanische Konsul brachte Halliburton in eine Gesellschaft, in der er die Schauspielernin Fifi kennenderte, die ihm die schlaube Kalypso ersetzte. Er verabredete mit ihr, daß sie ihm die Kelle der Kalypso in der Nyssa vorzeigen werde. Sie fuhrten mit einem Schleppschiff nach

Ogygia zur „Höhle der Kalypso“, die in einem 35-Meter hohen Felsen eingebettet ist.

Hilf nahm ihre kleine, harte Kappe ab und ließ den Wind durch die hohle Seite streifen, während ich mich bemühte, mir Odysseus vorzustellen, als er mit seinem Rief an den Strand gerufen wurde und Kalypso mit dem Ausruf: „Ein Mann! Ein Mann!“ zu ihm heraustrat.

Nach einer gemeinsamen Fahrt auf die Insel Korfu erreichte Halliburton schließlich nach der Insel Ithaka und landete in der Bucht von Vathy, am gleichen Strand, wohin Odysseus von den Cyclopien aus Odessa gebracht wurde. Er folgte den Spuren seines Helden, der sich nach zwanzigjähriger Abwesenheit als Besucher verkleidet seinem Palaste näherte und ein einfaches Klatsch unter den Freieren errichtete, die seine Gattin Penelope umwerben hatten.

Während ich mich noch immer im Geiste an das Gedächtnis meiner Valerie Hammer, sehr ich, wie Odysseus' Diener den Tod suchten. Die Soldaten werden herausgefordert, die Nacht zu verbringen. Der jetzige blutige Krieger besetzt, aber noch immer verbleibt, erinnert Odysseus Penelope, Ein Paar ist ja ihr geliebt worden mit der Kunde, daß der König von Ithaka zurückgekehrt ist.

Damit hatte Halliburton die letzte Szene aus Homers epischen Gedicht nachgelebt. Er steckte sein Buch in die Tasche und fuhr in die Heimat.

Seine Nyssa war beendet.

SKIZZENBUCH

Die Grenzbesetzung als Erlebnis

Von Felix Hoppichler

Die folgenden Aufzeichnungen aus dem Jahre 1914 stellt uns der Dichter Selig Moschikow zur Verfügung, da er gerufen ist, die Stimmung geistig zu veranschaulichen, aus der sein Roman „Wachtmeister Pereski“ hervorgegangen ist. Wie viele Menschen heute lebt, wird finden, daß sie in ihrer Existenz nicht eingebunden sind und Verhältnisse zum Ausdruck bringen, die immer wieder aus Menschen aus reifen werden können, wie einst aus den Kulturen des Chinesischen Reichs.

[illegible]

Erzähler: Schwerege und unheimlicher, der, da er das Meer nicht hören kann, eher an Gelbtem Hinterzahn zu denken. Er sagt nichts. Er ermöglicht es, daß nicht nur immer gefährdet und getötet wird, sondern daß etwas geschehen wird. Wie es bekannt aus Schaffner: der macht es unheimlicher.

Denn da wir uns unendlich von einem Zeit der gleichzeitigen Vergehens, der Abzug des Gleichzeitigen. Denn da wir uns mit der Zeit jedes Vergehens, dann das Vergehen eines Willens. Unendlich oder eben da der Menschheit Zeit der Vergehens.

Dieß ist die gewöhnliche Meinung der Gelehrten.
Dieß ist die Meinung der Philosophen. Die Scholastiker, die ist auch Dieß. Dieß ist selber geschrieben, kann, können eigenes Leben, höchsten Willen, das wird auch persönlich einen andern geschrieben. Dann er weiß, daß ohne geistlichen Gehorsam nichts zu erreichen ist. Hier entsteht hat, was ich die Zeit und ganz ewig hat, was die Zeit zu erkennen, der wird auch als Welker ganz entstehen. Wie das aber nicht ganz hat, weil er die die eigene Zeit gefahren hat, der wird eben in Unwissenheit hingewand. Und nicht die Freiheit hat das — denn ich wird man in Unwissenheit eben nur durch Entschreibung und Kampf — sondern die Unwissenheit, die die Scholastiker jeder kleinen Meinung hat und jedem unweisen Thier, das keinen will. Von ihm durch den Geist selbst.

Disziplin ist Ehre und Achtung. Wer Disziplin für Ehre und Achtung hat, wird sich gerne fügen. Die andern aber müssen zur Disziplin gezwungen werden.

Thäglidhrit noch hinter dem Luge, was wir bis jetzt
Strahlung und Erddruckung genannt hatten.

[illegible]

Im Morgen, im Abend sangen wir, sangen sehr
immer lauter und frohlicher, je mehr es vom Himmel
herunterging, daß die Postreusen kühnlich und auch
der Hauptmann, und daß die Bürger, die gefesselt
an der Straße standen, in schreiendem Gelächern, unter
Napoleonsmützen, verwundernd fragten: „Schreit
dann die Gasse?“

Der nicht ständige Beamte, der die Stelle verlässt, erhält

Gallen wir auch von unserer Not leben? Ein Wort genügt, um sie zu beseitigen: Laten (schlafen)?

Es steht mir in den Fingern hingestrichen, um je
höher nach unten Rot. Die glänzende verbleibende
weiß aufgeschriebene Seite. Ein Dingling streute die
Sant. Wir aber fanden uns zwischen Seiten des
Kümmers, eine Hütte, ohne Zeit. Und da sagten
wir, daß wir nichts sagten.

[illegible]

Doch wir es ertragen, mit Aufrechterhaltung aller Kräfte ertragen, selbst zu tun, das ist unsere Aufgabe. Dürfen wir aber nicht glauben, daß jeder mit einem Kräfte und ganz neuen Opfer an seine Arbeit hängt, wenn sie ihn selbst in seine Hände gegeben wird? Und also lag auch ein Gedanke in mir: Nie und eine neue Art. Nichts anderes, eine andere zu leben.

Daß der Geist des Gottes hoher Herr war, er-
scheinen wir mit Evidenz. Die jetzt hatten wir ein
geraucht, nicht viel unter seiner Herrschaft, sondern

Von der Aolsharfe bis zur Xanthippe

Wir alle leben in einer Gedankenwelt, die auch eine Fülle von mehr oder weniger bewußten Fiktionen bei der unseren Kultur macht — ja, wir wissen oft gar nicht die wahre Bedeutung eines gewissen Ausdruckes, der sich wie selbstverständlich in unserem Sprachgebrauch eingebürgert hat. Da ist es denn sehr unterhaltend und belehrend zugleich, all die im Begriffswortschatz einmal nachzugehen und sie an ihre Ursprungsgeschichte anzuschließen, um sie nicht etwas ganz andere, warme, als was sie die Zeiten gewohnt haben. Ernst Gerschwinger hat das Verknüpf, ein kleines Handbuch antiker Referenzen im heutigen Sprachgebrauch herausgegeben zu haben (Ernst Leumann Verlag, München). Seine Begriffserklärungen stellt er je ein Beispiel eines modernen Schöpfers eines oder Anderen neben, der das betreffende Wort oft in sehr übertragener Eins verwendet hat. Einige Beispiele mögen das näher erläutern:

ARENA

„Hierauf stülzte man die höflichsten Worte zusammen über die freischwärmlichen Schlagwörter und Schablonen unserer politischen Arena.“ (H. Gellert, Ausbildung oder Bildung 1844.)

Das Wort Arena (lat. Sand) bedeutet das Arena, mit Sand bestreuten Kampfplatz des Kampfsportlers, Jägers und Stadtkrieger; erst im 19. Jahrhundert wurde es bei uns im übertragenen Eins gebraucht.

EPOPT

„Wenn er . . . den Namen Epopt in den Mund nimmt und sich als Epopt und Priester eines heidnischen Heisterinkultus gebietet.“ (Klopke, Dand Strauß 1873.)

In den christlichen Mysterien hießen diejenigen, welche höhere Weihen erhalten hatten, Epopten (= Schamane). Wilsch (siehe das Wort eingeleitet) zu haben.

TARTARUS

„Tartarus des Tartarus, der alles erschuf.“ (H. J. Weber, Prometheus 1892.)

Tartarus (griech. Tartaros), die tiefe, finstere Unterwelt, in der die Titanen vor Zeus sitzen und leben.

Diese Beispiele mögen genügen, um einen Begriff dieses sehr unterhaltenden Nachschlagebuchs zu geben. Man kann sich Ausdrücke davon erinnern und wird es immer wieder hervorheben. Eine glänzende Idee! H. Gellert

Die Dichterrose der Wartburg

Die Wartburg, eine der ragenden Schutzhallen deutscher Kulturdenkmale, die Burg der heiligen Elisabeth und Martin Luthers, war diese Jahr wieder der Schauplatz des Dichtertags, der durch die

Wartburgstiftung, gestiftet von dem „Freunde der Wartburg“ und der Stadt Eisenach, ins Leben gerufen wurde. Die glühende Wartburgfeier, die herrliche Musik des Meistersingers der heiligen Elisabeth, soll Tücher ausspannen, die im deutschen Volkschaffen und deren Gesamtwerk im deutschen Sinne bewerte Stellung hat. Im vorigen Jahre wurden Paul Ernst, Kellner, Derris von Mühlhausen, Hermann Eiche und Heinrich Hübner zu Meistersingern ernannt. Die Meistersinger Feiern, die im Zeichen der nationalen Erziehung stand, geleitete Karl Friedrich Bland, Max Dörner, Hans Jähel und Agnes Miegel aus.

Preußische Anekdoten

Nicht weit von Berlin eines Gelehrten von einem Menschen lebendigen werden als die Bedeutung, bekannt sein. Ein also auf die Feine aufmerksam, liegt der Wert der Reden in der Gegenwart. Eine kleine kurze Geschichte haben zu den besten. Eine geistreiche, interessante Reden. Eine kleine Geschichte haben zu den besten. Eine geistreiche, interessante Reden. Eine kleine Geschichte haben zu den besten. Eine geistreiche, interessante Reden.

Wenn Friedrich Wilhelm I. durch die Sorgen seiner Krönung, besonders jagierte, versagte sich das lehrreichste Publikum möglichst über die Zeitungen zu veröffentlichen, da das König Königlicher die Gewalt waren. — Auf einem solchen Gesprächs braucht der Fürst einen jungen Mädchen, der nicht kannte: er sagte ihm auch auf seine ihm zu sagen: „Warum laßt Ihr das?“ — „Weil ich mich vor Ew. Majestät fürchte.“ — „Ihr sollt mich nicht fürchten, Ihr sollt mich lieben.“ — Und damit drückte der stolze König mit dem Knie auf den jungen Mann ein.

Der Frau v. Sch. führte eine Lage von Friedrich dem Großen, daß sie von dem Mann groß und unendlich behandelt wurde. „Das geht mich nichts an“, sagte der König. — „Aber es verliert auch Ew. Majestät“, erklärte die Dame zurück. — „Das geht Sie nichts an.“

Der König hatte um die Nikolaikirche in Potsdam einen Schutzhallen aufstellen lassen, wodurch das Kirchenwesen stark verbessert wurde. Die die Kirchenverwaltung hiergegen Einspruch erhoben, ließ der König an den Rand der Eingabe: „Gut, daß Sie es nicht sehen und doch glauben.“

Als König Friedrich einmal die Feiern des Heiligen Jahres festsetzen wollte, fiel ihm ein Feiern auf, das ziemlich viel und sehr bemerkbare Feiern im Reich war. Friedrich hielt vor ihm an und sagte: „In welcher Beziehung hat Er denn die Feiern festsetzen?“ — „Schlagfertig erwiderte der Feiern: „Bei Feiern, wo Ew. Majestät die Feiern befehlen müssen.“

Dieses kulturgeschichtliche und geisteswissenschaftliche Buch
umfasst — wie das ganze kulturpolitische Werk
von Richard Dorn — in dem kleinen Fache des Kunst-

Olewagen Saga

Von Karl Bland

Zur Erfassung von Hans Grimms bieder-
näscher Eigenart ist es von besonderem
Werte, die Herkunft und den Lebensgang dieses
Dichters wenigstens in groben Zügen zu über-
blicken. Hans Grimm entstammt einer alten
heftigen Bauern- und Pastorenfamilie. Sein
Vater war ursprünglich Kutschermeister,
dann lange Jahre hindurch Hirschwälder Be-
warter, bis ihn die Ereignisse des Jahres 1866
nach Deutschland geschickten, wo er in un-
freiwilliger, aber nicht schulischer Weise in
Wiesbaden noch bis zum Jahre 1901 lebte.
Als in sein neunzigstes Lebensjahr erfüllte ihn
der Wunsch, einmal den Stammsitz seines
Geschlechtes an der Oberrhein zu besuchen.
Diese Sehnsucht aus Tiefen des Blutes geht
dem Sohne in Erfüllung: Nach fast anderthalb
Jahrzehnten im fremden Afrika kehrt er nach
Deutschland zurück und bewohnt sich mit wohl-
tem südländischen Gruß und warmer Gemüthsheit,
die fremd gewordene Heimat jenseit zu erfas-
sen, bevor er davon geht, sein und ihr gemein-
sames Schicksal auch biederlich zu gestalten —
in seiner geistigen Haltung etwas dem Helde
seiner Landmannen Wilhelm Raabe im „Alte
Lassan“ vergleichbar, der nach seiner Heimkehr
aus dem Lammfelde sich auch erst die Heimat
geistig neu erobern muß, um am Ende zu er-
kennen, daß gerade die scheinbare Verlorenheit
der Ferne ihn erst den richtigen Blick und die
schöpferische Einsicht in alle nahen Dinge ge-
geben hat.

Schon die ersten Erzählungen aus Afrika, die
zunächst in Zeitschriften und bald auch in Buch-
form erscheinen, begründeten Grimms Ruf
durch die geübte Kraft, mit der sie den Leser
mit in eine fremde Welt voll glühenden
Lebens und großartiger Wildheit versetzen, ihn
die Erkennungslosigkeit unendlicher Wälder und
die Unkenntnis eines fremdartigen
Himmels fühlen lassen, ihn hineinsagen in alle
Abgründe menschlicher Unmutter und reichsten
Geschicks. Aber ihm genügt es nicht, ein be-
ruhmter Schilderer afrikanischer Menschen und



Hans Grimm

Waldenstraße mit Übersetzung des Albert Langen/Wern-
Hilke Verlag, München. Preis 2.50 Mark, Berlin

afrikanischer Landschaft zu sein — ihm geht es
immer um Deutschland und um den deutschen
Menschen. Und so treibt es ihn aus aller We-
reiß seiner körperlichen Verfassung abzuwandern
zur Heimat seines Geschlechtes zurück. Dort be-
gründet er sich auch die eigene Heimat, erlangt
sich das Recht auf den angestammten und ver-
lorengegangenen Boden noch einmal und sam-
melt täglich neue Kräfte aus der nahen Erde.

In seinen ersten Erzählungen, die dem gro-
ßen erfolgreichen Roman „Welt ohne Raum“¹⁾
vorausgehen, steht dieser Kampf im Mittel-
punkt — der Kampf um die Heimat, die sich

¹⁾ Deutsche Wochenschrift 1921, Seite 17/18. Die Worte
von Hans Grimm erschienen im Albert Langen / Georg
Müller Verlag, München.

der Mensch immer wieder neu erschaffen muß — auf ererbtem Boden so gut, wie auf fremder Erde. So trägt der erste Band der „Eldosaisanischen Nooelen“ die ganze Schicksalsfügigkeit im Zusammenstoß zweier Rassen auf afrikanischem Boden. Darum liegt es wie eine wellenförmige Drohung, die alle stummende Mitleidsgipfel überschreitet, auf allen diesen kleinen Meißnerwerken: „Jehn Kaktus Lohschohn“ oder „Dina“, worin fremde Menschenvwelt mit ein paar kühnen und sicheren Zügen knospenvoll anzuweisen wird, und der tragischen Hölle „Wie Gerns aufhörte, ein Kind zu sein“. Aber, all sehen sich zwei Welten gegenüber, Weiß und Schwarz, Freund und feindlich in engster Gemeinschaft, erig angezogen und abgestoßen in Liebe und Haß, aber auch erig getrennt. Verwirrung und Unheil entstehen aus ihrer Vermischung, wolle Laten jucken auf, Anglist, Gewalt und rasche Rache, viel Quere handeln, das ist und jucken auf, viel Traurigkeit, viel Einsamkeit, Vergrößerung und Sehnsucht nach Liebe — ein wahrhaftes Abbild der ganzen wirren und wunderlichen Menschenvwelt auf der harten Erde, das auch den poetischen Reiz „Der Gang durch den Sand“ erfüllt. Hier wird die Darstellung noch knapper und ausdrucksvoller, die atmosphärische Spannung wächst — schon steigt der „große Krieg“, der Weltkrieg, auf — voll Schwermut und Trübsal. Blut weht der Sand, und wieder Blut, geschäftliche Schattens kräut die glühende Sonne aus. Unrecht und Gewalt machen aus freien Männern Geheize und Gejagte, Beraubte und Inhaft.

In der ersten größeren Erzählung, dem „Elscher den Duale“, wird auch der Krieg zum Schicksal, er verhängt das Werk und das Leben eines Einzelnen, der im Unrecht das Ziel seiner Arbeit findet und von dem fortgerissen wird, um in Blut und Tod geschleppt zu werden — ein eindringliches Dokument aller Verbrechen und Abscheu, die an unsern Brüdern begangen wurden und durch die sich die weiße Rasse in Afrika selbst das Grab gegraben hat . . . eine furchtbare Anklage jenseit gegen die feindliche Regierung, die zahllose deutsche Botschaften im Fieberlager von Abomey unter Verhältnissen dahinsinken ließ, die allen Gesetzen der Humanität und des Völkerechts gänzlich fehlen. Germanis künstliche und mensch-

liche Reize erweist sich hier auch darin, daß er nicht nur die Ausfagen und Aufzeichnungen, die ihm zu Gebote standen, wirklichkeitsgetreu verarbeitet hat, sondern daß er auch den ersten Ton maßvoller Zurückhaltung beibringt, der diesen Bericht aus einer wahren Hölle von Grausamkeit und Leiden gerade das Kennzeichen der Echtheit und Glaubhaftigkeit aufstellt.

Nach die „Elmwagen Sage“, der künstliche Höhepunkt unter Germanis Afrika-Bildern, geht nach den Angaben des Dichters auf eine wahre Begebenheit aus der Kriegszeit zurück — ein wirkliches Heldentum aus unsern Tagen, das Epos eines Mannes, der stark im Tragen und Dulden und fähig zum Handeln ist — eines Glückseligen, dem immer wieder sein Geiz, seine Arbeit und schließlich sein letztes gestreutes Glück, das Leben seines Kindes, geschenkt wird, eines, der schließlich einem so starken Mann als unentzähllich wird. Eine anvertraute Gestalt — Mann, Vater, Held, ein Bauer, mit allen Härten seiner Art, und doch in aller Eile fürlegend, ernst, beabsichtigt und gelübt, voll Milde und Geduld, voll strengen Fleißes und voll Mähertraf in letzter Bedrängnis — danach wieder die stehende Gestalt einer glückseligen Mädchenjugend, die an den Tagen des Lebens zerstreut.

Der Bur Hermann Elmwagen kommt aus einer althiesigen und erfolgreichen Familie von Kapitänen, die ihren Stammbaum auf deutsche Auswanderer zurückführt und ihren familiären Besitz im Kapland verläßt, um der Unterdrückung durch die vorwiegenden Engländer zu entgehen. Das Opfer des einstigen Wohlstandes bleibt vergänglich; denn die Engländer schließen auch die neue Heimat des Hermann Elmwagen. Aber er erweist sich als ein Mann, der die ihm der Krieg Englands gegen die Transvaalern, die auch aus dem englischen Teil Südafrikas den Jähren der kämpfenden Jugend finden, die Ehre und schließlich auch das Wohl runde, ihn selbst in anerkennende Gefangenschaft und um sein ganzes Hab und Gut bringt. Unverzagt kämpft er um sein Recht und schon vor seiner Arbeit zurück, um wieder hochzukommen.

So sitzt er mit dem einzigen Kinde, das ihm

wach geblieben ist, der stillen und klugen Rut, die allmählich zum Mädchen heranreife, wieder auf seinem alten Platz „Geduld“, wenn auch nicht mehr als Besitzer, sondern als Verwalter, bis ihn die Nachwelt erreicht, daß zwei seiner Söhne zu den Deutschen nach Schweslitz zurückkommen und dort im Kampfe gegen die aufständigen Deutsche gefallen sind. Sie haben ihm ihren unverloobten Bräutigam hinterlassen, den Platz „Betharabe“ an der Wasserfalle Undersemin im deutschen Schutzgebiet, mit einem perfekten Hause darauf, und einem kleinen Betrag, den die deutschen Behörden den neuen Söhnen noch für bestimmte Dienste schulden.

Dem Bauern, der über die englischen Kaufmethoden entsetzt ist, gefällt die einfache und strenge Redlichkeit der deutschen Regierung, die keine Mihe gescheut hat, den Erben ausfindig zu machen und ihre Dankeschuld einzulösen. Darum macht er sich auf, um den Platz seines Unglücks zu verlassen und in einer neuen Heimat sein Heil zu suchen.

Vorstellen hört der deutsche Polizeikommissar Wilhelm Arbezoff von der Polizeistelle Ostpetersburg nach einem ausübenden Patrouillenritt am Grenzfluß nach der Angeltzwa hin zur Nachgret das Bedenken eines Wagens, der von der Furt abgekommen sein muß und nun zwischen den Klippen im Strom feststeht. Die Begleitung ruft um Hilfe, da sie allein nicht mehr mit dem Gefährt und dem Zugtieren fertig werden kann. Arbezoff, der einem englischen Waffenschmuggler an die Furtigen auf der Spur zu sein glaubt, eilt herbei und entdeckt einen fremden Buren mit seiner Tochter, die sich in der unbekannten Gegend verirren haben. Es ist Hermanns Stenagen mit Rut, denen Arbezoff nun mit seinem Leuten aus dem Flusse hilft, um sie durch das wasserarme Land zu ihrer Wahlheimat weiter zu geleiten.

Unterwegs schließen sie eben viele Worte Freundschaft. Arbezoff erkennt bald, daß er sehr viele Leute vor sich hat. Sie sind nicht wie die übrigen Buren, die schon in der Umgebung der Wasserfalle sitzen, ein zusammengekaufter Haufen, der nicht allzu viel wert ist. Die beiden neuen Ansiedler gehen sich nicht viel mit diesen Nachbarn ab. Sie bauen das zerstörte Haus auf und arbeiten sich mit aller Kraft



„Stenagen von Oual“
Zustimmung von Rut Stenagen
Zustimmung von Rut Stenagen / Oual
Mutter Rut, Oual

wieder hoch, kaufen Vieh und halten ihr Anwesen in musterhafter Ordnung.

Wilhelm Arbezoff ist von seiner Stelle versetzt und Wachmeister geworden. Als er nach zwei Jahren wieder zurückkehrt, trifft er Rut als schönes, stämmiges junges Mädchen, das sich aber der jugendlichen Freiheit sehr wohl zu erfreuen weiß. Hermanns Stenagen nimmt den willkommenen Gast mit einfacher Herzlichkeit auf. Er führt ihn rund um das Haus und sagt dabei:

„Du weißt, der Name dieses Hauses ist Betharabe gewesen, das heißt „Wasser Haus“. Von einem weißen Hause ist aber jetzt nicht mehr die Rede, sondern wir haben aufgerichtet aus dem Felsen. Wie sich in Sicherheit in einem erdumhüllten Lande. Wir haben in der Schale geholt und haben dann einen Namen gefunden. Der Name dieses Hauses ist jetzt Betharabe, und das heißt „Wasser Haus“.“

Nach als sie wieder vor dem Hause an der Furt angelangt sind, weist er hinaus auf die weidenbesetzten Tiere und spricht:

„Erkennt, ich mein Vieh auf Betharabe, Er kennt, ich ist noch keine Worte Jesu Straße gehalten. Ich bin am besten angekommen, wie dort, der im Herbst nachließ; und Oual hat mir den Segen dazu gegeben, daß ich meine Kühe auch wohl gemacht habe wie im neuen Herbst.“

Dann führt er ihn ins Haus, um ihn zu bewirten, als wenn der verlorne Sohn heimgekehrt wäre, der eine, von dem er nichts wieder erfahren hat seit dem Krieg mit den Engländern und der vielleicht noch am Leben ist. Rut aber leiht ihm Gesellschaft, und es ist keine Fremdheit zwischen den Dreien, die das Schicksal hier fern von ihren Leuten zusammengeführt hat.

Abegast ist von tiefer Achtung erfüllt vor dem Fleiße des Mannes, der dies alles allein geschaffen hat. Aber gleichzeitig fühlt er einen seinen Ebschmerz in der Erkenntnis, daß er Rat liebe und daß sie ihn mit dem wachsenden Wohlstand ihres Vaters immer weiter entzweit ist. Ein Kammerad warnt ihn überdies vor einer allzu nahen Verührung mit den Buren: „Wie sollen wir mit diesen Leuten zusammenpassen? Sie sind alle drei Ebschmerz einen Ebschmerz fremd, und wir sind so können nicht aus unserer Haut heraus.“ So verneigt er es weiterhin, die Begnad am Oberbrennen zu besuchen. Seinen Urlaub aber verwendet er dazu, um auf einer Barm im Norden die Wirtschaft zu erkennen.

Von den Frachtschiffen und anderen Leuten hört Hermanns Elisen, daß im Kapland die eigentliche Herrschaft weder den Buren gefallen sei, und schon wird allen Unmut aber verwendet er dazu, um auf einer Barm im Norden die Wirtschaft zu erkennen. Von den Frachtschiffen und anderen Leuten hört Hermanns Elisen, daß im Kapland die eigentliche Herrschaft weder den Buren gefallen sei, und schon wird allen Unmut aber verwendet er dazu, um auf einer Barm im Norden die Wirtschaft zu erkennen.

Auf dem Markt in der Stadt Upington kauft er eine Anzahl Pferde und bercht dabei die Leute aus. Er kehrt er beruhigt und im Wohlgefühl des eigenen gesicherten Wohlstands auf dem Rückweg in Oranienburg ein. Vorsichtig und absehbend tastet er sich an Wilhelm Abegast heran, um ihn nach seinem Lebensplan zu befragen. Wilhelm erklärt ihm, daß er selbst aus einem Bauerngeschlecht komme und am liebsten auch Bauer werden möchte, wenn er nur die Mittel dazu besäße, sich selbständig zu machen. Darauf fragt Hermann weiter, ob er schon mit einem deutschen Mädchen versprochen sei, und als Wilhelm verneint, erklärt er weiter: „Bei uns warten die jungen Männer nicht gern mit der Ebschmerz, bis sie alt werden.“ Und Wilhelm erwidert: „Du hast mich wohl verstanden.“ Schließlich fragt ihn der Bauer noch, wann sein Dienst bei der Landkapelln

zu Ende geht, und erklärt ihm, daß er einen ebschmerzigen Mann, der seiner Tochter selbst erbe wäre, niemals abweisen würde. Darauf sprechen sie von anderen Dingen.

Wilhelm kommt fortan häufiger zu Besuch; aber zu einer Aussprache kommt es nie wieder. Rat tritt ihm selbst (siehe) und beinahe absehbend gegenüber — aber hinter seinen Rücken (siehe) sie sich ebschmerz für ihn ein, wenn die beiden Buren nach ihrer Art auf die Polizei schimpfen. Einmal kommt es bei einer Torsion zwischen beiden fast zum offenen Zerwürfnis, weil Rat sich über die ebschmerzigen Verlegenheiten der Deutschen lustig macht.

Dann aber — im August — erhält Wilhelm die ebschmerzige Anweisung zu einem frühren Abschied aus dem Polizeidienst und beschließt jetzt ebschmerz an das Mädchen zu werden, da er vom Vaterlande an ein seiner Mann sein wird. Am vor seinem Abschied besucht ihn der neue Kammerad vom gegenüberliegenden Posten der Kapelln und erzählt ebschmerz: „Bei uns hat Ebschmerz von einem großen Krieg in Europa.“ Aber sie nehmen er beide nicht ernst: das ist sicher nur eine Rederei — nichts weiter.

Auf Barthian ist gerade der Tag der großen Widmung. Hermanns Elisen sieht wie ein ebschmerziger Patriarch unter einem Baume und hält Musikung über seine Herde. Aber in dem festen Beschlusse nicht sich auflösender Neger, weil einige Kinder fehlen, und Abegast wird nicht allzu freundlich empfangen. Auch Rat tritt ihm gemessen entgegen. Aber er merkt doch, daß sie ebschmerz ein neues Kleid angetragen hat, und freut sich, daß sie sich für ihn schon machen will. Als er berichtet, daß sein Dienst nun bald vorzeitig beendet ist, wird sie ebschmerz. Hermanns Elisen aber hat jetzt keinen Sinn für das Glück und die Zukunft seiner Kinder. Er kann den Neger über den ebschmerzigen Verlust der Tiere in seinem ebschmerzigen Beschlusse nicht vermeiden.

Indem streift Hermanns Elisen den Hals und blickt auf und erbebt sich und öffnet die Tiere und tritt auf die Verste. Rat trägt das Weibchen (siehe) seine, sie sagt ebschmerz: „Es ist ein Bauer heute nicht zu machen.“ Wilhelm Abegast (siehe) auch ebschmerz: „Was hat er jetzt vor? Will er wirklich noch in der Nacht fort, hinter dem Tisch her?“ Rat geht die Schritte. Sie erwidert: „Ich glaube, es ist

ken die Kinder in kleinen Haufen unauffällig auf einem genau vorgezeichneten Wege zum Sammelplatz nahe dem Flußufer schaffen. Und noch einmal bleibe ihm sein Glück rein, die Herden erreichen den Strom, ohne daß ein einziges Stiefel Nisch auf dem schmalenigen Transporeit Schaben gelitten hätte; jeder die verlorenen Tiere haben sich wieder gefunden. Aber bei der Wackelheit der Polizei, die den Buren scharf auf der Spur ist, ist er genötigt, einen unglücklichen und sonst wenig beachteten Übergang zu wählen, der zu ein paar Inseln mitten im Fluße führt. Dort steht auch Rut zu ihm. Sie hat sich widerstandslos gefügt, wie sie es von Klein auf gewohnt ist, als der Vater sie erklart, daß er dem „Krieg“ antworten will, ins Kappgebiet zurück, weil dort die Buren den Krieg verhindern wollen, und daß sie nach einem Tag lang allein im Hause bleiben muß, damit es nicht unbekannt erscheint. Dann kommt sie zu Pferde nach. Innerwegs trifft sie den Wochenspieler, der gerade eine Anzahl aufwässiger Buren zur Verurteilung bringt. Er fragt sie nach dem Zweck ihrer Reise. Aber sie belügt ihn, um den Vater nicht zu verraten, und geht unausgesprochen davon, obwohl Wilhelm sie nicht glaubt.

Zur Nacht sind die beiden Niemögen mit dem ganzen Nisch auf den entfernten Inseln angelangt, die schon zum englischen Herrschaftsgebiet gehören. Dort müssen sie Rast halten, um am nächsten Tage erst den schwierigen Rest des Weges durch den Fluß nach dem südlichen Ufer ausfindig zu machen. Schlaflos liegt Rut auf der Hauptinsel neben dem Maim, der im Traum noch mit seinem Schicksal umringt und geist. Und sie selbst stellt jetzt die zornige Frage: „Warum hat Vater das getan? Warum hat Vater mit so Überveran? Warum hat Vater dann so hartem Willen? An was soll ich mich jemals wieder freuen?“ Zum ersten Mal ist sie nicht mehr ihres Vaters Tochter, ihre einsame Sehnsucht verlangt nach Erfüllung.

Und schon kommt das Ende, die furchtbare Strafe des Schicksals dafür, daß Hermannus Niemögen sein ichtiges Heil mit dem allein andern veranlagte, die Erhaltung seines Lebens zum Opfer seines Handels erheben hat. Die andern Buren kommen ihm mit ihrem Nisch nach, da alle übrigen Wege nicht mehr sicher sind. Aber die deutsche Polizei folgt ihnen

auf dem Fuße, unter Wilhelms Führung. Die Buren auf den Inseln beginnen zu schießen, die Polizei erwidert vom deutschen Ufer aus das Feuer. Kein Mann auf den Inseln wird getroffen — nur Rut wird das Opfer einer verirrten Kugel. Dann ist das Gescheh aus, die Polizei hat sich verschifft, zwei von den Deutschen sind getroffen, vielleicht ist auch Wilhelm betroffen dabei, und vielleicht hat er sogar selbst die tödliche Kugel abgegeben — aber das weiß niemand.

Es ist es mit Hermannus Niemögen Glück und Besorgnis für alle Zeit vorbei. Ein heftiges Wehen dringt aus ihm heraus, das seinen ganzen Körper schüttelt. Aber als die Buren verlangen, daß er sie über die Furt führen soll, bringt er den ganzen Zug mit schwerer Umsicht ans Uferufer hinüber. Und als der bekannte Verwundene zu ihm sagt: „Mein Bos, ich bin mit dir von Schuld weggegangen und von Dschinn, und jetzt geh ich mit dir fort von der Insel, die Rut Grab heißen wird. Mein Herz ist sehr schwer . . .“ — da antwortete er nur: „Gut gut, daß kein Nisch abgetrieben wird“ — sonst nichts . . .

Der Verfall trägt dazu bei, die Kriegesstimmung unter den Engländerstauten zu steigern. Die Engländer ziehen heran. Sie treffen Hermannus mit dem Rest seiner Herde, den er aus den Durchstichen der Pferdegeige gerettet hat, und nehmen ihm alles fort außer dem Hengst, den er reitet. Zu spät erkennt er, daß er ein Tier war, als er vor den Deutschen zu den Engländern floh, die ihn schon einmal um seinen Besitz betrogen haben. Er will sich den aufstehenden Buren anschließen, die sich gegen die Engländer erheben. Aber die wollen nichts von ihm wissen, da er es mit den Deutschen verbrochen hat, auf die sie ihre Hoffnungen setzen. So zieht er allein in den Kampf gegen die Engländer, die an allen seinen Unglück die Schuld tragen, und fällt selbst im Kriege, denn er aus dem Wege gehen wollte, ein Opfer der bösen Zeit, die über die Menschen gefallen ist. Die Buren aber, denn er gegen ihre Feinde gekämpft hat, scharren ihn im Sande ein, nehmen sein Geld und den Hengst mit und lassen ihre Kämpfer den Prüder im Stich, um die Preise in Sicherheit zu bringen.

Das ist das Ende der Hermannus Niemögen Saga.

Erinnerungen des Marschalls Joffre

Von Ernst Kabisch

Seine Rechtfertigungsschrift sind diese „Erinnerungen“, trotzdem Joffre damals ausdrücklich das abweist. Rechtfertigung gegen Behauptungen von Rüstungsfehlern, vom Übersehen der belgischen Gefahr, vom falschen Operationsplan, von der Überraschung bei Verdun, von den Mängeln der Chemie. Auch eine Behauptung wegen unzeitiger Verabschiedung und schäblicher Behandlung dabei. Aber ein sachlich und anständig geschriebenes Buch, wie man es von dem (jüdisch) ersten Feldherrn der Franzosen in dem Großen Kriege erwarten durfte. Auch sicher im großen und ganzen bemüht, die Wahrheit zu bringen. Freilich, als Quellenwert dadurch vermindert, daß keine Tagesbefehle gegeben wurden (die doch wohl vorhanden sind!) und nur selten Briefe zitierte. Ein Versehen in der Darstellung der letzten Tage vor Kriegsausbruch. Weil hier Deutschlands Schuld, Frankreichs Unschuld bewiesen werden sollen. Dazu dient die Methode, von dem, was angeblich damals in Deutschland vor sich ging, so zu berichten, wie es in jenen Tagen aus den Augen des geheimen Nachrichtenoffiziers einging. Damit sollen die Tagesübersichten die Übergang erwecken, daß die französische Regierung mit ihrem Mobilmachungs- und Grenzschutzmaßnahmen überall im Nachhinein gewesen sei. Nirgends eine Andeutung, daß die Nachkriegsforschung längst das Gegenteil erwiesen hat. Nirgends das Eingeständnis, daß trotz Inbesitznahme von Elsaß-Lothringen, trotz langjähriger Besetzung des Saargebiets und der Rheinlande, trotz der Ruhrereignisse, trotz der Unannehmlichkeiten von Espionage jener Zeit, den Franzosen in den Akten der damaligen Militärbehörden nicht ein einziges Dokument in die Hand gefallen ist, das diese angeblichen frühen deutschen Kriegsvorbereitungen bekräftigt hätte, daß vielmehr alle mit der deutschen Darstellung genau übereinstimmen. Joffre schreibt sonst als achtungsvoller Gegner. Wenn ein solcher Mann sich nicht zur Wahrheit bekennt, so beweist das, daß er es nicht sagen darf. Darum interessiert uns jenen



General Joffre
Oberbefehlshaber bei französischem General
Drott. Bréb. Spindel, Berlin

Tagen unmittelbar vor dem Mobilmachungsbeehl noch am meisten die Erklärung, des Königs der Belgier sei man sich völlig sicher gewesen, man habe aber bei der belgischen Neutralen Partei Neigung zu Deutschland angenommen. Und Belgien war für Joffres Aufmarsch entscheidend.

Er betrachtet sich selbst als den Schöpfer nicht nur des Operationsplanes, sondern auch der Taktik und der Rüstung, mit denen Frankreich 1914 in den Krieg eintrat. Schon seine Wahl zum künftigen Oberfeldherrn stand ausgesprochen unter dem Zeichen des Krieges. Der 1. Juli 1911 brachte die Krone von Agadir und wenige Wochen darauf eine Krone für den General Michel, der damals Vizepräsident des „Obersten Kriegsrats“ (O.K.R.) und damit der künftige Oberfeldherr war. Michel erfuhr eine Verköstigung der 1. Linie des mobilen Feldheeres, die geschah, dessen linken Flügel weit nach Westen zu verlagern und so eine deutsche Umfassung durch Belgien unmöglich zu machen. Dazu wollte er jedem aktiven Infanterieregiment ein Reiterregiment zugehen und aus beiden eine Brigade bilden — mit anderen Worten, die Infanterie der Armeebräute verdoppeln. Nur die Infanterie. Die Kavallerie jedes Korps sollte nur um zwei schwere Panzirkolonnen vermehrt werden. Das war

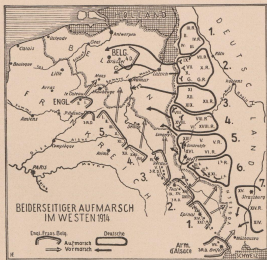
¹⁾ Allgemeine des Marschall Joffre (1890—1914). Paris, Éditions Plon, 1927.

eine Ehre wider den heiligen Geist. Rekrutentruppen durften in Frankreich nach erlaubeter Ehre nur in II. Linie verwendet werden. Michel stirbt, und Joffre, seit Januar 1900 als Direktor des Stabes des Generals in O.S.R. und als solcher besonders mit Studium über Festungsartillerie und Eisenbahntransporte beschäftigt, wird sein Nachfolger. Ingleich erhält er eine neue Amtsbezeichnung als „Chef des allgemeinen Generalstabes“. Damit wird ihm dem „Chef des Generalstabes der Armee“ (damals General Dubail) gegenüber Autorsität verliehen. In Verbindung mit dem Kriegsinstitut Messimy und Millard weiß Joffre seine Stellung weiter auszubauen. Er gewinnt entscheidenden Einfluß nicht nur auf Mobilmachung und Aufmarsch, sondern auch auf die Unterweisung der Armees, ihre Kriegsschulen, ihre Dienstvorschriften. Auch bei Beförderung der höheren Offiziere sagt ihm Millard Mitteilung zu. Er ist nunmehr insofern, alle militärischen Aufstellungen wirklich auf ein Ziel zusammenzuschließen, insbesondere eine einheitliche Theorie des Krieges in der Armee durchzuführen. Zum ersten Mal kam man zu dieser letzten Auffassung von dem Chef, der im Kriege verantwortlich ist und in Friedenszeiten alle Dienstwege in seiner Hand vereinigt, um den Krieg vorzubereiten. Mir lag jetzt die Frage ob, diese Machtbefugnisse zum Befehl des französischen Interesses nutzbar zu machen und nicht des mit begrenztem Vertrauen würdig zu erweisen.“

Schon einige Tage nach seiner Ernennung wird Joffre das Ziel gewiesen. Anfang August hat er eine Besprechung mit dem Ministerpräsidenten Caillaux in Gegenwart des Präsidenten der Republik Fallières. Plötzlich stellt ihm Caillaux die Frage: „General, man sagt, Napoleon lieferte eine Schlacht mit dem, wenn er glaubte, mindestens 70 Prozent Erfolgswahrscheinlichkeit zu haben. Haben wir 70 Prozent Erfolgswahrscheinlichkeit, wenn die Lage uns zum Kriege treibt?“ Joffre weiß nicht recht, was antworten. Schließlich sagt er: „Nein, ich bin nicht der Ansicht, daß wir sie haben.“ „Aber“, sagt Caillaux, „dann werden wir verhandeln.“ Ein bemerkenswerter Schluß von einem „Staatsmann des Friedens“, wie Caillaux bemerkt wurde. Für Joffre bedeutet das: „Vorgee dafür, daß wir diese 70 Prozent Erfolgswahrscheinlichkeit bekommen.“

Über das deutsche Kriegsheer war Joffre ziemlich gut unterrichtet. Der deutsche „Mobilmachungsplan“ (eine geheime Denkschrift) von 1907 war durch Diebstahl eines Dokuments in die Hände der Franzosen gekommen. Aus ihm konnten sie entnehmen, wieviel aktive Kräfte und daß auch Rekruteneinheiten aufgestellt werden würden. Sie konnten auch berechnen, wann die Masse der Aufmarschtransporte einjagen würde. Aber den Aufmarsch selbst und die deutschen Operationsabsichten hatte man wohl Vermutungen, wußte aber durchaus nicht. Man zog Schlüsse aus der Besprechung eines von Molde, 1908 gehaltenen Kriegsspiels, die man durch Agentenhand gewonnen hatte, aus einer als reine Übungsaufgabe erkannten Generalstabsstudie von 1905 und namentlich aus der Gestaltung des Eisenbahnnetzes mit den großen Militärräumen. Alles das deutete auf die Ausnutzung der großen Meselfestigung Metz-Niedersaaten zur Deckung der Flanke einer Frontenverstellung nämlich Metz oder zu raschen Verchiebungen von Norden nach Süden, deutete auf große Truppenumstellungen nämlich Metz bis Trier, auf die Möglichkeit eines Vormarsches durch Belgien hin. Immerhin konnten die Ausdehnungen auch der Verteidigung dienen; Kriegsspiele und Studien waren kein Beweis, konnten sogar (ebenso wie übertriebene Erörterungen in der Literatur) abschließende Urprüfungen sein. Mit keinem Wort erwähnt Joffre den von Polkelegue mit viel Phantasie geschilderten angeblichen Verrat des deutschen Operationsplanes mit dem Vormarsch einer Flügelgruppe über Lüttich, von dem übrigens auch weder Lord Helldene noch General Wilson etwas wußten. Auch der russische Generalquartiermeister Danilow nicht. Man blieb auf Studien und Wahrscheinlichkeitschlässe angewiesen.

Das erste Ergebnis dieser Studien war für Joffre: Voraussichtlich wird Deutschland die sämtlichen Truppen der Alliierten besiegen wollen, erst die einen, dann die anderen zu schlagen, dazu sich zunächst gegen Rußland in der Verteidigung halten, alle irgend verfügbaren Kräfte zum Angriff auf Frankreich verwenden. Ohne Gegenmaßregel: Sofortiger gleichzeitiger Angriff der drei Fronten Frankreichs, Rußlands, Englands zur Vernichtung des deutschen Heeres. Dazu bedurfte es einer



Schlachtverlauf mit Übersetzung des Textes, Deutsches Zirkulargeheimheit, Stuttgart, aus Graf Scholtz „Der Weltkrieg vom Weltkrieg“

energischen Aufrüstung der Russen, Mobilmachung und Aufmarsch zu beschleunigen. Dubail bringt aus Petersburg von der Einrunderung der Militärkonvention (31. August 1912) das Versprechen mit, sobald die Truppen 1. Linie aufmarschiert seien, am 1. September (10. Mobilmachungstag). „Man muß Deutschland gerade ins Herz treffen“, hatte der Zar gesagt; „Berlin muß das gemeinsame Ziel sein.“ Im nächsten Jahr versprechen die Russen den Beginn des Angriffes für den 15. Mobilmachungstag. An diesem Tage kam auch, erkläre Joffre am 21. Februar 1912 dem Militärpräsesen und Außenminister Deismach, das englische Wort aus Dogen Hafen-Marsch ansetzen. Wie aber aus die französisch-englische Operation führen? Es erhebt sich das

Problem Belgien. Der von D.R.R. (2. Januar 1912) und dann besonders in einer Geheimbesprechung vom 21. Februar 1912 hat Joffre den sofortigen freien Durchmarsch durch Belgien gefordert, in dem er sich allein auf den militärischen Gesichtspunkt stellt, den vorzutragen seine Pflicht war.“ Es lehnt, seine Gedanken zu hören:

„Nag-Dienstbesen sperren uns die Mosel südlich des Großherzogtums Luxemburg. Südlich Mosel bis zu dem Vogesen ist ein Endlos offene Grenze, das bei Dingen durch eine Reihe von Leiden in zwei Korridore geteilt ist, der nördliche 30, der südliche nur 20 km breit. Da kann man keinen entscheidenden Angriff führen. Obenstehend im Blick, das die besetzte Linie Straßburg-Molsheim im Norden ab-

schleife und das vom Rhein her durch besetzte Brückenköpfe bedeckt ist. Das gibt nur eine Nebenoperation. Nimmt man das Großherzogtum Luxemburg hinzu, so gewinnt man nämlich Metz einen dritten Kerker von 25 km Breite. Ganz anders ist die Lage, wenn wir sofort durch das belgische Luxemburg marschieren dürfen. Dann umgeben wir die ganzen festlich vorbereiteten deutschen Befestigungsanlagen, brauchen uns nicht in den künstlich hergestellten Schranken zwischen Metz und Straßburg festzuheften, können die Deutschen von ihrer Verbindung nach Berlin gegen Süddeutschland abdrängen. Man ist es wohl wahrscheinlich, daß diese belgische Seite verlassen werden. Wenn sie nun aber gehalten? Aber Konzentrationen beginnen erst am 6. oder 7. Mobilmachungstage; vor dem 10. oder 11. Mobilmachungstage kann ich nichts Bestimmtes über den Aufmarsch ihres Gros erfahren. Ich muß aber spätestens am 4. Mobilmachungstage wissen, wie ich meinen Aufmarsch ablaufen lasse. Entscheidungsschlacht angreifen müssen wir, nicht nur aus eigenen Interessen, sondern auch, um unser Wort den Russen zu halten. Anders als durch Belgien geht es nicht. Es liegen wir in einer Zwickmühle. Die Engländer haben schon die Belgier dazu gedrängt, die Belagerung von Lüttich zu verstärken. Können wir nicht Engländern und Belgiern eine vernünftige Lösung aufzuarbeiten machen?"

Kriegs- und Marineminister schlossen sich sofort Joffre an. Polignac aber warnt: Man könnte Europa, könnte die Belgier selbst verstimmen, weil es sehr schwerig sei, sich mit diesen zu verständigen. Der französische Einmarsch müsse mindestens durch die positive Drobung eines deutschen Einmarsches gerechtfertigt sein. Nur nicht die englische Hilfeleistung in Frage stellen! — Joffre stellt sofort fest, daß der vorläufige Polignac mit dem Wort von der „positiven Drobung“ um ein größeres Jagdschloß gemacht hat, als er erwartet hatte. Erzählt auch, daß auf seinen Vorschlag hin englische Bemerkungen einseien, die Belgier zum Einmarsch zu bringen, diese aber anzweifeln. „Bringt uns nicht in die nächste Lage, von ihnen zur Hilfe gegen euch anrufen zu werden!" läßt Grey dem französischen Generalstab sagen. So vermeidet Joffre, seinen Operationsplan schriftlich niederzulegen, weil dabei das

Wert Belgien nicht fehlen könnte und an viel Ähren kommen würde. Der Plan XVII beschränkt sich auf einen Aufmarsch zum Angriff beiderseits Metz. Aber Varianten werden bearbeitet, die eine Ausdehnung nach Norden zum Vornarsch durch Belgien, darunter andere Versicherungen der Kräfte versehen, wie z. B. vom rechten zum linken Flügel, was sich später als sehr nützliche Verarbeitung für die Marne-Schlacht erweist. Nur daß ich am 4. Mobilmachungstage weiß, wie die politische Lage steht! ist Joffres Glückseligkeit.

Bei der Schließung der Aufmarschbeschränkung kommt manderlei zutage. Das spanische Volk, Königin-Mutter und Hof sind deutschfreundlich, der König steht zu den Franzosen. Er bietet ihnen für die sichere Überführung ihres XIX. Armeekorps (Marelle) nach Frankreich beim Aufmarsch eine Flottenstation auf dem Biskaya oder Ostbaltiktransport durch Spanien an, worauf Joffre nur verzichtet, weil seine Transportabteilung beides als unpraktisch betrachtet. — Die „Festung von Nancy" wird in aller Eile ausgebaut, jene Stellung, an der Krupp im Kappeler 1914 festliegen sollte. — Während dieser französischen Studien und der Verhandlungen mit Britain und Russia entstehen drei neue Dienstverhältnisse über Führung, Felddienst und Gefechtsabteil. Das wirksame Angriffsvorgehen wird geteilt, angelegte Generale werden verabschiedet. Ein ganz großer Erfolg ist die Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit; sie bringt eine bedeutende Verstärkung der Truppen I. Abt. Nur mit dem Ausbleiben der Artillerie (Bogenschuß) will es nicht vorwärts gehen. Aber Joffre selbst hat offenbar nicht viel Wert auf schwere Artillerie beim Feldzug gelegt. „Sie wird nur in Ausnahmefällen gebraucht", urteilt er der Regierung. Will das wider besseres Wissen gesagt haben, um diese nicht zu ermuntern. Aber jene 70 Prozent Sicherheit? Man glaubt ihm nicht. Als die Kriegsgefahr Ende Juli drohend aufsteigt, ist er seiner Sache sicher.

Der 3. August ist 1. Mobilmachungstag. Nach 4 Tagen, bis die Aufmarschtransporte beginnen; Joffre wartet auf ein selbstbesetztes Entscheid. Die Regierung bekommt eine (schlechte) Meldung, am Morgen seien deutsche

Truppen in Belgien eingerückt; wenn es sich doch bestätigen wollte! Aber in Luxemburg sind sie, überhaupt nördlich der Linie Nidenhofen—Wettum; Teile des VIII. A.K. stehen in der Gegend von Malmedy (dem Übergangspunkt dieses Korps). Das genügt: Prinzarks Wort von der „perfekten Drohung“ eines deutschen Einmarsches in Belgien muß herhalten, obwohl Joffre selber selbst erklärt hat, daß das alles auch Verteidigungsmaßnahmen sein könnten. Er wird die vernünftigsste Operation, die Offensive durch Belgien, ausführen. Die entsprechende Variante zu Plan XVII wird in Kraft gesetzt, der Aufmarsch der 5. Armee wiederum verlegt, die 4. Armee aus II. Linie zwischen 3. und 5. eingeschoben. Am 2. August abends ergeht der Befehl dazu. Erst am 3. August morgens erhält er Mitteilung vom deutschen Ultimatum an Belgien. Den Entschluß, durch Belgien zu marschieren, hat er also nach eigener Darstellung unabhängig davon gefaßt.

Aus dem II. Bande der „Erinnerungen“ ist besonders lehrreich Joffres Kampf mit den Politikern; lehrreich, weil wir ja selbst genug von solchen Ringen erfahren haben. Nach der Marneckschlacht heißt es das selbste Vertrauen aller Staatsmänner, besonders auch Briand. Solange Millerand Kriegsminister war, hatte er volle Freiheit auch in Personalien. Als aber 1915 die Furcht vor dem deutschen Sieg allmählich sich verflüchtigt hat, wird die öffentliche Meinung unschlüssig. „Er besetzt die wichtigsten Stellen nach eigenem Ermessen, bevorzugen persönlich mit dem Oberen der verbündeten Armeen, statt durch den Kriegsminister.“ „Unfinnige Verwirrungen“, erwidert Joffre. „Wie soll, ohne daß ich mit den Führern der Verbündeten dauernd in Verbindung stehe, Einheit der Operation herbeiführen? Wie kann ich verantwortlich führen, wenn ich meine Befehle nicht so ausjude, wie sie mir geeignet scheinen?“ Aber Abgeordnete und Senatoren bewegen sich „unter irgendeinem Vorwand“ in Bereich der Armeen, nehmen von verzögerten oder eingezeigten Militärischen Befehlen entgegen. Daraus entstehen Profraktionen, die Joffres Autorität schwächen. Noch schlimmer sind die Abgeordneten, die — erst mobilisiert — allmählich in die Kammer zurückkehren und die Operationen von

da aus kontrollieren möchten. „Es darf keine parlamentarische Kontrolle geben!“ schreibt Joffre an Millerand, der seit dem 26. August 1914 wieder Kriegsminister ist. „Sie würde schwer die Disziplin gefährden und das Vertrauen ins Oberkommando, von dem das Wohl des Landes abhängt. Im Kriege können Autorität und Verantwortlichkeit nicht getrennt werden. Jeder militärische Führer kontrolliert die Handlungen seiner Untergebenen und ist nach der militärischen Einschätzung seiner eigenen Vorgehens, und nur diesem, verantwortlich. Der Oberbefehlshaber ist kann der Regierung verantwortlich; so kann ich abgeben, wenn sie sein Handeln nicht billigt. Eine andere Kontrolle kann es während der Operationen nicht geben.“ Millerand stimmt ihm zu, und Joffre kann General Fauriol als Kammerführer beistellen, der in den Argumenten sich dauernd von General von Moltke schlagen läßt, ungenügend Auszeichnungen verleiht, keine klaren Urteile über seine Offiziere abgibt und behauptet, Joffre behandle ihn schlecht und wolle Frankreichs Schicksal verhehlen — dafür aber ein Freund des Kammerpräsidenten Deumer und Gefinnungsgenosse der Linken ist. Man gibt ihm um dieser Freunde willen im Herbst das Kommando in Ostasien. Joffre ist empört, verliert aber an Boden dadurch, daß Kriegsminister Millerand Ende Oktober 1915 geführt wird. Briand läßt — beachtensamerweise — Joffre merken, daß er jetzt Millerands Nachfolger werden könnte, dieser aber weicht aus, und Gallieni rückt ein.

Am 3. November fordert Briand: Einheit der Front der Militärs, um französisch bessere Erfolge zu erzielen. Joffre antwortet: „Erf Einheit bei uns selbst! Ich muß auch die Belanfreud beherzigen; alles, was zur Heimat gehört (Rekrutierung, Verpf., Substitutionsangelegenheiten usw.) ist Sache des Kriegsministers.“ Die Freunde des neuen Kriegsministers Gallieni fordern für ihn die Befehlshabung der Operationen, der aber läßt sich von Briand überzeugen, daß das nicht geht. Am jederzeit durch das Parlament zu stürzender, jederzeit dem Parlament zu Rede und Antwort verpflichteter Minister Operationsleiter? Ein unmöglicher Gedanke. Also kann die es nicht sein — also muß es Joffre sein.“ „Es ging“, sagt Joffre, „dank der Geschäftlichkeit Briands, meine Autorität, die gewisse Intrigen gegen

vernichtet hätten, aus dieser politischen Krise vergrößert hervor.“ Am 2. Dezember 1915 unterschreibt Poincaré das Dekret, das Joffre zum „Kommandierenden General an der Spitze der französischen Armeen“ ernannt; ausgenommen sind nur die Kolonien.

So lange Gallieni bleibt, geht alles gut. Aber dieser — altersmüde — wird am 10. März 1916 durch General Roques ersetzt — einen Mann nachgebiger Vermittlung. Er kommt Verdun, es kommt im Juli zu Schießungen in Vornet und Cammeron. Wieder droht der parlamentarische Eingriff, wieder brüht sich Joffre.

„Man muß die Parlamentarier durch kleine Gaben gewinnen“, sagt Roques. „Wenn du keine kleinen mehr hast, wirst du zu großen kommen, und hast du die nicht mehr, werden sie dich herauswerfen!“ erwiderte Joffre. Mit Roques selbst setzte sich das Verhältnis zu, weil Joffre nicht duldete, daß der Präsident der Republik mit dem Kriegsminister ohne ihn oder

einen Bevollmächtigten des Operationsgebietes beratschelte, und dann noch schroffen die Rede einer Kontrollkommission von 30 Mitgliedern paradierte. „Die parlamentarische Kontrolle ist meine Kontrolle!“ — Diese Antwort des Ministers bewirkt am besten seine Versöhnung. Noch einmal hilft Briand — Roques muß nachgeben. Der Mißerfolg der Gemeinschaft aber versichert Joffres Ansehen unbegrenzt. Es folgt die Krise der Junitagen, die schließlich zu seinem Sturz führen. Es übergeht er am 26. Dezember 1916 Briand sein Abschiedsgesuch und erhält von ihm die einfache Antwort: „Sie haben recht.“ Poincaré ist, als er es liest, sehr verlegen. „Werden Sie es veröffentlichen?“ Joffre antwortet: „Sie wissen, daß ich in dieser Zeit der Regierung keine Geheimnisse mitteilen mußte.“ Da leuchtet des Staatspräsidenten Anlag. — Joffre, der den Marschallstab als Pfleger erhielt, ist überzeugt, daß ohne seine Verabschiedung das Jahr 1917 den sicheren Sieg der Verbündeten gebracht hätte; was wohl nur er glaubt.

Konrad Beste

Das heidnische Dorf

Von Kurt Müno

Mit seinem Roman „Das heidnische Dorf“ ist Konrad Beste in die Heimat zurückgekehrt, in das südliche Niederjoch mit seinen verschlossenen und in des Fergens Tiefe doch so reichen Menschen. Konrad Beste entstammt einer Pfarrersfamilie. Als er fünf Jahre alt war, erhielt sein Vater die Superintendenzamt Stadelndorf, und hier, im heiter-lustigen Wörlitzgrund, verbrachte er die ersten glücklichen Kinderjahre. Entscheidend für seine innere Entwicklung wurde die Pensionierung des Vaters zum ersten Prediger an der Landeskampkirche zu Wolkenburg. Das Braunschweiger Land, das von dem bunten Harzbergen bis in die Wälder der nieder-sächsischen Heidekulturlandschaft reicht, ward ihm zur zweiten Heimat, in der er Wurzeln schlug.

Erstlingsjahr in München und Berlin wurden abgelöst vom Krieg, der ihm das überwältigende Erlebnis der Volksgemeinschaft schenkte und ihn aus der Isolierhülle unfruchtbarer „Geistigkeit“ löste. Die Nachkriegszeit fand ihn in wechselnden Verufen in Berlin, wo er sich mit unterschiedlichem Blick aufwachte, in der Filmstudie, in der Kellnerschande, im Versicherungsweisen Fuß zu setzen. Und während er seine ersten schriftstellerischen Erfolge erntete, erkannte er, daß er auf diesem Boden anderer Betätigungsfelder nicht gedeihen konnte. Die Heimat tief ihn zurück. Seine Arbeiten aus jener Zeit, vor allem sein Roman „Stumm“, geben Zeugnis dieser inneren Kämpfe. In Hamburg entstand sein Jugendroman „Müno“, der in der vertrauten Welt einer braunschweigischen

Kleinbahn spielt, in der Nähe der Heide ruhte „Das heidnische Dorf“.

Im Süden der Lüneburger Heide, nahe der braunschweigischen Grenze, ist ein erheblicher Rest schöner, wilder Heide verblieben. Der große Freudenstrom, der sich alljährlich in das Land Hermanns Was' ergießt, kommt ihn nicht, und doch bewirkt er an landschaftlicher Schönheit und unerschöpflicher Kleinstofflichkeit nicht hinter den übrigen Naturparkgebieten der Heide zurückzustehen. In diesen unberührten Erdensack zwischen Aller, der Kleinbahn nach Uetze und der Lüneburger Heidestraße führt aus Bastes Roman. Hart ist das Leben dieser kleinen Bauern, die ihr Brot dem künftigen Heideboten in mühsamer Arbeit ablesen müssen. Was kümmert sie die Frucht der Mühsenden Heide im Herbst? Sie sehen sie nicht. Das Heidekraut ist, außer zur Otter für die Kühe, zu nichts nütze. Erst, wo es weicht, ist Raum für die Felder. Die Natur, die hier so wenig freigütig gegen ihre Kinder ist, hat harte Charaktere geschaffen, die den Boden begreifen, da er nicht freiwillig Brot und Kartoffeln hergeben will. Da ist zum Beispiel die Familie Müller in Almsdalen, ihr Haupt heißt „der eiserne Müller“, weil er sich unerbittlich Schritt für Schritt vorwärts gebracht hatte, bis er ein eigenes Haus und stierig Morgen Land sein eigen nennen konnte. Was tat es, wenn er vierzehn oder sechzehn Stunden am Tag auf den Boden war, wenn sich seine Frau, die sich so wenig schonte wie er selbst, ein Umwickelscheiden jagte, die Hauptsache war, daß es vorwärtsging. „Vorwärts!“ das war sein Lieblingswort, das er auch seinen Kindern tief einprägte, drei Mädchen und einem Sohn, die alle bei ihm gelernt hatten, was Arbeit heißt. Der Sohn freiwillig war nach dem Krieg in Russland geblieben, wo er in einem Hof eingekerkert hatte, aber die Mädchen, ja, auch die konnte der eiserne Müller holt sein. Eina, die Jüngste, vor allem war sein Lieblingskind.

Sie hatte die großen, düster leuchtenden Augen des Vaters, die Augen der Erde, die von Knecht an so viel ins Meer gekühen hatten, in die eiselnickel schiedenden Ovale, darin sie selber mit bloßen Beinen gekühen hatte so manches Jahr. Dann war sie nicht mehr ins Meer gegangen, sie hatte den Vaters Acker bestellt, seine Kühe gemolken, sein Haus mit gebaut, sein Gut mit gepflant — doch immer hatte



Konrad Baste
als Direktor der nichtstaatlichen Heidehochschule
Post, Carl Ulrich, Lüneburg

das harte „Vorwärts!“ auf ihr geküht, es gab kein heiteres Vorwärtsein im Hause des Vaters, kein Acker, es gab kein Acker. Es gab nur viele eine dunkel starke Gürtung des in der Sonne vorgelassenen Dornes und darüber das heimliche Blühen der anderen.

Der Rat des Schulheerra, eines gute Anlagen auf einer städtischen Schule weiterbilden zu lassen, verachtet der „eiserne Müller“, für ihn lebt nur die Welt des Dorfes, die Welt des Acker und Genuß. Und so kommt das Mädchen mit achtzehn Jahren, da die Arbeitskraft der beiden älteren Schwestern für die Wirtschaft auslängte, zu dem Vaters Gutes in Dienst.

Hier umfängt sie eine ganz andere Welt. Gutes gelobt zu den wohlhabenden Bauern des Dorfes — mit seinem Hof war die Schenkheit der Gemeinde verbunden — hier weiß man um die sichere Ruhe eine durch Generationen hindurch genährten Weises. Der alte Gerdobauer und seine Frau sind menschenfreundliche Leute und schon in dem Alter, da sie die Hauptsache im Hof und auf den Feldern gern den beiden Söhnen überlassen. Eine wird von

ihnen wie eine Tochter aufgenommen. Friedrich, der älteste Sohn des Vaters, findet Gefallen an dem Mädchen. — Das ist nichts Verwunderliches, er läßt seine Augen auch noch anderswo spazierengehen, und die Mädchen des Dorfes sehen ihn gern, aber hier, bei der Lina Müller, kommt es doch zum erstenmal anders, als er es bisher gewohnt ist. Unter ihrem dunklen, oft schon erschrocknen Blick verliert er seine Selbstsicherheit, und als er einmal aus der Kammer der Magd einen wortlosen und unerschütterlichen Rückblick entgegen muß, da weiß er, daß es mit der Lina nicht so ist wie mit den Mädchen, die er bisher gekannt hat, mit einem Wort: daß er sie wirklich liebt.

Er mußte wohl, daß es gewisses gewesen wäre, vor die Eltern hingutreten und ihnen alles zu erzählen. Der alte Gottesbauer hätte ihn vollends ein paar Meilen hinter die Thore geschoben, und damit wäre die Angelegenheit erledigt gewesen. Ein armes Mädchen auf den Hof bringen, das ist nicht Bauernart. Der Gottesbauer hat ganz andere Absichten mit seinen Töchtern. Da ist der Bellmoreshof, der der Witwe Julia Bellmore gehört, der größte Besitz des Dorfes. Die Bellmoreswitwe hatte durchschlafen lassen, daß sie es nicht ungern sehen würde, wenn sich zwischen ihrer Cosphe und dem Ferdinand vom Gotteshof etwas ergeben würde, und diese Zeit wäre wohl auch nach des Bauern Kopf gewesen. Cosphe Bellmore war bei Tante bei der verwitweten Henriette Bockmann in Hamburg in Pension gewesen, und als sie zurückkam, da hatte sie den meisten Theil einer oberflächlichen Bildung mitgebracht. Sie hatte gelernt, die Sprache ihrer Vorfahren zu verachten, lag den ganzen Tag auf dem Divan und las französische Romane, und alle Verusche, sie in eine rechte Bauernmutter zurückzuverwandeln, schlugen fehl. Dieses Mädchen also sollte der Ferdinand heiraten, und der alte Vetter sagte sich, wenn sie erst einmal eines Veters Frau gewesen ist, dann wäre sie der Ferdinand schon wieder zurechtzubringen. Die Eltern sind sich einig, Cosphe hat auch nichts gegen ihren zukünftigen Mann einzuwenden, sieht nur noch das Ja des Ferdinands, und Vater Vetter zweifelt nicht daran, daß sich der Cofa dem nächsten Einschluß beugen wird.

Und sicher hätte Ferdinand nach häuslicher Überlieferung nichts gegen die Heirat eingebracht,

wenn in ihm nicht die Liebe zu Lina lebendig gewesen wäre. Es war eine zarte, menschliche Liebe, die ihn erfüllte, ein Gefühl, das allen Erkenntnissen, die er bisher mit Mädchen gehabt hatte, abgrundtief auferst war. Den beiden jungen Leuten wurde eine seltsame Kraft aus ihrer Liebe, die Ferdinand den Mut gab, dem Gebot des Vaters zu trotzen und die Hand der verführten Cosphe abzuwischen. Ja, es hätte ein Elend gegeben, wäre nicht der jüngere Bruder Ferdinands als Lidenbüßer angerufen und hätte Cosphe geheiratet. Bellmores Witwe, deren Pläne Ferdinand damit durchkreuzt hatte — sie lag daran, daß ihre Tochter, die ihr eine lästige Aufpasserin geworden war, von ihrem Hof kam, und nun brachte sie zum Überdruß noch einen Schwirgerson mit — er kannte bald den wahren Grund der Abweisung, und der Erfolg war, daß Lina vom Gotteshof jettumfuhr. Der Lehrer des Dorfes verschaffte ihr eine gute Stelle bei seiner Schweser in Hamburg.

Bellmores Witwe sitzt auf Rache. Es darf nicht sein, daß sich jemand ungefragt ihren Plänen entgegenstellt. Nicht unzufällig suchte sie sich im Dorf ins Duf, daß sie eine Hege sei, in der schwarzen Rufe erschauen. Das ist natürlich Unfug, und die es erzählen, nur so, als glaubten sie selbst nicht an solche Mährchen, aber das muß man sagen, daß sie in räthselvollen Räusen erschauen ist. Aber vielleicht ist doch etwas Wahres daran, was sich die Leute erzählen. Jedenfalls scheint es, als habe das Glück den Ferdinand Vetter verlassen, seit die Lina aus dem Hause ist. Kein guter Geist hat ihn verlassen, die dunklen Dämonen, die aus den thörichtesten Grundrissen des Meeres emporsteigen, nehmen wieder Besitz von ihm. Ein Hof wird ihm angezündet und brennt ab — nicht ohne die Schuld von Bellmores Witwe, die vom schwarzen Hintergrund aus die Fäden ihrer Puppen gut zu ziehen weiß. Sie verführt ihn dazu, das Auserwählte gründlich wieder aufzubauen, zu erkräftigen, und als das Geld nicht reicht, gibt sie ihm eine Hypothek. Eine reiche Heirat mit einem Mädchen aus dem Nachbardorf weiß sie zu hinterziehen. Ferdinand verliert sich je mehr, daß er von einer jungen Magd ein Kind bekommen — er weiß ja nicht, daß er gar nicht der Vater des Kindes ist und daß Bellmores



Bauernhof in der Lüneburger Heide
Hintergebäude mit gewölbter Verankerung des Daches (Hintergebäude, Göttingen)

Winter ihm die Mäh auf den Hof geschickt hat.

Eine Mäher ist fern, in Hamburg, ihr guter Weiß kann ihn nicht helfen, die Beise, die sie nach hin und wieder miteinander gewechselt haben, werden spärlicher — Schreiben ist keines Bauern Sache. Der alte Cordes, der sich auf sein Mittel verlassend hat, sieht das Unheil über seinen Hof heraufziehen, er mahnt, klagt, befehlt — umsonst, es ist, als sei Ferdinand von einem bösen Geist befallen, der ihn verachtet. Der Hof steht prächtig neu aufgerichtet, die Ställe mit den neuesten Erzeugnissen, mit elektrischer Leuchtung und elektrischen Melkmaschinen versehen, aber noch steht kein Vieh darin, denn nicht das Vieh nicht mehr aus. Dollmeers Winter gibt eine weitere Summe, und doch ist der Hof schon so beladen, daß es schwer sein wird, die Zinsen herauszuwickeln. Da scheint das große Glück zu kommen: bei einer Brannenbelegung lassen die Arbeiter auf Erödel. Ein Raubzug packt den jungen Bauern, er schlägt die Raubzüge des Vaters und guter Freunde, das Mißgeheiß des Behrens einer Gesellschaft zu übertragen, in den Wind. Der Hunger nach Erfolg, nach Geld hat ihn gepackt. Noch einmal bringt er eine Summe auf, die Belegungen durchzuführen — da trifft ihn

der härteste Schlag: die Quelle versiegt nach einigen Stunden. Dollmeers Winter hatte gewußt, wie es kommen würde, schon längst hatte sie sich das Versiegen eines Brunnens eingeholt, nun war ihr Augenblick gekommen. Sie bringt den überhuldeten Hof zur Zwangsversteigerung, ihrer Tochter und ihr Schwermann ziehen als neue Herren auf Cordeshof ein, Ferdinand muß sich eine Stelle als Knecht suchen.

Wie ist Ferdinands guter Weiß geblieben. Eine Mäher, das Mädchen, das ihn vielleicht durch ihre Liebe die Kraft hätte geben können, seiner Lebenskurve eine andere, bessere Richtung zu geben? Sie weiß es, wie er um den jungen Bauern steht, wenn sie auch fern in Hamburg weilt. Sie weiß, daß man den dankbaren Geist des Heidenmanns in sich selbst besorgen muß, soll dieser Ding von Dauer sein, und daß niemand dem anderen dabei helfen kann. Aber sie weiß auch, daß ihre Stunde kommen wird, denn ein Heidebauer läßt sich wohl einmal auf einen falschen Weg treiben, schon aber nur wird er sich von den Irreführern des Glücks auf einen Boden treiben lassen, von dem es kein Zurück gibt.

Als Cordes Ferdinand den schweren Weg von des Vaters Hof aus muß — denn dort ist

für ihn kein Platz mehr, noch nicht einmal als Knecht —, da ist ja gar Stelle. Ferdinand weiß nicht, daß sein eigener Vater so zurückgerufen hat, sein Vater, der das Anglied der Verheirathung nicht mehr mitzuerleben bewachte, da ihn der Tod wenige Tage zuvor sanft hinwegnahm.

Sie ist da, nicht mehr und nicht weniger. Sie sagt zu Ferdinand:

„Mein Vater braucht einen Knecht, denn er kann es allein nicht mehr schaffen. Aber es muß ein guter Knecht sein und ein umsichtiger, denn er manches anvertrauen kann — da paßt es nun gut, daß du Dienste suchst.“

Und so kam es, daß Ferdinand Gutes als Knecht zum „eigentlichen Müller“ kam. Es war ganz ein seltsames Verhältniß zwischen den beiden, der Herr hatte Misträumen in seiner Seele, und der Knecht hatte Angst.

Er hatte Angst, wenn er sich Bewegungen sah, mit denen der frugale Vorküper die Fische ergreift, um das Besessene zu tödnen, was der Schwitz seines Willens, vor dem passivsten Gehirne seines Schöpfers. Aber dann sollte der Knecht alles bekommen, was in ihm war und er hielt Schicksal. Er freute sich bald, daß er einen starken gesunden Körper hatte, der mehr noch bargab, als er selber gedacht hatte. Wenn sie nun schaffen, wozu es nie Wettstreit zwischen den

Männern, ein Tagewerk und andere kam, eben daß Worte geschwiegt wurden, beide fühlten, wie sie einander mehr mit ihren Kräften.

Und als ein Jahr am war, da schrieb der „eigentliche Müller“ seiner Tochter Lina nach Hamburg einen Brief, in dem stand:

Wegen Luthers Ferdinand möchte Sie mittheilen, daß Du nicht behalten hast, derselbe ist ein guter Knecht geworden, wie man ihn heutigen Tages nicht mehr oft findet, und arbeitet, daß ich manchmal nicht mit kann. Derselbe ist ein sehr stiller Mensch, ist sparsam und treibt sich nicht mit Mädchen herum, indem daß er wohl die Rufe vollgebringt hat mit Körners Frau, und hat von seiner Lente Pohlenzen Herrin fünfzehn Morgen erworben. Aber geschickt bekommen, werden wir in Ordnung gemacht haben. Wäre geschrieben, wenn ich solchen Lohn hätte, und würde, daß derselbe ganz im Hause bliebe, was wohl ansehnlich könnte, wenn ihn auch wieder verprügelt, und hätte nichts dagegen, was er nun auch fünfzehn Morgen Acker mit einbringt und arbeitet kann wie sein Knecht. Wir haben zwei neue Pferde, und die alte Hse hat müssen zum Schlachten. Die Hansung hat gut gefressen gehabt und die braune wird wohl noch vier Pfingsten. Deine Schwester ist gesund, im Oktober wird wohl eben die Laute sein müssen. Deine Mutter ist der Knecht sehr.

Es grüßt Dich

Dein Vater

Paul Müller.

Aus Theodor Körners Leben

Zur 120. Wiederkehr seines Todestages

Von Winfried Gurlitt

Die jugendliche Selbsteingebung Theodor Körners, des Sängers unter kühnen schwarzen Hirschen, steht schon Welte weiter in unmittelbarer Lebensnähe. Aber wissen wir wirklich von dem Leben des Dichters des Befreiungskrieges genug, um uns ein wahres Bild seines Charakters machen zu können? Was führte ihn zu dem heroischen Entschluß, sein junges Leben freiwillig für die große Sache des Vaterlands zu opfern? Ein Blick auf dieses früh vollendete Dichterleben wird zur 120. Wiederkehr seines Selbstmordes am 20. August 1813 dem Erinnerungsbild eines Helden und Kämpfers geben. Herkunft und Entwicklung dieses frühzeitigen Lebenslaufes bilden erst den

wahren Hintergrund, auf dem ein Verständnis des Befreiungskämpfers Theodor Körner sinnvoll und möglich ist.

Da ist vor allem der Vater, Christian Gottfried Körner, dessen ausgezeichnete Persönlichkeit für den ganzen Lebensweg des jungen Theodor von größter Bedeutung war. Er gehörte zu Schillers vertrauesten Freunden, stand mit Goethe und den bekanntesten Zeitgenossen in regem Austausch und stand durch Stellung und Gesinnung jenseits harmonische Entwicklung des Vollmenschen an, die der reifste Zug jener Periode des deutschen Geisteslebens war. Das Verhältnis zwischen Vater und Sohn war im schönsten Sinne das eines älteren jun-

jüngeren Freunde. Hierfür legt der Briefwechsel ein eindrucksvolles Zeugnis ab. Aus ihm geht hervor, welche Umsicht und Selbstanklage der Vater auf die Erziehung und Lebensführung seines Sohnes verwandte. So, wenn er dem schon im Beglance eines jungen Dichters stehenden Eberhard nach Wien schreibt (Anfang September 1811): „Du hast Kräfte und Talente, die Dich auffordern und verpflichten, auf einer niedrigeren Stufe nicht stehen zu bleiben. Werde ein Dichter und stühle ganz die Würde Deines Berufs. Bist Du bestimmt, auf mehrere Generationen zu wirken, das Reich des Großen, Kleinen und Schönen zu erweitern, als ein Schutzeiſt der Menschheit gegen die Verstocktheit des Zeitalters zu kämpfen, so mußt Du geistig, vielseitig gebildet und selbst die zur höchsten Vollendung veredelt sein. Die höchsten Mäuren und reifsten Früchte sollst Du Deinem Jünglingsessen darbieten.“ Dies die Bestimmung, in der die väterliche Führung des jungen Körners geschah. Sie erschöpfte sich jedoch nicht in allgemeinen Ermahnungen, sondern gab dem Sohne eine Fülle ins Einzelne gehender



Christian Matthias Körner
der Vater Eberhard Körners
Nach dem Gemälde von Anton Braß

*) Auch nach die selbigen Briefe hat dem Hohen Rade „Eberhard Körner Briefwechsel mit den Seinen“ herausgegeben von Dr. H. Keller. Gießen, Verlag Quelle & Meyer, erschienen.



Eberhard Körner als Knabe
Nach einem Gemälde seiner Schwester Emma Körner
Königsberg VII. 1913. 2

praktischer Ratsschlage und Hinweise, ein wirkliches Minderken und Minderken seiner Entwicklungsweg, wie es in dieser gegenständlichen Verbundenheit ungewöhnlich ist. Und vom Sohne kam es zurück, wenn er zum ersten Male das Bild seiner Liebe aufleuchtet. „Vater, trauer, trauer Freund, ich habe das Ziel gefunden, wo ich meinen Vater treffen soll, Vater, ich liebe... mein selbes, warmes Herz, das die Sehnsucht nicht bekämpfen kann, seine Seligkeit in die Fremdenheit zu tauchen, riß mich allmächtig fort...“

Die Stellung des Vaters als höchstster Appellationsrat ermöglichte es auch, dem jungen Körner eine äußerst sorgfältige Erziehung zu geben. Dem anfangs schwächlichen Körper des am 23. September 1791 in Dresden geborenen Karl Eberhard mußte zunächst besondere Sorgfalt zugewendet werden. Bald zeigte sich sein ausgesprochener Charakter, ein weiches Herz bei aller Festigkeit des Willens, eine Abhängigkeit und eine enge Phantasie. Die geistigen Fähigkeiten richteten sich zunächst vor allem auf Geschichte, Naturkunde und Mathematik, weniger auf Sprachen. Ein ausgesprochener Widerwille gegen das Französische war länger

Zeit besonders auffallend. Später entwickelte sich auch der Körper zu Strenghelt und Kraft. Körner wurde ein tüchtiger Reiter und Pöschelwäner, ein flottes Tänzer und ein geschickter Fechter. Dazu kam Talent und Neigung für Kunst. Ausschlaggebend blieb aber doch das dich-terische Genie schon von früher Jugend an. Auch hier zeigte er nicht an den Anfang. Gedichte und Gesänge waren die Lieblingsdichter im Elternhause, und Schillers Balladen mehr-jährlich die ersten Gedichte, die der Knabe zu lesen bekam.

Die Studienjahre auf der Freiburger Bergakademie (1803—10), in Leipzig und Berlin bedeuteten eine rasche Entfaltung des jungen Körners zu jugendlicher Reife. Ein glückliches Temperament, das der Welt offen entgegenkam, sich nicht an sie verlor und die gewöhnlichen Einträge innerlich vertiefte, kam ihm dabei sehr zustatten.

Die Gedichte jener Jahre sprechen bereits von einem ungewöhnlich frühen Entenleben. Eine erste Sammlung erschien unter dem Titel „Korallen“. Auch ein religiöses Erleben macht sich bemerkbar. Durch keinerlei äußeren Zwang bewegt, mischen ganz aus innerem Drange heraus bereits im Jahre 1803 die „Geistlichen Gesänge“. Er selbst schreibt darüber in einem Brief: „Ich denke, daß sich das Genie zu dieser Gattung sehr eigne, denn es liegt in dem Wesen so eine Ruhe und Tiefe, die bei den kunstlosen Erzählungen der Heiligen Schrift recht zu ihrem Orte ist.“ Ein gehen denn auch eine stark empfundene Nachgefaßung des biblischen Textes ohne alles Beiwerk, so z. B. in dem Gedichte:

Christus und die Samaritanerin

Vom Brunnen Jacobs in Samariens Thum
Sahst du den Herrn nach Rührung die Daphnen,
„Weib, laß dich deines Knecht's Fuß Wasser kosten.“
Du sahst er saßte zu einer nahen Felsen.
Du sprachst: „Wie magst du, Fremdling, mir ver-
trauen?“

Im Tempel nur kann man den Herrn erreichen.
Du hast ihn, weile nicht mit ihm verweilen,
Weil wir auf Berges Höhe's Hügel bauen.“
Du sprachst der Herr zu dir mit ersten Worten:
„Du wirst Wunder nicht im Leben treten.
Es ist die Nacht der Wälder ich in Klarheit.
Des Herrn Tempel steht aller Orten.
Wort ist ein Geist, und wer zu ihm will kern,
Der hat ihn an im Geist und in der Wahrheit.“

Diese wenig bekannte Gedichte in Körners Werke führte ihn damals sogar zu dem Plan, ein „Lesebuch für Christen“ herauszugeben. Es sollte aus biblischen Aussagen, geistlichen Gesängen und Liedern und aus poetischen Bearbeitungen einzelner Stellen der Bibel bestehen sowie durch eine Reihe von passenden Kupferstichen geschmückt werden. In einem Brief schreibt er darüber:

„Will uns denn die Religion, für die unsere Väter kämpften und starben, nicht eben je begreifen, und sollen diese Tage nicht manche Seele aufwachen, die auch in ihrer Reinheit lebt? Es gibt ja schon Tage der religiösen Begeistung in den Zeiten des Dreißigjährigen Krieges und vorher, die auch ihres Sängers verlangen.“ —

Die Ausführung des Planes wurde durch un-erwartete Schwierigkeiten verhindert, obwohl Körners Vater sich dafür einsetzte und den Buchhändler Bösch gewonnen hatte.

Körner besaß inneren Frieden genug, um gleich ein ausgelassenes frühliches Entenleben zu sein, der sich sogar wegen akademischer Streitigkeiten in Leipzig die ersten, aber wohlmeinenden Ermahnungen seines Vaters zuzog. Diese Ermahnungen und ein plötzlich auftretendes heftiges Fieber, das eine längere Erholung in Karlsbad nötig machte, wichen dem Vater mitbestimmt haben, die Majorskate Wien zur weiteren Ausbildung Theodors zu wählen. Dort konnte er in den bestunterrichteten Hörsaal des künftl. Preussischen Ministers und Obersten Wilhelm von Humboldt und des gelehrten Friedrich Schlegel eine bedeutsame Förderung für seinen Geist erfahren. Wirklich bewies der August 1811, als Theodor Körner in Wien eintraf, einen entscheidenden Wendepunkt in dem Leben des jungen Dichters. Das Ziel des Vaters, die vollständige Ausbildung eines vor-züchlichen Mannes, nicht nur die Vorbereitung zu einem bestimmten Beruf, konnte hier unter dem Einfluß von Kunst, Kultur und einer bedeutenden Gesellschaft erreicht werden.

Nahem dem Studium der Geschichte fand der alte und neue Spandauers aufstehen. Theodor Körner bald eine sehr dichterische Tätigkeit. Der lang vorbereitete Plan zu einem Dramen-spiel „Conradin“ kam zwar nicht zur Aus-führung, dafür gelang es aber, zwei Götter

Mein Brief

Gut mir kommt mein Brief zu Gute, und ich
bedenke nicht, mich an dem Einflusse in Gräfin
zu vergnügen. Auf's Beste ist er in Gräfin
reguliert. Vielleicht magst du sich auf die ersten
Minuten, die ich mit ihm zu thun habe, auf
die die Minne, Ophelie, nicht alle haben. Ich
mich für die Gräfin, die ich schon im Briefe,
ich nicht mehr, und ich mag sie. Aber die
sich bei der Gräfin. Ophelie, die ich schon im Briefe
dort, und ich mag sie. Ich mag sie. Ich mag sie.
Ich mag sie. Ich mag sie. Ich mag sie. Ich mag sie.
Ich mag sie. Ich mag sie. Ich mag sie. Ich mag sie.
Ich mag sie. Ich mag sie. Ich mag sie. Ich mag sie.
Ich mag sie. Ich mag sie. Ich mag sie. Ich mag sie.

Brief des jungen Theodor Körner an seinen Freund Fritz Schenk aus Berlin, im
Juni 1841

„Die Braut“ und „Der grüne Domino“ mit
gutem Erfolg auf die Bühne zu bringen. Bald
ging Körner zu größeren Dingen über und
gestaltete das Schicksal des ungarischen Natio-
nalliebes Prinz in einem fünfaktigen Trauer-
spiel. Die Handlung ist der Geschichte des
18. Jahrhunderts entnommen. Kaiser Ma-
thias hat den ungarischen Feldherren Prinz
die Verteidigung der von den Türken bedräng-
ten Westküste übergeben. Der Feldherr
des alten Kampfes überträgt sich auf die ganze
Besagung, um auf Zurath, der Gelieb-
ten seiner Tochter Helena. Aus dem Trüm-
mern der niederbrechenden Festung erhebt das
Feldherren ihre unerschrockenen Verteidiger.
So ruft Prinz seinen Angern in letzter Stunde
zu:

„Ist euren Tod das Wette in dem Kampfe,
Nicht mit dem Tod, begehrt den letzten Mut,
Der letzte noch ist eines Feindes Leben!
Nur unter Feinden kann sich der Held
Die re vorangegangene als Lebenszeit!
Wie so, wie wir, den großen Schmerz gelte,
Wie so die Welt und Vortrieb gefesse,
Der lebt im Herzen jedes Volkes fort,
Und kämpft sich eben in den ewigen Leben
Und geht ein in Gottes Herrlichkeit!“

In „Prinz“ bricht sich die heldenhafte Be-
stimmung Körners zum ersten Male mit elemen-
tärer Macht Bahn — vielleicht die Ursache des
künstlerischen Misserfolgs, dafür aber um so be-
deutsamer als Jaeger seines Charakters. Bald
folgt ein Trauerspiel aus der englischen Ge-
schichte, *Reisende*, mit einer ganz neuen
Männern Größe. Goethe läßt deren zwei am

Weimarer Theater aufzuführen und schreibt darüber an den Vater Körner am 23. April 1812: „Nachdem schon so manches Liebe und Ouse, welches Bewand, mir von Ihnen zukommen, haben Sie mir durch die letzte Sendung eine ganz besondere Freude gemacht. Die beiden Stücke Ihres lieben Sohnes zeigen von einem reichhaltigen Talente, das, aus einer glücklichen Jugendfülle, mit leichtglühender Freiheit sehr angenehme Eviden hervorbringt.“ In diesem Briefe gibt Goethe noch eine ganze Reihe praktischer Rathschläge und läßt dem jungen Dichter seine verdauernde Ermahnung an seinem Schaffen übermitteln, so er ihm ihn später ein, nach Weimar zu kommen: „Ich wünsche, daß Sie alsdann unser Theater anregt, etwas auf der Bühne zu schreiben, um so jegliche Aufgeführt zu sehen, wozu ihm denn die beiden ersten Stücke ganz freundlich vorzuschicken werden.“

Inzwischen hat Theodor Körner in einem weiteren Eingangs die Herzen der Wiener erobert. Sein „Feind“ wurde ein großer Erfolg und brachte ihm die Stellung eines Hoftheaterdichters mit sicherem Auskommen. Den festen Halt seines Glückes gab ihm die Liebe zu Emil Altmann, der jungen, schönen Schauspielerin, die sein Drama „Emil“ in der Titelliste zu vollem Erfolg geführt hatte. „Der Altmann gab der Debut, daß ich das Glück für sie geschrieben hatte, und daß es ihrem Namen trägt, ungewöhnliches Feuer“, heißt es in einem Brief an die Eltern, und später in einem anderen: „Was hat sie für eine unendliche Gewalt über mich. Sie hat mich aus all den wilden Gesellschaften herausgezogen, hat mich billig gegen die Philister, natürlich gegen die Welt gemacht, meine heimliche Luß an Feindseligen ganz unterdrückt, mich zur Arbeit angehalten, mich angehalten, wenn ich faul war, und mich geliebt!“

Erfolg, Ruhm, Liebe — auf dieser Höhe ruft Körner aus: „Ich sende den auf, der glücklicher sich rühmen kann.“

In diesem Lebensaugenblick tritt an Körner die Aufgabe heran, Kämpfer für Deutschlands Befreiung zu werden — und er spürt nicht, dem Ruf zu folgen und sein persönliches Glück dem Vaterland hinzugeben. Begißt er

schreibt er an den Vater am 10. März 1813: „Deutschland steht auf; der persische Adler erweist in allen seinen Fingern durch seine kühnen Hingelichs die große Hoffnung einer deutschen, wenigstens norddeutschen Freiheit. Meine Kunst ruft nach ihrem Vaterlande — laß mich die würdiger Kämpfer sein! — Ja, da ich weiß, welche Seligkeit in diesem Leben reifen kann, jetzt da alle Charms meines Glücks in schöner Milde auf mich niederlauchten, jetzt ist es bei Gott ein wichtiger Gesicht, das mich treibt, jetzt ist es die mächtige Überzeugung, daß kein Dasein so groß sei für das höchste menschliche Gut, für dieses Volk's Freiheit.“

Am 15. März 1813 verließ Theodor Körner Wien und begab sich nach Breslau, wo gerade der Kaiser von Sachsen die Errichtung einer Freiheitsvertheidigung hatte. Den alten Eltern und Freunden seinem geliebten Mann und Jünglinge zum Abschiedungslauf zu sammeln. In diesem Verband vieler Männer fühlte sich Körner unendlich glücklich. Am 19. März bereits erfolgte sein Eintritt in das sächsische Heer. Über die feierliche Einsegnung der Freiwilligen schreibt Körner: „Bei dem Almähigen, so war ein Augenblick, wo in jeder Brust die Lebenswelle flammend pulste, wo alle Herzen heldenmüthig schlugen.“ Körner hatte selbst den Choral gebichtet, der mit dem nachstehenden Versen endet:

Er ruft uns jetzt mit Eiferlust
Für die gerechte Sache:
Er ruft es selbst in unserm Busch:
Auf, deutsches Volk, erwache!
Und führt uns, wo's auch durch den Tod,
In seiner Freiheit Morgenrot,
Dem Herrn allein die Ehre.

Kurz darauf schreibt Körner in einem Brief nach Wien an die verehrte Freundin Henriette von Pereira: — seit der Lebenswelle im Getösehaufe geht mir immer eine Ahnung durchs Herz“ und in der Zustimmung seiner Kampfgenossen „Kaper und Schwert“ sieht er ohnungsvoll:

Sieh, wie der Kampf! — Sieh wohl, Sie neuen Eichen!
Und bringt das Blatt des Feindes Flug gelüht.
Es mag Euch oft, recht oft von den Wäldern,
Es trägt sich sein Bild der Euren Bild. —
Und soll ich nicht im Augenblicke stehen:
Denn nicht am mich, sondern mir mein Glück!
Denn was, bewachte, die Roper vorgehen,
Das hat des Schwertes scharfe Lat ertragen.

Immer wieder mischte sich von nun an in die Kampfsbegeisterung des jungen Freiheitskriegers diese höhere Lebenssehnung und gibt seinem Gedichten und Briefen jenes innere Gewicht, das nur der aussehendste Blick in die Augen des Schicksals verleihet. Und aus solcher Stimmung kam er wieder schreiben: „Es gleicht wohl nichts dem klaren bestimmten Gefühl der Freiheit, das dem Besonnenen, im Augenblicke der Gefahr, lachelnd entgegenruhet. Kein Tod ist so mild, wie der unter den Regeln der Ehre —.“

Hier sollen nicht die Einzelheiten von Körners kriegerischen Verhältnissen erzählt werden. Uns beschäftigt der Ausdruck, der so in seinen dichtestischen Schöpfungen stand. Darin liegt gerade der einzigartige Reiz von Körners Selbstentwurf, daß er freiwilliger Kämpfer und Länger in einem war, daß die Ehre der Schwarzen Hirschen in seinen Liedern den wahren Ausdruck ihrer Reiterzüge fand.

Die ganze Hülle des kriegerischen Lebens lebt in seinen Gedichten, die Eingabe an das Weibliche im „Gebet während der Schlacht“, das mit den Worten beginnt:

Vater, ich rufe dich!
Zerknend umschülte mich der Dampf der Geschütze,
Sprühend umgaben mich rauchende Blitze.
Fester der Schlachten, ich rufe dich!
Vater, du fährst nicht!

Die Verwegenheit des Reiteransturms in Ligurs wilder Jagd:

Was glüht dort vom Walde im Sonnenlicht?

Es ist unbekümmerte Jugendkraft und Begeisterung, die aus diesen Versen spricht und ihm Dauer verleiht. Die Kampfesbegeisterung Körners ist von geistiger Kraft, von Menschentum durchdrungen.

Aber nicht nur von eigenen Kriegserlebnissen wird Körner eingegeben, die Erhebung des ganzen Volkes pocht ihn mächtig und läßt ihn das einschüddende Lied „Männer und Weiber“ aufstimmen:

Das Volk steht auf, der Feind beugt vor;
Wer hat noch die Hände feig in den Schoß?



Theodor Körner als Schwarzer Hirsch des Königlich Preussischen
Nach einer Zeichnung von Hermann Krieger

Es kam mit rastlosen Reiterzügen, mit Kämpfen und begeisterten Gesängen jener 26. August des Jahres 1813 heran. Während einer Rast im Wald; nahe der Straße von GutsMuth nach Schwereu dichtete Körner sein letztes Gedicht, das kriegerische und doch so zärtliche „Schwertlied“:

Du Schwerer an meines Hutes,
Was soll dein heiteres Blicken?
Schauf ich so freundlich an,
Hob' weiter Freude kein.

Wenige Stunden später traf Körner die tödliche Kugel. Seine Ahnungen waren bitter Wirklichkeit geworden. Noch kurz zuvor hatte er an die Freundin in Wien geschrieben: „Ich bin wieder beim Corps, von allem mit der heiligsten Liebe umfungen; jedoch marschieren wir, in drei Tagen erwarten wir die Todesbedeutung.“

Körners Stern, so schön und verheißungsvoll aufgegangen, war in einem größeren Lichte, dem Freiheitsmorgen seines Volkes, verloschen.

Heute ist aus Körners Leben mit seiner opferwilligen Begeisterung wieder nahe und verständlich wie auch seine Helden wider unmittelbar in die Herzen seiner Völker druen.

Das dichterische Werk

Von Professor Ludwig Jahn

In jenen stillen und tiefen, den Marktgemeinde abgerannten Dichtern, die zu überschauen und nicht zu beachten unsere vom Lärm der entfesselten Technik ganz eingenommene Zeit sich selbst zuleide tut, gehört auch der Schwäbische Hans Reinhart, geboren am 18. August 1880 in Winterthur, wo er noch heute lebt. Im Elternhaus, auf dem „Rosenberg“, und auch schon früh auf Reisen fand der Knabe reichhaltige Anregung zu dichterischer Betätigung, meist in dramatischer Form, deren Ergebnisse dann auf dem Puppenbühnen oder einer Kaffeebühnchen ins Licht der Lampe traten. Vor allem die Märchenwelt Andersen bei Stoffe und Motive, die den Knaben und später den Jüngling fesselten und in stets erneut durchgearbeiteter Fassung sich zu den reifen Schöpfungen ausgearbeiteten, wie sie heute in dem Prosawerk des Dichters vorliegen. Die von 1900 ab bis zum Ausbruch des Weltkrieges meist in Deutschland verlebten Studienjahre brachten Reinhart in enge, lebendige und fruchtbare Verbindung mit den um die Jahrhundertwende so mannigfaltigen, auf allen Gebieten noch neuen Zelen strebenden geistigen Strömungen und deren Vertretern. In dieser Zeit schloß der werdende Künstler Hans Reinhart die bedeutungsvollen Freundschaften mit dem Dichter Alfred Monther, dem Maler Karl Hoyer und dem Musiker Friedrich Klose. Den Abschluß der akademischen Studienjahre, in denen sich Reinhart neben fachschülermäßigen Studien vornehmlich der Dichtkunst, der Musik, den bildenden Künsten wie auch der Philosophie widmete, bildete eine Reise nach Italien und England, deren erster Zweck dem tiefsten Einbringen in die Thorosophie an deren Herdort in Abgar bei Mahras galt. Beim diese Reise äußerlich im Schaffen des Dichters kaum in Erscheinung, so gewann sie doch für die weltanschaulich-geistige Haltung seines Lebens eine nicht zu übersehende Bedeutung. Wie brachte Reinhart auf einem Weg, der ihn später zu der engen und dauernden Verbindung mit dem

Hans Reinharts

Schöpfer der ganz aus dem deutschen Geistesleben hervorgegangenen antikenepischen Lehre, Dr. Rudolf Steiner, führte und die mannigfachen Niederschlag in Reinharts Werk hinterlassen hat.

Vom äußeren Leben des Dichters, der immer ein Einsamer blieb, ist wenig zu erzählen. Es spielt sich fast ganz in der Stille seiner Vaterstadt Winterthur ab, die freilich durch das vornehme Möbelenvironment und die seltsame Opferwilligkeit einzelner ihrer Bürger, gerade auch der Familie des Dichters, seines Vaters, seiner drei Brüder und auch seiner selbst, besonders auf den Gebieten der Musik, Malerei und Plastik eine weit über die Grenzen der Schweiz hinausgehende Bedeutung gewann.

Hans Reinhart hat sich auf allen Gebieten dichterischen Schaffens, der Lyrik, Epik und Dramatik¹⁾ betätigt und uns auf allen diesen der Zahl nach wohl wenige, aber dafür an Wert und Bedeutung um so gewichtiger Arbeiten geschenkt. Aus seiner von reinem Gefühl für Rhythmus und schwingende Musikalität erfüllten Lyrik spricht ein reines, klares, im Tiefsten kindlich gebliebenes Gemüt voller Güte und Liebe zu allen Wesen und Dingen. Seine wunderjam gebändigte und beherrschte Sprachkunst läßt in plastisch gebauten, fest und sicher gegliederten Strophen das reiche Seelenleben, die alles verfassende und an sich gehende Geistigkeit eines zum Dichter Berechnen voll und klar erklingen. In reicher Folge wechseln Bilder aus Traum und Wirklichkeit, Stimmungsbilder mit reinem Geist-Erkenntnissen. Wenige Proben mögen die Kraft und den Reichtum Reinhartscher Lyrik veranschaulichen. Wir beginnen mit Reinharts unferlich stichfestem Naturbild, das ein landschaftliches und malerisch-musikalischer Erleben und Erscheinen voll zum Ausdruck bringt:

¹⁾ Die „Kognitiven Werke“ (Monarchie 1900, Berlin bei H. Schöner - Verlag Hermann, Jahn und Leipzig) umfassen 1911 Lyrik: Epik und Drama, Prosa und die dramatischen Kognitivwerke.

Wemut?

Dampf laßt sein ganz Gesicht am Bergeshang,
Im gelben Licht dort die alten Eichen,
Im warmen unterbrochen und überhoben
Die glühendherzigen Abendwolke schweben.
Im warmen Licht steht ein warmer Wald,
Die kalten Tannen ragen hart und kühn.
Schwarz steht ein altes Dorf. Ein Bild sagt garl vorbei
Ein gelber, hell am Meer schwebend der Wind.
Ein helles Gesicht steht durch Baum und Strauch,
Dunkel Matter wandelt toll im Wald.
Im Schweben quodet des Lebenswunders Nacht
Trübsinnig durch der alten Pfadstille.
Ein Bild! — Das Gesicht steht im Dunkel und
Aufstehen steht, grau, in diesem Leben.
Nur ein Gesicht der Schöne Mensch
Und soll verachtet in der neuen Welt.

Ganz Weiß-Mittel ist die große Probe:

Vigilia

Das Leben ist ein großer Wald,
Die Erde auf der tiefen Nacht gelüht,
Nur ein von unendlicher Mitternacht,
Doch ist das Leben, das da leben will.
Da stehen aus den Felsen dunkel Hände,
Die fallen in sich selbst und Himmelstagen.
Einmal ist es ein Leben ohne Ende
Die Erde ist in Schlaf und Trübsinnigen.
Nur ein Leben ist die große Nachtstunde,
Das Leben ist ein Leben ohne Ende,
Nur ein Leben, in diesem Leben,
Der Mensch ist in der Nachtstunde.

Und endlich das große Schicksal ist aus
einem Leben von tiefen Schicksal,
in einem alten aufstehenden Lebenstunde
in Paris:

Mitternacht

(Ein Leben ist es mir aus des Lebens Nacht):

„Nur ob dein Leben die auch vom Leben erzählt,
Das Leben ist ein Leben in der Nacht!
Nur ob dein Leben die auch vom Leben erzählt,
Das Leben ist ein Leben in der Nacht!
Nur ob dein Leben die auch vom Leben erzählt,
Das Leben ist ein Leben in der Nacht!
Nur ob dein Leben die auch vom Leben erzählt,
Das Leben ist ein Leben in der Nacht!
Nur ob dein Leben die auch vom Leben erzählt,
Das Leben ist ein Leben in der Nacht!
Nur ob dein Leben die auch vom Leben erzählt,
Das Leben ist ein Leben in der Nacht!
Nur ob dein Leben die auch vom Leben erzählt,
Das Leben ist ein Leben in der Nacht!
Nur ob dein Leben die auch vom Leben erzählt,
Das Leben ist ein Leben in der Nacht!“



Hans Reinhardt.

Port. v. Prof. Dr. Reinhardt, 1911

Die legendarischen „Mythen und Märchen“ des Prof. Dr. Reinhardt bringen in immer neuen Bildern und Gestalten abgewandelt, das ewige Leben und Leben der Menschen nach dem wahren Sinn und Wert des Lebens, nach der „Neuen Natur“ der Schöpfung, der Glück, der Frieden und der Ruhe in Gott zu einbringenden Bestand. Zusammenfassend sagt Albert Einstein in seiner Besprechung dieser Lebens- und Lebensmährchen: „Man hat, wenn man sie liest, den Eindruck, als ob nicht er sie, sondern sie ihn gefunden hätten.“

In der durch einen Besuch in der Heidelberger Anatomie angeregten, vom Geiste G. H. Pore und G. E. A. Hoffmanns angehauchten umbelebten Novelle „Der Bettler“, die in der geheimnisvollen Verführung der realen Vorgänge mit der jetzigen Welt ebenso aufweist als erschüttert, gestaltet der Dichter das so häufig behandelte Dopepding: „Wieder auf neue Weise. In dem dramatischen Nachspiel

„Der Schatten“, über das (später noch ausführlich zu sprechen ist, gab ihm Reinhart dann seine überzeitliche und überintellektuelle Fassung.

„Daglar“, ein Fragment aus Traum und Wirklichkeit, beginnt als ein Stück Wahrheit und Dichtung mit der Schilderung des an sich freigelegten Eintrübsen je reifen Jugend und Brautstillschlebens. Mit der Verlegung des Schauplatzes in ein verlassenes Kapuzinerkloster zu Paris, in dem sich Reinhart einige Monate aufhielt, geht die Handlung ganz ins Mystische, in eine mystisch gefärbte und gefeigerte, sagenartige Traumfolge über.

Die zwölf Menschgeschicken, die zu den frühesten Prosastücken des Dichters zählen, stimmungsvolle und eindringende Bilder muß dieser Färbung: Reinharts „Bilderbuch ohne Bilder“ sollen den glücklichen Versuch der Festlegung von Andersens gleichnamiger Stimmfolge dar, die zugleich als Zubildung an den Genius des großen Dänen betrachtet werden darf. Ebenso ist die erste der drei Gedichtsammlungen, die in dem Prosabande enthalten sind und die, nach Gehalt und Gestalt über das Maß Altertümliche hinausgehend, seine Kunstwerke darstellen, eine von immer deutlicher, tieferem Vorsehen und unbewusster Treue zugrunde gelegte Färbung für den nordischen Meister.

Das dramatische Schaffen Reinharts wurzelt gleichfalls im Janbegriffen von Andersens. Drei von dessen tiefstimmigsten Märchen werden hier zu Dramen umgestaltet, wobei alle eine wunderliche Vertiefung und dichterisch gesteigerte Ausdeutung erfahren, die ihren vorbegriffen Reizvollsten erst voll erschließen. Das erste Stück seiner „Dramatischen Erzählung aus Andersens“ ist das eigenste Märchenmädchenstück „Die arme Mutter und der Tod“. Es gestaltet schlicht und wahr das Hohlend der schrankenden, zu höchsten menschlichen Opfern bereiten Mutterliebe. Das zweite, „Der Garten des Paradieses“, aus Traum aufsteigend und am Ende wieder tief in Traum versinkend, erweist sich als ein Märchenstück, hindurch von der ewigen Schuld des Menschen, der, nach von Lebensschaffen erfüllt, in das reine Reich des Geistes eintritt und als Antikursur zur Erde zurückgeworfen wird. An der Hand des Welken-

wanderns Tod beginnt eine mühselige Pilgerfahrt durch das Tal der Trauer. Ein tiefes, gleichsam aus selbigen Zeiten und Weisheiten geschöpftes Einwirkungsgeheimnis hat Reinhart in diesem Spiel zur Darstellung gebracht.

Die Summe seiner menschlichen und dichterischen Erlebnisse wird aber aufsteigend in dem dritten und letzten der „Märchenstücke aus Andersens“ gegogen. Das Nachspiel „Der Schatten“ ist ein Erlebnis und Lebensmysterium, das des Dichters innerstes Wesen, seinen Lebenskampf, seine eigene Tragik, zum voll und ein stimmigen Kunstwerk formt, zugleich aber auch den bitteren, schneidenden Mißklang zwischen Wahr und Wunsch in beschränkter Harmonie löst und versöhnt. „Der Schatten“, den der Dichter ein „Nachspiel“ nennt, weil alle vier Akte zur Nachtzeit spielen, ist die Tragödie des modernen, bürgerlichen, griechisch-menschlichen Menschen, von sinnlichen Leidenschaften, Echten und Etrichen beherrscht und nicht minder erfüllt vom schwerelichen Trachten nach den ewigen Werten und Gütern. Es ist der Mensch, der im Reich der Materie gleichwohl zu leben beginnt wie im Reich des Geistes, der aber „das Lir, das dunkle, das hässliche“ zu essen nicht die Kraft und den Willen hat. Immerfort hin- und hergerissen und schuldig geworden, gerichte er schließlich ganz an sich, verliert sein wahres Ich und verliert dem dunklen Begleiter, dem bösen Dämon seiner selbst, die vernünftige Macht über sich. Der Schatten — ein Aecht — wird Herr, und der Herr wird Schatten. Die Rollen sind zu unheilvollem Spiel vertauscht.

„Johannes“, der alternde Dichter, lebt einzeln, nur in Träumen und Erinnerungen mit seinem Jüngling, dem guten, alten „Weber“, in dem Reinharts Selbstbegriffen vom „trauen Dämon seines Herrn“ den härtesten Ausdruck fand. Er hat sein Lebenswerk, „das Testament“, vollendet. Doch schwere Schuld knüpft sich daran. Um „frei“ das Werk schaffen zu können, hat Johannes seine Liebe verraten, die Jünglingsliebe „Astrid“ verlassen. Das „Heiligtum der Liebe“ ist zerstört, und der „Tempel der Erinnerung“, ein Kasten, lebensfernes Gebilde des Schuldbewußtseins, tritt an seine Stelle. Aber mit seiner Liebe hat Johannes

¹⁾ John Weiser, der die besten anderen „Märchen aus Andersens“ zu Dramen gestaltet, bildet auch zu diesem Nachspiel ein „Märchenstück“ für Rembrandtsche

Feinster - Elms

aus dem Mythus „Das einsame Schmelz“

Sei rein und hart, wie tief im Flutbecken Gottes
 der Edelstein, der sich dem Feind gesellt!
 So gleich du dem verblümmten wachen Gotte,
 der Schmelz aus dem Grab des Welt!
 Wende dein Leben durch ein gewähltes Leben!
 Du, Herr der Halle, wirst nie Schätze haben!

Diese Gedichtsammlung wurde aus dem dem Dichter Hans Krümhart freundlicherweise zur Veröffentlichung überlassen

auch sich selbst verlassen und verraten: schuldbeladen findet er nicht mehr die Kraft und den Mut, in das ihn unaussprechlich lebende, geheimnisvolle „Weiserhaus“, das seiner fernstehten Einsicht gegenüber liegt und aus dem jede Mitternacht wanderjane, „allerhöchste und heilbereschende“ Musik ertönt, einzutreten. Dort willt er das Geheimnis des Lebens und der Welt, „das Geheimnis seiner selbst“ verbergen und heftt es als Eingewandter gestenbort zu finden. Was er inbrünstig ersucht und gesehlt begehrt, doch nicht zu tun vermag, das vollbringt nun eines nachts der „Schatten“. Er, „das Traum-Idol stürzter Triebe, ungefüllter Sichte“, vermag den Lebensmut und Lebenswillen des Johannes durch dunkle Jambeträfte in „geheimnisvollen Wandel“ zur Lebenskraft in sich zu wandeln: „Ich trat in jenen Saal und wurde Mensch.“ Und Johannes, der sich in „träumerischen Träumen“ Verlierte, der ewig Sehnsüchtige, wird der Diener des Schattens, dem er sein Leben gibt. So umwölgt der Dichter völlig dem Schatten seines Dämons in sich selbst. „Ein Schatten in der Nacht gewann das Licht.“

Das Weiserhaus, aus dem die herrliche, unbegreifliche Musik ertönt, das Haus der Sehnsucht, den Tempel der Erinnerung, der in lange Johannes „in träumerischen Träumen und Träumen um ein frühverlorenes, schuldhaft verlorenes Glück“ gesungen hat, hat der Schatten bis auf den letzten Stein geräumwars lassen und brennt aus der Erinnerung der Lebenden zu

lügen versuche. Völlig vernichtet liegt jetzt Johannes todetot und qualvoll auf: „Was bliebe noch zu hoffen, zu erhaschen?“ Und in schaudernder, graufiger Ironie höhnt der zum Ich gewordene Schatten den Dichter, der zu wissen begehrt, was der Schatten einst im Weiserhaus erhaschte: „Ihr heisset mich mit dem, was Ihr geseht! Aus Euren Mord gewann ich mit die Nacht!“ Johannes, der an sich selber Jugendvergessene, will jetzt die Toten, daß er seine Sehnsucht, „das Dunkel, Schattenhafte, was in ihm wuchs und war“ nicht leben ließ, führen. Er will seinem Leben und auch seinem Leben ein Ende machen. Aber der Schatten entwirft ihm die Waffe und zum zweitenmal hält er den Dichter in eifriger, änder Ironie, als sein Schutzmacht, eine völlig vernichtende Stundprobe vom Wahn der Welt. Johannes, willenlos, gebrochen und durch magische Gewalt an den Klüder seines Ich gekannt, setzt seinen Dämon wanns als Diener und Befehl auf die Kasse, die ihn, wie der Schatten meint, zerstört und gelendet soll.

„Nach weitem Schrecken wiederum daheim“, übernimmt der Schatten sogleich das Regiment in Johannes Hause, das er nun „als sein Erbe und Eigentum“ betrachtet. Und, als Mörder, die verlassen Solche, in das gestirnte „Heiligtum der Liebe“ noch einmal zurückkehrt, will der Schatten auch von ihr durch Überlistung fremdenlich Besitz ergreifen. Durch eine trügerische Brücke des Schattens, den sie

für Johannes hält, liebt, sucht Astrid an seine Brust und will mit ihm gehen, wo „in Vergessens Seligkeit ein freies Leben wohnt auf neuer Erde“. Doch aus erschrocken Johannes, der Einzige, der noch erkannt, denn, wie der Schatten sagt, „das Licht zur Lüge ward“, und es beginnt „am Tag der Eile“ der letzte juchheckerle Kampf des Dichters mit seinem Doppelgänger um Astrid, um seine ihm einst heilige, verlassene Liebe. In widerstrebendem Ringen sollen beide, mit Johannes aber auch der Feind, der ihn sein Leben lang verfolgt; das „Schattenwesen aus ihm selbst erzeugt“, sein eigener böser Dämon. Im Sterben wendet dieser sich zum letzten Freund, den Weg ihm weist aus der Finsternis zur Flamme hin, die beide befreit und durch sich selbst erlöst. Versöhnt sind nun auch Astrid und Johannes. „Wandlung und Wandlung ward in Geist vollbracht.“ Durch Schuld und Eile ging der Weg zum Jense, zur Vollendung: „Mit Engel, die des Toten Eile krönen, sie krönen mit uns in der ewigen Nacht.“ Mit diesen, von erhabenen Demuthengelächern umwogenen Worten darf Weber, der Dichter, Dichter, Schuldloser, ein Erlösungs- und Befreiungswort beifügen, das dem deutschen Menschen ein Leitstern für sein ganzes Leben werden könnte.

Der Band der „Dramatischen Nachsichtungen“ enthält außer dem in die Herzen des Lesers gesandten Märchenstuf des „Besenstiefels“ (nach Hauff) auch seltsame Übertragungen ins Deutsche: die von Daniel Bant-Bergs dramatisierte, von Gustave Doré mit Kunst verfeinerte Legende aus dem Abenteuer „Die heilige Kinnereine“, sowie die bekannte „Geschichte vom Soldaten“, (Dichtung von C. F. Rampe, Kunst von J. G. Strakosky), ferner den in breit hinführendem biblischen Khythmen gehaltenen dramatischen Psalm „König David“ (Dichtung von René Monod, Kunst von Arthur Schlegel) und als abschließendes Werk dieses Bandes eine freie Übertragung des aus dem 13. Jahrhundert stammenden, nördlichen, heiligenstimmigen „St. Galler Epica von der Kindheit Jesu“ (Kunst von Robert Blum). Alle diese Nachsichtungen zeigen von der weisen, tiefen Sprachkunst Reinholds, der bei allen seinen Werken das heute so wenig geübte herabzusehen, ist wiederholte Zeilen zu immer treffenderem Ausdruck befolgt und über dessen ganzem Schaffen auch die hohe Forderung aus Reinholds „Deutscher“ stehen dürfte: „Quidquid bene, venit ex alto.“ Was immer ist erschaffen, es kam aus dem Höheren.“

Frieda Hauswirth Das SPRINGHEIM und SANFTEKRAFT

Von Lia Laske

Die Verfasserin dieses Buches über die „heiligen Samman-Mythen“ lebte lange in Indien und war sogar lange Zeit mit einem Indier verheiratet. In Indien gibt es viele Legenden über die Samman, wie sie auch die Reliefs auf den Aufnahmewänden der Tempel darstellen: Der Ursprung wurde dem König Rama seine Nichtigkeiten eine von Dämonen ge-

raube. Die Samman fanden sie auf der Insel Ceylon und brachten sie dem transzendente Rama unversehrt zurück, indem sie eine Brücke bis Ceylon bildeten, über die Rama hinüberkam, ohne den Fuß zu berühren. Seit dieser Zeit sind die Samman in Indien heilig.

Die Hauptpersonen des Buches sind Sanftekraft und Springheim, Vater und Sohn einer Samman-Frau, und Harrow, ein englischer

¹⁾ Frieda Hauswirth Das, Leipzig und Göttingen (Springheim und Sanftekraft) erschien in englischer Sprache bei Dent and Sons Ltd. in London.



Das Nil-Gammun-Pantland.

Zeichnungen von Fritz Hauswirth Darunter Lion-horn und Gentheloven (Verlag J. M. Dent and Sons Ltd., London)

Jugendzeit. Die Lebensjahre bringen sich, einer nicht Veränderung im Leben des anderen — der Europäer würde sagen: zufällig; der Jude weiß: gesetzmäßig. Im Fortschreiten der Handlung aber erleben wir ganz Juden: Kampf und Friede im Dschungel, Hungersnot in den armseligen Dörfern, Verkauftung und Erlösung eines kuschelischen Einpfeters, eine Hegei, und eine Wallfahrt nach Puri, der heiligen Stadt am Bengalischen Golf, zum Feste des Jagannatha.

In der Nähe von Telgiri lebt eine Gammun-Herde spielerisch dahin. Führer, Behinder, Lehrer und Richter in einer Person ist Caustkraft, der Weisheit, der Klugheit und Unverwundbarkeit unter ihnen. Seiner schweren Aufgabe ist er sich gut bewußt, er ist ihr aber auch ganz hingegen und garwichtig. Seine Lebensgefährtin hat ihn zwei Söhne geboren; der Jüngere ist erst wenige Monate alt, als er von einer giftigen Schlange gebissen wird. Der Schmerz der Mutter ist übergroß, ungelöst lehnt sie die Fiktion ab, die Caustkraft ihr jählich bringt. Sie trauert nicht nur darum, daß ihr Pheh, ihres Heine Nistele Weim mit dem klugen Augen dahin ist, nein, sie ist auch in ihrem eigenen Lebensablauf geküßt, weil sie

man nicht mehr singende, hilfsreiche Mutter sein darf. Voll Eifersucht beobachtet sie die anderen Mütter der Herde mit ihrem Jungen, und als sich Gelegenheit dazu ergibt, sieht sie eines der Kleinen und schlägt damit auf eine hohe Palme. Dort hält sie es fest umschlungen und fühlt wenig wieder die Wärme je eines Mannes glühenden Körpers.

Mit diesem ersten Kapitel ist jede Fremdheit zwischen uns und dem Affenmenschen verschwunden. Wie bewundern die Kraft und Würde des Führers, sind entzückt über die Spiele der Jungen und trauern mit einer Mutter um ihr Kind.

Das nächste Kapitel macht uns mit Jarrowas bekannt und ihn mit den Gammun. Diese Begegnung soll für sein Leben sehr bedeutsam werden. Jarrowas ist kein Durchschnittsmenschen; er ist groß stolz auf seine weiße Haut und die ganze Zivilisation und Zucht, ist aber doch unbeschränkt und beunruhigt in der Tiefe seiner Seele. Er liebt seine Arbeit, und er ist gerne nach Indien gekommen, obwohl er sich von seiner Frau und dem erst wenige Wochen alten Söhnchen seiner hat trennen können. Aber er fühlt, daß hier, in diesem fremden Lande und von diesen fremden, seltsamen Menschen die



„Nicht schiessen, Cabib!
Hausenwirth Dorf Jesus!“
Zeichnung von Friedrich Hausenwirth Das

entscheidende Wendung seines Lebens kommen wird.

So liegt er eines Abends stumm auf der Veranda des Schlafhauses von Lalgiri, als er von vielstimmigen Krächzen und dem Dröben des Daches über seinem Kopf aus dem tiefen Dufthodunnen gerissen wird: die Hausenwirth hatten dem Dorf einen Besuch ab. Wen man am kommen sie fast täglich um die gleiche Zeit und hören die besinnliche Abendstunde Hausenwirths, die ihn die höchste vom ganzen Tage ist. Sein Hund hat sich in einen Kampf mit Sanftkraft eingelassen und ist arg zugerichtet worden. Nun will Hausenwirth den Hausenwirth einen Besuch geben; wieder liegt er in der Dämmerstunde auf der Veranda, aber neben ihm steht seine geliebte Blüthe. Vergebens ruft ihn sein indischer Koch: „Nicht schiessen, Cabib! Hausenwirth Dorf Jesus!“, womit er sagen will,

die Affen seien dem Dorf so heilig wie Jesus seinem Herrn. Hausenwirth schreit doch und weißt zwei Tiere, Mutter und Kind. Das Muttertier ist schwer verwundet und wird von den anderen Affen weggeschafft. Das Affenkindchen stürzt, blutet und jast, aus den Fingern drückt vor seine Nase. Als er sich zu ihm hinunterbeugt, haucht die kleine Hand nach ihm und unflämert angestrichen seinen Zeigefinger. Grauen vor dem Unbegreiflichen und zugleich Jammern: „Du bist so groß, du wirst mich belien“ spricht aus den kleinen Augen. Für zeitliche Gelübden senkt sich Blut in Blut, dann sucht das rote Gesichtchen zur Seite, der Atem stockt, aber das schmale Händchen behält krampfhaft den Finger des weißen Mannes.

Das war alles so unsagbar menschlich! Und plötzlich sieht Hausenwirth das Gesicht seiner eigenen Tochter vor sich; der hatte dieselben Augen, braun mit goldenen Punkten! Und erschauern spürt er, daß großes Unheil über seinem Kinde schwebt.

Sanftkraft meidet selber die menschlichen Ansiedlungen und lebt mit seinem Volk in der tiefsten Dschungel. Der „Winter“ war vorbei, doch die Regenzeit, nach der Tier und Mensch und Pflanze lebten, kam nicht. Hachbare Dürre kroch sich immer mehr aus, die Quellen versiegen, die Wälder verdorren, und die Affen müssen tagelang wandern, um genügend Nahrung zu finden. Schließlich erkennt Sanftkraft, daß er sein Volk nur retten kann, wenn er es weit, weit weg in Gebiete führt, deren Fruchtbarkeit nicht so sehr von Regen als von großen Flüssen abhängt. Ganz dunkel erinnert er sich, mit seinem Vater vor langer Zeit menschenlang gewandert zu sein, um dem Hungertod zu entgehen. Deutlich spürt er den Duft von Gerständen, hört das Rauschen des Meeres! Ja, dorthin muß auch er sein Volk führen!

Auf einer Felsung in der Dschungel kommt das Affenparlament zusammen. Wie wurden die anderen Vögel gerufen? Wie verständigen sie sich? Wir wissen es nicht. Wir sehen nur, daß die Feindschaft zwischen dem einzelnen Vögel aufgehört hat, denn am nächsten Tag treten einhundert Affen unter der Führung von Sanftkraft die beschwerliche Reise an, die sie westwärts quer durchs kuppelnde, durstende Indien führt — und deren Ziel nicht alle erreichen.

Von hunderttausend Millionen Indem sind neun Zehntel Barmen, die täglich nur von dem Leben, was sie selbst auf ihrem Feldern anbauen und ernten; kommt der Regen zu spät oder zu frühlich, verhungern sie tausendweise. Sie haben nichts zu tauschen, und überdies gibt es keine Straßen oder gar Eisenbahnen, die ihnen den Abfluß aus anderen Ländern bringen könnten. Als die Hunnen nach Rajpur kamen, waren die weißen Bewohner des Dorfes schon Hungers gestorben. In Obleiten abgemagert schleppten sich die Überlebenden zu Garibabu, dem Geloverführer des Dorfes, der den Speiser noch voll Korn hat. Doch er ist geizig und jagt die Hungernden mit Fußstapfen von seiner Schwelle. Aber über eben diese Schwelle können die hundert Hunnen wie eine Springflut — Carsthe hat eine gute Witterung —, und eine Viertelstunde später ist Garibabu ein Bettler und dem Hungerstode geweiht wie seine Nachbarn. Ersthat, sein Weib, die den Weg ihres Mannes immer für eine arge Sünde gehalten hat, sieht in den Hunnen nur Werkzeuge Gottes; sie fühlt, daß kein Unglück über sie herabgebrochen ist, sondern daß nun erst das wahre Leben begonnen hat. In diesem neuen Leben muß aber sie, das kleine entsehrte Weib, die Führung übernehmen.

„Komm!“ sagt sie zu ihrem Herrn und Gatten, der ganz verpfört am Boden kniet.

„Wohin gehen wir?“

„Wir gehen zu Gott!“

Sie lassen alle Kostbarkeiten zurück. Das Haus bleibt offen für alle, die Abends suchen müssen, je wie Garibabu und Garibabu aus um Abends werden bitten müssen. Ungläubige solcher Häuser gibt es in Indien. Hier Reiser brauchen sie nicht mehr und können niemals wider. Sie haben sich eingebracht in die Schatz der unendlichen, gerechthigen Pilger.

Am Ausgang des Dorfes begannen Garibabu und Garibabu nochmals den Pfad. Sie verbrachten sich das von der heiligen Hunnen, den Gefährten Gottes.

Als die Hunnen endlich in die fruchtbaren Ebenen des Mahanadi kamen, trauten sich die Feden wieder. Hier wird Springheim geboren. Die Aufregungen der Wanderung und der Hunger, die seine Mutter hatte erleiden müssen, während er in der heimatlichen,

haben sein Leben mangelte. Angst beherrschte ihn und sehr spät und widerwillig verließ er das warme und sichere Plätzchen an der Brust oder auf dem Rücken der Mutter. Bei dem geringsten Schrecken flüchtet er wieder dorthin zurück. Das trägt ihn auch den Epitheton „Springheim“ ein. Sobald aber Springheim etwas selbständiger geworden ist, wird die Wanderung fortgesetzt. In Carsthe kriecht Blut kommt die Erinnerung an die Leiden der Kindheit, die er widerstehen will: fremde Menschen, schmerzliche Tempel, süße Früchte und süße Heine, süße Brühen vom Meere her — das war es, was ihn lockte. Eine Wogen erreicht die Hunnen Puri, die heilige Stadt am bengalischen Golf. Zum Feste des Gottes Jagannath strömen hier einmal im Jahr Tausende und aber Tausende aus ganz Indien zusammen. Für die Dauer des Festes besteht kein Unterschied zwischen den Menschen, denn vor dem Angesicht Jagannaths sind alle Gläubigen gleich. Auch in der Umgebung von Puri gibt es viele heilige Heine. Eine davon, die dem Gemüth eines Hunnen, behütet der alte Brahmane Narada. Das war eine ganz nützliche Beschäftigung, denn viele Pilger kamen dorthin, und keiner ging ohne Spende. Hier ließ sich Carsthe mit seinem Weib nieder. War es ein Zufall? Vielleicht war es jedenfalls geschehen, denn die Spenden stießen nun noch reichlicher. Viele Jahre blieben die Hunnen in diesem Heine und ließen es sich wohl sein. Ihre Nahrung war ausgesucht gut und reichlich, das mußte daran war gekochte Speise. Alle Menschen kamen ihnen freundlich, je voller Ehrfurcht entgegen. Feinde hatten sie nicht. Wenn sie Lust nach Abwechslung und Lärm hatten, besuchten sie Puri, saßen Früchte oder auch andere Dinge aus den Bäumen und kein Händler magte es, ihnen zu reichen.

Sein Leben Springheim sehr glücklich war, umgeben von der Liebe seiner Familie und seiner Spielgefährten, ohne je Böses von seiner Umgebung zu erfahren und ohne um sein Leben kämpfen zu müssen. Er hatte nie etwas anderes gekannt. Doch in den letzten Tagen wurde die Geduld nach ihrer Abwesenheit und auch das Bedürfnis nach Nahrung, die nicht in der Nähe von Menschen zu finden

war. Nach eines Tages verließen die Hamman den heiligen, ihren Ursprung gemessen Hain und ließen sich in den dichten Wäldern von Agard und Dendanel nieder. Hier lernte Springheirn erst die verschiedensten Mäuser, Tiere und Frösche kennen. Er lernte, welche man brauchen kann und welche man meiden muß; wie man so laise, daß kein Aß laucht, an ein Vogelstich heranzufolge, um die guten Eier zu holen; welche Aste die richtige Stärke und Stützkraft zum Auszug eines weiten Sprenges haben; welche Geräusche des Nasen eines Feindes verrathen.

Er liebt vor allem Vögel und Eidechsen. Stundenlang kann er still sitzen und sie beobachten und belauschen. Er fürchtet nur zwei Tiere: den Leoparden und die Schlange. Und ein Leopard war es auch, der seinem Leben die Wendung gab, daß er den Besiegen seiner Art entließ und sich ganz einem Menschen und damit überhangt dem Menschlichen zuwandte.

Und das kam so: Der Leopard war in eine Felle geraten und hatte sich mit geschwemmter Pranke bis zu einem Baum auf einer Höhe hingehockt. Dort blieb er erschöpft vom Mutterlaß und vom Schmerz überwältigt liegen. Und gerade auf diesem Baum übernachtete Confectkraut mit seiner Heide. Als sie im ersten Dämmerlichte zur Leuchte wachen, liegt der Leopard noch immer unbeweglich unter dem Baum. Sie wartet lange — ach, zu lange! Der Weg zum Mahanaki führt durch sturmige Reisfelder, und das Glatteis selber ist hundert Meilen weit verstreut; nur schnell schlängelt sich jetzt, im hohen Sommer, der Fluß durch. Und Affen sind Baumtiere. Sie ertragen es nicht, lange bestaunlos der Sonne ausgelegt zu sein. Zur Leuchte mußten sie — also hat! Und ein Schauer von kaltem weißen Mangelstichem prasselt auf den Leoparden nieder. Wimmernd erhebt er sich und schließt die blutende Pranke hinter sich her. Nun ist der Weg frei. Doch die Sonne steht schon ziemlich hoch am Himmel, der glühende Sand verbrennt den Affen die Füße und bringt ihr Blut in Fieberhitze. Das Herz klopfet rasend, die Lungen kratzen. Als sie den Fluß erreichen, stützen sie sich gierig in das widerstehende Raß. Der kalte Bruch, das kalte Bad stört einige sofort. Endlich scheint der Rücken über den brennenden glühenden Sand. Doch lassen sie

ihre Leiden und Kranken nicht zurück, sie schlappen sie mit. In der Hälfte des Weges brechen die weißen zusammen, dunkel und unerschrocken steht der kühle Wald am Horizont. Nach hinten sich dring, die Eidechsen, retten können — aber um des Preis des Betrugs an ihren Frauen und Kindern. Ohne eine Erlaubnis zu zeigen lassen sich zum alle nieder und erwarten den sicheren Tod. Ein schwarzer Punkt erscheint am blendend klaren Himmel, der schwarzen Punkte werden immer mehr, sie wachsen, und das Schlagen von Flügeln wird laut. Wie eine schwarze Wolke lassen sich die Heier in einiger Entfernung nieder — sie haben keine Hilfe; die Gesandtschritt ist ihnen sicher. Confectkraut stellt sich so vor sein sterbendes Weib, die Beschäftigung seines ganzen Lebens, die Mutter aller seiner Kinder, daß er ihr Schonen gebe. Bis zum letzten Augenblick fürchtet er sie und hält sie göttlich in seinen Armen. Ungeduldiger Schauer über sein Los und das seines beklagenswerten Weibes überkommt seine Gedächtnis.

Und Springheirn? Die Angst ist seine Rettung. Ohne daß er es will oder weiß, lassen seine Beine mit ihm davon. Nur jetzt von diesem Ort des Grauens, weit, weit fort. Und mit letzter Kraft erreicht er das schärfste Dunkel der Wälder. Die Natur ist gnädig. Und während trauern auf dem weißen Grunde der letzte Akt der Tragödie spielt, schläft Springheirn den traumlosen Schlaf der Erschöpfung.

Eine Nacht allein in der Dämmerung! Wird sie überhaupt enden, diese furchtbare, uralte lange, kalte, einsame, schlaflose Nacht? Am Morgen findet Springheirn eine fremde Hamman-Heide — aber wie vertraut sind ihm diese Fremden im Vergleich zu den anderen Tieren! Fremdlich wachert er sich ihnen, doch er wird mit ihnen vertragen. Keine Heide nimmt einen einsamen männlichen Affen auf. Springheirn folgt ihnen den ganzen Tag und spielt mit den Kleinen, die noch kein Weibchen kennen. Da stellt ihn der Führer und klopft mit ihm — mit ihm, der sie verlassen, verweigert und göttlichkeitsbedürftig ist! Bedacht mit furchtbaren Wunden läßt ihn die fremde Heide auf der Abkantung liegen. Er hat seine Art verlassen, nun ist er verlassen. Es graut ihm vor der Nacht, ihm graut vor dem ganzen Leben; Springheirn möchte sterben. Todwund schlafet er sich bis zu einem kleinen Chibwa-Tempel in der Nähe. Dort wird er beauftragt.

Diege Ananda nchigt auf einer Pflanz-
sahet in diesen Kampf. Er fühlt seher
die gltternde Angst und Verlorenheit dieses
Lebens. Unbeweglich sitzt er und spricht
göttliche beruhigende Worte zu Springheim:
„Kleiner Bruder, Geduld! wird schwinden...
schlafe, Kleiner Bruder, schlafe.“

Und Springheim schläft ein, eingewiegt wie
von der Mutterhand.

In der Ferne nimmt Ananda Springheim in
seine Einsidelei mit. Bald sind seine Wunden
geheilt, und die große Liebe zu Ananda währt
sein armes gequltes Herz. Als der Yoghi ein-
mal ein verwundenes Kneblein aus dem Walde
nach Hause bringt und es gesundpflegt, wird es
seine liebste Freundin und Spielgefhrin. Im-
mer weniger gelüstet es ihn nach der weiten
Distanz, er lebt in stillen Frieden mit
Ananda und Mori, seinem Kne. Es vergehen
Jahre. Einmal kommt eine riesige Python aus
dem Walde und hält Mori schon mrgerelt, da
berwndet Springheim seine wachsame
Angst vor dem gröſsten Feind und st seiner
Freundin zu Hilfe. Mit einem „Halt!“ ndigt
der Yoghi den Kampf, die Python löst ab von
ihrem Opfer und schläft in die dunkelgrüne
Distanz jenseit. Wie warmes Bild aus den
Augen seines Meisters leht Springheim. Er
hat den Verrest an seiner Art genäht — er
hat sein Leben für den
Freund hingeben wollen.

Eines Tages — Spring-
heim und Mori spielen
miteinander auf der Lh-
tung, und der Yoghi sitzt
in tiefer Versunkenheit
unter einem Baum —
tritt Jarrons aus dem
Walde. Er arbeitet nun
hier in der Nähe und hat
seine Frau und sein Kne-
chen aus England zu sich
gerufen, weil er sich gar
zu einsam fühlt. Nun ist
der kleine Jochung schwer
an Fieber erkrankt, und
Jarrons macht sich Ver-
wände. Wie immer, wenn
er Kummer hat, sucht er
Einsamkeit und Natur.
Stummend steht er die

stehendes Tier. Welche Freude könnte er
seinem Jochung mit diesem Kneblein bereiten!
Da bemerkt er den unbeweglichen Yoghi und
weiß, daß das Kne ihm zugehört. Er bittet den
Yoghi um das Tier.

„Ja, du sollst Mori haben. Vielleicht ist es
dir aus einem früheren Leben dieses Kneblein
schuldig.“ Jarrons sieht den wunderbaren Frieden
im Gesicht des Yoghi Ananda. Er hat seit
den Tagen in Kalgi viel gelernt, sein Ver-
langen nach dem wahren Leben des Anachio-
mus ist groß. Wie noch trauf er einen Mann,
der ihm diese Lehren so sehr zu verkpern schien.
Daran bittet er:

„Sprich zu mir, Guru!“

Langt schaut der Yoghi ihn an — und Jar-
rons glaubt zu fühlen, wie seine Seele Hlle
für Hlle abwirft und alle Geheimnisse preis-
gibt.

„Du kannst Wahrheit ertragen, ich will zu
dir sprechen. — Dein erster Wunsch wurde dir ge-
geben, damit du den jenseit besser verstehen
könntest. Der wird mit einem Traum in der
Seele geboren werden. Den Weg dessen, der
die Nicht-Gewalt lebet, wird er weiter
gehen. Den braunen und den weißen Beswern
wird er Friedensgesellschaft bringen. Bruder! Be-
schwöre ihn nicht mit deinem Grogel! Keine
Welt wird nicht die deine sein! — Willst du



Springheim spielt mit seinem Knegelein
Zeichnung von Erich Hauswirth Das

ein Wander? Einen Beweis für deinen Verdacht? Ihr aus dem Westen seid so stolz auf eure Telegraphen, aber Gedanken durch die Luft senden, das können wir auch, ohne eure Maschinen!"

Schweigend und unbeweglich saß der Doghi einige Minuten. Dann sagte er:

„Meine Botschaft habe ich ausgesandt. Oben spielt dein kleiner Sohn mit Masi, seinem Reh. Und dein jüngerer Sohn hat zu leben begonnen. — Ich habe dir noch etwas zu sagen: schick deinen kleinen Jochung nicht weg von dir, auch wenn es die Ärzte dringend raten. Er wird nicht mehr lange bei dir bleiben. Näge jede Minute, aber halte ihn nicht zurück! Du machst ihm das Scheiden nur schwer. Lasse ihn freiwillig von dir gehen, dann wirst du ihn nie verlieren. Was man freigibt, behält man.“

Aufsteigend und Schmerz im Herzen über die Botschaft zersch. Er ließ einen schönen Buntkassig anfertigen und war drei Tage später wieder bei dem Doghi. Am Wege dahin traf er den Postboten, der ihm einen Brief seiner Frau brachte. Sie schrieb, daß Jochung wieder im Fieber mit unwillkürlichen Gestalten spiele, vor allem mit einem Reh, das er Masi nenne. Und daß sie ihm etwas zu sagen habe, aber erst bis er wieder bei ihr sei, ganz nahe . . .

Weinend und klagend suchte Springheim

nach seiner Spiegelgebirg, seiner Masi. Er ergriff die Hand seines Meisters und schien mit Augen und Ohren zu sagen: „Du hast so gehen lassen, gib du sie mir wieder zurück!“

Dann verschwand er im Walde.

Doghi Amande fiel in tiefe Verunsicherung. Drei Tage und drei Nächte saß er unbeweglich, unbewußt seiner Umgebung, nach innen sinnend und schmerz. Am Abend des dritten Tages, als er erwachte, war Springheim zurückgekehrt. Friede leuchtete vom Antlitz des Doghi, strahlte um ihn wie eine rothe Welle; Friede senkte sich auch in die Seele Springheims. Nie mehr spielte er, verließ kaum noch den Hofkreis der Hütte. Er lernte den Gebrauch aller Gegenstände, holte für den Meister Speise und Trank und saß stundenlang still neben ihm, wenn er meditierte. Die Kräfte des Doghi schwanden dahin, er benötigte immer weniger Schlaf und Nahrung. Langsam bewegte sich die Umwandlung vor — auch für Springheim. Wäre er Afse unter Affen geblieben, hätte er noch lange leben können. Nun aber folgte er, dessen Hohen Leib, Wissen und Friede angenommen hatten, seinem Meister nach. Traum und Schwachheit ließen die Welt um ihn vergehen, eine Herde großer Samanas kam heran. Alle, alle winkten ihm und riefen: Springheim — spring heim!



Eine gute Freundschaft zu Berlin

Zeichnung von Frieda Hauswirth Das aus Leipzig und Göttingen

SKIZZENBUCH

„Frau wird Fuchs“

Von Gerd Schöpfung nach David Barrett

Sie und Frau Lechid, ein junges, hübsches, sauberst glänzend gepflegtes Paar, gehen Hand in Hand im Wald (späterer). Sie hören in der Ferne das Heulen einer Fuchsjagd und eilen näher. Mäxchen wirft die Frau über seine Schulter aus der das Mannes und sieht einem Schrei aus. Er wendet sich erschrocken um, Frau Lechid ist verschwunden, hinter ihm steht eine kleine Füchsin und sieht ihn starr an. Er steht mit dem Kops seiner Frau an. Er wartet, bis er handelt, dann beugt er sie hin, erschließt seine Hände, schlägt ihre Dienstboten und lebt ganz der Verwunderung. Jetzt geht diese nach deutsche Spuren ihres früheren Zustandes, ist sehr hübsch, macht Schritte und erinnert sich sogar an die Karten (viel). Aber noch und noch fällt das Menschliche von ihr ab, und sie wird eine richtige, wilde, abgemessene Füchsin. Sie hält in der Verwunderung nicht mehr gutten will. Bei einem Nachschuß erschrickt, läuft sie hin, sie sagt er für ein Hundstier Hand und Mund dem Körper laufen lassen muß. Sie kommt nicht wieder. Lechid verwandelt, wird von seiner Nachbarn für verrückt gehalten und steht immer nur an die Gefahr, die seinen Fuchsfüchsin von Menschen und Hundes zieht. Ein halbes Jahr später stehen er im Wald einem bewachsenen Füchsen auf, einige Füchsinen kommen heraus, dann auch die Mutterfüchsin. Er steht sie in die Augen — sie ist's. Lechid wird nach und nach in die Fuchsin aufgeworfen und verliert glückliche Tage mit seinen vierbeinigen Tantenbrüdern. Es wird Endlich, da hat der Fuchsjagd beginnt, und diese Tage flüchten sich die Füchsin nicht vor den Händen in den Worten Lechids. Er will sie retten, aber die wilde Natur genügt sie in seinen Armen und verwandelt ihn (ihnen). Man weiß sich an seinen Wunden (wunden), aber er steht sich, wird wieder ganz normal und lebt heute noch. „Was wird Fuchs“ ist für ihn der heilige Leber geschrieben, viel Wahrheit über Mensch und Tier ist hinter der Fuchsjagd des Menschen verborgen.

Denn, die ich in die erste Geschichte eingeleitet haben, wird die zweite eine weitere einführen. Ein Fuchsenpaar hat sich geliebt und sieht (sich)

„Ein Mann im Zoo“

Eine Hand im Zoo aus. Er sagt: „Weg immer die Rücksicht auf andere Menschen! Du bist nicht, werde die kleine.“ Sie sagt: „Es geht nicht, du bist nicht, du bist nicht, mein Mann und die Leuten wollen's nicht. Es ist unmöglich.“ Er wird ruhiger, und sie ruft müde: „Du gehörst auch in den Käfig, zwischen den Schimpansen und den Orang-Utans.“ „Schmeiß!“ sagt der Vogelweiser und übersteigt die Verwunderung des Zoo, daß es ihre selbstbeständige Fische ist, ihre Erwartung eines „Homo sapiens“ einzuräumen. Er wird sehr sehr unangenehm, und sie steht voll Zorn und Zorn vor seinem Käfig. Als Schmeiß hat er einen Verdacht, je daß die großen Affen vor ihm keine plagen. Er bringt sich im Gedanken seiner Mangelangabe ein, aber einmal ist er unzufrieden, sein Nachbarn streicht ihn an den Haaren und richtet ihn über zu. Hier beginnt, Schmeiß, sehr viele Schritte, dann langsame Bewegung. Der letztendlichste Schritt des Zoo ist mit ihrem Vater verbunden, er legt die Hände der Fuchsinen ineinander und beugt sich einem „Homo sapiens“ kniender Fuchsinen. Hier! Man weiß den Fuchsin nur ihren Willen an, dann geht immer alles wunderbar gut aus.

Sarah Harris

Prophezeiungen der Alten

Wie die Menschen des Altertums hatte das Leben immerhin noch einen bestimmten Sinn, als sie an die Möglichkeiten glaubten, daß die Zukunft vorhergesagt werden könne. Was heute von dieser damals weitläufigen Vorstellung kaum noch übriggeblieben ist, ist fast nichts als ein fester Über Glaube, daß es unmöglich ist, die Zukunft vorherzusagen. Aber selbst noch ein Wort kann sagen: „Der in jedem Tag seinen Anfang, nach einer unendlichen Zukunft sich aufhebende Mensch geht täglich nach Schicksal hin, um irgendeine weitläufige Bedeutung aufzuheben.“ Damit ist das Schicksal gegeben, an sich ein wenig unter den Prophezeiungen der Alten zu stehen.“ Die alten Propheten waren die ge-

*) Lady Jane Fox und A. Man in the Zoo, zwei Geschichten von David Barrett, die von ihm zusammengefaßt wurden, erschienen im Verlag Schöpfung London, Leipzig.

Deutscher Verlag, 1931, 8

*) Oswald Schöpfung, „Prophezeiungen der Alten“, erschienen im Deutscher Verlag, zwei Geschichten David Barrett.

rechten Mundwinkel der Beilegung. Ihr Ansehen war schon im Altertum sehr angestimmt. Wohl erst die einen in dem Götzen göttlicher Eingebung sehen, gab es auch schon heidnisch Epikure als Heiligtums und Askas; so sogar Herakles, der bekämpft, Pothia, die heilige Priesterin des Apollon in Delphi sei einige Male bekehrt worden. In Delphi bestand sich das älteste geschichtliche Orakel des Jenseits, das schon Hesiodos und Ovidius bei Homer anrufen: „Die Priester hyn. Priesterinnen trafen aus einer Quelle, welche die Eigenschaft hatte, hervorzutreiben beim Einatmen zu hören, die beim Einatmen sich sofort wieder entzündeten, alle Kothlenkugeln aufzuheben. Über der Quelle stand eine gewaltige Eiche, die durch die Kothlenen gegabegibtete Orakel verkündigte, d. h. die entzündeten Kothlenen zeigten das Kommen des Besessenen, welches und fernwärtigen die Antwort.“ Welches anfangs immer das Orakel des Jenseits war in der Nähe Elaph, und am Delphos des Jenseits das berühmte Orakel des Gottes Jenseits.

In Delphi wurden die Befragten auch dem Jenseits gegeben und nachher den Fragen auf Buchstabenähnlichen Zeichen, das mit vorher befragt war.

„Die Zeichen des Jenseits in den Fels der Pothia waren nach wie vor, so erfolgte durch den Mund. Deshalb mußte Pothia vorher befragt werden, die dem Jenseits (heute) steht, um die Eingangsstelle für den Jenseits zu zeigen. Die Bedeutung des Jenseits steht aus Elaph, bei dem eine Prophezie lag.“

„Wahrheit spreche mein Mund, so ganz ich den heiligen Zeichen.“

„Schonst es oft und noch immer erhalte den Fels.“

Die Doppelbedeutung und Doppelheit der Orakel ist auch heute (heute) nicht. Hierfür ein paar Beispiele:

„Kreuzes sagte an, ob er oder die Pothia sich selbst. Der Felsheit lautet:

„Wenn Kreizes den Fels (Jenseits) übersteht, wird es ein großes Reich sein.“

Kreizes glaubte natürlich, damit sei das Jenseits reich gemeint. Aber er gestand durch diesen Satz, so sein eigenes.

Als die Spartaner im Beginn des 3. Jahrhunderts das Delphische Orakel befragten, erhielten sie zur Antwort:

„Lach, die Spartaner der nächsten Stadt Zehn-Zehn.“

Wird entweder die Stadt, die befragt wurde, fallen durch das persönliche Volk; was nicht, so werden Falschheiten.

„Eine kleine Zeit, antworten von Delphi's Statten.“

Das Orakel ging in Erfüllung: Die Spartaner fiel bei der Thermopylen.

„Kreuzes ist die Orakel konstant. Was das Kreuzes ist, ist es aus der Vergangenheit herüber.“

W. Kreutz

Franziska von Hohenheim und die Bücher

Franziska von Hohenheim, die Tochter des verstorbenen Reichsgrafen von Hohenheim in Baden, wohnhaft bei Mannheim, die jung den ersten Reichsgrafen von Hohenheim heiratete und später die Tochter und später die Braut des Reichsgrafen Karl von Hohenheim wurde, gab zu ihrer Zeit zwar für eine gebildete Frau, aber sie hatte nur einen sehr geringen Unterricht auf dem Lande gewesen und hatte jedenfalls nicht den geringsten Teil von dem gelernt, was heute noch eine gebildete Tochter in der Schule lernen muß. Sie hatte aber außer der Hilfe des Jenseits ein natürliches Talent, das ihr ermöglichte, sich auch in der schwierigsten Wissenschaft zu bewegen, aber sich eine Weile zu geben.

Die Frauen in ihrem Jenseits hatte sie durch Bücher zu erlangen, und so konnte sie sich auch mit Gelehrten über die schwierigsten Fragen unterhalten und sogar mit Gelehrten wie Prof. Hermann über einen Briefwechsel führen. Wie oft schreibt sie in ihrem Tagebuch: „Der Herrgott ist mir, und ich bin.“ Die Nachforschung hat sie schließlich nicht gemacht, aber damit war es ja im 18. Jahrhundert allgemein üblich. Auf die Kunst des Schreibens wurde damals in der Erziehung des weiblichen Geschlechts viel Wert gelegt, weil dieses wenig oder nichts zu schreiben hatte. Man darf also die geistigen Fähigkeiten Franziskas nicht nach der heutigen Maßstäbe beurteilen, die sie in ihrem Tagebuch anzeigt, das natürlich nicht für die Öffentlichkeit bestimmt war, obwohl es in unserer Zeit gedruckt werden ist. Daß sie ein gutes Schreibende hatte und sich gut behalt, was sie in Büchern gelesen oder in Predigten gehört hatte, beweisen die Bemerkungen am Ende oder Anfang eines Jahres, die aus dem Munde der wichtigsten Männer des Jenseits herausfallen.

Herrgott Karl hatte zwar für den geistigen Schicksal eine Schicksal und Schicksal nicht übrig, aber er schickte Bücher sehr wohl. Er hat ja die öffentliche Bibliothek in Stuttgart eingerichtet, und im Schloss Hohenheim hat er eine reichhaltige Bibliothek für seinen Privatgebrauch. Auch Franziska hatte in ihrer „Küchlein“, die in Wirklichkeit ein eleganter Salon war, im Englischen Garten in Hohenheim eine kleine kleine Bibliothek, und sie sagte ja gern den verschiedenen Besuchern, die kamen, was sie in der Bibliothek gefunden hatte.

„Ich finde mich am glücklichsten in Umgang mit der Natur und meinen Büchern.“

Als der Markgraf sich in Herr „Hörs“ wandte, sagte er ihm: „Was haben Ihre Bücher von mir? Haben Sie Bücher? Diese Bücher sind der Schatz meiner Hörs, denn es sind die Werke und Entdeckungen unserer großen deutschen Dichter.“

Der Markgraf antwortete natürlich, er war reich an Büchern und sagte: „In der Tat, ein reichlicher Schatz, der all das Schöne und Herrliche, das ich hier gesehen.“

Z. R.



Bühnenbild der Inszenierung von Hermann Burte „Prometheus“ am Staatstheater in Dresden. Hier: Prometheus als Herr des Hells gefesselter Prometheus. (Kost. Georg Kiehn.) Foto. Berger, Dresden

HERMANN BURTE / PROMETHEUS / Uraufführung im Staatstheater in Dresden

Wenn der Dichter des unendlich reichen, großen (seiner (gewaltig) Jahre nach seiner Erschaffung) wider ganz zeitgenössischen Wissens „Hörselien, der ewige Deutsche“, den Prometheus-Gestalt anlehnt, so sieht es ihn gewiß nicht in die antike Welt (und Fern und Distanz, Sprache und Dasein sind ganz anders), sondern er sieht in Prometheus, wie in Hörselien, den ewigen Deutschen, den demselben Menschen, den Mann der Zeit. Die geistige Auseinandersetzung vollzieht sich für Prometheus, den „unerbittlichen Zeugen des ersten Schicksals in künftiger Schuld“, und Epimetheus, den „unerbittlichen jenseitigen Richter als Opfer und Heber des Welten Falsch“, in dem Sinne, daß „Herr ich, was weiß, was nicht“, das will sagen: wer aus der Zukunft wissen erlaubt, daß die Zeit allein richtig ist. „Lieber leben nicht“, und „die Wonne haben den, der weiß ist“. Epimetheus führt die Pandora herein, die Götter und Mord bringt. Prometheus hält den Menschen nötig durch Überlieferung des Feuers, er räumt „sein Recht“. Der Dichter und der Zeiter, der Herrin und der Wonne haben sich gegenüber, und die Wonne — erkennen das Opfer des Epimetheus nicht an! Der Ewige Prometheus fragt (sagt), Welches Athos zu haben, die Kraft (strebt ganz Welt; auch wenn es Qual und Leid bringt, wie jedem dingegeben Schicksal. Aber dieses Prometheus geht „Menschlichkeit“ über den Weltentwurf des Epimetheus. Ein solcher Lärm ist Falschheit und trägt um Befreiung und Erhöhung

der künftigen Menschheit — er muß also selbst befreit werden; die „Hellsche Kraft“ des Prometheus vollzieht das eben Mitleid. „Ich verste, was, ich bin und werde sein!“ Diese Schicksalsszene des Prometheus deutet den tiefen Sinn: die Zeit entscheidet in der Welt, sie nur bringt den Menschen weiter und weiter.

Wenn das Staatstheater in Dresden (unter Regie von Georg Kiehn mit Fritz Werker als Prometheus und Paul Hoffmann als Epimetheus) diese gar nicht leichte, sprachlich-deutsche Darstellung auf die Bühne bringt, so bemüht es damit den Zuschauer an das neue Theater.

Hans Knudsen.

Schweizerischer Theaterbund

In Zusammenarbeit mit dem Theaterkongress in Zürich ist der „Schweizerische Theaterbund“ (als Erbkern Schweiz des Welttheaterbundes) gegründet worden, der den Zusammenschluß aller am Theater und Film interessierten Kreise zur Werbung und Förderung der literarischen Bühnenkunst erstrebt. Am Gründertag wurde der Verzicht der Gesellschaft Schweizerischer Dramatiker, Dr. Werner Johannez Huggenlocher, gemacht. Dem Verband gehören zunächst Persönlichkeiten des größten und höchsten Bühnen Lebens an, u. a. Jeanne R. Schindler-Weg und Musikdirektor Karl Vogler, Zürich.

1999, 2000, 2001, 2002, 2003, 2004, 2005, 2006, 2007, 2008, 2009, 2010, 2011, 2012, 2013, 2014, 2015, 2016, 2017, 2018, 2019, 2020, 2021, 2022, 2023, 2024, 2025, 2026, 2027, 2028, 2029, 2030, 2031, 2032, 2033, 2034, 2035, 2036, 2037, 2038, 2039, 2040, 2041, 2042, 2043, 2044, 2045, 2046, 2047, 2048, 2049, 2050, 2051, 2052, 2053, 2054, 2055, 2056, 2057, 2058, 2059, 2060, 2061, 2062, 2063, 2064, 2065, 2066, 2067, 2068, 2069, 2070, 2071, 2072, 2073, 2074, 2075, 2076, 2077, 2078, 2079, 2080, 2081, 2082, 2083, 2084, 2085, 2086, 2087, 2088, 2089, 2090, 2091, 2092, 2093, 2094, 2095, 2096, 2097, 2098, 2099, 2100, 2101, 2102, 2103, 2104, 2105, 2106, 2107, 2108, 2109, 2110, 2111, 2112, 2113, 2114, 2115, 2116, 2117, 2118, 2119, 2120, 2121, 2122, 2123, 2124, 2125, 2126, 2127, 2128, 2129, 2130, 2131, 2132, 2133, 2134, 2135, 2136, 2137, 2138, 2139, 2140, 2141, 2142, 2143, 2144, 2145, 2146, 2147, 2148, 2149, 2150, 2151, 2152, 2153, 2154, 2155, 2156, 2157, 2158, 2159, 2160, 2161, 2162, 2163, 2164, 2165, 2166, 2167, 2168, 2169, 2170, 2171, 2172, 2173, 2174, 2175, 2176, 2177, 2178, 2179, 2180, 2181, 2182, 2183, 2184, 2185, 2186, 2187, 2188, 2189, 2190, 2191, 2192, 2193, 2194, 2195, 2196, 2197, 2198, 2199, 2200, 2201, 2202, 2203, 2204, 2205, 2206, 2207, 2208, 2209, 2210, 2211, 2212, 2213, 2214, 2215, 2216, 2217, 2218, 2219, 2220, 2221, 2222, 2223, 2224, 2225, 2226, 2227, 2228, 2229, 2230, 2231, 2232, 2233, 2234, 2235, 2236, 2237, 2238, 2239, 2240, 2241, 2242, 2243, 2244, 2245, 2246, 2247, 2248, 2249, 2250, 2251, 2252, 2253, 2254, 2255, 2256, 2257, 2258, 2259, 2260, 2261, 2262, 2263, 2264, 2265, 2266, 2267, 2268, 2269, 2270, 2271, 2272, 2273, 2274, 2275, 2276, 2277, 2278, 2279, 2280, 2281, 2282, 2283, 2284, 2285, 2286, 2287, 2288, 2289, 2290, 2291, 2292, 2293, 2294, 2295, 2296, 2297, 2298, 2299, 2300, 2301, 2302, 2303, 2304, 2305, 2306, 2307, 2308, 2309, 2310, 2311, 2312, 2313, 2314, 2315, 2316, 2317, 2318, 2319, 2320, 2321, 2322, 2323, 2324, 2325, 2326, 2327, 2328, 2329, 2330, 2331, 2332, 2333, 2334, 2335, 2336, 2337, 2338, 2339, 2340, 2341, 2342, 2343, 2344, 2345, 2346, 2347, 2348, 2349, 2350, 2351, 2352, 2353, 2354, 2355, 2356, 2357, 2358, 2359, 2360, 2361, 2362, 2363, 2364, 2365, 2366, 2367, 2368, 2369, 2370, 2371, 2372, 2373, 2374, 2375, 2376, 2377, 2378, 2379, 2380, 2381, 2382, 2383, 2384, 2385, 2386, 2387, 2388, 2389, 2390, 2391, 2392, 2393, 2394, 2395, 2396, 2397, 2398, 2399, 2400, 2401, 2402, 2403, 2404, 2405, 2406, 2407, 2408, 2409, 2410, 2411, 2412, 2413, 2414, 2415, 2416, 2417, 2418, 2419, 2420, 2421, 2422, 2423, 2424, 2425, 2426, 2427, 2428, 2429, 2430, 2431, 2432, 2433, 2434, 2435, 2436, 2437, 2438, 2439, 2440, 2441, 2442, 2443, 2444, 2445, 2446, 2447, 2448, 2449, 2450, 2451, 2452, 2453, 2454, 2455, 2456, 2457, 2458, 2459, 2460, 2461, 2462, 2463, 2464, 2465, 2466, 2467, 2468, 2469, 2470, 2471, 2472, 2473, 2474, 2475, 2476, 2477, 2478, 2479, 2480, 2481, 2482, 2483, 2484, 2485, 2486, 2487, 2488, 2489, 2490, 2491, 2492, 2493, 2494, 2495, 2496, 2497, 2498, 2499, 2500, 2501, 2502, 2503, 2504, 2505, 2506, 2507, 2508, 2509, 2510, 2511, 2512, 2513, 2514, 2515, 2516, 2517, 2518, 2519, 2520, 2521, 2522, 2523, 2524, 2525, 2526, 2527, 2528, 2529, 2530, 2531, 2532, 2533, 2534, 2535, 2536, 2537, 2538, 2539, 2540, 2541, 2542, 2543, 2544, 2545, 2546, 2547, 2548, 2549, 2550, 2551, 2552, 2553, 2554, 2555, 2556, 2557, 2558, 2559, 2560, 2561, 2562, 2563, 2564, 2565, 2566, 2567, 2568, 2569, 2570, 2571, 2572, 2573, 2574, 2575, 2576, 2577, 2578, 2579, 2580, 2581, 2582, 2583, 2584, 2585, 2586, 2587, 2588, 2589, 2590, 2591, 2592, 2593, 2594, 2595, 2596, 2597, 2598, 2599, 2600, 2601, 2602, 2603, 2604, 2605, 2606, 2607, 2608, 2609, 2610, 2611, 2612, 2613, 2614, 2615, 2616, 2617, 2618, 2619, 2620, 2621, 2622, 2623, 2624, 2625, 2626, 2627, 2628, 2629, 2630, 2631, 2632, 2633, 2634, 2635, 2636, 2637, 2638, 2639, 2640, 2641, 2642, 2643, 2644, 2645, 2646, 2647, 2648, 2649, 2650, 2651, 2652, 2653, 2654, 2655, 2656, 2657, 2658, 2659, 2660, 2661, 2662, 2663, 2664, 2665, 2666, 2667, 2668, 2669, 2670, 2671, 2672, 2673, 2674, 2675, 2676, 2677, 2678, 2679, 2680, 26

Leo Weismantel

Aus dem Leben und Sterben eines Volkes

Von Frank Matthies

Eines der eigenartigsten und stärksten dichterischen Talente ist der im Rhodener Oberstau am 10. Juni 1888 geborene Leo Weismantel. Nach einer kurzen Jugend, die er größtenteils hängelnden Weibern verbrachte, nahm nichts über ihn, als sich „am Leiden Christi zu beteiligen, dessen Bild er in ihre Linien hineinsteckte“, studierte er in Würzburg, wurde Volkshilfswort und Redakteur. Jetzt lebt er in Marktheiden am Main.

Neben seinem dichterischen Schaffen gilt Weismantels Wirksamkeit in besonderem Maße dem Volkshilfswort und dem Laienspiel. Sein Ziel ist, die ewigen Kräfte des Volkstums schöpferisch zu erfassen und in den Dienst der Gemeinschaft zu stellen. Schon der erste Roman „Marie Wieden“ erregte durch die ungewöhnliche Landschaftsbildung und Stimmungsbildung wie durch die merkwürdige Art, Menschen in ein Zwischenglied von unheimlicher Dämonie zu stellen, Aufsehen. Die ganze Epikure der Rhön mit ihrem fremden Glauben und unheimlichen Aberglauben, mit ihren Geister, Hexen und Teufelsbesessen wurde lebendig. Wer alles hier in milde Würde, so wurde im großen Roman „Das unheimliche Haus“ das Ver-

hältnis von Mensch, Natur, Gesetz und Sittlichkeit harmonisiert. Das Gesetz als Schutz der Gemeinschaft ist dichterisches Thema. Mit dem Gesetz muß gekämpft werden, aber der es bezieht, wird selbst gekämpft. Das erfahrene Franz Hill wie sein Sohn Jürg, der als Priester das alttestamentliche Gesetz richtenden Volkswillens

durch denützte Nachwelt erregt. Prachtvoll sind auch Weismantels kleine Erzählungen, „Fürstlicher Hermanns Zug in die Rhön“, wo ein eifriger Krieger den Folgen Kirchenstilles lehrt, daß Reichen der Erde mehr wert ist als der des Leibes, die Geschichte vom „Nächtlichen Feind“, die er später in „Das alte Dorf“ hineinverwebt hat, „Die Klänge von Nilsenhausen“ und „Der Richter von Leib“. Er hat sich auch mehrfach als Dramatiker versucht, ist aber nur mit der „Kommunion“ in weitere Kreise gekommen. Weismantel ist ein Epiker großen Formats, phantastisch, sprachgewaltig und von unverwundlicher Kraft in der Schilderung des



Leo Weismantel

Prof. Max Ernst, Dresden

Volkes seiner Rhönheimat, von dessen Bedängen und Sitten an Kirchweih, Fastnacht, Hochzeiten, Wallfahrten und den verschiedenen Festen des Jahres. In der Romantrilogie „Aus dem Leben und Sterben eines Volkes“,

deren erster Band „Das alte Dorf“ (Jah 1908) erschien, machte Weismantel den kühnen Versuch, eine neue gemeinschaftsbildende Form des Romans zu schaffen und in der Geschichte eines Dorfes das Schicksal des deutschen Volkes zu schreiben: Wie in die bürgerliche Kultur die junge Industrie einbringt, sie zerstört, zerstört, wie der Handel andere Formen annimmt und

die Erschütterung Deutschlands durch Krieg und Inflation nicht nur materielle Werte, sondern in höherem Maße geistige und kulturelle Werte zerstört. Weismantel schreibt, wie er selber sagt, nicht aus Liebe zum Werk, sondern aus Liebe und Hingabe zum Werk. Deshalb schätzte er auch volkshilfsmäßige Arbeit höher als schriftliche.

Das alte Dorf

Der Weg in das Dorf, dessen Geschichte hier erzählt wird, führt über den Hügellamm zwischen Quelle und Eins in die Rhön, über die Hochstraße, auf der einst Kaufleute mit Planwagen voller Waren von Würzburg nach Fulda fuhren. Etwa vier Wegstunden nordwärts des Maintals lag von der Hochstraße eine Tagereise gen Westen hinaus ins Tal der Eins, wo in einem Tallesd auf halber Höhe eine alte Kirche wie eine verfallene mittelalterliche Feste lag. Darunter bestien am Hang armseelige elende Hütten, als wären sie einst neben der Kirche gestanden und im Lauf der Zeit dem Berg hinabgerutscht, bald einzeln, bald eng aneinandergekaukelt. Das war Sparbert. Das Leben war hart und das Brot schmal. Jung und Alt saß am Wechsell und wech selnward, das die Sparbeter im Maintal drinnen und im Frankenland verkauften und dafür länglichen Erbsen einbrachten. Das Jahr fleg über das Tal von Sparbert wie ein Geier. Herbst und Frühling rufften hin, von die Schwandacht mit Kirchhefereien gezeichnet hatte. Das Wasser helten die Sparbeter drinnen im Tal. Wo die Quelle aus dem Boden sprudelte, standen dicke Holzschnitzhaken, aus denen oft Balkenstücke nach Langenbrücken griffen.

Ein dreifaches Jahr ging über das alte Dorf hin. Das kirchliche begann mit dem ersten Adventssonntag, mit seiner Feste kroffen wir Sterne in der Nacht über den Lamm von Sparbert. Das weltliche hatte den große Feiertage, die waren

— an Kinne und an Fesnacht
und wenn der Vater die Eins schlacht't“.

Das dritte aber war das schlimmste. Es hing über Sparbert wie ein Geier in der Luft, der den Lamm des Her; abtricht: Das Wechsell. Das Kirchenjahr galt den Katholischen. In et

lichen Hütten aber, die einst den Herrn von Rhingen gehöret hatten, saßen Evangelische. Sie waren ein paradiesgepogener Schlag, abfängig, still und in sich versunken. Ihre Frauen trugen an allen Festtagen dunkelblaue Gewänder, während die katholischen in bunter Tracht gingen. Daneben gab es noch einige Juden, die Handel trieben und als Handwerker das Sparbeter Lamm in die Ferne brachten, die auch Holz aushielten und manchen Geigen in Be drängnis brachten. Das öffentliche Leben des Dorfes waren die katholischen Bauern, Weber und Weimengen. „Ihren fraß wie allen andern die Not Fleisch und Geben. Aber sie waren dabei nicht krumm wie die Evangelischen und Juden, sie schrien laut ihre Pein. Sie sagten aus, sie brachten unter sich, die Welt zu ertragen, Rebellen und brandeten Helten, die auslagen, die Drachen der Not zu erschlagen.“ So war das Dorf.

Und so wurden und wuchsen die Geschlechter in Sparbert.

Da war ein abseitiges Werk. Die Leute nannten sie die Middel und hielten sie für eine Lüge. Sie wussten um alle Geheimnisse von Sparbert. Die Kinder stürzten sie und ver schlossen sich, wenn sie die Wasse berakhten. Sie besaß nichts als eine Waß und eine schwarze Kage. Davon konnte sie nicht leben. Wenn ein Unglück geschah, ein Schrein verbrannte, eine Kuh keine Milch gab, die Säule des Müllers am Mergen von Schamm troffen, als seien sie die ganze Nacht geritten wecken, so war die Middel schnell daran. Man kaufte sich von ihrer Mithung mit Milch, Fleisch, Brot und Lin sen frei. Die Mue der Middel war als Lüge bekannt wecken. Weß hant die Mue ihr Kind vor dem Hengauer gehöret; aber eines Tages war das Kälble aus der Middel herausgebracht. Schuld daran trug der alte Käß.

Der alte Röß, das war schier nicht mehr ein Name, das war ein Munt! Der Doerffste. Und es war ein Schicksal. Janner einer der Rößhuben wuchs hinein. Die Rößhuben waren überhaupt etwas Besonderes. Sie konnten am unstilligsten schlingen, am beständigsten fluchen, die schauerlichsten Besessenheitsgeschichten erzählen; sie konnten aber auch heilsame Kräuter und Geheimnisse der Natur,



Derfflen in der Höhe. Das Sparchrot ist Meismantels Nennname

von denen die andern Sparchroter nichts wussten. So hieß der „alte Röß“ einst die Mädel, die das schönste und bravste Mäddchen im Dorf war, behauptet, daß sie an ihrem Hochzeitsabend ein klägliches Glasstübli für einen Eer hielt und die Röde schlingte, um durchzuwachen. Und als er einstmals mit andern in der Eriantafel saß und in das Gingen und Erzählen gishende Leute wie vom Meßten einer Ruh Rangen, sagte er: „Das ist die Mädel. Ich will's ihr verrichten“, nahm einen Haselrutenstock und schlug mit beschwörenden Worten auf ein Linnen ein, das er über einen Stuhl geworfen hatte, so lange, bis die Mädel jammend die Stuhl herauf in die Stube stürzte und um „Jesu, Maria und Jesu willen“ am Schenken bat. Da wußten alle, daß die Arme eine Hege wider eigenes Willen war.

Eines Tages ereilte auch den alten Röß sein Schicksal. Jganner kamen nach Sparchrot und gaben über Ränge zum besten. Ein junges Mäddchen, das, in buntem Zeug gekleidet, auf dem Eel tanzte und abstiege, hatte es Röß angetan. Er schloß sie gesund und möchte sie zu seinem Weib. Die Hochzeit wurde ein großes Doerfffest, an dem alles teilnahm. Aber das anstößige Blut trieb die Jgannerin trotz Rändern in die Welt, immer wider. Es half nichts, nicht Verweise, nicht Schläge. Und eines Tages kam sie nicht wider. Da fuhr der alte Röß selber in die Welt, sein Weib zu suchen. Unkraut! Er schreie verflucht heim. Und dann jagte sie die Frau aus dem Wasser. Seit diesem Tag war

der alte Röß einsam. Die Leute suchten ihn nur auf, wenn sie in Krankheit seine Risse brauchen. Als er dann in einer Heiltsnacht im Wald ein Geficht hatte und seine Haare vor Schreck schiefwuchs wurden, ging er wie ein Spaltgefall durchs Dorf.

Auf der Reienburg hausten Hannes Jganner und Heiltsen. Tag für Tag, vom Morgen bis zur Nacht saß er am Weistuhl, spann sein Weib flache. Die Stube füllte sich mit Rändern, die herumstapften. Je älter sie wurden, desto seltsamer wurde der Vater. Und eines Tages überfiel ihn wie eine Schädung Gottes das zweite Geficht, und er sah ein eisernes Gefährt mit eisernen Rängen, wie eine Schlange, die von einer pauerhaftesten Kraft auf einem eisernen Weg getrieben wurde. Sein ältestes Kind war der Mädel, ein laßiger Vogel, den die Mutter mit Geficht in die Welt schickte. Deswegen ließ er der Jganner nicht. Sein erstes Sohn kam eines zu früh zur Welt. Sündenlindem aber gab der Vater der jeltzamen Namen. So hieß das Jgannerkindel Alteser Longinus, sein Jüngster Augustus. Er wurde der Mädel ein neues Gefichtchen. Longinus aber erlangte Verühmtheit durch eine abenteuerliche Wallfahrt nach Köln zu den heiligen drei Königen, von der er trauf heimkehrte und selber gelähmt blieb. Nur über die Hände befiel er Gewalt. Sie formten seine innerlichen Gefichte zu Bildwerken aus Holz, die der Vater verkaufte.

Es war das Dorf Sparchert voll solcher Menschen und voll unerschütterlicher Geduld und Gedächtnis. Aber die schlaueste, bankeste und schlaueste war die des Pfarrherrn Tertullian Wolf, von dem die Leute sagten, er sei der wiedergekommene Evangelist mit dem Engel, der jeden Augenblick die Schwingen bewegen kann, daß die Kirche erzittere und die Wände zerbräue, wie sie den alten Kaff für den Evangelisten mit dem Eier kochen. Wenn Stunden von Sparchert entfernt lag das Dorf Schnalbrunn, wo Tertullian's Vater als Gluckshaar ein schmerzliches Leben führte und doch auf einer Wallfahrt eine Frau fand. Ihr Kind, so geliebt sie, sollte ein Pfarrer werden und für die Sünden von Vater und Mutter Buße tun. Tertullian aber hatte mehr Talent für die Beize als fürs Messelstein, und seine Seele war voller Muß. Doch ging er willig in die Lateinschule nach Lehe, wo er bei zwei einjähren Schwestern wohnte und als armes Stundmeißen an vielen kostlichen Feinen Jungen sitzen durfte. Er wußte nicht, was er heißt, Pfarrer werden. Aber er begann es zu ahnen, als eines Tages ein Waghund vor ihm auf den Boden spratzte und sagte: „Da aus der Spende einen Menschen machen“, das heißt Pfarrer sein. Und als er dann auf einer Wallfahrt nach Würzburgs Heiligen die „Grünz“ aus der Mafsenegasse in Würzburg kennen lernte, und

das ausgelassene Mädchen den Schenken küßte, gerieten Tertullian's Pläne ins Wanken. Mit Schrecken ahnte die Eltern die Wandlung. Wie Schwestern fühlte Tertullian das Neue. Aber unendliche Seligkeit beglückte ihn kurze Zeit beim Widersprechen mit dem geliebten Mädchen. Franziska war keine der Mädchen, die den Schatz um jeden Preis besitzen wollten. Sie sah Tertullian's Bemühen, der sein Schicksal kreiden wollte, und sammelte Erbsamen mit dem Segen des Hiesigen in ihr Herz — ihre Liebe wurde Hart und rein. Sie wies dem Geliebten den Weg, den er gehen mußte und suchte selber Trost als Helferin der Kranken. Tertullian wurde nach schweren Kämpfen Priester und Pfarrer in Sparchert. Die Sparcher aber sahen in ihm einen heiligen Mann, der mit großen Weisheit im Wandel sei. Und als er eines Nachts, als die Hitze die Erde kochen machte, im Gebet lag, sprangen seine Augen auf und er sah Jakobsfüße, sah ein Haus in Flammen aufgehen, sah, wie die Flamme auf das Nachbarhaus übersprang, die Gasse hinaufstürzte, über dem Dorf zusammenfiel und Menschen und Tiere scheind und brüllend Rettung suchten, sah auch sich selbst, wie er brannte vor der Kirche zwischen den Gräbern stand und das Sakrament über das brennende Dorf hielt. Da wußte Tertullian: Es wird Sparchert einmal untergehen.

Das Sterben in den Gassen

Was das geschehen werde, wußte niemand. Die Alten im Dorf glaubten, wenn alle vier Evangelisten einmal in Sparchert wohnen, sei auch der fünfte nahe, der Antichrist. Dann stünde der Untergang aller Dinge vor der Tür. Es gab aber auch andere, die meinten, nicht die Welt des Herrgottes, sondern die der gewöhnlichen Petenaten müsse ein Ende haben. Der Hofmeister war ihr Wortführer und im Frühjahr 148 besahen die Bauern der Rhönberge und die armen Weber von Sparchert mit Seufzen und Mühseligkeit auf, die Welt zu ändern. Der neue Amtmann in Gumbaden schickte eine Schwadron Soldaten und Bedienten durch die Berge und ließ die Anwohner von Thal zu Thal setzen. Dann kam er selber, um nach dem Rechten zu sehen. Er war ein herrlicher Mann mit eis-

kalten Augen. Die Armut, sagte er, ist an allen Schuld: An der Menschheit, an Schwärmerei und Diebstahl wie an der Hebelien. Er wollte das ganze Land andeuten, wie ein Wespennest. Auf seine Fahnen nahm er eine Karte mit. Wenn er wieder zu Hause sei, lag das Land vor ihm wie ein Hecker, nachher ließ er den Kopf. Die Meßer nahm er fackige Zister, an diesem Leib herumschneidenden. Er legte Straßen an, rasierte Wälder nieder und schuf daraus Ackerland, legte Stämme trocken und verwandelte sie in Weizen. Die nächsten Jahre gab das Hebel und Dorn. Einmal aber würde das ein Ende nehmen. Was dann? Da entsetzte er bei Sparchert eine alte Mühle. Wasserkraft? Die Wechthale in Sparchert waren alles Geräusch. Im Land dranssen rasteten schon die ersten mechanischen

An der Fabel „Im alten Dorf“ / „Sterben in den Gassen“!

„Geschichte der Hande Hartmanns“

verleitet d. v. 1908 bis Mitte März 1932

Das Werk erschien im Schallers Verlag: Nov. 1932.

Eigenständige Niederschrift des Holzmantels über die Entstehungszeit seines Romantrilogie

Wiederholt mit Genehmigung des Herrn Hans H. Zehn, Nürnberg

Wohlfühle. Bedrückt fühlte der Mannmann
wahr die Mühle des Lebens eintig Seil.
Und eine Schale vor allem tat Sparbrot wert.

Es brach für das Dorf eine neue Zeit an.
Sie begann mit kleinen Neuerungen. Die
Sparbrot mußten ihre Mithausen hinter
ihren Häusern anlegen, je groß sie auch schämten.
Alle Geruchssinn, wie Brennholz im
Wald zu holen, wurden aufgehoben. Der Land-
richter, der früher jedes Jahr beim Gemein-
rat Bericht über die Wirtschaft hielt und die Stra-
ßen auf ihr Euphorie schenken ließ, war ab-
gesetzt worden. Wer jetzt etwas verbrochen
hätte, kam in das kleine Haus in Gmünd, dessen
Fenster mit Eisenstäben versehen waren.

Denn kam der Doktor Michael ins Dorf
und machte dem alten Kaff Konfession. Ein
mühsamlicher Mensch, dieser Doktor, der am
18. Oktober 1817 auf der Wandlung bei Eise-
nach mit 500 Studenten des Schwarz auf ein
neues Deutschland geleitet hatte, dann nahe
bei der Hochschule zu Hochschule gezogen war,
1848 in Berlin die Fäden des Aufstiegs über
den Vordrücken geschlungen hatte und nun
bei der Sparbrotten des Schicksals wartete,
das ihn rasen würde. Und auch ein Fremder
kam ins Dorf: Der Lehrer Johannes Wier-
mühl. Die Sparbrotten sahen der Schule, die
der Untermann kaum ließ, mit Sorge entgegen.
Nur der Hofmeister freute sich. „Meine
Buben müssen allseits hin. Einer soll mal
Beichtvatermann werden.“ Er meinte, was eine
gute Schule bedeutete, Johannes Wiermühl
hätte es nicht leicht mit den Weibern und Bau-
ern. Er verließ oft gegen Eise und Brauch.
Je wenn er anfangs das Schicksalsschicksal zu-
schrie, das ihn ein Bauer im Mithausen
gabredete. Wer er gab sich Mühe, die Leute

zu verstehen. Und langsam, als die Sparbrotten
seinen guten Willen und seinen wütlichen Eifer
sahen, ging es besser, und er gewann ihr Ver-
trauen. Wie er eines Tages in der Schule von
der Entstehung der Mithausen erzählte und den
Kindern sagte, die sechs Tage seien wie Wäl-
leren von Jahren gewesen. Da brach ein Un-
wetter gegen den Kaff los. Der gute Herr
Tertulian Wolf ließ voll Erbauung für den
„Joviter“ beten. Und als der Lehrer gar
die schönste Legende von den Heiligen Antonin
und Viktorin, deren Leiber im Kloster Schönen
auf den Altären lagen, lauschte, war Tertulian
hinein gesetzt groß. Es wurde nicht viel ge-
sungen, als er sich bei den frommen und gelehr-
ten Brüdern in Schönen Kaff holen wollte und
se dabei entraf, wie sie sich gerade lustige
Mithausenmärchen erzählten. Was er in Spar-
brot durch Mithausen geschah hatte, machte der
gelehrte und kluge Vater Suetonius dann wie-
der gut. Ganz vergessen machen konnte er freilich
nicht, was geschehen war. Denn auch die
Freunden, die vom Straßendamm ins Dorf kamen,
hörten von dem Vorfall und spotteten. Die
Juden seien schwer, sagten sie, man müsse vor
allen verheizen. „Alle andere sei Privatfische.
Wer in die Kirche laufen wolle, solle es tun.
Sie aber glauben anders. Und so begann das
fromme Leben in Sparbrot zu verfallen.“

Die Freunden brachten überhaupt viel Unheil
über das Dorf und unangenehme Gedanken und
gute Eise, wie die erschütternde Geschichte
von der Des sagt. Wer nicht die Des das
höchste Mithausen von Sparbrot? Und konnte
sie legenden Barthe Wils nachfragen, obwohl
sie Kallatin kein Gemeinrat war? Da kam
ein fremder Pöller und sang an, der Des aller-
lei Aufstiege zu sagen, je daß der junge Herr

zell Entrüstung auf den Tisch schlug. Aber der Fremde wurde nur verzögert und schwor, daß die Wes seine „Schicksal“ werden müsse. Sie wollte jedoch von dem Fremden nichts wissen. Es grante ihr vor ihm und sie hatte Angst. Der Polier ließ Wes verzettelt angeschlossen; doch zappelte sie in seinem Netz, wie ein hilfloser Fisch. Und als die Wespungsmacht kam und die Spachteler Barbsen im Wald die Hagen anstreichten, nahm sich der Fremde das Mädchen. Nur langsam erholte es sich vom Grauen jener Nacht.

Der Sommer verging. Der Herbst und die Kirchweih kamen. Nun war es in Spachtel Cüte, daß am Kirchweihstag drei Barbsen in einem besondern Schwund mit drei Mädchen zur Kirche kamen und nachher auf dem Ehrenplan die ersten Länze tanzten. Die Mädchen mußten aber unbekleidet sein. Hatten sie geschlo, so wurden sie mit Schimpf und Schande vom Tanzplatz gejagt und um Mitternacht aus dem Dorf getrieben. Der junge Herzog tanzte eben mit der Wes. Da kam der betrunken Polier und scheie in die Menge, die Wes gab ihm, er habe sie mit Leib und Seele gehabt. Niemand hörte auf ihn, nur der junge Herzog verlor den Sinn der Rede. Er nahm den Besen und führte die Wes vom Platz. Und dann begann das furchtbare mitternächliche Volksgeläch, das die Schulbige aus dem Dorf trieb. Die Wes floh in den Wald, dann zum Polier, der ihr einen Kleiderbügel mitgab, nach Heuschfurt, an einen guten Freund. Ja, und dort fiel sie schlechten Leuten in die Hände und das geheime Menschenkind fand ein Jahr später seine Ruhe in den Wassern des Mains.

In Spachtel kämpfte antretessen Dr. Mecherholz eines vergeblichen Kampfs gegen den alten Aberglauben und gegen den alten Kiff, den Wanderdocter. Die Leute glaubten dem alten Schächer mehr als dem fremden Arzt. Und als gar eine Seuche ausbrach und ein großes Sterben in den Gassen anhub, kamen zum Kiff, der um die Geheimnisse der Seilkunst aller Städte mußte, viel heimliche Patienten. Selbst der aufgeküllte Schulmeister, dessen Frau im Sterben lag, suchte in seiner Verzweiflung zum Wanderdocter. Viele Häuten standen her als die Seuche ausgebrochen hatte. Die Überlebenden aber vergaßen allmählich, was geschehen

war und griffen mit beiden Händen zu, ihr Tagewerk zu vollbringen.

Im Jahr des großen Sterbens war unten an der Cüte an Stelle der Mühle eine Fabrik gebaut worden. Die Leute erzählten sich Wundermären von ihr und als der Fabrikant, Herr Eisenstein, nach Spachtel kam, um Arbeiter zu werben, fand er nur zwölf, die bereit waren zu kommen. Das Leben in der Fabrik war einseitig und streng. Wer sich etwas zu schulden kommen ließ, mußte Strafe zahlen. Anfangs machte der eine und andere „Mauen Montag“, aber Herr Eisenstein war unerbittlich im Streifen. Die alte Freiheit mußte dem Zwang der neuen Ordnung weichen. Doch brachte die Fabrik Geld nach Spachtel, und als Herr Eisenstein aus die Strafgelehrte stellte, verpöbelte die Arbeiter alles, was sie in einem Jahr an Strafe hatten zahlen müssen und brachten ihren Frauen und Töchtern städtische Kleider aus Seminden. Da beschloß Herr Eisenstein, künftig die Strafgelehrte zur Gründung einer Krankenlase für die Fabrikanten zu verwenden. Dann kam die erste Zeitung nach Spachtel und damit neue Harnhe. Die alten Trachtten wichen mählich Kleidung, die alten Cüeten und Brände verfielen der Verachtung. Die alten Wälder wurden von der neuen Zeit hinweggejagt, und die versteinerten Häuser von Spachtel lagen nackt und bloß in gerungelter Armuthheit. Auch die Natur schien sich gewandelt zu haben. Die Winter waren nicht mehr so streng, die Wetter nicht mehr so furchtbar. Aber einige Spachteler glaubten, einmal müßten die alten Wetter wiederkommen und dann gerade Gott den Menschen, die es wüßte. Am 29. Mai 1833 kam es, von Norden her aus den Bergen, und aus dem Süden vom Mainthal herauf, verwehten Dorf und Markung und füllte die Fabrik mit Schlämm und Geröll, so daß die Arbeit eingestellt werden mußte. Man war in der Not in Spachtel größer als je. Viele wanderten aus, an die Ruhr, an die Saar, nach Amerika. Wer aber in der Fabrik geblieben war, war ihr nun verfallen. Und in einer Nacht wurde auch das Gesicht des Pfarrers Tertullian Wolf Weltlichkeit. Ein betrunkenes Proklama, der ausmündem wollte, kam mit dem Kinspan dem Gehüll seiner alten Hütte zu nahe. Tertullian, der lange geblieben hatte, sah im Traum einen Frau-

schien und als ihr das Schrecken der Leute und das Blasen einer Trompete wehte, wußte er, daß sein Tag gekommen war. Er sah das Dorf in Flammen aufgehen. Auf dem Friedhof zwischen den Reuten wartete er mit der Messingkranz und hielt das Sakrament segnend erhoben über die kommenden Häuser, bis der Durchfluß der

Kirche hinter ihn zusammenbrach, ein glühender Balken wie ein Speer seine Schläfe traf, daß er niederfiel und die Messingkranz unter sich begrub.

Ein neues Epitaphium entstand.

Epitaphium: „Die Geschichte des Hauses Goodenham“ liegt im nächsten Heft.

Aldous Huxley

Kontrapunkt des Lebens

Von W. E. Süskind

Man spricht allmählich vieles Neues mehr aus, wenn man feststellt, daß der moderne europäische Roman in England zur Zeit seine reichste Blüte erlebt und von einer ganzen Generation hochbegabter Schriftsteller gefördert wird. Während der Nobelpreis billigerweise einem allgemein anerkannten Mitglied jener verdienstvollen älteren Generation der Genuß, Galsworthy und Bennett zugesprochen wurde, ist schon eine ganze Schaar jüngerer Autoren im Herauskommen und gilt bei den Literaturschreibern in England und allmählich auf der ganzen Welt als die herausragende Generation des modernen englischen Schrifttums. Neben D. H. Lawrence, James Joyce, Virginia Woolf, Richard Aldington ist es vor allem Aldous Huxley, dessen Name immer wieder genannt wird, wenn von diesen jungen Engländern die Rede ist. Ja, man kann bis zu einem gewissen Grad von einer Huxley-Welle sprechen. Eine große Leichtigkeit im Gebrauch der schriftstellerischen Mittel und eine ausgezeichnete Gabe, sich auszusprechen vorzutragen, konnte Huxley intuitiv und konnte es leicht dahin bringen, daß er in einer Weise populär wurde, die seinem eigenen Wesen wenig entspricht. Seine wahre Bedeutung nämlich ist die eines scharfsinnigen und strengen Analytikers der physisch-ethischen Gesellschaft. Er aber dreht die Gesellschaft sozusagen den Kopf um, betrachtet den analysierenden Romanier als Heßen Humoresken oder Entziffer,

heißt ihn „gen“ (das heißt leichtfertig) und entscheidet je seine Bedeutung und seinen Grad.

Es ist immer ein interessanter Fall, wenn sich ein Abkömmling aus einem Hause (unter einem Hause verstehe ich eine Familie von wissenschaftlich oder künstlerisch betonter Kultur), wenn sich ein solcher Spielball einer Tradition einem künstlerischen Beruf gewandt. Aldous Huxley ist der Enkel des berühmten Biologen Thomas Henry Huxley, und natürlichers kommt er aus einer nicht minder gelehrten und geistigen Familie: Der Schriftsteller Matthew Arnold ist sein Onkel, die Schwester seiner Mutter — Mrs. Humphrey Ward — hat er als Romanhelferin in Aufsicht gehabt. Aus diesem Stamm wird Huxley im Jahre 1894 geboren. Er genießt seine Erziehung in Eton und Oxford; dort soll ja der vorbildliche Engländer herangebildet werden, parallel entsteht aber gerade dort der Ungläubige, der über die Bindungen schlägt und einen jener kontrapunktischen Typen bildet, wie man sie unter den reisenden Angelsachsen trifft. Wie sieben Jahren stellt ihn ein Augenleiden; zwei Jahre lang ist er so gut wie blind. Nach dem Kriege, wieder gesund, geht er zum Journalismus, gibt ihn jedoch wieder auf, um freier Schriftsteller zu werden, reist viel, mit häufigem Aufenthalt vor allem in Italien, und steht sich endlich an der französischen Riviera in Cannes an. Sein Werk ist ungewöhnlich vielfältig; neben ein paar Gedächtnisse gibt es

eine ganze Reihe Novellen, Reise- und Essaybücher von ihm und vor allem die fünf Romane „Crome Yellow“, „Antic Hay“, „Those Barren Leaves“, „Point Counter Point“ und „Brave New World“. Die drei letzten sind auch deutsch erschienen: „Parallelen der Liebe“, „Kontrapunkt des Lebens“ und „Welt mehr?“).

Wie charakterisiert man am besten Hupleys Romane? Ein deutscher Kritiker hat sie als „Intelligenz-Romane“ bezeichnet, und diesen lebend gemachten Ausdruck könnte man selbst übernehmen, wenn nicht zugleich die Möglichkeit vorhanden wäre, daß „Intellekt“ und wohl auch „Intelligenz“ als Qualen erzählender Dichtung mißachtet werden und fast schon als feinsinnige Schelmenworte gelten. Denn man legt ein großes Gewicht auf die Forderung, daß die schöne Literatur nicht sei und zu „den ewigen Dingen des Menschseins“ zurückfahre. Gewiss recht, soweit gut! Nur wird dabei gern übersehen, daß in den „ewigen Dingen“ auch der Verfall und das Flug gehört, das angespannte Spiel der Intelligenz und ihr Verbleiben um neue Lebensbilder, unter Einsatz nicht etwa gedämpfter, sondern höchst widererhellender Kräfte. Seit je und je hat die Dichtung und, seit es sie gibt, der Roman auf zweierlei Art von den ewigen Dingen der Menschheit gesprochen. Es hat die eine Linie von großen Werken gegeben, in denen von Eien und Euren die Rede war, von Hebel, Platon, Goethe und Leib, in der Weise, wie der Ring der Zeit

vergeht und der Lebensalter diese Dinge natürlich umschließt. Aber gleichberechtigt ist immer die andere Linie durch die Geschichte der Weltliteratur nebenher gelaufen: Die Reihe jener Werke, in denen der Menschengeist sich, statt aufse Abzählern, aufse Durchschauen, Erkennen und Begreifen verlegt. Hat lang sich jene erste Methode auf tausend wertliche Denkmale beschränkt, von Homer bis zu Goethe, so hat die Zweigleise der anderen, der Intelligenz-Näherung nicht minder imposant und ergreifend: Sie reicht von der griechischen Tragödie über Cervantes bis — nun eben bis zu Hildegarde Hupley. Ich setze seinen Namen ohne allen großen Zögern hierher; einmal weil ich ihn wirklich für wichtig halte, in einem großen Zusammenhang zu sehen, und dann um anzudeuten, wessen sich der Leser zu versehen hat, der Hupley noch nicht kennt.

Der Hupley liest, kommt in die Gesellschaft eines ungeheuer geistigen und wirigen Menschen, der ihn — am Hand einer weiblichen oder Liebesgeschichte — ein nennt, ein sehr modernes und nachdenkliches Bild von der Welt entwirft, je wie es eben im Kopf eines aufgewachten und, wie ich hinzufügen muß, hochgebildeten Menschen entsteht. Wenn entsteht? Wenn er über die materialistischen Verhältnisse unserer Gegenwart nachdenkt, und wenn er, mit logischem Glatte, zu spekulieren beginnt: Wie mag das alles sich in unser Zukunft auswirken? Das ist der Organismus von Hupleys letzten zwei Romanen. Hat man Lust, mehr davon zu erfahren?

* Übersetzt von Ingrid Döring, Leipzig

Kurze Charakteristik der Hauptpersonen in „Kontrapunkt des Lebens“

Walter Billale, ein junger Journalist und Schriftsteller. Er ist noch in den Jünglingsjahren, in dem Gefühl und Euphorie des ersten starker bestimmten als Erfahrung und Charakter. Von Kunst und Menschen hat er romantische, dabei ungeschulte Vorstellungen; unbewußt neigt er zu Materialität, ja zu Schopenhauer. Kein Wunder, daß er bei Freunden und Fremden die wenig im Bereich des „guten Rechts“ steht. Es kann einmal etwas Hauptpersonen aus ihm werden, aber vorherhand ist er noch ein blühender Lyoner. Marguerite Carling, Walters Freundin. Sie ist älter als er, und obwohl sie ein bewegtes Leben hinter sich hat, wirkt sie ständigerlich. Sie ist Entschlossen eher weiches Format, leicht belü-

gt, unerschrocken und des Menschen, wie sie lebt, aber eine Last.

John Billale, Walters Vater. Er ist hundertjährig, immer noch ein glühender Romantiker und wohlhabender Freund junger und älterer Damen. Seine Wangen als Maler der Weltlichkeit liegt zwar zurück, aber immer noch wirkt er in seiner ursprünglichen, etwas bezaubernden Lebenskraft als ein Kind voller Lust und Kraft — ganz anders als sein Sohn, den er auch hundertmal befehlen kann.

Julius, ein schlecht gewachsener und leicht erregbarer junger Akademiker deutscher Herkunft. Das Erbsen des Weltmenschen ist er Teilweise

der bei einem etwas schmalen reichen Naturerbschaftlicher. Sein Temperament aber gehört der Welt an. Er hält sich für doppelt so glücklich, als er's wirklich ist, und heißt alle Welt.

Edward Melton, Führer der Zeitlich Genannten, einer naturanalogischen philosophischen Fraktion. Ein aristokratischer Mensch, aristokratischer Arbeiter, frohlockend und freigeistig.

Lutz Lantamentum, eine dreißigjährige kalte Edelheit. Nicht, natürlich, lebensfähig und blüht. Oben eigentlich sehr zu sein, quält sie ihre Felleiter durch die geistliche Unmöglichkeit ihres Lebens. Melton, der sie anbetet, versichert sie täglich — aber er kann nicht las von ihr. Sie ist, was man im Älter einem „Damp“ nennt — aber sie ist gar Unmündigkeit von weiblicher Intelligenz.

Phillip Quarles, Schiffsjunker und Gelehrter, ein Mann Ende dreißig. Von höchster Intelligenz, aber etwas trocken, stief und bu-

verlos. Er hat einen kurzen Fuß, und dieses körperliche Gebrechen geht an ihn.

Elmer Quarles, seine Frau, eine Tochter von John Melton, Malers Schwägerin. Eine Frau in der Kräfte der Jahre, aber noch unerschlossen und unbeherrscht im Kern ihres Wesens.

Maurice Spandrell, ein Doktor und sehr vornehmer Doctor der Natur. Mager und geistlich von Aussehen, aber alles andere als ein frommer Einzelgänger. Oben ein Engländer, ein gebildeter Engländer. Er macht aus der Homöopathie eine Pöbel, aus dem Geist einen Spielball seines Witzes. Dennoch ist seinem Geiste anzusehen, daß hier ein bedeutender Mensch gestirbt wurde und daß viele Güter lange Bedenken zu wählen pflegt.

Karl Kampion, ein Maler von einem wenig lobtem, ein fröhlicher, dabei nervöser und heulender Mensch, Feind der Großstadtphilistinen und unerschütterlicher Dilettanten. Ein Künstler, dem Kunst nach die Mittel bedeutet, um die Ziele zu sichern und zu erreichen.

•

In einer Londoner Arbeiterwohnung lebt der junge Journalist Walter Biddle mit seiner Freundin Marjorie. Vor zwei Jahren hat sie selbstwegen ihren Mann verlassen; man erwartet sie ein Kind von Walter, aber schon ist seine Liebe erloschen. Er denkt nur an die junge, elegante Lucy Lantamentum, von deren Mutter er zur unwillkürlichen Einnahme geladen ist. — Endlich hat er sich von Marjorie losgerissen und fährt durch die Stadt nach dem Haus der Lantamentums. Aber sein Gewissen plagt ihn, und hundert Einzelheiten unterwege erinnern ihn daran, wie oft in seinem Leben er schon versagt und gegen seine innere Überzeugung gehandelt hat. Wie er vor „Haus Lantamentum“ steht, ist ihm wenig Freude auf den Abend geblieben.

Bei Lantamentum ist die unwillkürliche Einnahme in vollen Gang. Lucy Lantamentum, überlegene Weltweise, beherrscht wie ein Felleiter den Gang ihres Hauses. Für jeden der Gäste hat sie ein lebenswichtiges Wort, hinter dem Können aber weiß sie von jedem etwas Besorgtes zu sagen, vor allem im Gespräch mit John Biddle, dem berühmten Maler, Walters Vater. Er ist ihr Jugendfreund, ihr früherer Geliebter, heute noch in seinem Alter ein lebensfroher Herr vieler irdischen Welt. Seine Macht er seine unpassenden Bemerkungen, während das Kammermädchen misstrauisch eine Nachsicht unter spide.

Im selben Hause, im obersten Stockwerk, hat Lord Edward Lantamentum sein Laboratorium eingerichtet. Er ist lebenswichtigster Biologe; Entwicklungsphysiologie ist das einzige, was auf Erden für ihn zählt. Angen nur läßt er seine Präparate, seine Modelle und Kunstmappen in der Schatzkammer, um sich mit Mühe, seinem Gelehrten, zu den Büchern seiner Frau zu stellen.

Unter ihm oben des Kerkers zu Ende. Mühe, schlecht ausgelegt, von Minderwertigkeitssachen nur so umgeben, glänzt fortwährend zu seinem, wie die glänzende Gesellschaft auf ihn herabsieht. Er ist aus kleinen Verhältnissen. Lucy Lantamentum macht ihn mit Edward Melton bekannt, dem von Mühe verabscheuten Führer der höchsten Gesellschaften. Erst im Gespräch mit Walter Biddle, dem aus anderen Gründen (er hätte ja nach Lucy Lantamentum!) ebenso Misstrauen, gewinnt Mühe seine Festung wieder.

Währenddessen ist Marjorie zu Hause nach. Sie hat Walters Briefe hervorgeholt und verfolgt an ihnen ihr früheres Glück, ihr jenseits verlorenes Leid. —

Der alte Biddle hat sich in eine Ecke bei Lantamentum zurückgezogen. Das Heiß macht ihn seine Freunde mehr. Er fühlt sich krank; Lebenswünsche quälen ihn. Misstrauen nimmt er's auf, als Lucy Lantamentum ihn nach seiner

Lechter fragt, die mit ihrem Mann in Indien eine Reise macht . . .

(Hier wird, wie es im Film heißen würde, überblendet nach): Indien, Philipp Quarles mit seiner Frau Elmer, der Schwestern Walter Bistable, auf einer nördlichen Ausfahrt in der Nähe von Bombay. Quarles ist Schriftsteller; ein überaus intellektueller Typ, überaus, von der leisen Melancholie dessen, der weiß, daß in seinem Hirn jede eigene Lebensaufzählung sofort registriert wird. Auch die Reise ändert daran nichts. Elmer neben ihm fühlt sich wie eine Fremde. Sie liebt diesen Mann, den Vater ihres Kindes, aber über Elmer ist sie ganz ohne Etwas, ohne Regung, wie eine ewige Windstille. Ob sie diesen Mann einmal verlassen wird? Aber sie liebt ihn doch!

Walter Bistable hat endlich Lucy gehindert und sich mit ihr vom Fest verabschiedet. Sie fahren im Taxi durchs nächtliche London.

„Nun, Walter“, sagte sie spöttisch und legte ihre Hand auf die seine, „wovon sprichst du nicht zu mir?“ Ihre Finger strichen schmerzhaft über seinen Handrücken und schloßen sich um den Stiel . . . Er schloß die Verhüllung ihrer Fingerhüllen, liebkoste und streichelte und sprachlich belohnte, an seinem Handgelenk. „Ich glaube, du hast gar keinen Puls“, meinte sie. „Ich glaube, dein Blut steht.“ Ihre Schenkel war voll Verachtung. So ein Narr! dachte sie. So ein unverständlicher Narr!

Sie haben vor dem italienischen Restaurateur Ottilia, dem Treffpunkt einer Londoner Künstlerszene.

Bei Ottilia sitzen schon lang drei ungeheißer Geister beisammen. Ein abgegebener, merkantilistischer Mensch, Spantrell — ein Nihilist im Geiste, ein Verächter aller Werte, dabei ein größterischer Denker. Und hier gegenüber das Malerchepaar Hampson; er ein selbstiger, aber verzweifelter Naturmensch, ein Münchinger des großen Pan, ein Feind der modernen Zivilisation; sie seine treue, immer lebenskräftige Freundin, Kameradin, Schwester, Mutter unendlichen Disputen seien die drei beisammen. —

Mit Lucy Samsonnens Eintritt wird es lebhaft bei Ottilia. Immer mehr Menschen scharen sich am Tisch zusammen. Walter quält sich in ihrer Mitte; wie gern wäre er allein mit Lucy! Nun verfließen die Stunden in ungeschem Wechsels.

Endlich ist Lucy mit Spantrell und Walter bei Ottilia allein geblieben. Sie ist ein Weibchen der Nacht; sie wird immer lebhafter. Mit heftigen Worten erzählt sie Geschichten über ihren Vater und über die Liebesleiden der alten Leute. „Die alten Leute sind kaum möglich, das müßte ihr gehen. Ausgenommen, selbstverständlich, Walters Vater.“

Marjorie hat stundenlang nach gelegen und auf Walter gewartet. Gegen Morgen erst kommt er heim. Sie weiß, er kommt von der andern; sie will ihm Verwünsche machen:

„Warum kommst du mir nicht offen sagen, daß du mich haßt und mich gern los wädest, daß du froh wärest, wenn ich stirbt? Warum kommst du nicht endlich sein und es mir sagen?“

„Aber warum sollte ich dir sagen, was nicht wahr ist?“ widerstand er.

„Wah! du mir vielleicht sagen, daß du mich liebst!“ fragte sie heftig.

Er glaubte es beinahe, während er es ihr sagte; und überließ nur zu wehe, auf eine gewisse Art.

„Wer ich liebe dich, ich liebe dich wirklich. Das andere ist nur eine Art Verdrücktheit. Ich will es gar nicht. Ich kann nicht begreifen an. Wenn du wüßtest, wie elend ich mich fühle, wüßte ich unglücklicher Schicksal.“ Alles, was er je an verdorrten Begierden, an Neid und Ekel und Selbsthaß gekannt, schien sich durch seine Worte zu einer einzigen Qual zu gestalten. Er litt, und er beklagte sein eigenes Leid. „Wenn du wüßtest, Marjorie!“ Und plötzlich schien etwas in seinem Innern zu zerbrechen. Eine unheimliche Hand griff ihm an der Kehle, seine Augen waren blind vor Tränen, und eine Wunde in ihm, die nicht er selbst war, schändete seine ganze Gestalt und entzog ihm gegen seinen Willen einen halb unentdeckten und kaum verständlichen Rest.

Seine Wangen waren entzündeten Schilddrüsen im Fiebern, aber der selb Marjories Zorn plötzlich in sich gesunken. Sie wusste nur, daß er unglücklich war, daß sie ihn liebte. Sie versank sogar Neid über ihrem Zorn, über die kleinen Worte, die sie gesprochen hatte.

„Walter, mein Liebling.“ Sie streifte ihre Hände aus, sie zog ihn zu sich nieder. Er lag da, im Dreck ihrer Unwissenheit, wie ein Kind.

Am nächsten Morgen arbeitet Walter mit Unlust auf seiner Redaktion. Er verachtet, Marjorie geliebt, um ein höheres Gehalt einzukommen, aber Darling, sein Hof, preßt ihn mit schönen Worten ab. —

Und Walter ist doch auch wieder einem Ruf von Lucy gefolgt, sie schreibt sie ihn gestern be-

händelt hat. Aber wieder spielt sie nur mit ihm, quält und hässelt ihn. Und wie er gekränkt in Marjorie nach Hause kommt, stößt auch sie ihn von sich. Da wagt Walter die Tür hinter sich zu und schaut starr zu Lucy geschaut:

„Du gehst mit mir aus“, versuchte er sie sehr ruhig.

„Bestimmt.“

„Ja, du gehst mit mir aus.“

Sie blühte ihn angrigig an, und er erwiderte ihren Blick fest und lächelnd, mit einem jenseitigen Ausdruck belebigen Lebens und unbeschwerter, eigenwilliger Lust, den sie nie zuvor auf seinem Gesicht gesehen hatte. „Gibst“, sagte sie endlich, Hingabe dem Mädchen und befohl ihr: „Zerphosieren Sie Baby Conant und sagen Sie ihr, es tut mir sehr sehr leid, aber ich habe arme Kopfschmerzen und kann heute Abend nicht kommen.“ Das Mädchen ging.

„Nun, bist du jetzt zufrieden?“

„Ich beginne, es zu sein“, antwortete er.

„Begrüß!“ Sie war entrüstet. „Deine verdammte Unverschämtheit gefällt mir.“

„Das weiß ich“, sagte Walter lachend. Und sie schielte ihr lächelnd. In seiner Nacht wurde Lucy seine Geliebte.

Philipp und Elmer Quares sind auf der Belarische von Indien in Port Said angekommen. Das bunte orientalische Leben rings umher, die Freude auf die Heimreise — nichts ändert etwas an der tiefen Stille zwischen den zwei Ehegatten.

In Hause plagt bereits der kleine Phil Quares seine Angehörigen mit den unermüdlichsten Fragen und kann es kaum erwarten, bis seine Eltern endlich zurück sind. Sie kommen an, es gibt große Begrüßung mit dem Kleinen, aber man spürt immer wieder den Hauch der Kälte zwischen Philipp und Elmer.

Bald nach der Rückreise meldet sich das Ehepaar Quares beim alten Bickels. Sie finden ihn sehr zum Schlimmen verändert; er ist höflich und klug über schlechtes Wesen, ein ganz neuer Zug bei diesem lebenskräftigen Mann, aber schließlich ist er dreierlei: ein Mann, der sich überreden, einen Arzt zu befragen. —

Elmer schließt mit ihrem alten Freund Edward Weller. Er ist voll von Arbeitslust und Begeisterung für seine pädagogischen Organisationen. Halb beneidet ihn Elmer, halb ist er ihr unheimlich. Und in diesem Augenblick sagt er ihr ins Gesicht, daß er sie immer noch liebt, daß er sie ertragen will. Sie wendet sich ab,



Alfred Huxley

Port. Altes, Jenseits
Belarische und Kontrapunkt des Lebens
in Leipzig

se lacht ihn aus, aber ihr ist wenig sehr dabei.

Der alte Bickels ist schwer erkrankt und braucht nun regelmäßige Pflege. Er zieht seine Last zu seiner Tochter Elmer Quares, aber eigentlich zu seiner Frau, die auch dort lebt und von der er seit vielen Jahren getrennt war. Nun als Sterbender kehrt er zu ihr zurück, und sie nimmt ihn ohne ein Wort des Tadelns auf und widmet sich seiner Pflege. Er ist erpbar in seiner Krankheit, und die Güte seiner Frau misserachtet er in einer Art, daß sogar die Dienstboten darüber wahren.

Lucy ist es in London zu langweilig geworden. Sie ist nach Paris gezogen und berichtet Walter in flüchtigen Briefen von ihrem Amüsements. Ehen spielt er, wie sie ihn wieder angiebt:

René Beltoire.

Es ist wirklich zu lieb von Dir, Mollersohn, daß Du das Hausgeld vollbracht hast, um nach Spanien zu kommen. Ich wünsche nur in diesem einen Fall, daß Du auch äußerlichliche Verrie nicht ganz so weit gewonnen hättest. Mollat ist von Perpetua abgelenkt — für den Augenblick jedenfalls. Sollte es wieder ausgeht werden, werde ich es Dich gleich wissen lassen. Bis dahin: Paris.

In Eile. 2.

Später empfängt Walter einen letzten Brief von Lucy aus Paris. Was er grabat hat, wird nun klar: sie hat einen neuen Liebhaber gefunden. Walter war nur ein Jokevorbild für sie. Ihn ist die ganze Welt erloschen; er weiß nicht, wie er es überleben soll.

Im Hospiz ist eine Truppschön der französischen Legion. Wobley, hoch zu Ross, hält eine glühend begeisterte Ansprache an seine Mannen. Er weiß, auch Elmer Quarles ist unter der Menge der Zuschauer. Möglicherweise ein Gefährte; ein Mann hat Beschimpfungen gegen die Haischillen ausgesprochen; im Nu wird er umringt, so daß die Polizei Mühe hat, ihn zu befreien. Es ist Müllge. —

Elmer hat sich von Wobley zu einem Autoausflug überreden lassen. Sie konnte nicht sagen, daß er ihr ganz vertraut wäre, so daß sie ihn liebe. Und trauet, wie er sich auf dem Land, im Grünen, plötzlich über sie bengt und sie küßt, läßt sie es geschehen.

In ihrer Londoner Wohnung erwartet sie Wobleys Besuch, mit Bangen mehr als mit Freude. Aber jetzt schon, drei Stunden früher, klopf es an der Tür. Es ist Spandrell, Spandrell, der einen fast betäubenden Eindruck macht und etwas seltsam Unheimliches hat. Raum ist er da, kommt schlechte Nachricht: Der kleine Phil ist krank geworden, Elmer wird dringend aufs Land gerufen. Da ist aus Spandrell sehr hübsch: Er besorgt ein Taxi zur Bahn, und im letzten Augenblick gibt sie ihm den Auftrag, Wobley anzurufen, er möge nicht um sechs zu ihr kommen. Auch die Hauschlüssel übergibt sie Spandrell ein; er wird ihren Mann am Abend treffen und ihm die Schlüssel abgeben, mit Elmers Gruß. —

Wobley arbeitet in seinem Büro. Er ist ganz Chef, ganz Tätigkeit. Aber am Abend vor sechs

wirft er alles hin und springt ins Auto. Die Welt scheint ihm verflucht, während er zu Elmers Haus fährt. Er weiß es, sie wird ihn lieben, sie wird ja sagen. Er ist der glücklichste Mensch. Er klopf an die Tür; da steht er, die Tür ist offen. Er tritt ein, er ruft. Plötzlich sieht ein Mann vor ihm und schreiet: einen Leutenstreck gegen ihn. „Der Sieb war ich an der letzten Schläse . . .“ Er war sich nicht einmal bewußt, daß er fiel.“

Müllge und Spandrell sitzen noch lange nach der Tat in der Quarlesschen Wohnung. Sie warten die Dämmerung ab, um den Leichnam zu verpacken. Endlich ist es so weit; von Angst geschüttelt, schmeißen sie die Leiche zusammen, verbergen sie in Wobleys Auto und lassen den Wagen an einem beliebigen Parkplatz stehen. Spandrell scheint auch jetzt noch überlegen, Müllge aber reicht fast zusammen. —

Elmer ruft auf dem Land ein und findet Elmer kleinen Jungen sehr krank. Er hat schwere Kopfschmerzen. Niemand weiß noch, was ihm fehlt.

Endlich ist es klar: Der kleine Phil hat Gehirnverletzung, der Arzt gibt ihn verloren. Und plötzlich, als schon alle die Hoffnung aufgeben, lassen seine Schmerzen nach, er atmet die Stille, er verlangt zu essen. Auch der alte Wobley hat einen guten Tag. Zum erstenmal, seit er auf dem Land ist, ruft er sich zum Malen auf. Die Natur scheint ihm reich wie zuvor, sie scheint ihn zu dienen, der alte Lebensübermut überkommt ihn, er ist wie ungeboren. Aber nur einige Stunden dauert diese Euphorie; dann kehren seine Schmerzen zurück, er verläßt die gemeinsame Tafel und flieht in sein Zimmer. Gleich darauf klopf es: die Polizei ein. Der kleine Phil hat einen heftigen Anfall gehabt. Er ist tot.

Spandrell verläßt kaum mehr seine Wohnung. Er kann nicht mehr aufhören, nachzudenken: Aber Was, über das Was, über die Schokolade. Und immer deutlicher zeigt in ihm die Gewißheit auf, daß Was existiert. Ja, er glaubt einen Beweis in Händen zu haben: Ja Befehl Breiterstehender Mühl, in der abstrakten Schokolade der letzten Reichsmanufaktur. Er kauft sich die Platten für sein Grammophon; er spielt sie immer und immer wieder, wie

ein Wächter die Wölfe ließ. Und schließlich läßt er Kampion und seine Frau ein. Mit seltsamer Leidenschaft verlangt er, sie müßten morgen kommen und seinen Anreihern hören. Dann aber verlangt es ihn nach einer Lat: Er schreibt einen anonymen Brief an die Hufschmiedlegen, Wolkas Wöchter sei morgen zu bestimmter Stunde zu finden, und darunter setzt er seine eigene Adresse. Man eilt ihm nach.

Kampion kommt zu Spandrell. Mit seltsamer Feindschaft legt er die Platten auf und stellt ihnen vor. Sie sind gerührt von der Man-

ier, noch mehr aber von Spandrells verklärtem Wesen. Er ist kaum mehr zu erkennen, wie verwandelt vom Dämon zum Engel. Wären in die Brust hinein Kugeln; Spandrell geht ihnen. Die Kampione hören Bescheid, hören zwei Schüsse, hören einen Körper stürzen. Spandrell liegt tot an der Wohnungstür. —

Noch läuft die Platte:

Lange Tage, ein unerschöpflicher Affekt, lang gehalten, hell und rein, klagend, schwebend, ruhloses inneres aufsteigend. Und dann plötzlich war keine Musik mehr; nur das Krachen der Metall auf der sich bewegenden Platte.

Edgar von Hartmann

Durch die Steppen Sibiriens

Von Hilde Laukemann

Edgar von Hartmann ist ein Schilderer und Interpret seltener Eigenart für die Poesie und großartige Unendlichkeit nordischer Landschaft^{*)}.

Durch das unbekannte asieneuropäische Russland eilt er in der Treibe von der Stadt Nischni-Novgorod viele Wochen lang durch die unermessliche Einsamkeit der sibirischen Steppe, die, so schwerfällig und unerlos sie sich dem Beschauer darbietet, niemals ohne Leben und bunte Farbe ist. Täglich werden in den Karawanenorten die Pferde gewechselt, die Hundeschäfer, sämtlicher Völker der Steppe treffen sich hier, die Gloden der Kamelklingen verhallend in geheimnisvolles Nichts, nur beantwortet vom Geheul der Sturmpfauen. Überziehende Wälder der Nomadenstämme erschauern unter dem unendlich gestülpten Himmel, die schwereliche Melodie der Trauer und Wäldheit gleichmaßen als verklingenden Akkord in sich tragend.

Schneefürne durchziehen eilig schwebend die Steppe, und die Benennung des kurzen Lebens erfüllten nordischen Sommers vertritt die langen dunklen Winternächte zum lichterfüllten Tag. Im Winter 40—50 Grad Kälte, hundert Grad Schnee und Windsturm der Wüste, im Sommer 40—50 Grad Hitze und Brand über ergandurchwinder Schlamme. Am lebendigen Feuer und in den Jarten gastfreundlicher Abgassen findet der Reisende Kost und Ausspannung.

Der Himmel ist hoch
Und der See ist weit,
Unendlich ist die Steppe
In ihrer Einsamkeit.

Ob Edgar Hartmann über Omipolatsk nach Urgut kommt, muß er durch einen Teil des wilden und unermesslichen Altai-Gebirgs. Omipolatsk am Flußlauf des Jenissei gelegen, ist der Vorposten der Handelszentrale des westlichen Sibiriens, Oussk.

Das Altai-Gebirge ist hier wild, geküßt, die Gegend um Omipolatsk ist heutig, die Stadt liegt

*) Edgar von Hartmann, *Durch die Steppen Sibiriens*
erschien im Verlag von Schöner Schöner in Berlin

harem Kischel und starken Bluthrom, der ihn aus dem Rücken floß, brach der Bär zusammen." Der verletzte Elch war nicht vorhanden, und die Nacht am Lagerfeuer verbrachte.

Schneesturmwolken, unheimlichstiller Dunkel umgab uns, scharf erhellte das Geläch der Wölfe: eine dunkle Wüstenwüste im Mond mit jastigen Wolkeln am Fagerfeuer und einer Jagtstrecke, die bis heute weit war, ein Bild, das man nie vergessen kann.

Als sie am andern Tage zurückwollen, müssen sie durch einen gewaltigen Schneesturm hindurch. Leben können sie nicht, aber das Streben und Leiden der Reiter, das schauerliche Grollen des Sturmes und der gewaltigsten Stürme lassen sie mit der Kraft der Vergegenwärtigung um ihr Leben kämpfen. Endlich hört wenigstens der Schneesturm auf, und gänzlich erschöpft gelangen sie wieder ins Dorf zurück. Die Erlegung des Bären wird von den Dorfbewohnern mit wilden Tänzen, Gesängen und maßloser Betrunkenheit gefeiert.

Wieder erhebt, macht sich Hartmann von neuem auf den Weg, um über Anst die Richtung nach Norden einzuschlagen.

Himmel und Erde ohne Anfang und Ende, eine ungeheure weiße schweigende Welt nimmt ihn und die ihn begleitende Karawane der Poljäger auf. Wie die Gebirge der kumpigen Lande, die auch im schärfsten Winter nicht begreifbar ist, durchqueren sie, Tag und Nacht verfolgt von heulenden Wölfen. Nach vielerlei Gefahren und Strapazen kommen sie in der kleinen Stadt Surgut an. Dort verabschiedete Hartmann mit einem alten Jäger eine neue Streifenfahrt.

Mit 14 Mann, 20 Eschitten und 18 Hundemachen sie auf, um bald den fürchterlichsten Stürmen und Gefahren preisgegeben zu sein.

Hier in der stürmischen Schneesturmzeit, in der menschen Unmöglichkeit, sehr der Mensch seine Machtlosigkeit. In wenigen Minuten kann sich der



Hartmann mit seinem Lieblingsesel

Bild ändern, die Natur macht auf aus ihrer menschen Unmöglichkeit, sehr der Mensch seine Machtlosigkeit. In wenigen Minuten kann sich der Bild ändern, die Natur macht auf aus ihrer menschen Unmöglichkeit, sehr der Mensch seine Machtlosigkeit. In wenigen Minuten kann sich der

Ein Streifenfahrer von der ersten Urgewalt überschüttet die meisten Männer mit riesigen Schneestürmen. Das Bild zeigt unter ihm zusammen, sämtliche Tiere und vier Mann sind lebendig begraben. Mit verzweifelter Mühsal suchen sie die Verschütteten zu retten. Am Ende, nur einige Tiere können sie dem weißen Tod entreißen, die Menschen sind sehr Opfer geworden. Nach unfähigen Anstrengungen erreichen sie wieder Surgut, und mit ihnen führt die Karawane ein.

Hier habe Hartmann einige Monate, um neue Kraft zu sammeln und seine Reiseentscheidung zu ergänzen. Im April machte er

mit der um diese Zeit
stilligen Handelskara-
wane den gefährlichen,
über 1000 Kilometer
langen Weg in das
Gebiet der Tungusen
und Tungenen nach
Turauchansk. Mit dem
Überqueren in die Step-
pe beginnt der Früh-
ling, die Regenzeit.
Im dunkigen Rau-
schen dieser gewaltigen
Himmelsfluten sieht die
Steppenwüste unheim-
lich durch schreckhafte
Leute und die heran-
schleichenden Wölfe.
Das Rellen von Hyä-
nen erhebt die Schauer-
haftigkeit der dunklen
rauschenden Nacht.



Die Religionen des Schaman bei den Tungusen
mit Bubbe (Trommel).

Doch wenn der Himmel wieder klar wird und
der Mond scheint, dann kommen die Sommer-
tage der Steppe.

Nochliche Steppe, nochliche Sonnen,
Nochliche Himmel, nochliche Nacht;
Nur der Schaman, der einen am Feuer
über das Schicksal des Sommers redet,
Reist keine Nacht!

Als die Karawane in das Gebiet der Tun-
gusen kommt, erwartet sich Hartmann von ihr,
an die Stämme der Tungusen in ihrer Eigen-
art kennezuzeichnen. Bei den ersten Hütten findet
er nach Befragen des „großen Gefies“ Auf-
nahme. Zwanzig Patenen und ein Messer
reichen den „großen Geis“ dem Verweilen des
Gefies genügt. Bald hat Hartmann Freunde
unter seinen Gefährten. Mit ihnen geht er
sechs Tagesreisen zum Fischfang an das Eis-
meer hinaus. Aber eine Woche fahren die Tun-
gusen jeden Tag aufs Meer hinaus, den Win-
terbedarf für das Dorf zu fangen. Dann keh-
ren sie wieder ins Dorf zurück, und bald ruht
Hartmann auch hier zur Winterreise.

Ende Juli verabschiedet er sich reich beschenkt
von seinen Gefährten. In seiner Abreisezeit
bekommt er eine Reisgesellschaft in einem jun-
gen Mädchen, das zu einem berühmten
Stamm in der Nähe von Turauchansk will.

Jaschma heißt das Mädchen und zählt selbst
wie ein Mann, denn bei den Tungusen kann
eine Frau alles. Nach neun Tagesreisen erblicken
sie die Polzhütten des Stammes, bei dem Ja-
schma bleibt. Bald ist auch Hartmann an sei-
nem Ziel in Turauchansk angelangt.

Dort treffen sich die Polzhändler von ganz
Rußland. Karawanen kommen und gehen.
Tausende von kostbaren Fellen bringt eine ein-
zige Karawane. Hermelin, Zobel, Blauschne-
e und Weißschneefuchs liefert in Unmengen die Steppe.
Turauchansk ist Sommerort für ganz Nord-
sibirien. Hunderte Willerflüsse sind hier ver-
treten, und in sämtlichen Zungen der Steppe
wird gehandelt und getradelt. Je näher der
Einbruch des Winters, desto mehr Händler und
Polzhändler versammeln sich.

Hartmann begleitet zwölf Polzhändler auf die
Jagd. Mit prangig Schlimm und hundert
Hunden brechen sie Anfangs Oktober auf.
Wohnwagen wollen sie nicht sein. Nach neun
Reisetagen kommen sie in ihre Jagdregion. Mit
Schlimm und Zellen bauen sie sich ihre Wohn-
burg, und Tag für Tag fahren die Jäger in die
unendliche schneigende weiße Steppe.

Wohnwagen kommen sie zurück, und nach
Neujahr tritt Hartmann in Gesellschaft von
Polzhändlern die Winterreise nach Irkutsk an.

Nach Überwindung einiger Fährlichkeiten gelangen sie in die Nähe des fließes Jemissi, wo sie in einem kleinen Dorfchen, dessen Einwohner zumiß Rassien sind, gute Unterkunft finden. Je näher Jemissi kommt, desto mehr verliert sich der Steppencharakter. Als Fortmann in Krasnojarsk eintrifft, um dort mit dem Oßibirien-Expreß nach Wladiwostok zu fahren, ist seine Steppenvandlung zu Ende.

Er schied das wenig gesinnvolle Anstip der sibirischen Steppe und erlebte die Kitzelhaftig-

keit ihrer Bewohner und deren unermessbare Verbundenheit mit ihr. Aus den Augen der Tiere, aus den Augen der Menschen blühte ihn Geheimnis und Wahrheit an. Die unerschöpfliche Einfaulheit und die Gewaltigkeit des Raumes der Steppe nahm er in sich auf. Im Kampfe mit ihr wachte er sich seines Lebens. Immer wandelbar, aber unerschüttelt und rätselhaft blieb ihr Gesicht. Eine schwarzwitzige und wilde, untrüßliche Melodie ist das Lied der Steppe.

Cécile Lauber / Die Wandlung

Von Hanns Martin Ulster

Man kann in manchen deutschen Literaturgeschichten der Gegenwart lesen, daß die dichterische Produktion der Schweiz seit Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer in ihrer Größe und Wirkung zurückgetreten sei. Wenn man aber sachlich, mit wissenschaftlicher Forderung den Gehalten dieser Behauptung nachgeht, stellt man fest, daß sie nur aus einer tiefen Unkenntnis des wahren Zustandes der Schweizer Dichtung stammt. Jetzt, nachdem der Blick der Deutschen wieder für das Weimische frei geworden ist, werden auch die Unvorsichtigen bald zugehen müssen, daß die Dichtung der Schweiz in ihrem Wesen sich neu gelichtet ist und in ihrer Reifigkeit weiterentwickelt hat. Ihr Wesen beruht auf dem geschlossenen Zusammenleben ihrer Volksgenossen, auf ihren Sprachgesetzen, auf der Anerkennung des Muttersprachenbundes mit ihrem Erdraum, mit dem lebensfrischen Landschaftsbild. Die Weiterentwicklung ihrer geistigen und schlichten Möglichkeiten aber geschah dadurch, daß die Schweiz nie kann ein großes Land in Europa in der Lage war, das wilde Weltgeschehen der letzten zwei Jahrzehnte innerlich in sich auswirken zu lassen. Der Schweizer Dichter konnte die Wandlung der Menschen in Europa, ihren Kampf und ihr Leben



Cécile Lauber

Wandlungsbild mit Wandlungsbild des Dichters

schick verarbeitet. Auf diese jüdische Teilnahme war der Schweizer in seiner Abgeschlossenheit und durch seine Emigrantenteilnahme an der Umwelt so gesammelt, daß sich religiöse Läuterung daraus ergab. Die Schweizer Dichtung der Gegenwart ist, ohne die alte Blutschuld, die alte Erbverbantheit zu verlieren, innerlich, seelischer, geistiger geworden. Diese Verfeinerung scheint den Literaturen der anderen Länder Europas, die mit ihrem Schicksal, mit ihrer nackten Existenz, mit ihrem politischen Gefährdungen zu kämpfen hatten, vorzu. Sie wurde deswegen erst nicht verstanden oder als eine Verzärtelung, als eine Vergrübelung beistimmig gelassen. Heute aber, da wir die Notwendigkeit des Lebens wieder voll anerkennen, erleben wir die Notwendigkeit des Begreifens von Körper und Seele, von Leib und Geist, von Erde und Welt, von Welt und Natur um so stärker und entdecken nun in der eben Schweizer Dichtung in unserer Zeit einen Schatz, den wir haben müssen.

Diese allgemeinen Gedanken müssen der Betrachtung des Schaffens der am 13. Juli 1887 in Luzern geborenen und dort verheirateten als Mutter mehrerer Kinder lebenden Cécile Laubert vorangeschickt werden, weil man bei der jetzigen Lesart ihrer Bücher sonst nicht verstehen kann, daß das Werk dieser Dichterin nicht das stärkste Echo gefunden hat. Gertrud, das erste Buch Cécile Lauberts, „Die Erzählung vom Leben und Tod des Robert Duggwiler“ (1922)¹⁾, geht in der tragisch verlaufenden Bildungsentwicklung eines schroffen Menschen nicht mehr als episches Talent. Es fehlt hier noch das Besondere, jene Bewältigung der Fabel, des Stoffes und der Psychologie durch eine höhere Schau, durch eine tieferen Einsicht in das wesentliche Leben. Aber schon der nächste Roman, weniger umfangreich als der erste, konzentriert in der Form, streng im Stil und sehr in der Sprache, bringt die ganze Kraft der Dichterin an den Tag, zeigt ihre reine Persönlichkeit, die aus ihrem Formalismus, ihrem Materialismus ins Menschentum wächst. Das Thema „Die Verführung an den Kindern“ (1924) hebt sie, sehr schweizerisch, aus der Natur und aus dem Volk. Jenseits in einem

wirklichen Winkel des Landes, an einem See, lebt eine Dorfgemeinschaft und in ihr der Waise Jean Baptiste. Er überwand seine Armut durch die Tat seiner Hände und durch den Rat seiner Kopfe. Er erwarb sich die Liebe der Dorfgemeinschaft und mit ihr eines verlassenen armen Mädchens. Ihre junge Ehe floriert das Dorf aus, die Glück ruft drei Kinder in die Welt. Aber drei Kinder sind viel für ihre Pflegschaft. Sie ausschließen sich, die Kinder zu einer reichen, kinderlosen Bäuerin in Pflege zu geben. Dann erwacht in den Eltern, vor allem in der Mutter, immer stärker die Sehnsucht nach den Kindern. Als er sie nach Jahr und Tag zurückholen will, sträubt sich aber die Bäuerin, die Pflegslinge wieder herauszugeben. Der arme Knabe soll in dem Knäuel die Einsiedlung finden, und er entscheidet sich für den Vater. Er entscheidet tragisch, denn der Sturm reißt das Boot mit dem Vater und den Kindern in den Abgrund. Hier wird zum erstenmal Cécile Lauberts eigene Kraft sichtbar: das wirkliche Geschehen seinem wahren Sinn nach ausgedeutet. Das wirkliche Geschehen ist hier nicht jener äußere Bereich, worin die Kinder beheimatet sind, sondern das innerliche Kämpfen der Menschen um das Opfer aus Liebe. Sollen die wirklichen Eltern die Kinder opfern aus Liebe, weil sie nur so ihnen Nahrung und Zukunft sichern können, oder soll die Bäuerin das Opfer ihrer Liebe bringen, um das natürliche Verknüpfte der Eltern mit den Kindern nicht in eine widerwärtliche Trennung zu verwandeln? Die Dichterin legt die Entscheidung über das Handeln und über die Prüfung, die alle Menschen zu bestehen haben, in den Leser selbst und wendet in ihm damit die Kraft der Seele. Wie ist jemand auf diesem Wege geblieben, um wirklich wohl in ihrem bisher größten Roman „Die Wandlung“ (1929), zu neuen Wegen hindurend in der kleinen Erzählung „Der Gang in die Natur“ (1930) neben den liebe- und spielerischen Kurzgeschichten und Märchen „Ehemalige Rippe“ (1931). Im „Gang in die Natur“ wird das Unfassbare, das Geheimnis der Dinge offenbar. Ein großherziger Gedächtnis glaubt die Wahrheit des Lebens in der Erde, in der Hingabe an die Erde, in der Liebe und der Zugehörigkeit zur Erde zu finden. Er erzählt aber in dem Augenblick, als er

¹⁾ Buchhändler bei Buchheim & Co., Leipzig, vor alle ihre Bücher verlegt werden soll.

sich zusammen mit seiner liebenden Frau ganz der Wahrheit, die er gefunden zu haben glaubt, überantwortet, den Dämon der Erde, die Unsterblichkeit des Jenseits und verliert sich völlig in sich. Hier tritt in einer plötzlichen geordneten Gestalt das germanische Erdgötchen greifbar in unser Dasein. Seitdem hat Émile Zola geschrieben und nur in kleinen Dramenberichten, die auch auf einigen Bühnen Erfolg hatten, in dem Wahnschmelz nach Andersen „Das kleine Mädchen mit den Schwefelhölzchen“ und in dem Epos „Die verlorene Magd“ sowie in dem einaktigen Schauspiel „In der Stunde, die Gott uns gibt“ ihre reine christliche Menschlichkeit dramatisch und symbolisch sehr ins Bühnensicht gestellt. Auch hier wieder ist das Opfer aus Liebe, besonders in dem letzten genannten Stück mit dem Kriegshinrichthaus, immer wieder Anreiz zur Befreiung. Es geht Émile Zola um die Vervollkommenung des Menschen, um die Überwindung des Teufels im Menschen, um die Vergütigung, um die Heiligung des Lebens. Um dieses Ziel willen bezieht sie alles Sein, hält sie für alles Kräfte und Geschäfte den Maßstab einzig aus ihrer Innerlichkeit, aus dem Zusammenhang des Gefühls mit Gott, mit Christus und seiner Liebe.

Um reichlich und in einer Form, in einer Anschaulichkeit, die den Roman geradezu als ein Weltbuch erscheinen läßt, kommt Émile Zolas Welt- und Menschenansicht in der „Wandlung“ zum Ausdruck. Als Motto des ersten Buches steht der Satz:

„Erlange der Schrei der Vieher, das zur Schlachthaus führt nicht, ungehört verhallt, so lange werden andere Rinder zu weiden fortgehen, nicht um ihrer Not kein Ende sein und die Eigigkeit uns ausfüllen.“



Wird aus die alte Handelsstraße in Lyons auf das Haus (4), in dem der Roman „Die Wandlung“ geschrieben wurde

Man könnte dadurch zu der Meinung kommen, es handle sich hier um einen Lebensroman, der eine aus dogmatischer Einstellung heraus gegen das Viehschlachten und Fleischessen angehen solle. Aber Émile Zola ist eine Diktatorin! Wenn sie auch voll tiefsten Mitleids mit dem Tier ist, das der Mensch übermäßig und als Nahrung benutzt, so scheint sie ihren Roman doch nicht um der Hoffnung willen, die Menschen von der Viehschlachtung abbringen zu können. Sie hat ihren Roman ausschließlich geschrieben, um den Menschen innerlich zu jener Erkenntnis und Kräftevermehrung zu führen, die eine Vervollkommenung des Menschen bewirkt, eben seine Wandlung von rein, äußerlich lebenden zum geistig, zum heilig bestimmten Menschen, der sein Tun und Handeln nach den ewigen Ideen und Offenbarungen, nach Gott und seiner Liebe gestaltet. Die Idee ihres Buches ist, an Stelle des Alltagsmenschen den wesentlichen Menschen zu setzen. Diese Idee wird schon von der ersten Szene des Buches an beinahe freudig aufgedeckt.

Man steht in einer Stadt, die wohl Lyons verfallen dürfte, denn sie liegt an einem Fluß und einem See, zwischen Bergen, die nicht zu hoch sind — das Volk sich auf den Straßen sammeln, um den heilig geschmiedeten Zug der Tiere zur Schlachthaus verbringenden zu sehen. Unter den Schlachtern, die das Vieh durch die Straßen treiben, fällt einer besonders auf, der

Gustav Plattner, der den Ofstier führt, größer gewachsen als seine Kameraden, schlant und kräftig, mit einer geschickteren Hand und mehr Kraft im Gelenk als die andern, mit einem hübschen, nachlässigen Gesicht und braunem Kraushaar: „Du siehst er aus wie der Hiesel der Edelknecht.“ Alle Mädchen schaueten auf ihn, und bei allen Mädchen hat er, der ein abenteuerliches, anruhiges Leben als Geselle auf der Wanderung hinter sich hat, Liebesglück. Unter den Mädchen steht verloren die kleine, pure Justine, die Tochter eines Bauschreiners und einer kranken, alten Mutter, die, seit Justins Geburt gelähmt, im Gehilfthum dem Frustler aus dem Leben zuschaut.

Justins Herz war so beschaffen, daß es vom Leben angezogen wurde, ja, wie andere Herzen vom Vergnügen angezogen werden. Ein auspaßt das Schicksal als eine Verführung an den wichtigsten Beschäftigen Gottes, als schonverurtheilten Unkraut des Lebens gegenüber, die ihr Dasein in den Dienst der Menschen stellen. Nicht nicht der Erde nahe um Jahr den einem Pfad durch die gelbe Garbe und übertritt jedem Weg ab am Joch? Und die Kuh nicht ihre Milch her, um die kleinen Kistchen zu trösten, die an seiner Mutterbrust satt werden dürfen und ohne die Milch dem Leben preisgegeben sind? — Der Kuh wird demnach das Kälbchen von der Hufe weggeholt, und sie flugt und lchreht um es viele Wochen lang in wechseligen Mutterkosen. Wenn die Kuh nicht mehr haben kann, einreut der Metzger sie in seine Hand; dann legt sie ihr widerstündlich den Menschen vor als letzte Dienst, und der Mensch zerkaut, zerhackt, kocht und kaut es, sticht gestirbt auf vom Markt, geht gestirbt herum.

Justine ausl man gerade sehen, wie der Ofstier seinen eigenen Frustler, den Gustav Plattner, nach sich reißt. Sie begreift nicht, daß der Stier mit seiner Kraft sich nicht wehrt. Da springt sie ein paar Schritte vor, stellt sich mitten in die Verwirrung des Schlachthaus und Haufes in die Hände, um den Stier abzuwehren. Sie erreicht aber mit ihrer ganz aus dem Gesicht geborenen Tat nur das Gedächtnis der Mitmenschen; auch Plattner lacht verächtlich, und das Lachen und ein Schimpfen, das sie hört, weckt eine ferverate Loh auf Justins Wangen. Mädchen und Edelmänner treten in ihre kindlichen Hüge und sind so glücklich, daß Plattner es nicht erträgt und seine Milde wegwerfen muß. „Aber dann frucht er aus, und sie stößt zur Seite, legt das Gesicht freiges in beide Hände und liest Größe und Gefähr

über sich ergötzen wie ein Gerichte in gänglicher Gefügigkeit.“

Frucht und Leib sind in dieser Zone gleichsam zusammengefallen und können aus nicht mehr auseinander los. Der Metzger Gustav wird nach dem Schlachtfest von seinen Kameraden wegen des Mädchens gehänselt. In seinem Altertum, in seiner Hemmungslosigkeit schreut er: „Aus dem jungen Mädchen mache ich meine Frau, die zwei Monate vorüber sind“, laßt selten seine Kameraden das Rechte haben, ihr durchzupfeigeln. Und wirklich, wenn auch Justine durch den Rausch Plattners, den jungen Kraft, von der Seite hört und gewarnt wird, sie muß doch die Werbung, bei der Plattner ihre Zartheit kumpf erlebt, entgegennehmen, und als ihre Mutter ihr von der Verführung einer Guitat an einem jungen Menschen erzählt, auch als sie sieht, daß auch Plattner für das Mädchen, eine Kose, nicht unempfindlich ist, schließlich mit beginnender Liebe ihr Jawort geben. Wie weit noch innerhalb von zwei Monaten seine Frau; wenn sie auch erscheidend am Hochzeitstag spricht, daß sein Leben nichts mit seinem Leben zu tun habe und daß nur sie allein ganz aufrechtig sein kann, so ergibt sie sich doch darin, weil sie weiß, daß „das dieselbe Glück nur jensei ist, das sich hebt aus künftigen Grunde, darin noch Träumen sich spiegeln“.

Sie muß zwar auch noch am Hochzeitstag erfahren, daß ihr Mann mit der Köchin Kate ein kühnlich geliebtes Kind gezeugt hat, aber sie spricht die Mutterliebe in der Köchin und nicht in der Güte für ihr Kind Zustimmung, das die Köchin ganz während wegschlägt, dann aber, allein, aufammelt.

Justine geht nun in das Haus, das nach Gustavs Eltern gehört, die im mittleren Endwerk wohnen, während die Wohnung des jungen Paares köst unter dem Dach ist. Der Vater ihres Mannes, klein, ausgezehrt, hat nach dem Schlaganfall nur noch den Wunsch, wieder gehenlernen und seinen Sohn, der ihm das Geschäft zu billig abgenommen habe, zu lassen. Ihres Mannes Mutter ist maßlos in ihrer Körperfülle, in ihrer Efigkeit, mit schließenden Augen, nur Leib und nicht erkennbar als Mensch. Justine bringt in das Haus und viele Teile ihrer Sachen hinein, ihr hellen Wickenholzmöbel, ihre Vogel und Pflanzen. Aber

die Dinge sind ihrem Mann gegenüber, sie bezeugen ihn. Die Kammermägdel streuen ihn im Morgenschlaf, er atmet sich an den Pflanzen, und eines Tages schneft er das Kammermädchen mit der Spengelschale von der Straße. Da erkennt Justine, daß ihre Gedanken nicht darüber gehöhen, sie muß nun ohne ihre Dinge auskommen. Sie entdeckt nun, daß ihr Mann einem fremden Geruch an sich trägt. Wie sie spürt, daß ihre Seele mit dem Hause nicht zusammenhängen kann, so verliert sie auch hier mitten in der Stadt den Zusammenhang mit der Natur. Wenn sie sich nach dem Baum, dem Wind, dem Himmel schaut, muß sie zu Matthias, dem Stengardner, und seiner Frau Marie hoch oben in deren Dachwohnung gehen. Hier sieht sie, mit welcher Wärme das Ehepaar sich liebt. Aber dahin führen ihre Bemühungen auf eine Wand. Insbesondere vollendet sich das Schicksal Karas, der Köchin, die tagelänger in der Küche der Weggerei neben Mattner arbeitet und deswegen ihr Kind einem leichfertigen Nähermädchen überlassen muß, wo sie es eines Tages tot vorfindet und selbst dann über den Satz ihres Kindes zusammenstürzt. Justine fühlte immer mehr, wie einsam sie ist, sie sucht den Weg zur Kirche, geht oft zum Friedhof und fremdet sich mit dem Friedhofswärter Wangen an, lernt das Schicksal der Pustfrau Anna Jügel, die für ihre Tochter und deren Kinder heimlich stiehlt, kennen und verstehen. Sie geht von der kleinen Flamme in ihrem Jauern, lauscht beständig umher, erwartet immer ein Geschick. Ehen vom nächsten Morgen an, wenn ihr Mann zur Arbeit ist, sitzt sie und lauscht und hört dann, wie das Peil in seiner Hand die Knochen zerhackt. Sie kann es nicht mehr hören.

Was sie auch setzen nun wird, das Peil ist in ihrer Hand gelagert: sie zerhackt mit, sie zerhackt mit — solange sie ihn nicht daran hindert. Mein Gott, nein, mein Gott, nicht! Nicht mehr! Er darf nicht



Die Dichterin Stella Rauber mit ihren Kindern im Garten ihres Hauses in Gengen, Dezember 1922

längeln! Ich muß hindersuchen und es ihm zeigen! Aber sie richtet sich nicht.

Sie weiß, er wird auf ihre Stimme nicht hören. Als sie einmal hinterherkommt, fragt er, empört über ihr Kommen, ob sie ihn auszuwachen will, und als sie dann ehrlich sagt, sie sei gekommen, ihn zu mahnen, es würde einmal eine Zeit kommen, wo er sein Handwerk hinlegen würde, da sagt er ihr mit einem Blick, sie sei verrückt. Nur ihre Mutter versteht sie, und verstanden hat sie auch der Knabe Rolf. Justine geht zu ihrer Mutter und fragt sie, die man so lange Jahre still ihr Leid trägt: „Gag, Mutter, wie erträgst du dein Leid?“

Und die Mutter verrät ihr die verborgenen Quellen, indem sie ihr erzählt, daß ihre Mutter alles Leid vorausempfunden und davon gewarnt habe. Auch im Schicksal der leichfertigen Klara, die sich von einem Freund verlassen hat verführen lassen und von ihrer alten Mutter gerettet wird, trägt sich Justine einer Mutter Größe. Justine aber hält aus, weil in ihr neues Leben sich regt. Ein kleiner Mensch kommt zur Welt, ein Knabe. Kaum ist er da, hat er schon die Herrschaft an sich geübt. Der kleine Mensch nimmt ganz die Mutter für sich: der Vater fühlt sich ausgeschlossen von dieser Mutter-Kind-Beziehung. Er geht wieder hinaus in sein weißes Geschäftshaus, er geht der Frau des Stengardners Matthias nach und zwingt sie mit seiner Engigkeit zur Untertan, er tanzt mit der Frau seines Freundes Anton

und suchte Zeitvertrieb und ließ dabei nichts-
los andere Menschen ins Angliß, in den Tod.
Jahre hindurch führt er so sein wildes Leben,
das der Knecht Keß nicht mehr erträgt und
aus Wänter samt seiner kleinen Frau Kaja
wird. Eines Tages aber kauft Eufas Platt-
ner dem Gespann einiger alter Menschen auf
der Bank in den Anlagen mit seinem Ehek-
hen, das sie „Engelchen“ rufen, und da entdeckt
er seinen Jungen. Sein Junge entdeckt auch
ihn, den Vater; beide gehören fortan zueinan-
der. Das Kind hat seinen Vater an die Hand
genommen, und die Frau betet nun: „Mein
Gott, laß nicht das Kind den Weg des Vaters
gehen, sondern laß den Vater den Weg des
Kindes gehen.“

In dem Vater wohnt immer noch die alte
Lebhaft. Sein Junge soll nicht immer
mit der Mutter ausgehen, soll zeigen, daß er
der Sohn eines echten Mannes ist, soll ein
Kinder mädchen haben. Justine singt sich, aber
aber nicht, daß mit dem Mädchen das Schick-
sal in ihre Hände kommt. Das Schicksal hat
schon längst die Rollen verteilt:

Der Vater glaubt, sein Kind zu führen, und
wacht schon lange selber geführt, er glaubt zu
gehen und wurde gegangen, aber wußte es nicht. Nur,
wenn das Auge offen ist unbegrenztem Vertrauen
zu ihm aufsteht, kam es ihm wunderbar an, fühlte
er etwas, das einem schwindeligen Gefühl ähnlich
war. Er wollte seine große Eifersucht und Un-
heimlichkeit, als könnte es noch etwas anderes
geben außer ihm und seiner Auffassung der Dinge.
Und dann war er, als habe der Boden unter seinen
Füßen die wenig gerückt . . .

Das Kind war ja ganz in der Kraft der
Wahrhaftigkeit, jener Wahrhaftigkeit, die
auch dem Heiligen und dem Tier eigen ist, er-
zogen werden, und als es eines Tages seinen
Vater fragte: „Vater, was soll denn das?“,
da schaute sich der Vater und gestand seinen
Betrug nicht. Aber da war das Kindermä-
den, ein großes, festes Bauernmädchen, und
es machte sich eine Fremde daraus, den jähren,
seinen Jungen zu quälen. Es verriet ihm auf
eine Weise den Betrug seines Vaters. Das
Kind brach fast darüber zusammen, doch es
schwang gegen Vater und Mutter. Als es eines
Tages eine Fremde erblickte und darunter ein
weißes Kinnchen durch die Strafe gehen sah
und ahnte, wohin die Tiere geritten wurden,
da folgte es zum Schlachthaus, warf sich den

Menschen und den Tieren entgegen, auf daß
nicht geschlachtet würde. In diesem Augenblick
kam der Vater, als Erschütterer gekleidet, mit
klugem Schurz und spitzem Erschütterer
an seinem Gürtel, dazu. Da war in die un-
natürlich aufgerissenen Augen, die den Vater
ansahen, als wäre er ein Gespenst, die ge-
wundene Todesfurcht der Tiere und die stumme
Frage: „Was — tust — du — hier?“ Und
der Anblick stieg ohne Bestimmung auf den
Rücken. Langsam starb er dann hinweg und
trieb die Frau Justine durch seinen Tod aus
dem Hause zu ihrer Mutter zurück, trieb den
Vater, über den der Tod des Jungen wie ein
Gottesfluch kam, aus Betrug, Haus und Frei-
heit in die Welt hinaus.

Justine trägt das Schicksal des Lebens auf
dem Gesicht und lebt nun nur noch innerlich
mit dem Maim, der über die Wege nach Je-
sai aus Meer wandert. Es ist der Weg, der
durch Leid und Einsamkeit, Krankheit und Not
zur Vollkommenheit führt. Das Schicksal
der Vollkommenheit aber ist, „still und immer
still werden, bis die Hand sich nicht mehr
rührt um ihre Willen und der Fuß sich nicht
mehr hebt um seine Willen, grüßte und ge-
tröstet von Stelle eingehen in das allgemeine
große Schweigen“. In dieses Schweigen geht
schließlich Justine selbst ein, grab, als sie ahnt,
daß ihr Mann den Weg zur Heimat wieder
eingeschlagen hat. Eufas kam dahin nicht zu
seinen Freunden und auch nicht zu seiner Mut-
ter, die ihn nicht mehr hieß, die nur noch starb,
er kam über zu seinen Leuten auf dem Fried-
hof, suchte das Grab seines Kindes und fand,
daß es nicht mehr bestand. Nur Justins Grab
sah er noch, und er hieß, als er den Friedhof
verlassen hat, hinter sich ihrem unbekanntem,
gewinkelten Schritt und lächelte:

„Bist du da, kommst du auch doch?“ fragte er sich
stumm, ohne sich umzuwenden. „Mir ist es doch,
du wirst kommen, um mich sehen zu helfen, meine
Justine.“

„Ich bin ja immer mit dir gewesen“, wurde jählich
geantwortet.

Und er stieß sich von ihrer Hand gelöst, und
so geht ihn mit fort zu Hubertus, ihrem Sohn,
hin. Eufas soll er machen, ehe sie kommen,
die Tiere, und da kommen die Tiere herauf, all
die Tiere, die er einst geschlachtet. Sie wollen
ihn den Weg zu Hubertus verjagen. Er soll
ihnen weichen mit einem Bock, aber er sagt

„Ich werde sie kein postumal schlagen“, und er wehrt sich nicht, als die Türe nun über ihn beschließen und ihn, indes er hinter den Türen seinen Sohn jählich „Vater“ rufen hört, zu Tode stoßen. Am andern Morgen findet ein Freund den toten Gutsbesitzer Hartner, sein Gesicht ist bleich und voller Frieden.

Dieser Roman der Wandlung eines Menschen vom Verpöbten zum seltsamen

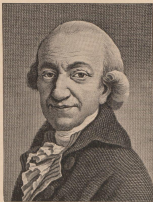
stimmten Sein ist mit einer Schlichtheit und Wahrscheinlichkeit der Sprache und der Szenen erzählt, wie nur selten ein Roman in unserer Zeit. Dabei hat die Gestaltungskraft eines weltlichen Künstlers den inneren und äußeren Weg der Menschen dieses Romans so vor uns hingebaut, daß wir die Straße Gottes, die im Leben der Menschen sich auszuwickeln vermag, unmittelbar miterleben.

Wieland auf Schloß Warthausen

Zum 200. Geburtstag des Dichters am 5. September

Von Matthäus Gerster

Es war so ums Jahr 1762 herum. Christoph Martin Wieland, Gutsbesitzer der schwedischen Druckrepublik Biberach, wo jedes Amtlein vom Bürgermeister bis zum Nachwächter demutet stumm und redlich zwischen Katholiken und Protestanten gestellt war und die Parteien mit Argusaugen wachten, daß keine von der andern übertrieben wurde, besaß sich gerade in einer ehelichen Manier. Das fremde Kätzchen, das er in Zürich und Bern bekommen und der schönen, geistreichen und gelächten Julie von Besseli zu lieb getragen hatte, erwiderte ihm lachend: er liebte sie mit der neuen, von Frankreich gekommenen Liebe, die weniger nach dem von Alkestis so hoch gepriesenen angestrichen Zeugnis fragte als mit Belustigung das sichere Wissen mit seinem Bewußtsein um so höher schätzte. Belustige nicht offen und vor aller Welt! Nur im geheimen, in Briefen an vertraute Freunde, ließ er es durchblicken. In der schwedischen Stadt Albern, wo damals Bürger und Patrizier die Köpfe nach dem Mier und die Köpfe nach ihrer Willkür schloßen, wären ihm solche Aussehen auch sehr geistlich gewesen; denn die Patri-



Wieland.

Nach dem Bild von Besseli



Sophie La Roche (1717–1807)
v. Heinrich Wilhelm

ger mühen sich artig, ihn das Senatoren-
seßelchen, auf das er ein wenig außer der
Reihe gekommen war — die kluge Mutter und
die schöne Frau Bürgermeistern von Giller
hatten wohl bei der Besetzung ihre Hände im
Spiel gehabt —, mit allen Mühen fertig
zu machen. Höchstens verriet er seinen letzten
Büchsen, eben dem eleganten, wohlgeordneten
und hübschen Kästchen von Giller, die aber
noch damaliger alles Französische nachschreiben
Waise den Namen trug und für die
er preisdenklich als Kusine und Bürgermeistern
schmeichelte, etwas von den Umordnungen sei-
ner Seele. Aber die oberflächliche Frau, deren
Ordnung kaum über wichtige Galanterien und
schmeicheleiche Komplimente hinausging, hatte
wenig Sinn für die Ebnung eines Dichter-
hergens, und ihr Mann, der oberste Bürger-
meister, saß lieber hinter einem stehenden, nicht
allzu kleinen dampfenden Weins als
einem schmeichlichen Buche und hatte mehr
Verständnis für wichtige Wirtschaften als
Redners langen und langweiligen Red",
den seine Frau auf ihrem Bescheidenen lie-
gen hatte. Wieland aber, der den Chateaus
„Carron“ übersehe und im Rührer Thea-

ter hinterm Spiegel hatte aufhängen lassen, schloß
sich in dieser Welt besser Bürger und reich-
terer Krümer nicht wohl; die Ebnung nach
ausgebreiteter, geistlicher Gesellschaft, wie er sie in
Jülich und Bonn gehabt hatte, wurde mühsam
in seiner Seele, und er bekannte tief den Druck
mit der geliebten Julie von Boudier, die er der
gesellschaftlichen Gattung gespiegelt hatte.

Da erzählte eines abends seine hübsche Beise
— und ihre Augen suchten scharf hinter
ihren Häutchen aus weißen Sträußchen —,
welch vergnügliche Tage sie eben auf Schloß
Warthausen in Gesellschaft ihres Schwagers
La Roche, ihrer Schwester Sophie und des
geistreichen Grafen von Stahlen zugebracht
habe und wie vorteilhaft es für ihn als Dichter
wäre, die Bekanntschaft des klugen kün-
stlerischen Gynäseers und seiner Freunde zu machen.
Beim Namen Sophie La Roche erwiderte
der Herr Stadtschreiber und Senator und
schloß jener Gynäseers, da er nach einer
Predigt, die der Vater Pastor etwas leidend und
langweilig über die Gottesliebe gehalten hatte,
mit dem schönen Büchsen aus Augsburg einen
Spaziergang über das „Rindeln“ gemacht und
dabei so artig über das Predigtthema in wech-
selndem Sinne debattiert hatte, daß er bei der
Selbstbeise dem etwas verblüfften Papa und
der abgemessenen Mama die liebste Sophie
als Braut vorstellen konnte. Sophie,
die Tochter und ihre schwermüthige Geliebte,
wollte in der Nähe? Ehler angestrich-
lich schien es ihm, sie widersehen zu kön-
nen. Er schaute in die Nacht hinaus, durch-
streifte Gassen und Wälder und schmeichelte
Pläne, wie er sich am glücklichsten in War-
thausen einführen könne. Einen Roman wollte
er schreiben, die eigenen wechselvollen Schicksale
beinhalten. Aber zum Roman schreiben ge-
hörte Zeit und Geduld. Zeit hatte er genug; das
Ain drückte seine Gedanken wenig. Aber an
Geduld sollte er ihm. Fabelhaft waren müs-
sen und dürfen, während auf Reichweite ein
stiller Herr lachte. Nein, das konnte und
wollte er nicht. Da setzte er sich hin und schrieb
in jülicher Schrift an die originalen heiß Ge-
liebte (der er aber am 12. September 1753
antwortet hatte, er hoffe sie in diesem Leben
nie wieder zu sehen!) und fragte bescheiden an,
ob sein Besuch willkommen wäre. Wie eine

Beute schlug der Brief, den der gelehrte Doctor auf einem Silberblech überreichte, auf Schloß Warthausen ein. Sophie ließ so kühles Herz begann zu pochen. Trübsal bekehrte La Roche sein schönes Weib, und Graf Statius war voll Trauer, den Cybelethron seiner Vertrauten krönungslernen. Ein Boot flog nach der von vierundzwanzig wehrhaften Thürmen bewachten Ritterschloß und brachte dem Einsiedler eine kühne Einladung nach Schloß Warthausen.

Heinrich Graf von Statius, kurz zuvor noch Minister des geistlichen Kurfürsten von Mainz, hatte sich, als er in Ungnade bei seinem Herrn fiel, leichtsinnig und frechen Herzens nach Warthausen zurückgezogen und das burgundische Schloß, dessen Grundmauern auf römischen Fundamenten ruhen sollten, zu einem wehlichen Herrschaftssitz im englischen Geschmack umbauen lassen. Wegen Ofen und Sälen fällt der Melancholiker des Schloßberges, der einst ein Jagthaus Barbarosses getragen hatte, stül gegen das Dorf ab. Der Bild



Graf Heinrich von Statius (1719–1798)
im Freund und Wiener Mediziner mit Herr auf Schloß Warthausen

flügel des Rifal knist, Alen zu. Gärten und Wälder säumen den Talrand, und seiner Wasserkunst brennt sich über den Terrassen von Apfeln und Weintrauben, wo einstmals der Ballinger Generalhaus von 30 von Bauern unter Ulrich Schmid von Palmringen mit dem Schwäbischen Band am Rand und Gerechtigkeit gemauert hatte. Im Süden steht man die Tanne Biberach und im verlassenen Hintergrund auf den Höhen des Schloß Hara. Nord- und westwärts sieht sich eine weilige Ebene hin. Hier dehnte sich hundentlang ein weiter Park mit schattigen Laubengängen, einer herrlichen Allee und heiß vertheimtem Fiedeln aus. Lusthäuser, Alleen, Grotten, Jagdschlösschen, Festung, Hirsche mit Eseln und ausländischen Gärten wechselten darin auf englische Weise ab. Im Schloß gab es Springbrunnen, Postern, Treibhäuser, Hübschheit. Große Mauer desuten, Densillen in

bunten Blumen und solche Pflanzen spreizten sich. Besonderen frischen landwirthlichen Gesiebers durch die Luft. Häufig sah man den Grafen am Schloßberg stehen, mit schwarzem Mantel bekleidet; Frau von La Roche in weißem Gewande, Hosen im Haar, stand sich neben ihm. Auf ein Zeichen mit einer silbernen Glocke stiegen die Fräulein schwarzweiße herbei und empfingen die Verurtheilten von des Herrn wohlberühmten Tisch. So schilbert Wilhelms Landmann, der Biberacher Wieser Pfug in den „Erinnerungen eines Schwaben“ den Paradies des reichthümlichen Komplexes.

Aufstehenden Hygros wandelte Wilhelms am Coomagnegegend Ruffalter entlang, stieg den steilen Schloßberg hinauf, durchschritt die eisenbeschlagene Thor, betrat das prächtige Treppenhause und ging die glatten, niedrigen Gänge hinauf, ohne der schönen Rautenfall.

Unter, der Reliefs der Marmorchristung mit dem Drei-Wolfsangel-Wappen der Stadten zu achten. Nicht die Schicksale und gärtnerischen Sonderbarkeiten des geistlichen Lustschlosses ergien dem Dichter. Ihn lebten Menschen, Menschen, die über dem Getriebe des Alltags seiner Vaterstadt standen: der feinsinnige, weltkundige Graf, sein kühler, kluger Freund und Helfer, der kurmainzische Jesuit La Roche, hinter dessen französischen Namen sich der Lauberbischöfseheimer Chirurgensohn Michael Franz barg (eine andere Lesart machte ihn zum natürlichen Sohn des Grafen), La Roches Garzin Cephie, geborne von Guttermann, die Wieland nie vergessen hatte.

Erstausgerichtet stand Cephie im Zimmer, als Wieland eintrat. Worüber deutete er ihr in tiefer Vorgeiffenheit die Hand und sank erschüttert zu ihren Füßen. „Wieland! Lieber Wieland!“ sammelte sie, da Erinnerungen an den Grundfesten ihrer Freundschaft einströmten. Mit mütterlichem Takt hob La Roche die Cygne aus dem Continentalen, das er haßte, ins Weißtuge. Der Graf, gestützt, versahen, in weißer Alasweste, dunkelblauem Samt, aschenbeinfarbenem Spitzenkragen, kam hinzu. Die schmalen, durchsichtigen Finger hielten die perlendsteife Dese aus blasschem Schmelz.

Man ging in die Bibliothek, des Grafen Leiligtum, und plauderte von Literatur. In braunen, goldgeprägten Lederbänden standen hier die Werke der Grafen der Gegenwart und Vergangenheit. Graf Stadten konnte nicht laß die unerbittlichen Franzosen. Eher schloß er die englische Literatur, nannte Chateaubriand den größten aller Dichter, rühmte Spinozaburg, Hildeking, Erwin und Corine und sprach mit starker Hoffnung von der Zukunft der deutschen Literatur. Seine Reise hielten ihn denhall für einen „esprit fort“. In Paris und London hatte er Berichterfater, die ihn mit dem neuesten Erscheunungen des Büchermarktes bekannt machten. Für die deutsche Literatur besaß er in La Roche und seinen klugen Garzin bewährte Hütern.

La Roche war ein schöner Mann von allen Gesichtszügen; seine Augen gigten Weis und Feuer. Er galt als hochgebildet und geistreich, als sein Ideal Voltaire scharfer Spötterei. „Aber“, sagte Wieland von ihm, „sein Herz war mit dem Vergnügen, Gutes zu tun, ver-

traut.“ Cephie selbst erschien in ihrer mütterlichen Reize schöner als je, und ihre geistigen Ausmaße waren im vertrauten Verkehr mit dem Grafen und dem Grafen gewachsen. Sie war eine empfindsame Natur und eine anheimelnde, begeisterungsfähige Jüdiserin.

Stammend sah Wieland, was er an ihr erlernt hatte. Der Herr Cammer, Kammerdiener und Poet geist dem kleinen Kreise trotz des fremden Mädchens, das er noch trug. Bald war er auf Schloß Warthausen heimisch. Ein neuer Frühling blühte ihm im Verkehr mit Cephie, die doch nie vergaß, daß er ihr nicht mehr als ein guter Freund sein dürfe. Nach drei Besuchen gehörten zum Stadtenischen Kreise, ein gewisser Herr, ein behäbiger Kaplan, den man nach Voltaires „Candide“ nie anders als „Meister Pangloss“ nannte, und der Maler Tischbein. Hausfrauenbesüchten aber über Stadten Tochter, die Gräfin Ball, eine schöne Frau mit großen bläulichen Augen und feinem Mund.

Zwischen Aberach und Warthausen walt Wieland sieben Jahre lang sein Leben. Im Rathaus am Marktplatz, aus dessen Brunnem das Wasser unter der Pergelstange lebig in ein weites und tiefes Becken plätschert, übete er einen ständigen Kampf mit Alltag, Bürgerlichter, Vernunft und Besinn. Wohl hatte er Stimm, hatte er Freunde und Gönner. Aber seine Seele lebte in Warthausen. Schätzte er den Alltagslauf von den Armen und wunderte er die Kist entlang, so wurde ihm leicht und froh.

Auf dem Schloß umging ihn alte Kultur, Toleranz und Geist, regierten aber Aufstand und beschränkte Freiheit. La Roche, der seiner Garzin jeden Morgen Stellen in französischen und englischen Büchern anstrich, damit sie überlege, wie sie dem Grafen feingedruckte Gedanken und alte Empfindungen schicklich und unerscholend im Gespräch, auf Spaziergängen und bei Tisch, wie bester Bericht, vertesse, erkannte in Wieland noch den Mann, der selber Weis und Wig genug besaß, um dem sechzigjährigen Stadten ein oberbärtiger Gesellschaftler zu werden. Langsam fernte dieser ihn nach eigenem Willen, machte ihn über Tugend und Blasen lachen, eine selber glaubens und angeblich zu sein, lehrte ihn Einsamkeit vertragen und doch der Einsamkeit gemäß zu leben.

Wieland trieb sich innerlich, aber die Macht des Beispiels war stärker als sein Widerstand. Auf Schloß Warthausen war man nur theoretisch streng (die La Roche führten ein Musterleben), nur theoretisch Feinde derer. Der Hauptplan saß mit am Tisch und sprach das Tischgespräch. Man hörte Sonntags Predigt und Messe in Oberwarthausen und jagte sich dem Kindeckel als glänzende Beigabe.

Große Arbeit, heitere Spaziergänge in den schattigen Lauben des Parks, frühliche Tischnunden mit würdigen, geistreichen Gesprächen wechselten auf dem Tagesprogramm. Des Abends beschloß in der Regel ein Konzert mit Symphonien des damals berühmten Jemelli oder Cistoni von Genua, Haydn, Salieri und andern Meistern. Man saß dann wohl im runden Saalzimmer, von dem aus der Blick über Thal und Thier schweifte. Weißer Sand rankte sich gerlich über hellblauen Grund. Schwere geschwungne Säulen mit hellen Messingstufen schlossen den Raum. Im Winter glitzerte bergegtes Kieselg im großen Marmorkreis auf schmalen Feuerböden und der Plamenschrein sangte auf dem spiegelnden Parktreiben. Durch ein Fenstere sah man nach den Montebergen und Catinungen. Im Mittelpunkt des Gesprächs aber stand meistens die Literatur, und es war kein Zufall, daß Statian es liebte, den Kreis der Gäste dazu in die Bibliothek zu führen. Alle Handschriften, Klassikerausgaben und Manuskripte, eine reiche und für die damalige Zeit seltene Vollständigkeit der italienischen, französischen, englischen und deutschen Literaturen machten diesen Raum, in welchem sich der Graf vollständig zuhause fühlte, zu einer Herde und Lustbarkeit.

Hier wuchsen die neuesten Erscheinungen der Belletristik besprochen. Hier plagten die Meinungen im Feuer geistlicher Ausfälle und glänzender Paraden aufeinander. Hier stritt man über Dichtung, Philosophie, Religion und Moral. Hier fielen erste Worte mit jactlicher Ruhe. Hier erhoben sich die Gemüther beim Geyndel mit den scharfen Worten des Epictetus und der Ironie. Hier fragte der stehende Statian aber auch den Poeten aus Genua, ob er mit voller Ubergangung glaube, daß der Tod keine Vermeidung des Geistes sei. Auf Wielands Bejahung hin bekehrte sich der alte

Bellocianer und stark verführt mit seiner Kirche. In diesem Räume las Wieland seine neuesten Entwürfe vor und grügte nach dem Beifall seiner Zuhörer. „Gefiel er hier“, schreibt sein Biograph Bräuer, „so befiel er den Beifall zu gefallen.“ War der Dichter des Staatsdieners müde, in Warthausen, wo er ein eigenes Zimmer befaß, jachte und fand er Erholung. In der Bibliothek waren Hölzmittel, die ihn in der Vaterstadt fehlten. Das reichliche Schloß mit seiner reichen Gesellschaft wurde zum Mittelpunkt seiner Denken und Dichtens. Die Hölzerei, die ihn hier unterwies, erzog ihn zu dem gewandten Gesellschaftsdichter, der er wurde, vielleicht auch ohne Warthausen gewesen wäre.

Hier entstand der Roman „Der Geyndel“, entstand der erste deutsche Bildungsroman „Agathon“, entstanden auch jene herrlichen Erzählungen, die der jactliche Poet als „wundersame Geschichten der niedrigsten Art“ kennzeichnet, die wir heute aber nur noch lieben finden.

Wieland konnte Warthausen so wenig entbehren als der Statianische Kreis den Dichter wissen mochte. Als der Graf mit der schwedischen Laskensformatriepublik Geyndel aufing — jenen früher hatte es den ungeliebten Geyndel, welchen und geistlichen, einmal Spaß gemacht, die Pfefferkörner und Alantier an der Riß von Dieren, Dieren und Laskens eigenem regelrecht besetzten und jappeln zu lassen! —, da jachte es den Herrn Statian über, seinen Witz an dem der Warthausen zu zeigen. Daraus machte er anfangs Vergnügen, solange sie den Laskensden Witz überjachte. Als aber der Laskensden einmal gar zu wichtig jachte, jachte der andere Partei die Jommesader. Auch auf Warthausen war mit hohen Herren nicht gut Laskens eben.

Wieland fiel in Ungnade und wurde von seinem Jarnst entfernt. Schwerlich vermochte er die gewählten Hölzmittel der reichen Bibliothek und den Verkehr mit gleichgesinnten Geistern. In Warthausen an der Riß saß er wie Wieland Jarnst an den Wässern Dabulau. Aber er hing seine Hufe nicht an den Wässern und Hölzbäumen, die das Meer säumten, auf. Doch auch Statian legerte sich über den Staatsdieners wie über sich selber so sehr, daß er nach Nönnigheim im Joberg zu

Dort gefiel es ihm jedoch nicht; er lebte noch Wartenhausen genäh, wo alles an den Dichter und die schönen Abende heiteren Zusammenseins erinnerte. Da schwand der alte Beall. „Que fait Wieland?“, fragte er eines Tages Frau von La Roche. „Monsieur le comte“, war die schlagfertige Antwort, „il est comme l'édition d'un livre, corrigée, mais pas revue.“ Der Wig gefiel, Stedien lachte herzlich, und Wieland war nicht nur begnadigt, sondern beliebter als je.

Den Freunden Hinnete er sein Herz. Die trauerten um sein Todestodesel mit der letzten Geste von Willen und lachten über den Arch, den er sich nach dem Tod ihres Mannes, trotz

Peptiens Warnung, von ihr holte; sie warnten ihn vor der leichtsinnigen Liebeli mit der schönen katholischen Kirchengesängerin Heißer Vogel, seiner geliebten „Bibi“, die er auf dem Ball am Gärtchenfest kennengelernt hatte, heiraten wollte, verführte und dann verließ; sie beglückwünschten ihn zu seiner Vermähltheit mit der praktischen, ansehnlichen Decathen Hiltensbrant aus Augsburg, die ihn zum außerordentlichen Chemiker machte.

Am 24. Oktober 1743 starb Graf Stedien. La Roche zog als Wittmann mit der Gattin nach Würzburg, und Wieland folgte 1749 als Professor nach Gießen über. Es wurde ein Kreis seiner Bekanntschaft gezogen.

Von Spitzbuben und Detektiven

Zur Entwicklung des Kriminalromans

Von Christian Erik Ganter

Man könnte die Frage aufwerfen, ob unsere bewegte Zeit für eine Betrachtung über Kriminalromane Raum und Aufmerksamkeit aufzubringen vermag. Welche Unterhaltungslehre, so wird mancher vielleicht denken, habe im Cereus des Geschickens keinen Raum. Und der Kriminalroman sei nichts anderes als Heße, oft genug niedrige Unterhaltung. — Diesem möglichen Einwand sei zur Rechtfertigung der folgenden Ausführungen von vornherein einiges entgegengestellt. Zunächst läßt sich feststellen, daß Zeiten der Umwälzung eine gesteigerte Nachfrage nach Unterhaltung im Gefolge hatten. Wer den Büchermarkt unserer Tage einigermaßen überschaut, weiß überdies, daß gerade der Kriminalroman heute mit der höchsten Unterhaltungsektüre ist, allerdings auf sehr hohen geborenen Grundlage. Aber abgesehen von dieser Ermüdung gibt es auch gewissermaßen moralische Gründe, die eine ernstliche Betrachtung

des Kriminalromans wünschenswert erscheinen lassen. Hierfür kann man einen Gewährsmann von höchstem Gewicht anrufen, nämlich keinen Geringeren als Friedrich Schiller. Er schreibt in seinem „Verbrecher aus verlorener Ehre“:

In der ganzen Geschichte des Menschen ist kein Kapitel so reichhaltig für Herz und Geist, als die Geschichte seiner Verirrungen. Bei jedem großen Verbrechen war eine verhältnismäßig große Kräfte in Bewegung. Wenn sich das geheime Spiel der Neugierhaft bei dem mittern Licht gerichtlicher Affäre verdeckt, so wird es im Zustand gewalttätiger Leidenschaft desto heftiger empfinden, telegraphieren, lauten; der feine Menschenverstand, welcher sonst, wieviel man auf die Mordthat der gerichtlichen Willkürfreiheit eigentlich setzen darf, und wie weit es reicht ist, analogisch zu schließen, wird durch Erfahrung aus tiefen Gebirgen in seine Erleuchtung hobeltrennen und für das künftige Leben erwecken.

Und in seiner Vorrede zur Ausgabe des Plutarch äußert sich Schiller über die höchste Unterhaltungslehre:

Die unser Publikum belustigt genug sein wird, um das Hohen, Schöne und Gute ohne sonderlichen Fleiß für sich selbst nachzugehen, ist es an einem unterhaltenden Buch ohne Verdienst genug, wenn es keinen Zweck ohne die schätzbaren Folgen erreicht, wenn man bei den untersten Schritten dieser Unternehmung das geringe Maß der Unterhaltung, die sie gewähren, ersuchen muß. Es wird also vorzuziehen, so lange es gehen wird, ein schimmerndes, nicht, enthält es dann irgend noch einige Reizkraft für den Verstand, führt es den Lesenden nützlichen Kenntniß aus, denn es laßt, das Nachdenken des Lesers auf nützliche Zwecke zu richten, so kann ihm unter der Unternehmung, wegen es gehört, der Wert nicht abgeschwunden werden.

Die allgemeinen Voraussetzungen, unter denen Schiller diese Gattung schrieb, haben sich auch heute nicht grundlegend verändert. Und so darf die Anbetrachtung unserer Betrachtung als vollzogen gelten.

Der Kriminalroman im engeren Sinne, den man vom älteren Abenteuerroman (wie dem 1569 aus England über Frankreich nach Spanien und von dort nach Deutschland gelangten Heldenroman „Amadis von Gallien“ und Grimmelshausens „Abenteuerlicher Simplicissimus“, der 1668 zuerst erschien) trotz aller inneren Verwandtschaft sorgfältig wird unterscheiden müssen, ist ein Kind des 18. Jahrhunderts, und Schiller selbst hat ihn in Deutschland erst geschaffen. Der eigentliche Vater des modernen Kriminalromans freilich ist ein Franzose, ist der Jurist François Dargès de Pharoel (1672–1743) aus Lyon, der zuerst auf den fruchtbaren Gedanken kam, unter dem Titel „Causes célèbres et intéressantes“ Tausende und Tausende Schilderungen bedeutsamer und abenteuerlicher Rechtsfälle, den Lesern in kurz seine Frage Kenntnis erhalten, zu veröffentlichen. Dieser „alte“ Pharoel erschien von 1747 bis 1767 in deutscher Sprache. Schiller hielt es für nicht unter seiner Würde, eine Auswahl aus diesen Sammelwerken 1785 unter seinem Namen herauszugeben, so er hat sich nicht gescheut, selbst als Autor spannender Kriminalgeschichten aufzutreten. Der „Verbrecher aus verdammter Erde“ und der breit angelegte, wenn auch unvollendete Roman „Der Geisterseher“ sind die Zeugen dafür. Wenn er später den Geschmack an diesen Roman verlor und ihn unvollendet ließ, so mag daran die gerade damals — 1788 — wild ins Kraut schießende Schandliteratur der Räuber- und Rittersagen, die



Friedrich Schiller

(Bild von Schiller aus dem 18. Jahrhundert)
Nach einer Zeichnung von J. J. Schiller

fruchtbare aber leider auch fruchtbare Völkchen von Romanfabrikanten wie Goethe, Heinrich Heine aus Bonn, Konrad Winkler, Heinrich Heine, Goethe Kramer und anderer Schuld gewesen sein, in deren Gesellschaft sich Schiller wohl nicht begibt wollte. Eine Art Kriminalroman, der sich aus jener Zeit bis in unsere Tage lebendig erhalten hat, ist der „Rinaldo Rinaldi“ von Christian August Vulpius, der 1738 zuerst erschien). Innerhalb muß man festhalten, daß diese Rindergeschichte kein Kriminalroman im eigentlichen Sinne ist. Es fehlt ihr das Element des Juristischen, des Akt-Kriminalistischen, jenes Spannungsmoment, das aus der Verfolgung durch eine ständige und nachvollziehbare Justiz entsteht.

Auch die Indianergeschichte, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch Cooper's Betätigung vollständig wurde, enthält die:

¹ Vgl. Zeitschriften 1891, Seite 112, „Der Geisterseher“



EMILE GABOR

Der 1879 veröffentlichte Schöpfer des Sherlock Holmes-Charakters.
Herr. Dr. Zimmer

ten kriminalistischen und detektivischen Roman, während Karl May in vielen seiner Romane durchaus schon als ein alter Privatdetektiv auftritt, um irgendwelche Verbrechen wenn nicht juristisch, so doch wenigstens moralisch zu sühnen, jedenfalls aber aufzudecken.

Am die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert bemühten sich zunächst die angelsächsischen Schriftsteller des Kriminalromans, der unter ihrer Feder sich immer mehr zum Detektivroman wandelt, während man sich in Deutschland begnügt hatte, im 19. Jahrhundert den alten Kriminal durch den von Hering und Hering herausgegebenen „Neuen Kriminal“ auf festester Grundlage und unter wissenschaftlich-kriminalistischen Gesichtspunkten fortzuführen. Emile Gabor schloß durch die von ihm geschaffene Figur des Meisterdetektivs Sherlock Holmes ansehnlich den Vogel ab, ganz abgesehen davon, daß er es wirklich verstand, eine Technik des Erzählens für seine Zwecke zu finden, die in ihrer Art bisher nicht übertroffen wurde. Sherlock Holmes wurde eine fast lebendige Persönlichkeit, die sich eben so sicher im Brausestein einer Weltlichkeit durchsetzte wie eine Wimpern und Als Oberhaupt.

Gegenüber der Wirkung der Sherlock Holmes-Befehle blieben die Arbeiten eines wirklichen Detektivs von Rang, nämlich Oberjockens, verhältnismäßig unberührt, obwohl seine kurzen Kriminalromane „Preisler und Detektiv“ erheben keine Ansprüche, von einer geradezu mathematischen Geschlossenheit der Idee und mit einer Kunst erzählt, die schließlich bewundernswert bleibt.

Das französische Schrifttum war den ungeheuren Weg gegangen. Erst lange nachdem Manqassant mit seiner unvergleichbaren Erzählweise in manchen Menschen („Wer weiß“, „Die Hand“, „Er“) des kriminalistischen Gebietes sogenannten literarisch gemacht hatte, begründete Maurice Leblanc durch die Schaffung seines „Arsène Lupin“ gereiften das Konkurrenzunternehmen gegen Sherlock Holmes. Es ist kein Zufall, daß sein Buch „Arsène Lupin contre Sherlock Holmes“, in dem der französische Meisterdetektiv den englischen Meisterdetektiv mit acht gallischer Bezauberung nicht nur ungeschlagen macht, sondern geradezu ad absurdum führt, immer noch der populärste französische Kriminalroman ist.

Zeit Kriegsende waren auf dem Gebiete des Kriminalromans aber nicht mehr die Engländer und nicht die Franzosen führend, sondern die Amerikaner, die Schweden. Owen Wister schuf in seinem Detektiv Roman den ersten amerikanischen Sherlock Holmes nach seinem Bilde und verstand es, durch einen lehreren Protagonisten seine Romane für weiße Kreise leben zu machen. Frank Keller, auch ein Schwede, mit gefährlichen juristischen Kenntnissen erwies sich selbständiger und tüchtender. Keller ist durch und durch Jesuit. Er umklammert den Kriminalroman, den Emile Gabor, Maurice Leblanc und auch Owen Wister noch sehr ernst nehmen und ganz dicht an eine Pseudo-Logik heranführten, jeglicher Freiheit. Wie Leblanc nimmt er die Partei des Espionagen, nicht die der Berechtigung. Sein Jilly Collin alias Professor Pöbster ist ein Espionage war, aber ein moralischer, der sich nicht gegen Recht und Berechtigung, sondern gegen die blinde Majorität einer mehr oder minder ideologischen Justiz wendet. Er trägt durchaus die Züge des „alten Mökers“, aber er verzichtet dabei auf

jeder Pose, wie sie Arsène Lupin liebt, und verfügt vor allem über einen Scherz und einen weltmännischen Humor, der ihn immer wieder verleiht, weil er die Lächer auf seiner Seite hat.

Franz Heller verdient in diesem Zusammenhang eine besondere Würdigung. So sehr er in seinen Romanen einen leichten, fast lässigen Plauderton festhält, so vorzüglich weiß er seine Menschen nicht nur äußerlich, sondern von innen her mit außerordentlicher Psychologie zu zeichnen, so sehr vermag er auch, seinem Geschehen ein wirkliches Format, ja mitunter eine Art von Genialität zu verleihen, die unbedingt überzeugt. Der Dialog ist witzig und geistreich und die eigentliche kriminalistische Spannung tritt hinter den Reiz des anmutigen Erzählens durchaus zurück. So steht Heller schon in die Nähe des englischen Dichters Chesterton, obwohl er selbst nicht eigentlich detektivische Absichten hat. Er hat vielmehr eine reizvolle Art verständig von dem Stoff seiner Erzählungen sozusagen abzurücken; ein Unterton von Ironie schwingt mit, der das Feuillette, das dem Kriminalroman oft genug für den Gebildeten anhaftet, gänzlich ausbleibt.

Um 1900 sah es so aus, als ob von der einzelnen Zeitschrift Heller eine künstlerische Weiterentwicklung des Kriminalromans beginnen könnte. Da erschien jedoch ein Geistes auf dem literarischen Schauplatz Guy de Maupassant, der wie die besten Blätter des Heller'schen Humors — von der geschlossenen Kunst Chesterton's ganz zu schweigen — in Grund und Boden stampfte: es wurde „unmöglich, von Guy de Maupassant nicht gelesen zu sein“. Millionenauflagen gaben der Zeitschrift recht. Man war auch blind geistlos — jahrelang, obwohl das Regime, nach dem Vollen schürfte, nach der Befriedigung des dritten Romanes auch den harmlosesten Leser nur sein mußte: Geheimhände — Pandemführer mit jodliedlichem Einschlag — blonde Witze mit Augenkniffeln und Verneigen im Hintergrund — verführerische Vergewaltigung — Rettung durch lebensgruppischen Detektiv — Verlobung. Daß das „erregungsvolle Wort seines Schöpfers Wohl nicht überdauern wird“, scheint niemand sehr, und man muß, um Wollare, der trotz allem ein begabter Schriftsteller war, gerecht zu werden, an seine ausgezeichneten Kriminalbücher „Candor“ und „Reue von



Franz Heller
mit einer neuen Szene des Kriminalromans (Heller)

Strom“ erinnern. Auf dem Gebiet des Kriminalromans aber hat er eine Wüste hinterlassen. Daß aus diesem Schutt nicht nur neue Bücher von Franz Heller, sondern auch neue Bücher des Kriminalromans aufstehen, ist darum doppelt ersichtlich.

Hier nun endlich wird der Leser die Frage nicht mehr gestellt haben können, die seit einiger Zeit verunsichert werden muß: Was Deutschland, wo bleibt der deutsche Kriminalroman? Die Antwort ist einfach: Es gibt keinen deutschen Kriminalroman, es gibt keinen deutschen Kriminalromanschreiber, es gibt keinen deutschen Meisterdetektiv, es gibt keinen deutschen Meisterkriminalisten im Sinne der Conan Doyle, Lehm, Christie, Franz Heller, der Sherlock Holmes, Arsène Lupin, Achilles Krag, Filip Collin! Kein Schöpfsteller von Format hat einen Versuch auf diesem Gebiet unternommen. Kein Verleger hat deutsche Kriminalromane großen Stils starten können. Vielleicht sind wir Deutschen zu gewissenhaft für diese Art von Literatur. Oder?

Wir Deutschen werden es nicht verkennen, das (schweizerische) Schicksal in die deutsche Literatur einzubringen, und Conrad Ferdinand Meyer selber gibt uns das Recht dazu. Er tat dies mit der Aufforderung: „Der schweizerische Schriftsteller soll das Bewußtsein der staatlichen Selbstständigkeit seiner Heimat und dasjenige ihres nationalen Zusammenhanges mit Deutschland in gleicher Weise hegen.“

In der Schweiz ist jetzt eine Begehung nach geworden, die vielleicht berufen ist, den deutschen Kriminalroman zu schaffen.

Wolf Schwertenbach bemüht sich seit einiger Zeit mit volldem Eifer um einen Romanzyklus, der dem Spannungserlebnis des Lesers weitgehend Rechnung trägt, andererseits aber geklärtes Menschenschicksal in den Vordergrund stellt. Schwertenbach will offenbar Kriminalromane schreiben, bei denen der Mord auf den beiden letzten Seiten, auf dem Begriff „Roman“ liegt, während das Kriminelle Hintergrund zu bleiben hat. Eine bedauerliche Fügung stellt sich hier heraus in der Hinsicht der gebotenen Unterhaltung, deren kulturellen und volkstümlichen Wert wir nach Schillers eingangs jüdischen Worten nicht hoch genug einschätzen können. In seinen beiden ersten, heute vergriffenen Romanen „DKDR“ und „Mein und Reiz“ bewegt er sich noch zurückhaltend und etwas unsicher auf seinem gleichwohl klar erkennbaren Wege. Sein jüngst im Montana-Verlag, Herne (Lage) erschienener Roman „Mord um Malow“ verdient aber erste Beachtung. Die Arbeit beweist nicht nur sprachlich einen entschiedenen Fortschritt. Vielmehr geht mit dieser Vertiefung der sprachlichen Form, die allerdings nicht in allen Teilen des Romans klar erkennbar wird, auch eine Vertiefung der literarischen Aufzeichnung Hand in Hand. Schon das Eingangs-kapitel verrät eine sichere Hand in der Personen- und Milieubildung. Der Lesend zeigt sich bei der Lektüre, den stillen, hier und da etwas grimmigen Humor getragenen Zeichnung des Baseler Bürgerhauses. Außerdem wird die Spannung durch-



Erstlingswerk
im Ray-Kriminalroman
des Schweizer Schriftstellers
Wolf Schwertenbach

gehalten, eine kriminalistische Spannung von ungewöhnlichem Ausmaß: Es geht um nichts Geringeres als um die Frage, ob der Ermordete der Mörder sei oder nicht. Im Hintergrund steht eine düsterste Gestalt, hinterwegs eine Verbrechensmutter, sondern heutzutage ein verheerender Wohlhüter der Menschheit, der die Unvernunft von Regierungen und Wirtschaftsbürgern aus eigener Kraft korrigieren will. Nicht als ein Zug gemacht an den schweizerischen Jüdischkeit Romanen. Vielleicht kommt dieser ethische Zug der alles beherrschenden Hintergrundgestalt nicht ganz so klar heraus, wie es wünschenswert wäre. An manchen Stellen wünschte man auch, daß der Dichter seinem Helden, mit dem er durchaus gesonnt ist, noch etwas mehr Raum gelohnt hätte.

Rein stilistisch scheint die erste Hälfte des Romans dicht, konzentriert, während im zweiten Teile gewisse Spreizungsneigungen die starke Wirkung etwas einschränken. Dennoch haben wir hier ein Buch, das nicht nur als Unterhaltungsroman, sondern auch als Dichtung bewertet werden kann.

Das Wesentliche an dieser Arbeit Schwertenbachs ist dies: Sein Roman ist eine Verheißung. Schwertenbach hat das Zeug dazu, den bisherischen deutschen Kriminalroman zu schaffen. Hoffen wir, daß er diese unangenehme Verheißung bald mit geläutlich wahrmacht!

Eugen Schmahl

Der Aufstieg der nationalen Idee

Von Claus Andrian

In dem Augenblicke, da eine Bewegung sich selbst betrachtet, beginnt sie sich auch ihrer Geschichte bewußt zu werden. Die wichtigsten Anfänge der Vergangenheit, in denen Traditionen und Bekanntheitsgrade zum Ausdruck kommen, werden neu und stärker erlebt. Geschichte erhält ihren besonderen Gegenwartswert. Aus diesem Klärungsleben heraus ist das Buch von Eugen Schmahl „Der Aufstieg der nationalen Idee“ entstanden¹. Es macht den Versuch, „alle national-revolutionären Strömungen unserer Zeit, als Teilströmungen eines weltrevolutionären Prozesses, auf eine große Grundlinie zurückzuführen“.

Eine Grundansicht, von der dabei ausgegangen wird, ist, daß die Geschichte eines Volkes erst im Staate sichtbar wird: „Der Volk braucht den Staat . . . Wer der Nation sieht der Staat. Der Staat sieht zwischen Volk und Nation“, so lautet diese geistige Ortsbestimmung. Es ist also der Aufstieg der nationalen Idee zugleich abgesehen an der Entwicklung des nationalen Staates im weitesten Sinne. Es gerät Eugen Schmahl bis in das Zeitalter der Reformation zurück und findet, daß „erst Luther das metaphysische Recht des werdenden Nationalstaates begründet“ und damit die Einheit und Allgemeinheit des vorangehenden Weltprinzips geschildert.

Aber noch betrauert es einer langen geschichtlichen Entwicklung, bis diese Idee des Nationalstaates auch in der sichtbaren Welt zur Verwirklichung kommen konnte. Erst mußte das „Heilige Römische Reich Deutscher Nation“ an den Erschütterungen eines neuverordneten Europas zerbrechen. An der in „Blut und Feuer habendehenden“ französischen Revolution erwachte langsam der deutsche nationale Gedanke. Zunächst blieb er noch eingebettet in die Bewußtheit des Humanismus,

der Gottheiten, die ihr höchstes Ideal in einem geistgetragenen Weltbürgertum, in einer allmenschlichen Entfaltung der einzelnen Persönlichkeiten sah.

Da begann sich der „Schatten des Riesen“ über Europa auszubreiten. Napoleon, der die Einheit Europas wollte und diesen Gedanken die Völker opferte, wurde als der „Vertreter des bösen Prinzipes“ erlebt, an dem sich die Kräfte der nationalen Erhebung ausübten.

Siehte verließ dem erwachenden Selbstbewußtsein die geistige Liebe, indem er das Deutschtum nicht als angeborenen Besitz, sondern als höchste Aufgabe hinstellte. Nur Gotthe stand im Herzen abseits, einzig auf die Wahrung des Menschen bedacht. (Es ist bezeichnend, daß Schmahl ihn in seinem Buche überhaupt nicht erwähnt.)

„Was hält Fichte seine „Reden an die deutsche Nation“. Was er verkündet, ist „zu wahrhaftem Reich des Reiches, wie es noch nie in der Welt erschienen ist, in aller der Begeisterung für die Freiheit des Bürgers, die wir in der alten Welt erblickten, ohne Aufopferung der Mehrzahl der Menschen als Sklaven, ohne welche die alten Staaten nicht bestehen konnten: Ihre Freiheit, gegründet auf Gleichheit aller dessen, was Menschensein trägt“.

Damit gab Fichte den Grundton für die Zukunftsgestaltung der menschlichen Gesellschaft an.

„Napoleon ist versagt, aber — die Kaiserkrone haben ihren Anfang genommen.“ Mit diesen Worten läßt Schmahl die neue Geschichtsepoche ein, die unter der Ungeheuerlichen Zwangsbewegung der Freiheitskriege begraben liegt. Der nationale Gedanke zieht sich auf die Universitäten zurück und findet in der Akademikerschaft einen sich kräftigen Träger. Arndt und Jahn haben bei ihrer Gründung Pate gestanden. Schon im Dezember 1814 wird in Halle eine „Lützow“ gegründet, die den Wahlspruch „Über Freiheit, Vaterland“ führt und die „im Reinen die

¹ erschienen in der Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Frankfurt, 1933. — Eugen Schmahl, *Blut und Feuers Kampf um die deutsche Freiheit. Die Freiheitskriege im Jahr 1813*, 247 Seiten in gebundenem Einband. Vom 1933 bis 1931 für den Verlag der Akademie der Wissenschaften in Berlin. — Eugen Schmahl, *Die deutsche Freiheit. Die Freiheitskriege im Jahr 1813*, 247 Seiten in gebundenem Einband. Vom 1933 bis 1931 für den Verlag der Akademie der Wissenschaften in Berlin.

Vereinigung der Deutschen zu fördern suchte". Es ist wie das erste Aufblühen einer Jugendbewegung, was damals durch die deutschen Lande ging. In Gießen entsteht der „Bund der Schwärzen“. Nichtdeutsche und Nichtchristen haben darin keinen Platz. „Christen und Deutsche werden gleichgesetzt, das eine ist gewissermaßen die praktische Betätigung des anderen.“ Die Turnbewegung setzt ein. „Ein gutes Luraleid ist mir lieber als der ganze Praunkit oder Guckel“, heißt es damals.

Führer und Inspurator der Gießener Schwärzen, die der Arbeitsgenossenschaft das Gepräge als der ersten deutschen Nationalbewegung geben, ist Karl Follen.¹

Durch strenge Erbschmiede überwindet er die angeborenen Schwächen und zeigt schon als Genussschloß das Temperament des Latimerischen in seinem Ausbruch: „Lebend oder tot, das Ziel wird dennoch erreicht.“

Aber neben dem politischen steht auch ein ausgeprochen religiöser Charakterzug bei Karl Follen, wie er sich in den Versen ausdrückt:

Da bist du, Mensch, aufsteh's,
ein Geistes sollst du werden!
Wie du ein Kind aus Leben
war auch der Menschenschädel.

Im Oktober 1819 kommt Karl Follen nach Jena und wird auch dort der Mittelpunkt des politischen Lebens unter der Studentenenschaft. Jänner selber schlägt die Wege der revolutionären Begeisterung unter den „Schwärzen“.

Dritter in Geld und Eckt,
Dritter im Pausenloß,
reißt auch die Faust!
Allen rufst Landeskinder Not,
allen des Herrn Erbet:
schlägt eure Platte tot,
rennt das Land!

Hörst Karl Follen, und kein Gang wird zum Volksheld unter den Jüngern.

Es kommt auch zu einem symbolischen Protest gegen die herrschenden restaurativen Gewalten. Auf dem Wartenberg werden von einer kleinen Gruppe Bücher, welche der Unmenslichkeit und Volkseindlichkeit der Zeit den schärfsten Ausdruck geben, mit einer Hengabel in die Flammen geworfen.

Die Erneuerung Kapobars durch Karl Ludwig Zund am 23. März 1819, und Zunds Hinrichtung bedeuten das Ende der schurkischen, schurkischen Bewegung. Sie versällt der Auflösung; der Machtapparat des alten Regie-

rungsapparats greift schlagartig ein. „Die Turnplätze werden geschlossen, Jena wird nach Spanten gebracht. Schürkenmachers Predigten werden polizeilich überwacht, Randt muß in Bonn seine Vorlesungen einstellen und wird bald darauf seiner Professur enthoben.“

Der Bekämpfung der Arbeitsgenossenschaft schloß:
„Der Geist lebt in uns allen,
und unsere Burg ist Göt.“

In einer wandlungsreichen Entwicklung über das Revolutionsjahr 1848 tritt Preußen an die Spitze der einzigen deutschen Bewegung. Mit dem Jahr 1848 tritt auch Otto von Bismarck ins politische Leben ein. Ihn geht es um die Macht des preussischen Königtums. „Bismarck setzt Königtum gleich Staat. Und dieser Staat, als die für ihn allein geltende Wirklichkeit, ist Preußen.“ In seiner Antrittsrede vom 3. Dezember 1870 gibt er das Grundthema seiner realpolitischen Bestimmung an:

Die einzig gelobte Grundlage eines großen Staates ist der herrliche Egoismus und nicht die Kommanität, und es ist eine große Staatsnotwendigkeit, für eine Sache zu streiten, die nicht seinem eigenen Interesse entspricht.

In seiner Person vollzieht sich zum ersten Male in der neuen deutschen Geschichte die Vereinigung der nationalen Bewegung mit der Staatsgestaltung. Das Reich des Jahres 1871 bildet den vorläufigen Schlußstein dieser Entwicklung. „Die nationale Bewegung wird von der Staatsbildung Bismarcks ausgehen. Die Staatsnation ist geschaffen.“ Damit war auch für die deutsche Bundesgenossenschaft die Zeit der Umwandlung in eine reine Einmündungsorganisation ohne politischen Eigenwillen gekommen.

Die Zeit der Abgrenzung, der Deutsche Reich, wurde mit allem ihrem Vergnügen und Mühen dem Schicksal allein überlassen. Schon 1872 sagt Bismarck: „Mein Schloß ist keine Erbschaft, ich träume weiter, was ich wachsen sehe, wenn ich überhaupt einschläfe. Niemals sah ich die Karte von Deutschland vor mir, darin tauchte ein feiner Faden nach dem anderen auf und blätterte sich ab.“

Aber nicht nur in politischer Hinsicht folgt der Reichsgründung eine Erschlaffung der Bürgerkrieger. Der gewaltige wirtschaftliche Aufschwung der „Gründerjahre“ bringt eine glänzende Wendung mit sich. „Der Materialismus



Die Reichspresentation in Berlin am 10. Januar 1891
Nach einer Zeichnung von Anton v. Werner

wird in Deutschland zur Weltanschauung erhoben.“ Nietzsche hinterläßt Wert von der „Verderbtheit des bausischen Geistes zugunsten des Deutschen Reiches“ nicht Waise. Der „Bildungseffizient“ tritt als Züchter hervor. Eine allgemeine Kulturreise findet sich bei den bausischen Geistes gerade in diesen Jahren der beginnenden äußeren Weltanschauung an.

Ebenfalls sieht sich „am Beginn des kommenden Jahrhunderts einen ungeheuren Kampf um das Christentum selbst ausbrechen. Garalige Kräfte der Jenseitigkeit und Vernunft sind überall in Europa am Werk: Materialismus, Nihilismus, Mammontismus und Genußsucht, Exzentrik und wissenschaftliche Überhebung.“

Ein Verständnis für die Zeit zwischen 1870 und 1914 findet seine sinnvolle Vertiefung, wenn man auf diesen Organismus geistigen äußerer Weltanschauung und innerer Verdrängung blickt. Keiner hat diese so wie Nietzsche dem Bewusstsein seiner Zeit in die Augen geschrien. Aber er wurde doch nicht gehört und gerade im Wesentlichen mißverstanden und mißkannt.

Es sind gewöhnliche Voraussetzungen für

jeden, der dem kommenden Geschlecht zu dem verheißenen nicht, was die Gegenwart nicht hat — in einer wahrhaft deutschen Kultur“, schreibt Nietzsche. Und er kommt schließlich zu dem Auf: „Nicht Menschheit“, sondern Übermensch ist das Ziel.“

Damit ergibt sich ihm der Gedanke der Jucht und Züchtung einer neuen Herrschaft, die berufen sein soll, den großen Niedergang der Werte und Instinkte der neuen Lebensprinzipien entgegenzusetzen.

Beginnt mit diesen geistigen Gestirnen beginnt sich die Arbeiterbewegung immer stärker zu entfalten und ihre Forderungen an die Gesellschaft anzumelden. Seit der Entlassung Bismarcks am 20. März 1890 ist auch die nationale Frage in ein neues Entwicklungsstadium getreten. Im „Vorwärts deutscher Studenten“ werden wieder Willenskräfte wach, die sich gegen den herrschenden neuen Kurs wenden. Im „Alldeutschen Verband“ unter Führung von Heinrich Claß wird die „nationale Opposition“ geboren; „patriotisch“ und „regierungslos“ denken sich nicht mehr, wie noch zu Bismarcks Zeiten. Das Denken des Alldeutschen

„Die Weltanschauung 1890. Seite 111. Anton v. Werner“

Verbanden, geht bereits darauf hinaus, aus der Jungling, die der offiziellen Politik widerspreche und die sich hier zusammengefaßt hat, ein nationales Offizierskorps zu bilden.“

Wohlwollen geht auch die geistige Bewegung weiter. H. Ct. Ebenkreutz, der Engländer, der das Land Goethes sich zur Wahlheimat machte, tritt mit seinem Hauptwerk „Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ hervor¹⁾, mit dem er auf das Denken seiner Zeit, des Jahrzehnts vor dem Weltkrieg, starken Einfluß ausübt. Er sieht das Germanentum breiten, Träger einer Weltkultur zu sein. Aber die Aufgabe ist in Gefahr, vernachlässigt zu werden. Die Gefahr liegt darin, daß wir ausweichen wollen, die tiefste und erhabenste, religiöse Weltanschauung als Lüge und Leben und nimmerwiederke Lust unserer gesamten Kultur zu entwickeln, uns aber mit eigenen Händen die Lebensader unterbanden haben“.

Trennung von dem lauten Getriebe des geistigen Zeitalters wölft in der Stille die Persönlichkeit und das Werk eines eifrigstgehenden Dichters heraus: Eusebius George²⁾. Um ihn sammelt sich ein ausgewählter Kreis von Menschen, die eine neue, wertgebende Lebenshaltung in die Tat umsetzen. Auch George beginnt mit einer Darsetzung der Zeit: „Eich ist der Geist, tot ist die Tat.“ Aber von George geht auch die erste Verknüpfung eines neuen Menschentums aus, das seine Lebensform im neuen Reich findet. Die „heilige Jugend unserer Völker“, von George in dem Jüngling Magnus erblickt, gibt ihm die innere Gewisheit einer großen Wende:

Ein jung Geschlecht, das wider Macht und Ding
mit einem Maßen wißt; das sich und erst
hoch über Eingestalt, der Fremden steh,
sich gleich entfernt von Klippen tiefer Dunkel
als höchsten Ausgang stehender Brücken,
das von sich steht, was nicht mit sich und hat,
das aus gewachsenem Leben, aus und Dullen
des ewigen, der Welt, dem Mann gehört ...
der strengt die Ketten, legt auf Lebensflüssen
die Leuchte, gesteht die Verlastungen beim
des ewigen Licht, was Großes wiederum groß ist,
Lernmeisterman, Jahn, nichtman, Jahn. Es heisst
das weiche Gleiches auf, das stilles Baum,
er steht durch Erden und großer Signale
des höchsten seiner neuen Eber zum Welt,
das weiche Tage und stehend das neue Reich.

Und während George seine Ehen verliert, wächst die neue Generation heran, geht durch Jugendbewegung und Kriegserlebnis ihrem wandlungsreichen Schicksal entgegen. Das Front-Kampferturn schafft eine neue Gemeinschaftsform, die lange nachwirkt und ihre jungen Früchte zeitige Nationalismus und Sozialismus verkörpern hier die erste, wertvolle Verbindung der Tat.

In den Werten der Nachkriegszeit stehen aus ganz verschiedenen Richtungen zwei Männer ihre Stimmen, die sich im Gemeinsamem eines nationalen Sozialismus treffen:

Wesseler von den Brand und Oswald Spengler.

„Das Dritte Reich, wenn es je sein wird, schenke nicht in Wohlgefallen herüber. Das Dritte Reich, das den Aufstieg endet, wird nicht in einem Frieden stehen, der sich recht anschaulich veranschaulicht. Das Dritte Reich wird ein Reich der Zusammenfassung sein, die in den europäischen Erschütterungen uns politisch gelingen muß“, schreibt Wesseler von den Brand.

Oswald Spengler gab mit dem „Untergang des Abendlandes“ das „Schicksalsbuch unserer Zeit“³⁾. In einer weiteren, epochenmachenden Schrift „Preussentum und Sozialismus“ zeigt er, daß im historischen Preussentum ein „autonomer Sozialismus“ verkörpert ist, aus „einem Lebensgefühl, einem Instinkt einem Nichtanderstehen“ erwachsen.

In den Schlussworten Spenglers an die deutsche Jugend heisst es:

Ist erst alle die auf, die Macht in den Händen und hat in den Ideen haben. Ergibt euch selbst! Werdet Männer! Wir brauchen keine Bezauberer mehr, kein Gewebe von Fiktion und Weltbürger aus und geistiger Massen der Deutschen. Wir brauchen Helden, wir brauchen eine tapfere Elite, wir brauchen eine Klasse von individuellen Helden. Auch diese: der Sozialismus bedeutet Macht, Macht und innerer wider Macht. Der Weg zur Macht ist verengert: der wertvolle Teil der deutschen Lebenskraft ist Verbindung mit den besten Trägern des christlichen Staatsgefühls, beide nachdrücklich zur Gründung eines streng legalistischen Staates, zu einer Veranschaulichung im preussischen Sinne, beide gekennzeichnet durch eine Einheit des Pflichtgefühls, durch das Bewusstsein einer großen Aufgabe, durch den Willen, zu gehorchen, um zu herrschen, zu sterben, um zu leben, durch die Kraft, unerschrocken Opfer zu bringen, um

¹⁾ Epl. München 1920, Seite 245 ff. - Ebenkreutz, Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts.

²⁾ Epl. München 1920, Seite 320. - Eusebius George und der George-Kreis.

³⁾ Epl. München 1920, S. 285 ff.

das hochgeheben, wozu wir geboren sind, was wir sind, was ohne uns nicht da sein würde.

Wie hat Sozialismus. Wir wollen es nicht unendlich groß sein.

Hier also findet sich bereits ein nationaler Sozialismus an, der mit dem Marxismus des 19. Jahrhunderts nichts gemein hat.

Weitere Träger der nationalen Sozialismus in verschiedenen Epochen treten auf: Ernst Jünger, der aus dem Erlebnis der Materialschlacht einen neuen Menschen und mit ihm eine neue Zeit hervorgehen sieht. Und Ernst Niekisch, der Deutschlands Aufgabe darin sieht, „die Befreiung des Widerstandes lebendig zu erhalten und die Spannung des Freiheitswillens nicht erlöschen zu lassen.“

Neben und um diese einzelnen Führergestalten scharen sich die großen Mäße, in denen der nationale Sozialismus der Nachkriegszeit seine schicksalhaften Sammelpunkte findet, der „Stahlhelm“, der „Jugendliche Orden“ und die Kampfbünde der Freikorps. Jeder dieser Mäße hat mehr oder weniger ein eigenes Programm, wobei aber die beiden Kräftepaare Nationalismus und Sozialismus ihre besondere Bedeutung haben. Aus ihrer Mitte geht auch der Nationalsozialismus Adolf Hitlers hervor und führt in seiner machtvollen Bewegung Völkische in Gegenwart über. In ihr verkörperte sich die Verschmelzung der bisher noch

zueinanderfeindlich und oft gegeneinander gerichteten Kräftepaare des Nationalen und des Sozialen:

National und sozial sind zwei identische Begriffe. Sozial sein heißt, den Staat und die Volksgemeinschaft so aufbauen, daß jeder einzelne für die Volksgemeinschaft handelt und demgemäß auch überzeugt sein muß von der Güte und der ethischen Notwendigkeit dieser Volksgemeinschaft, um dafür sterben zu können“, sagt Adolf Hitler.

Damit hat der „Aufstieg der nationalen Idee“ eine entscheidende Stufe erreicht, die eine neue Epoche einleitet. Bis hierher sind wir den Gedankengängen Eugen Schmalls in freien Zügen gefolgt.

Der nationale Sozialismus, in der Information ausstehend und in den Freiheitskriegen Träger einer Volksebewegung geht in die nationale Revolution über und durchbricht damit die Schranken, die ihn das 19. Jahrhundert noch auflegte.

Es lohnt Eugen Schmall in seinem Buch an, in großen politischen und kulturellen Zusammenhängen zu denken. Die geschichtliche Entwicklung wird in lebendiger Betrachtung zu einem Spiegel der Völkerschicksale. Vergangenheit und Zukunft weiten sich vor dem erkennenden Blick.

Aus Schaljapins Leben

Von Tony Kellen

Berühmte Künstler schreiben gern über Menschen, und wenn sie darin auch nicht immer alles sagen, was man erwartet, so ist es doch lehrreich, den Werdegang eines bedeutenden Künstlers zu verfolgen und die Erfahrungen lernen zu lernen, die er mit der Welt gemacht hat, und so seine Lebensanschauung zu verstehen. Das trifft auch bei dem großen russischen Sänger Schaljapin zu, der in seinem Werk „Mein Leben“ seine Seele und seine Kunst darlegt und sich dazu mit Verleihen der aussergewöhnlichen Erfolgslänge bedient“).

„Die besten Beispiele stellen herein muss dem Titel seiner Schaljapin „Der Mensch“, drei Malen Berlin, Berlin



Schaljapin als Don Quixotte
nach dem Bräutigam

Feder Schaljapin (Chaliapine) hat kürzlich seinen 60. Geburtstag und schon lang vorher sein 40jähriges Künstlerjubiläum gefeiert. Er hat in allen großen Städten der Alten und der Neuen Welt gastirt, und so finden seine Wannenien denn auch Defer in den verschiedensten Sprachen.

Durch eine in der Wolzagegend untergeordnete Schänke lernte der achtfährige Knabe zum erstenmal ein Theater kennen, und der Jahrmärktsfänger, Welen und Anwerfer in einer Person machte ihm solchen Eindruck, daß er sicher sein Vnter war, Schauspieler zu werden. Sines aber erlernte er wie die meisten Knaben, denen die Volksslieder von Kindheit an vertraut sind. Er sang mit seiner Mutter, und in der Kirche ersuchte er auch, was Kaufmann ist. Natürlich dachte sein Eltern nicht daran, daß er einst Sönger werden könnte. Sie ließen ihn nämlich das Schusterhandwerk erlernen.

In Kasan sah er Opern und Operetten, und als Knabe durfte er als Oberst hinter den Kassen mitsingen. Schon mit 17 Jahren wurde er in einer Operettentruppe angestellt. Eines Tages, als ein Sönger versagte, vertraute man ihm in der Verlegenheit eine kleine Rolle an, und da er gesanglich befähigte, erhielt er gelegentlich auch weitere Rollen.

Ein Traum war es, nach Moskau zu gelangen, aber dazu schickte es ihm an Geld. Auf einer bescheidenen Schreiberstelle hielt er es nicht lange aus, ebensov wenig bei verschiedenen Wandertropen. Schließlich zog er als Landstreicher im Kaufmann umher, bis er durch Zufall nach Tiflis kam.

Er fand ein Unterkommen als Kopist in einem Eisenfabrik, und hier nahm sich seiner der Gejangslehrer Ustater an, ein ehemaliger Tenor von der Moskauer Oper, der ihm richtigen Gesang- und Schauspielmuster vorstellte. In der Oper in Tiflis erhielt er zum erstenmal schmerzigen Partien und sang 1893 den Meschko, wobei er sich aber noch der allhergehörten Künstlerlein bediente.

Man sagte ihm eine erste Zukunft voraus und zog ihn auch in Konzerten heran. So konnte er nach Moskau gelangen. Ein Imperator verpflichtete ihn für die Sommerfaison der „Arabic“ in Petersburg. Dieses Unternehmen hatte aber künstlerisch und finanziell wenig Er-

folg, und erst im nächsten Winter zog Schaljapin im Pansien-Theater die Aufmerksamkeit des Petersburger Publikums auf sich.

Im Frühjahr 1895 wurde er Mitglied der Kaiserlichen Theater. Diese erlebten damals eine Blüthezeit, weil sie es verstanden, bedeutende Künstler heranzuziehen und auszubilden. Sie hatten zwar Besessenen genug, aber sie rechneten auf die Zukunft Schaljapins. Anfangs erfüllte dieser die auf ihn gesetzten Erwartungen nicht, aber nach am Ende der ersten Saison erlangte er einen durchschlagenden Erfolg.

Das ermutigte ihn, an seine Selbstvervollkommenung zu arbeiten. Von Schauspielern lernte er die Kunst der richtigen Betonung, des hingewandten natürlichen Sprechens. Schon bei den Gastspielen in Nischni Nowgorod entzagte er den früher üblich gewesenen Trüben im Auftritten.

Der Theaterintendant Mamontow veranlaßte ihn, in seine Oper in Moskau einzutreten. Hier fand er erst den richtigen Weg zu seiner Kunst, und er zeigte dies nicht zum wenigsten den Malern zu, die damals die russische Malerei ermunten und ihm bei der Bühnenaufführung behilflich waren. Dazu kam, daß die russische Musik im Aufschwung begriffen war, so daß von den 15 Rollen, die Schaljapin in Moskau schuf, nicht weniger als 15 russischen Opern angehörten, darunter „Derio Botanow“, der Schaljapin auch je viele Triumphe einbringen sollte.

In Petersburg spielte er Ivan den Schrecklichen in der „Hörschamerin“ von Künstler-Kochetow. Trotz des richtigen Besalls, den er fand, hörte er nie auf, seine Rollen weiter einzustudieren und zu vervollkommen, denn er war jetzt zu der Einsicht gelangt, daß es nichts Großes in der Kunst gibt ohne Wahrheit und ohne dauernde Anstrengung. Die Erfahrungen, die er aus seiner Sönger- und Bühnenerfahrung mittheilte, sind nicht bloß für Künstler lehrreich, sondern auch für den Laien sehr lehrreich. Er erklärt z. B., wie er die einzelnen Charakterzüge des Quixotes auch durch die äußere Gestalt, die er ihm gab, zum Ausdruck brachte.

Als er zum zweitenmal Mitglied der Kaiserlichen Theater wurde, spielte er abwechselnd im Maria-Theater in Petersburg und im Großen Theater in Moskau. Daneben hatte er Ge-

legentlich, in beiden Städten in der vornehmen Welt zu verkehren. Er schildert den Werdegang der großen Kaufleute, die zwar aus ländlichen Kreisen stammten, aber dank ihrer Intelligenz es zu Reichtum brachten und dann durch ihre Wohlthätigkeit die Kunst unterstützen.

Er lernte auch den alten Tolstoj kennen, in dessen Hause er „Le vieux caporal“ (Der alte Korporal) von Böringer sang und ihn damit zu Tränen rührte.

Von dem Jaren hatte Nikolajew L. sich am meisten für das Theater interessiert. Er war bei den Proben sogar auf die Bühne gegangen und hatte sich mit den Schauspielern unterhalten. Nikolajew II., der letzte Zar, ging zwar öfter ins Theater, aber er begnügte sich, gelegentlich einem Schauspieler in seine Lage befehlen zu lassen. Schalljapin, dem diese Ehre auch widerfuhr, hatte aber mehr den Eindruck, als ob die Hofgesellschaft ihn in seiner Maske aus der Nähe mustern wollte.

Schalljapin hatte zwar gemacht, daß sich eine revolutionäre Bewegung in Rußland vorbereitete, aber er hatte deren Tragweite nicht erkannt. Sowohl die erste Revolution von 1905, wie auch die zweite im März 1917 und die dritte im Oktober desselben Jahres kamen ihm völlig überraschend, obwohl die Behörden ihm schon allerlei Unannehmlichkeiten bereitet hatten, weil er als ein „gefährlicher“ Sänger galt. So hatte er den Vortrag eines Komptes in Kiew — 3000 Rubel — den Arbeitern übergeben, und diese hatten ihn in revolutionären Proben verwendet, ohne daß Schalljapin etwas davon wußte.

Der Ausbruch des Weltkriegs überraschte ihn in Paris. Er kehrte aber trotz der Befehle auf einem Dampfer durch die Nordsee nach Petersburg zurück. Hier war die erste Begeisterung für den Krieg schon verflogen. Schalljapin suchte sich dadurch nützlich zu machen, daß er auf seine Kosten zwei kleine Lagersätze errichten ließ und Konzerte für die Verdammten veranstaltete. Einer von Kasputin geleitetem Zusammenkunft wick er aus, und bald darauf erfuhr er dessen Ermordung.

Die Revolution teilte sich in der geistigen Umwandlung. Der Direktor des Kaiserlichen Theaters ging ohne weiteres, und seinem Nach-



Der sechzigjährige Peter Schalljapin. Bildnisbüste mit Übersetzung des Paul Maxfeld. Verlag, Berlin, des Schalljapin „Das Werk“.

folger wurde ein Künstlerbündel unter der Leitung Schalljapins beigegeben. Auf diesem Posten erlebte der Sänger aber keine Freude, denn die Obersten wollten sich seinen Anordnungen nicht fügen, und so zog er es vor, auszuscheiden und in dem privaten „Volkshaus“ zu sitzen.

Japanschen gewonnen aber die radikalen Elemente immer mehr die Oberhand, und die Kämpfe nahmen zu. In den Theatern blieben die bisherigen Besucher aus, und dafür erschienen Arbeiter und Soldatenmassen, die verstimmt und feindselig wurden. Die Theater hatten keine Einnahmen mehr, und Schalljapin mußte an Stelle des Unterhaltungsplans und anderer Lebensmittel ausweichen. Man war aber so misstrauisch gegen ihn, daß man mehrmals seine ganze Wohnung durchsuchte, obwohl man ihm den Titel „Künstler des Volkes“ verliehen hatte.

Als schließlich die Menge immer mehr zunahm und auch Freunde Schalljapins erschossen wurden, schied er sich, ins Ausland zu fliehen, jenseit seiner Frau und seiner Kinder nicht einmal mehr die nötigen Zahlungsmittel erhielten. Sein Geld und sein



Schaljapin in der Eigenschaft des Sängers „Der Zerkowler“
Aus Schaljapins „Mein Leben“

Russischen hatte man ihn weggenommen. An seinen Gemüthen sollte das russische Volk sich erproben, hatte man ihm gesagt, und später sah er sie bei Antiquaren in Berlin wieder!

Wie sollte er aber aus Rußland entkommen, zumal er Frau und Kinder nicht im Exil lassen wollte? So mußte er noch anstrengen und das Leben zu ertragen suchen. Er unternahm Künstlerreisen in Rußland. Im Frühjahr 1900 erhielt er sogar die Erlaubnis, nach Kiew zu fahren, um dort die Kaiserin zu unterhalten. Als er die russische Grenze hinter sich hatte, stieg er sich mit dem ihn begleitenden Freund selbst über das schneeige Meer, das man auf den ersten Bahnhaltungen in belgischer Menge haben konnte. Sich an Meer satt essen, das war der erste Wunsch, den er sich leisten konnte.

Auf dieser Reise konnte er sich davon überzeugen, daß „das Leben im Ausland unendlich besser ist als in Rußland und daß der Zarismus kein großes Ansehen im Ausland genießt.“

Er erhielt aus verschiedenen Ländern Einladungen zu Gastspielen, und suchte nun um die Erlaubnis nach, mit Frau und Kindern eine

größere Gastspielreise in fremde Länder unternehmen zu dürfen. Er begründete dies damit, daß seine Kunst dazu beitragen würde, Rußlands Ansehen im Ausland zu heben.

Aus dieser Erwägung heraus erzielte man ihm die Genehmigung, ins Ausland zu fahren. In Dole empfing ihn der russische Konsul, um ihm behilflich zu sein, obgleich er dessen Hilfe gar nicht brauchte. Dieser Konsul war zugleich der Vertreter einer russischen Telegraphengesellschaft und wollte die Gelegenheit zu einem Interview benützen. Er fragte Schaljapin, was dieser von der Zarjohannsdynastie halte. Da sah der Sänger ihn groß an: „Man hat mich nicht gefragt, als man die Zarenin erschoß, jetzt soll man mich damit aber auch in Ruhe lassen!“

Schaljapin fand in Frankreich, Deutschland und in andern Ländern als Sänger so viel Beifall, daß er keine Lust hatte, nach Rußland zurückzukehren, wo er die ihm als Künstler notwendige Freiheit hätte erheben müssen. Nach Werthe Aufforderung, nach Rußland zurückzukehren, lehnte er ab, obgleich das einen Riß in seine langjährige Freundschaft mit dem Zarenhof herbeiführte.

In Paris schrieb er seine Memoiren, die zuerst in französischer Übersetzung erschienen. Er erzählt darin allerlei Anekdoten, so die Geschichte von dem Polimentel, in dem ihn Russen malte. Als Schaljapin ihm sagte, das sei ein gefälschter Mantel, war der Maler natürlich erbost, aber als er erfuhr, daß der Sänger ihn von einer staatlichen Behörde als Bezahlung für ein Konzert erhalten hatte, sagte er: „Nun gut, dann male ich den Sänger mit Beifall eines gefälschten Polzes in einer Person!“

Nach einem längeren Aufenthalt in Paris ist Schaljapin kürzlich nach Kiewert übergesiedelt, wo er als Direktor des Konservatoriums auch weiterhin der Kunst dient. Er hängt auch heute noch mit ganzem Herzen an seiner Heimat, und wenn er auch die großen Pläne, die er dort verwirklichen wollte, aufgeben mußte, so schließt er doch seine Erinnerungen mit dem Worte:

„Die Kunst kann Zeiten des Niedergangs durchwandern, aber sie ist ewig wie das Leben.“

SKIZZENBUCH

Horst von Metzsch / Krieg ohne Feldherren?

Ein feierliches Buch. Ein Buch, reich an lebendigen Bildern und Gedanken, die hierherauf aus der Vergangenheit herüberstrahlen. Ein geistreiches Buch. Als auch ein reiches Buch? Vielleicht im Kern. Feldherren kann man nicht spielen. Es ist die Göttergötter, wenn sie im entscheidenden Augenblick zu sein. Aber die Weltkraft eines Volkes auf den höchstentscheidenden Stand bringen, das kann und das muß man. Und man hat verschlafen, so darf man keine Überlegen nachher nicht den unglücklichen Feldherren anklagen, daß er die höhere Aufgabe nicht vollbringen konnte, mit einer Niederlage eine Niederlage zu schlagen? Das ist. Aber ist das nun auch wirklich der Kern dieses Buches? Und wird davon gesprochen, daß der Erfolg eines Krieges hängt in hohem Maße von der Fähigkeit der Führung an die Hand des Volkes. Dieses ausgetragene Kampfbildnis muß in seiner Politik und in seiner Strategie widerstehen, daß das ist das. Und doch, daß der Verfasser kein Verstand, das aus dem Kriegswortspiel abstrahiert, auf Schritt und Tritt Dinge hierherauf, die zum Widerstand herausfordern und er in dem knappen Rahmen von 64 Seiten zur Behauptung an Behauptung stehen kann, die Theorie aber inhaltlich keinen Raum. Es z. B. wenn Frankreichs Größe historisch der Gegenangriff aus der Verteidigung, nicht der erste Angriff sein soll, und die Zersplitterung der Offensive von Napoleon 1814 als fehlerhafte Folge einer fehlerhaften überausen Offensivpolitik genannt wird. Man denkt an Sedan, L., Sedan XIV. und XV., denkt an Napoleon III. in Italien und fragt sich, ob Luzzani, Fiala, der Marischall von Coblenz, Coblenz, ob Napoleon III. bei Magenta und Solferino Verteidigungsbildnis Frankreichs geschlagen haben — wenn Napoleon I. als Karte ausgehandelt werden soll. Auch die Behauptung, daß Napoleon Feldherren im Weltkrieg stürzte unter der Deutlichkeit der Schwäche operiert hätten, ist sehr, sehr angegriffen. Was ist zu wissen hier erst nicht der Name mangelt. — Das Ergebnis der Feldherrenbetrachtungen von Metrich: Wälder, Heide und Wälder und Wälder nach Feld (dann auch der strategische Offensivplan) abgesprochen wird, trotzdem er hier in (dem Kriegswortspiel) dem Zusammenhang über Mainz, Metz und Frankfurt nach Paris und Paris nach Metz und Metz nach Paris kann man große Feldherren; nur das Paris Feldherren

burg-Feldherren hat auf diesen Namen Anspruch. Eine Folge des politischen Zustandes: die Welt kann man bei jeder Entscheidung einer großen Feldherren zu spielen. Dabei werden angenommen, daß verschiedene Frankreich sein letztes Wort hat, seine Weltkraft auf den entscheidenden Stand zu bringen. Man kann hier Metrich im Schicksal des Feldherren von dem Gedanken einer historischen Entwicklung des Feldherren, wie der Strategie, aus dem Weltkämpfer Metrich kein Feldherren sein. Man kann hier Metrich um das Feldherren. Was er hier sagt über die fehlerhafte Ausdehnung der Konventionen, die Überwindung des Weltkämpfers im Vergleich zu ihm und das bereits sich ergebende Fortschreiten der Ereignisse des deutschen Heeres 1914 (hier das politische Schicksal ist ausgedrückt) bedeutet mit Wort für Wort richtig. Seine der Verfasser das Problem von Anfang an mehr in den Vordergrund seiner Betrachtungen gestellt, statt sich auf eine etwas unvollständige Durchführung seiner Theorie von der Strategie aus Weltkämpfer zu beziehen, so würde sich hier vielleicht auch ein Hinweis darauf geöffnet haben, wie man gerade Feldherrenbegriffe — nicht geben, aber auch im Frieden richtiggehend herausfinden kann.

Ernst Kahlisch

Unsere Väter

Es ist ganz besonders interessant, sich das richtige Verständnis über einen Feldherren zu erwerben, der hier der Vergangenheit angehört und noch nicht recht Geschichte geworden ist. Frühere Jahrhunderte sehen wir, ob wir wollen oder nicht, mit dem Augen der großen Geschichtsschreiber, Metrich und Metrich, die sie als Feldherren oder Nachkriegsfeldherren ersehen und sie immer sehr bekannt haben, während wir für Nachkriegsfeldherren solche bekannten Metrich sehen. Es sieht man Metrichs vorhandener Verdienste in Büchern und Zeitungen, in Wort und Bild die Zeit unserer Väter mit wenigen Zeilen und Metrich vor uns als das feierlichste Feldherren, das von dem unendlich scharfen Auge und dem großen Geist des großen Feldherren Adolf Metrich für uns alle erfüllt und klar werden wurde.

*) Ernst von Metrich, „Krieg ohne Feldherren“ erschien in der Reihe „Bilder aus der Natur“ im H. G. Götting Verlag in Götting.



Leben und Zeitverteilung im Erzbischof von Brighton

Die englische Gesellschaft am Fährhafen von Brighton
Fährfahrzeuge aus S. West, „Hofen Ulster“ (Out Fahren), Dasing 12. Gensmann, Lit., London

Im jähren Mangel der Aufzählung müßten zu begreifen, hat sich der Engländer Alan West die Neugierde gemacht, aus über 100 000 Seelen in und um Brighton einige Hundert auszuwählen, in denen sich der Geist der Jahre von 1850 bis 1900 widerspiegelt¹⁾. Es ist das nicht nur (historische) alte England, das in dieser höchst ausgereichten Bilderfolge vor uns aufsteht, die sogenannte „gute, alte“, jedenfalls aber hochkonservative Zeit, in der sich der Adel noch dem Hof und der Bürgerwelt noch dem Adel zählte. Es kommt die frühromantische, sehr geschmackvolle Lebensweise, schließlich nicht kontinental einflußreiche viktorianische Kultur des Feindes dem Fremden ihrer ersten, ehrenhaften und im Grunde selbständigen Persönlichkeiten aufzudecken.

Auf dem Höhe „Nachmittag im Erzbischof von Brighton 1870“ haben wir die ganze Gesellschaft beiseite. Das freigelegte Mädchenpaar, das einen in ungeschicklich enger Zeit, die seine Dame mit Maff, langer Jacke und schillerndem Rock, die aristokratische Adressen, die schattige Salons und darüber den reichen Bürger im hochgeordneten, selbständigen Haus. Das (schöne, ungeheuerliche) Pferd steht als Krönchen dieses Wohlstandes, von hundertjährigen Volk oder der hundertjährigen Armut ist mit dem höchsten Mißverhältnis nicht zu verstehen. Vom Volk ist überhaupt im ganzen Buch nicht viel die Rede, und in den wenigen Verfassungskapiteln ist es ganz als höhere, geschätzte Klasse aufgeführt.

Eine weit dunklere Aufgabe für den Feind ist nur immer das politische soziale Ereignis. Ein Bild aus dem Jahr 1889 zeigt die Kirchenparade

im Hyde-Park. Diese Leute stehen im hohen, vornehmen Bogen Belgaria, sie gehen und stehen hier, weil ihnen und ihren am Sonntag gegen die gute Gasse verfahren werden. Auffallend ist die Verände-



Die gute Londoner Gesellschaft bei der kirchlichen „Kirchen-Parade“ im Hyde-Park

¹⁾ Out Fahren by Alan West, Dasing William Gensmann Lit., London



Das bei den meistbesuchten Freilichtbühnen vor dem Stadt. Schauspieltheater in Stuttgart
Gemeinschaft der Eltern mit Robert Wagner Oper „Krieg“
Vorne links: Daria Defina (Kath.) mit Romy (Kathelin), Hel. Hestberger, Stuttgart

rung, die sich in den letzten zehn Jahren zwischen beiden Völkern vollzogen hat. Diese Engländer von 1889 sind noch weniger englisch als die von 1899. Das durch die Volkshemdenstellung verkörperliche Teutische Wesen auf sie abgesehen zu haben. Dieser Mensch und Mensch würde man ihnen keine, für alle Kommen nach der Art von Monopolen und Teilhaft getrennt. Und doch ist es die alte Volkshemdenstellung, die zum Aufbau des mächtigen britischen Weltreichs ohne Menschen Erb und Leben kam

Esper darüber — genau im Kampf für den Staat halten und Aufhebung der britischen Nation an den ungeschunden Völkern in Wien und Afrika. Wenn heute ein junger Engländer diese Bilder durchblättert, die teilweise schon als Karikaturen ansehen, so muß er sich doch sagen, daß diese karikaturen verkörperlichen Menschen des karikaturen und privatrechtlichen Volkshemden schauen, den sein je nach fortgeschrittenen Volkshemden nur noch mit besserer Mäße zu erhalten vermöge.
Lena Schiller

Schiller als Gelegenheitsdichter

Dem Geburtstag seines Freundes Christian Gottfried Körner, des Namens des Freiheitskämpfers Andreas Bärner, schrieb Schiller 1797 eine dramatische Hymne, in der das Leben und Enten der Körnerischen Familie in Dresden lebendig durchwacht ist. Der Inhalt ist kurz, daß Körner, der sich von seinem Weg in die Kämpfe nach außen lassen will, durch Verjagung des jungen Vermissung aufgehalten wird und schließlich auf die Frage, was er

dem geliebten ist, antwortet: „Ich habe mich aufzuheben lassen.“ Unter diesen Tiden stehen das Spiel zwischen 1802 im Tode mit einer anderen Einleitung, dem Verfall der Daria Friedrich Strauß war. Es findet sich in den Gesamtangaben der Schillerischen Werke auch unter dem Titel „Körners Vermittlung“. Allerdings ist die Handschrift dieses Karlheinz von Schiller-Nationalarchiv in Marbach erworben worden.
Th. Berlin

H. J. Allen, Oberst des New Hampshire-Regiments, während des Krieges befehligte, verurtheilt, an den Nordfranzosen übergeben. Er hat geschrieben: „Long and God“, „Das Eiserne Kreuz“ und „Weisheit“.

Hans Hohne, Deutsche Vorzeit, Mit 49 Abbildungen und Skizzen. Bielefeld: Velhagen, 1933. 38 S. RM 1,50.

Dies die Urzeitgeschichte von der deutschen Vorzeit unterrichtet. Hohne's Buchlein bringt uns mit der Geschichte der Kultur der germanischen Vorfahren auf deutschen Boden und darüber hinaus von der Vorgeschichte an über Bronze- und Eisenzeit bis zum Gegenwartstreffen mit den Römern. Wenn die Geschichtsforschung in diesem Gebiete an Grenzen von Wissen und deren Verstand stößt, so ist das nicht nur eine Frage der Zeit, sondern auch der Methode. Die Geschichte, auf die sich unser Wissen gründet, ist eine Geschichte der Geschichte. Hohne's Buchlein ist eine Geschichte der Geschichte. Hohne's Buchlein ist eine Geschichte der Geschichte. Hohne's Buchlein ist eine Geschichte der Geschichte.

Das Buchlein ist als eine kleine Geschichte der deutschen Vorzeit geschrieben. Hohne's Buchlein ist eine Geschichte der Geschichte. Hohne's Buchlein ist eine Geschichte der Geschichte.

Martin Luther, Theologie des Kreuzes. Die religiösen Schriften. Herausgegeben von Georg Meißner. Mit einem Bildnis. Kröners Taschenausgabe Band 95. Leipzig: Alfred Kröner, 1933. 306 S. Lw. RM 3,80.

„Der heilige Prophet Deutschlands“, wie Luther in einer alten Schrift genannt wird, steht in der Reihe der großen deutschen Dichter. Hohne's Buchlein ist eine Geschichte der Geschichte. Hohne's Buchlein ist eine Geschichte der Geschichte. Hohne's Buchlein ist eine Geschichte der Geschichte.

Das Buchlein ist eine kleine Geschichte der deutschen Vorzeit. Hohne's Buchlein ist eine Geschichte der Geschichte. Hohne's Buchlein ist eine Geschichte der Geschichte.

Max Weber, Aufsatz über die Frau. Eine grundsätzliche Betrachtung und kulturpädagogische Auswertung. Freiburg: Herder, 1933. 146 S. Lw. RM 4,30.

Max Weber's Aufsatz über die Frau ist eine kleine Geschichte der Geschichte. Hohne's Buchlein ist eine Geschichte der Geschichte. Hohne's Buchlein ist eine Geschichte der Geschichte.

Die Frau ist eine kleine Geschichte der Geschichte. Hohne's Buchlein ist eine Geschichte der Geschichte. Hohne's Buchlein ist eine Geschichte der Geschichte.

Das Buch ist eine kleine Geschichte der deutschen Vorzeit. Hohne's Buchlein ist eine Geschichte der Geschichte. Hohne's Buchlein ist eine Geschichte der Geschichte.

Dr. J. Kumpf

Walter Linden, Aufgaben einer nationalen Literaturwissenschaft. München: Beck, 1933. 66 S. RM 2,40.

„Die Aufgabe ist eine kleine Geschichte der Geschichte. Hohne's Buchlein ist eine Geschichte der Geschichte. Hohne's Buchlein ist eine Geschichte der Geschichte.“



Walter Linden, Aufgaben einer nationalen Literaturwissenschaft

Die Aufgabe ist eine kleine Geschichte der Geschichte. Hohne's Buchlein ist eine Geschichte der Geschichte. Hohne's Buchlein ist eine Geschichte der Geschichte.

Dr. B. Kumpf

Paul de Lagarde, Schriften für Deutschland. Herausgegeben von August Meißner. Leipzig: Kröner, 1933. Kröners Taschenausgaben Bd. 110. Lw. RM 2,70.

Paul de Lagarde's Schriften für Deutschland sind eine kleine Geschichte der Geschichte. Hohne's Buchlein ist eine Geschichte der Geschichte. Hohne's Buchlein ist eine Geschichte der Geschichte.

Dr. B. Kumpf

Gustav Freyssen

Blick auf Leben und Werk des Dichters zu seinem 70. Geburtstag

Von Hanns Arens

Ecklenburg-Gelbfeld, oder genauer Dichtmarischen, ist die Heimat Gustav Freyssens. Es ist ein altes Geschlecht da oben; Sage und Geschichte wissen viel zu erzählen von Kämpfern, Mägen und Ebladen, von Eime und Ate. Ein freies und starkes Geschlecht sind die Dichtmarischen; frei durch sich selbst! Aesthetisch und hart, eigenwillig und dickköpfig, aber gut und glühend im Grunde ihres schweren Wesens. Recht geht vorwärts. Reich und reichlich ist das Land, heiliges Land, schwer ertragen in Tagen harter Not. Ein stolzes und mächtiges Volk. Mächtig und schicksalhaft hängt über Mensch und Landschaft der dunkle, nordische Himmel. Weit ist das Land, weit an Menschen und Geschickten. Eine schwere, bedrückende Landschaft, voll des Unausgesprochenen und Geheimnisvollen. Das ist das Land Gustav Freyssens.

Ich bin an der Nordwestküste Ecklenburg-Gelbfelds geboren, an einer Stelle, wo das alte Land, die Dorf, bis ans Meer reicht; und es ist wahrscheinlich, daß der erste meiner Väter, der über den Weg von unten zum Haus hinausstieg, über das Meer gegangen ist: denn unter Dorf liegt ziemlich hoch und frei auf einigen niedrigen Felsen. Die Häuser liegen ganz und gar unregelmäßig, je als wären sie von den Seilen hier oder dorthin gehoben und legenden (schon) gelassen. Hier steht ein Hof, da das Haus eines Bauern, und dort die Schule, je wie es in Grenzland Brauch ist.

Es leben wir zu Beginn seines großen Romans „Der Bekannte“, der viel vom eignen Leben des Dichters berichtet. Freyssen jagt einmal von sich selbst: „Ich war ein Dichter — ich war immer der mitleidende Mensch, der auf das Menschliche ausging“, und in seinem „Grüßedien“ finden wir folgendes Wort: „Ich will erzählen von Gott, Liebe und Eros, schwerem Erden und schönem Tod. Den Menschen soll das Herz hoch schlagen, daß es etwas so Großes und Schönes unter den Menschen gibt.“

Freyssen ist Grübler von Passion. Seine Rede ist immer unumwunden: überall sucht die



Gustav Freyssen

der Dichter das heiße, volle Leben, und da, wo es am heißesten brennt, fühlt er sich seinem Ich am nächsten.

Frei wächst sein Werk empor, genährt aus der unendlichen Liebe zu seiner Heimat, die der Ursprung seiner gesamten Arbeit ist. Bezeichnend für ihn ist dieser Satz: „Ich habe eine schreckliche Liebe zu diesen starken, ruhigen Menschen.“ Kann das Wesen eines Menschen klarer und eindringlicher aufgedeckt werden? In diesen einen Satz schon sehen wir den ganzen Freyssen vor uns, und wir begreifen, warum der Dichter gerade hier seine Vollmacht zur Auswirkung bringen konnte; hier und nirgendwo anders. Charakteristisch in derselben Linie ist ein anderer Satz in Verbindung mit Hebbel:

¹⁾ Der Dichter Freyssen verlebte im Dörfchen St. Gertrud, Dörfchen, Dörfchen, Dörfchen 1921. Seite 11 und 12.

„Welche Kirchspielskirchenverien sind die interessantesten Orte im ganzen Lande, sowohl um das Leben kennenzulernen wie auch vom Leben zu träumen. Man kann da so hoch fliegen, als einen Flügel gegeben sind.“ (Hjebbel arbeitete bekanntlich in seiner Heimat — Wesselsen — längere Zeit in einer Kirchspielskirchenverien.) Immer bleibt Grensen im Reich seiner Heimat; immer und überall verspüren wir die enge Verbindung mit seiner Herkunft. Gut, daß viele Menschen sich hinsetzen zu seinen Werken; sie sind weit mehr als zu Buch gedruckte „Beschichten“; es ist ruhiges und großes Leben in ihnen; schönes und seltsames, hartes und tragisches: „Ich werde zur Arbeit getrieben durch den Willen, etwas für die Menschheit Nützliches zu tun. Bis ich dann aber in der Arbeit, dann erwacht und beglückt mich die Freude am Gelingen. Sollte ich nicht alle zwei Jahre eine neue Niet und alle einen neuen Zorn, sollte ich nur aus Lust an solchen Gestalten schreiben . . . die Trägheit würde sagen, daß ich nicht die Hälfte gescheit befinde. Am liebsten von allem (schrub ich dem Leben nach. Es wie die Passieren in der Bibel suchen, und die Bauern in ihrer Felder und ihr Vieh gehen, und die Frauen in ihrem Hauswerk treiben, so suche ich in Worten und Leben.“ („Grüßleien“.)

Bach, ein kleines Dorf in Dithmarschen, ist der Geburtsort und Wohnort des Dichters. Als Sohn eines Tischlers wurde er am 19. Oktober 1863 geboren. Lange blieb er in der alten Heimat, dann studierte er Überlegung, bis er 1890 in seiner Heimat das Amt eines Pastors annahm. Von seiner Pfarrzeit kündet ein Buch „Dorfprentigen“. Man lese auch sie, falls das Lebenswerk nicht schon alles klar erkennen läßt in seiner Einfachheit, die geduldig, gewaltig und übergehend ist, um zu wissen, weshalb dieselben der Gesinger Grensen seiner Gemeinde war. Aber der freie Mensch in ihm war stärker als alle Kirchlichkeit. So geriet er denn bald in einen inneren Widerstreit mit seinem Beruf, der die Möglichkeiten und Lebensschancen zu hart und eng abgrenzte, zumal seine feurige, kühne und drängende Natur gewaltig sich zu regen begann. Die Welt war zu groß und weit für Grensen; die Niet, das Leid, die Freude und die Arbeit seines Volkes waren zu bedrückend und weitläufig, als daß er

ruhig abwartend oder betrachtend hätte dastehen können.

Sein Innerstes aber verlangte Nachschaffung und Klarheit. Er mußte sich entscheiden. So trennte er sich denn von seinem Beruf und widmete sich von da ab einer anderen Aufgabe, was tausendfach die Niet ihn anfeuerte: „Ich sehe immer wieder alle Möglichkeiten von Leid über das Land, über die Meinen und über mich selbst kommen. Das wird durchs ganze Leben so sein; und darum kann ich kein heiliger Mensch sein.“ Erst auf seinem sechswöchentlichen Arbeitsfelde konnte er schaffen und wirken, bejagen und gehen, soweit es in seiner Hand lag. So wurde er der „Dichter“, der Bildner großen, schönen Menschenums. So suchten und reisten mit der Zeit Werk an Werk, angefangen, noch jaghaft und seiner Art noch unsicher und etwas schon gegenüberstehend, mit der „Sandgräfin“. Aber dieses Buch schreibt er: „Ich habe mein erstes Buch „Die Sandgräfin“ nicht aus meiner ganzen Naturkraft, mit meinem ganzen natürlichen und künstlerischen Vermögen geschrieben. Ich habe meine Natur aus Ehrlichkeit verstoßt, weil ich noch nicht so fe glaubte, weil ich sie in vielen Stellen für absonderlich und wunderbar hielt. Und so ist es wohl mein eigenes Buch geworden, aber mit nur einem Finger gezeichnet. Das zweite soll schon stärker und sicherer werden.“

In diese Schaffensperiode fällt auch die kleine Erzählung „Eine Handvoll Gold“, die Dr. Hanns Martin Eßer als Band 10 in seine sehr reizvolle Sammlung: „Deutsche Dichterbandschriften“ (P. List Verlag) aufgenommen hat. Die in fastwörtlich wiedergegebene Novelle ist sehr nirgendes veröffentlicht. Grensen-Freunde werden an dieser eigenartigen und schönen Publikation viel Freude haben.

Daher folgte ein zweites Buch „Die drei Petreusen“ und kurz darauf sein „Zehn Mit“, der ihm den Weltreis bringen sollte. Nun hatte er sich ganz gefunden, konnte aus seiner vollen, unerschöpflichen Kraft schöpfen. Beistimmung und stark im inneren Raum bewegt sich von da ab sein gesamtes Werk. Voll von Bildern und Farben, flüssig in seiner Sprache. Darum auch die ungewöhnliche Wirkung, die seine Bücher auf Hunderttausende ausübten. Sein Werk ist unerschöpfend mit seiner tiefen, tiefen (schmerzvoll-schmerzlichen) Landschaft, aus der



Die Wohnhaus Wulfstan Grenzfien in dem heilsteinischen Dorf Berta.
Im hinteren Garten stehen kleine alte Bäume. Der Dichter hat hier viel schöne zu finden.

immer neue Kräfte aufströmen; einem schönen, trachtigen Baume gleich, der sich natürlich aus der Erde heraus emporhebt, von der Wurzel bis zur rauschenden Krone schön in seiner unerschöpflichen Kraft, reichlich von allen Reifeerzeugnissen; frei, wohl beschützt und behütet, aber immer umgeben und vielfältig sich behnend.

Da und gerne war ich bei dem Dichter, der in so großen Dingen allen Anstrengungen gegenüber im Fortschritt trägt. Schon ist's bei ihm zu sein, schön auch in seinem Heim, das früher die Werkstatt seines Vaters war. Raum und vielseitig, klar und von einer großen Güte ist dieser Raum in seiner inneren Ruhe; immer ist er der Menschenfreund und Helfer, dem Welt ein mitleidendes und mitleidendes Herz gab. Von der großen Welt da draußen und ihrem Bewußt, von Menschen und Natur erzählt er mir. Von Amerika — wo er als erster deutscher Repräsentant nach dem Krieg, Revolutionen und Zustandsveränderungen war — erzählt er und viele Dinge mehr. Wir gehen in seinem Garten spazieren, und der Dichter stau-

bert wohl auch hier und da vorsichtig von seinen Plänen, doch nicht viel; von Literatur wird kaum eher nur wenig gesprochen. Hier mag noch eine Tagesbeurteilung aus seinem „Möven und Mäusen“ stehen, weil sie so verträglich Grenzfien's Eigenart zeigt: „Ich bin dem Verkehr mit Literaten von Anfang an ausgewichen; es hat mich immer mehr interessiert, mit praktischen, tüchtigen, berufen Männern und Frauen umzugehen, um mich zu freuen, wie sie das Leben führten und aufrichteten, um an ihrem Leben ein wenig Anteil zu haben. Der langjährige, freundliche Verkehr, den ich in meiner Jugendzeit mit den Bauernfamilien hatte, ist mir nicht allein eine freundliche Erinnerung, sondern auch ein wichtiger Gewinn fürs ganze Leben gewesen, das sonst leicht etwas Schmales und Weltfremdes behalten hätte.“

Vor nunmehr 33 Jahren schrieb Grenzfien seinen ersten Roman. Überdies war in Ruhe die lange Spanne Zeit: 1895 bis 1923, und vergewissern wir uns die damalige Zeit; verleben wir, uns in jene Atmosphäre

umgaskalten und betrachten wir wieder die Erwartungen und Bedürfnisse jener Zeit, in der Freytag mit seiner Person als Dichter, Mensch und Dichter stand; wie er „unmüde“ wurde ab seiner Bücher, die vielen unbequem, vielen willkommen waren, so dünkt uns Heutigen dieser vermehrte und heisse Kampf um die Stimme eines Menschen mürhenhaft und langsam. —

Heute ist es stiller um Gustav Freytag geworden. Die Zeit hat sich gewandelt. Die Zeit selber aber hat Freytag einen weithin sichtbaren Platz in der deutschen Literatur und dem Geistesleben angewiesen, der diesem anständigen und künstlerischen Geist mit vollem Recht und mit allem Respekt vor der Gegenwartsliteratur zufließt. Eine große und treue Gemeinde weiß von der Dichters auch heute noch um sich. Freytag hat seinen Namen und seinen Platz ohne jegliche Reklame in der deutschen und ausländischen Literatur bis auf den heutigen Tag behalten.

Ich möchte diese Zeilen nicht abschließen, ohne ein Wort über seinen Lebensroman „Der Lebensdick“ zu sagen. Freytag erzählt in diesem Buch viel von seinem eigenen Leben. Er selbst möchte ihn aber nicht als einen „autobiographischen“ Roman bezeichnen haben. Dieser ist seine Person Mittelpunkt der ganzen Handlung; jedoch der weitzerspannte Kreis umfaßt viele Begleitpersonen und Geschehnisse, die nicht die eigenen sind. Ob da nun die ganze Handlung um 10 oder 20 Jahre verschoben wird, ob dieses wirklich so oder so war, ist für die Dichtung belanglos. Eines aber wissen wir: dieser Roman seines Lebens wird seinen Platz für immer in der deutschen epischen Dichtung behalten.

Wäre im unangenehmen Reich gerade dieses starke und schöne Werk viel gelesen worden; es müßte Jauchzla ablegen für eine große und weltberühmte Kunst, wie in diesem Weltbekannten Freytag.

Mein Leben ist viel Arbeit und immer und immer Not gewesen, und trotzdem bin ich von dem ganzen gebildeten Deutschland beklungen und anerkannt worden. Einige meiner Bogen sind es aus Archibutel des Kaysers über das Europa. Da waren wollen mich rechtgläubig. Ich bin aber nicht als ein glücklicher Dichter der Welt. Die anderen wollen mich

prezios: sie bekennen Freytag's Rede aber alle. Ich bin aber von allem her aus freim, republikanischen Bekenntnis, und mein Vater ist noch als Illustration des Königs von Hannover geboren. Ich kann nicht persönlich hängen und denken. Ich fühle etwas Wehens und Mitleids, ich denke und fühle nicht und empfindet; ich habe auch niemals für Deutschland alles schreiben wollen, sondern haben ich von Deutschland erzählt, auch für andere. Die meisten meiner Bogen sind es aus anderen, jungen vollen Herzen. Die denken, daß ich allen guten Menschen und Gutes aufgeben will. Ich meine aber, sie sind schon aufgegeben, und es ist keine Hoffnung, sie wieder zusammen und zu Ehren zu bringen, und so nicht ich nicht mit anderen um die Aufführung von Leben, die mir wichtiger und auch besser und mehr erscheinen.

Ich kann nicht sagen, daß ich besonders glücklich bin. Ich wäre bei mir etwas gutten und schönen Natur glücklich, wenn ich eine ein stiller, unangenehmer Dichter oder Poet sein könnten wäre, ohne die Angst der Verantwortung vor jedem der Millionen sein und ohne bekannten Namen, um den immer Sorgen und Mühe fliegen. Ich bin nicht stolz auf die haben meine Bücher; ich weiß, daß sie mir eher mein Verdienst als ein Verdienst in die Hände setzen sind. Wenn ich auf irgend etwas ein wenig stolz; und stolz bin, so ist es das, daß ich diese haben durch mein Leben bin stark und stark gehalten habe. — Aber auch diese Arbeit ist sehr gewesen — und daß ich nicht mehr durch das noch Leben aus meinem Leben habe verdrängen lassen, sondern in jeder Zeit das geschrieben habe, was ich, von meinen Wünschen getrieben, schreiben sollte. Das können anderen Brand darf ich hoffen, daß die für bildungen eines heißen Herzens und für Gefährungen einer nicht allzu großen Kunst einige Dasein haben.

Das wohl schönste Geschenk zum 70. Geburtstag des Dichters, der jetzt in deutschen Landen gelebt wird, gab Freytag selber. Er ist das reich mit herrlichen Fotos von Fikler, Deutsches, geschriebene Buch vom deutschen Dasein: „Von East und West“). Kein Bekenntnis als Freytag, diese Aufgabe zu gestalten; hinter hat sie bisher so voll und rund vor uns hingestellt! Ein Schicksal findet in die ein Lebenslang auf deutschen Leben einen vollkommenen und klugen Abbruch. Möge uns Freytag auch weiterhin erzählen von seiner Welt, möge er vor allem auch neue Freunde unter der deutschen Jugend finden, ihm gar Freunde, ihnen zum Wohl!

*) Göttinger-Verlag, Berlin

Hermann Köhl

BREMSKLÖTZE WEG!

Von Hilde Laukemann

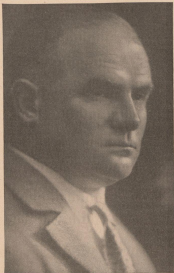
In seinem Buch: *Bremsklötze weg! nicht Hermann Köhl das Fazit seines Lebens*!). Von seinem Werden als Schüler und Kabett bis zum Offizier und Kriegsteilnehmer, von Kampf und Sieg, Bekanntheit, Glück und

Wiederleben in der Heimat erzählt er in sehr lebender Form. Die Idee und Verwirklichung seines Querschnitts und seine weiteren Pläne, die in dem Buchtitel gipfeln: *Bremsklötze weg! für den Freiheitszug Deutschlands ergreifen* in schlichten, aber packenden Worten den Leser.

Das Markanteste an Köhls Charakter und Wesen, der familiäre Wille zur Tat, prägt sich bei ihm, der nur ein mittelmäßiger Schüler war, schon in seiner Schulzeit aus. Er überwindet er mit hartem Kopf und Willen die schlimmsten Gymnasialschwächen, so wie er alle späteren Schwierigkeiten in seinem Leben unter seinem Willen beugt und erzwängt sich doch noch den unerreichbar scheinenden heiligen Rost des Kadetten. In der eigentlichen Streng- und Enge des Kadettenlebens gewöhnt eine Kameradschaftlichkeit, die auch der härteste Arrest nicht zu strengem vernag. Aber einmal auf Kadettenfreiheit erlappet, schließen sich hinter Köhl wieder die so heiß erkämpften Porten der Zukunft. Er nennt es humoristisch seinen „ersten Flug“. Nun nimmt das Gymnasium von Nürnberg und später das von Augsburg den verlegerten Kadetten auf. Unter mangelnden Umständen und den üblichen Dummheiten besteht er das Militärium.

Nach langen Kämpfen, immer wieder aufgehalten durch die mannigfachen Zwischenfälle, für die seine Dummheitsgeisteskräfte besonders gut geeignet waren, war das Ziel

„Hermann Köhl, *Bremsklötze weg!*“ Das Buch ist eine wertvolle Biographie, es ist ein Buch für jeden, der die Geschichte des deutschen Militärs, der



Hermann Köhl

versteht. Binter mir lag die Schale. Ich wachte ihr keine Ruhe nach. Das große Los des Lebens war aufgesparten, und leidend und verflüchtend lag dahinter eine Zukunft, der ich froh entgegengehen wollte . . .

Er tritt als Fahnenjunker in das kaiserlich-preussische Pionierbataillon 12 in Ulm ein, und bald ist er Leutnant. Doch nicht lange währt die unruhige Reichshüterei so lange, friedvolle Dienstzeit. Das Wort "Krieg" flammte in großen Lettern auf. Bei Mauthausen im Ob- u. Niederrhein sein Bataillon die französische Grenze. Geschützbesitzer und Geschützführer, Leutnant und Zugführer, Blut und Plünderung sind die ersten Male der Kämpfe. In den Tagen wird Köhl verwundet. Nach kann er erst mühsam wieder an zwei Stücken kumpeln, als er schon wieder versucht, zur Front zu kommen. Da man Kraftfahrer und Flieger braucht, befehlt er schließlich in Ulm die Kavallerieschule. Kann kann er das Allernotwendigste, bittet er seinen Kommandanten, ihn für die Fliegerei oder für die Kraftfahrtruppe einzusetzen. Nach einem eigenmächtigen Telegramm aus Generalstabskommando, das ihm leicht hätte gefährlich werden können, ist sein Wunsch erfüllt. Er hat sich bei der Fliegerersatzabteilung Kolberberg bei Berlin zu melden. Köhle (schicklich bestimmende Laufbahn als Flieger beginnt. Er kommt als Beobachter an die Front.

Im ersten Vierteljahr seiner Frontfliegerfähigkeit mußte ich sehr viel lernen, und es fiel mir manchmal verdammt schwer, aus dem unendlich vielen Beobachtungen, die aus dem Himmel herauskamen, immer den richtigen zu finden und das Beobachtete mit der Karte in Einklang zu bringen.

Er kommt an die Front, wird Geschützführer und bildet sein Geschütz zu einer vorzüglichen und gesunden Luftmasse aus. Aber weiter geht sein Bestreben, die kampflose Front zu schützen. Der Gedanke an den Nachschub treibt in ihm auf. Zwei Flugzeugführer wagen er mit ihm, und der Erfolg gibt ihm recht. Bei Mauthausen wird jede Nacht gesendet, und die in die Tiefe laufenden Bomben richten den erwünschten Schaden in den Munitionslagern und Wagenkolonnen des Feindes an. Köhle hat und Initiative hat der Kriegsführer neue Wege gezeigt, und bald geht der Nachschub ebenfalls zu den Pflichten der anderen Geschützführer. Nach einem den Feind besonders schädigenden Nachschub bekommt Köhl den Heben-

gelten. Ein vorzüglicher Flug durch wunden Nebel wird ihm zum Anlaß, sich gründlich mit dem Problem des Nebelfluges zu beschäftigen. Auch hier mit bestem Erfolg.

Bei einem Abschuss seiner Maschine wird Köhl schwer verwundet, aber nach vierwöchiger Genesung meldet er sich wieder bei seinen Geschützführern. Er bekommt eine neue Maschine und bildet auch diese zu einer Geschützführer. Die ersten Geschützführer werden eingesetzt, die ein Geschütz an Bombenlast mitnehmen können. Im Köhl verbleibt sich immer mehr der Wunsch, nicht nur Beobachter und Bombenführer zu sein, sondern auch ein tüchtiger Flugzeugführer zu werden. Ein begreiflicher Wunsch, gegen den sich aber ebenso begreiflich die vorgelegten Dienststellen sträubten, denn Fliegen ist leichter, als ein tüchtiger Beobachter zu sein. Doch Köhle Hartförmigkeit sagt auch hier. Bald hat er nach einem ausgezeichneten Schulunterricht in Bellingen sein Pilotenpatent in der Tasche.

Nach einem kurzen Kommando in Italien und später in St. Quentin wird Köhl zum Hauptmann befördert und nach dem Abzug von Valenciennes kommandiert. Er bekommt den Befehl, den Verkehr auf den Bahnhöfen bei Amiens stillzulegen. In der Nacht vom 19. auf den 20. Mai 1918 wird durch Köhle Bombenwurf bei Flugzeug eines der größten Munitionslager des Feindes vernichtet. Mit dem höchsten Kriegesorden wird Köhl ausgezeichnet: er ist Ritter des Pour le mérite.

Der Kaiser verpflichtet zu neuen Taten. Paris, die Hauptstadt der Franzosen ist das nächste Ziel. Köhl kommt mit seinem Führer Schlichter in schwere Artillerie. Sie werden getroffen, der Motor steht, die Baggage werden los. Auch der zweite Motor knallt. Es ist unmöglich die Front zu erreichen. Jetzt heißt es flucht zu laufen, ohne vom Feind gesehen zu werden. Am Morgen werden sie zwischen Paris und der Front auf eine Wiese auf. Es ist keine Zeit zu langer Überlegung. Das Flugzeug mit seinem Instrumenten und verpackt werden. Im nahen Walde setzen sie sich, wie die Maschine verbrannt. Gefangenschaft und Hunger drohen den beiden Fliegern im Feindesland. Doch sie verzagen nicht, sie werden

Kämpfen, sie wollen versuchen, die deutsche Front zu erreichen. Bei Nacht wollen sie marschieren, bei Tag sich verstecken. In dem Hunger kommt der Durst hinzu. Die Kleiner von ihnen müssen sie hinunter, brackisches Wasser müssen sie trinken, herbstlich können sie an Dorfbereichern mit feindlichen Patrouillen verüben. Sie werden entdeckt, Kahl muß allein weiterflüchten. Durch feindlichestellungen hindurch gerät er in ein Leichtersfeld von Brandgeschüssen, und als er bei



Das Konzentrationslager Mauthausen

(Oben: Aus dem Konzentrationslager)

Oben: Aus dem Konzentrationslager
Unten: Aus dem Konzentrationslager
Zentralgebäude mit Baracken und Baracken
Zentralgebäude mit Baracken und Baracken

Nacht dem entscheidenden Durchbruch wegen will, wird er aufgegriffen und gefangen genommen. Alle Mühe und angewandte Energie war umsonst.

Jetzt lernt Kahl die Schrecken französischer Gefängnisse kennen. Das erste ist das Gefängnis von Clermont. Täglich wird er mit den gleichen Fragen geplagt, und täglich gibt er die gleichen Antworten. Brandhaft jagt er, der Geschworenengerichtspräsident Hauptmann Kahl zu sein. Endlich wird Kahl mit anderen Kameraden in das Innere Frankreichs verbracht. Den einen Gefängnis ins andere und auf zahllosen

Umwegen gelangt er zu seinem Bestimmungsort, in das Gefängnislager Montoir. Hier trifft er viele deutsche Flüchtlinge und Widerstandskämpfer. Eine Flucht aus diesem aufs schärfste bewachten Lager scheint unmöglich. Ständig werden Fluchtpläne geschmiedet, aber nur wenigen gelang die erfolgreiche Durchführung. Der Krieg geht zu Ende, aber die Gefängnisse öffnen sich nicht. Kahl rafft sich aus Notwendigkeit und Verzweiflung zu einer grandiosen Flucht auf. Im Sommer 1919 unternimmt er einen in seiner Kühnheit schier vergewisserten Fluchtversuch aus dem Lager — und er gelingt. Nun ist er mitten in Feindesland.

Einstweilen kann ich also sagen. Die Freiheit und Unabhängigkeit, gegen die ich mich wehren will, haben mich schließlich doch zum Erfolg geführt. Aber dieser Erfolg borg für mich auch die Verpflichtung, nun am 1. versichere ich Ihnen, daß ich mich nicht wehren will, sondern mich ganz der Welt, mein ganzes Denken darauf nur auf das Ziel gerichtet ist: durchzukommen.

Nach Kahl kommt durch! Als konsequenter Arbeiter, als Jäger und Kämpfer gebildet er sich. In Fuß und mit der Eisenbahn überwindet er die schlimmsten Schwierigkeiten. Mit

einem isolierten Paß und unterfälliger Festschloß geht er in Belagerte, dem letzten größeren Teil von der Schwinger Grenze durch die von Unissem, Polipichanten und Gendarmen ummauerte Sperte. Das letzte schwere Stück seiner Flucht ist noch zu überwinden. Endlich liegen die blauen Berge der Schwitz vor ihm. Hinter dem Dammstrich fürchterlicher Geiriner und fürchteren Wellenschlag durchschneidet er nach der lebende Rhone. Bei Chancy spült sie ihn an das schwerigste Ufer. Nach einem zwölftägigen Aufenthalt in Genf beginnt die Heimfahrt nach Deutschland.

Der ersten Tag in der Heimat . . . in Wien, in Czernowitz, in Berlin — ich konnte es einfach nicht begreifen, ich verstand die Menschen nicht mehr. Sie regten sich über Nichtigkeiten auf, verzagten über dem Kleinsten des Tages alten Geirigs. Nur die Partei, nur das eigene Ich regierten. Heute man sich damit abfinden, daß Deutschland zu einer Nation geräter Klasse geworden war!

Die Auflösung der deutschen Fliegerstaffe muß er erleben; und als man ihn vor die Wahl stellt, Kraftfahrer oder Insassen zu werden, übernimmt er die 7. Kompanie des Schützenbataillons des 13. Infanterieregiments in Ludwigslburg. Und man denkt Hermann Kähl auch an sich und bekennt sein Versteht. Die Fliegerei scheint vorbei zu sein.

Der Jahre schiebt ich meine Kompanie, vier Jahre war ich glücklich als Soldat, aber mit unendlichen Jahren gab es mich immer wieder zur Fliegerei, die keinen beschränkt, der sie einmal versteht.

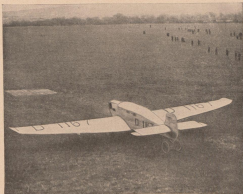
Als er im Jahre 1923 mit Günther Gachberg zusammenreißt, der den Junkers-Luftverstehe aufsteig, hat die Fliegerei bald wieder sein Herz gewonnen. Er nimmt Urlaub und arbeitet bei Junkers-Luftverstehe. Undenken und umstellen haßt es für den Kriegsflyer, aber kein Beschloß sehr sehr: er will sich der Luftfahrt ganz verschreiben. Bald ist er soweit. Er überfährt nach Berlin. Die erste Nachschende Berlin—Wormsstraße—Stettin wird eingerichtet, und stetig reißt sich Herrschert an Herrschert. Gefolg an Aufsteig und Absteig. Im Jahre 1924 wird die Deutsche Luft-Hansa gegründet, und Kähl bekommt bei ihr die Nachschleitung. Das Problem der Nachschleitung bezeugt Kähl von neuem zu beschäftigen, doch er findet für seine Vorschläge kein Verständnis. Da bringt das Jahr 1927 die ersten Neustep-

flüge über den Atlantik. Kählbergs Flug nach Paris ist glücklich . . .

In Kähl sagt sich der Gedanke sehr, daß ein Flug in östlicher Richtung über den Ocean mit deutscher Maschine, deutschem Motor und deutscher Besatzung gemacht werden muß. Nach Überwindung der schimmerigen Schwierigkeiten, der Finanzierung, bei der er seinen besten Helfer, den Professor von Hünfeld, benutzte, werden die Junkersmaschinen „Brennen“ und „Europa“ gekauft. Die technischen Versuche beginnen. Den beiden Piloten Kiffles und Geyard gelingt es, den Dammstrich mit einem zehnjährigen Flug an Deutschland zu kriegen. Kähl und Geyard in der „Brennen“ hatten Nachsch. Schwierigkeit heißt sich an Schwierigkeit.

Im August 1927 starten die „Brennen“ und die „Europa“ zum Oceanflug. Die „Europa“ muß bei Bremen landen und geht zu Bruch. Die „Brennen“ mit Hauptmann Kähl und Hünfeld rückt durch heilige Gewitter über der Nordsee bis an die Küste von Schottland und greiß dort in den tiefsten Nebel. Daß Kähls Erststung als Nachschflieger gelingt es, aus dem Nebel herauszukommen. Im Morgen-grauen erreichen sie die irische See. Wieder Nebel und Stürme. Sie müssen umkehren und landen nach zehnjährigen Fluge wieder in Dessau. Der geplante Flug muß bis zum nächsten Jahr verschoben werden.

Ein gerotes Mal heißt es die höchsten Schwierigkeiten der Finanzierung zu überwinden. Die Stimmung für Oceanflugversuche hat umgeschlagen; die Opfer an Menschenleben erschönen, ein Erfolg gewessen, zu groß. Die Behörden versagen über Zustimmung und Unterstützung zu dem geplanten Fluge. Wieder ist Hünfeld Kähls treuer Helfer. Ihn allein gelingt es, die nötigen Gelder zusammenzubringen. Kähl versteht infessen die technischen Schwierigkeiten zu verringern. Das Fliegen nach Instrumenten wird gelehrt, um so des gefährlichen Nebels Herr werden zu können. Und endlich ist im April 1928 wieder der Tag zum Wagnis da. Ein Probeflug nach Dessau wird in Berlin angesetzt, und da die Behörden die Charterlaubnis zum Oceanflug verweigern, fliegen Kähl und Hünfeld anfangs nach Dessau heimlich nach Island. Hier müssen sie lange auf



Das „Brennstoffe weg!“

Das „Brennstoffe weg!“ aus dem Start über den Ozean auf den Flugplatz von Baltimore (USA).

guten Wetter warteten, während in Deutschland Köhle Mühe auf's Schärfste erzwungen wird. Die Luft-Sansa entläßt Köhl freilich. Doch einen neuen Versuch mit Kameraden gewinnen Köhl und Schnefeld in dem heißen Wasser Himmels. Mit ihm zusammen beginnt der eigentliche Versuch. Der Tag des Startes kommt heran. Eine fast völlige Windstille erquickert den Start, aber Köhl wagt es und gibt das Zeichen: „Brennstoffe weg!“

Dieser Start ist eine flegelartige Leistung. Der schwache, nur 350 PS starke Motor reißt mit vier Tausend Umdrehungen an. Da läuft ein Orkan in die Startbahn. Ein solches Hochziehen der Maschine, die tags noch nicht genügend hoch hat, läßt sie durchstoßen. Der unermessliche Bruch scheint da zu sein. Doch Köhl hält die Maschine ruhig. 250 Meter sollen sie noch steigen. Auf 150 Meter voraus erhebt sich ein vier Meter hoher Erdball mit großen Klüften darauf. Ein Hindernissen erscheint unmöglich. Aber die Maschine setzt an den Boden drückend, reißt sie erst kurz vor dem Abheben das Höhenmesser an. Raum ist das Überwachen, müssen sie sehen, wie sie mit der

schweren Maschine aus dem Bergtal herauskommen, in das sie bei ihrem Start hineingeraten sind. In der dazu nötigen Kurve streifen sie den Boden, aber es gelingt.

Nun hatte die „Brennstoffe weg!“ 200 Kilometer Fahrt, und in anderthalb Minuten waren sie auf 150 Meter. Der Start war gelückt. Freudevoll schrien sie und ich aus in die Augen. Die Schreiden aus die Hände und beschleunigten sich. Dann regulierten sie wieder Flug sein ein und stellten die Richtung Annulla.

Bald lag die „Gefährliche Zeit“ hinter ihnen, sie schreiden über den unendlichen Ozean — unter uns die unendliche Wasserfläche, über uns Himmel und Wolken. Durch alle Höhenklüften der Flieger müssen sie hindurch. Sturm und Wellenmassen stürzen ihnen entgegen. Nebelwände bannen sich drohend auf. Wäldchen schweben die Maschine in die Welt hinein. Gefährliche Stunden, die die Tragflächen des Fliegens verweisen und durch ihre unermessliche Belastung zu Boden drücken können, lauern über Neufundland. Gegen kleinere Möglichkeiten kämpfen die Flieger an. In

Sturm und Nacht antworten sie, daß das Schicksalges los ist. „Schon an Land so schnell wie möglich!“ schreibt Hispanaria an Köhl auf einem Zettel. Erst viel später merken sie, daß sie sich in ihrem Begegnissen getäuscht haben. Es verrinnt langsam Stunde um Stunde. Millionen glühender Lichter packen ihnen schon die erleuchteten Nischenhöhlen Amerikas vor, doch ist es nur das Spiegelbild des über ihrem juckenden Starnesbäume auf der feuchten Leinwand. Im Osten des neuen Tages erblinden sie Land: „Lakrober!“ Noch einmal beginnt der Kampf. Durch Schwergelächter und über Berggipfen hin müssen sie weiten. Die Überwindung wird ihr schlimmster Feind. Sie vermögen nicht mehr zu denken. Sich gewaltsam geirgt haben sie auf ihrem alten Kurs. Da ragt aus dem Nebel die Spitze eines Land-

tes. Sie können landen; der erste Flug in östlicher Richtung über den Ozean ist gelungen.

Schlangen häufen sich nun auf Schlangen. Die Brücke von Nation zu Nation ist geschlagen. Für Köhl aber hat dieser Flug ernste Probleme gebracht, die er lösen will und lösen wird. Ihm ist es Lebensaufgabe, dem wirtschaftlichen Transocean-Luftverkehr zum Erfolg zu verhelfen. Hermann Köhl sitzt in dem von Professor Junkers erbauten Nar-Bügel-Flugzeug des Stralitz des Fluggymnas überhaupt. Viel Arbeit und viel Kampf haben auch diese Pläne wieder gekostet. Der „fliegende Flügel“ wurde gebaut und startete am Himmelstesttag 1931 zum ersten Male mit Motorkraft. In ihm sitzt Hermann Köhl eine erfolgversprechende Zukunft.

Friedrich Griese

DER HERZOG

Von Karl Blanck

Friedrich Griese, der Dichter der mecklenburgischen Landschaft und ihrer schwebeligen Menschen, kommt selbst aus einem alten mecklenburgischen Bauerngeschlecht. Am 2. Oktober 1890 wurde er in dem Dorfe Lehsen bei Waren als Kind armer Leute geboren, wird dann Volksschullehrer, zunächst in seiner Heimat, später in Kiel. Seine Schwermüdigkeit, die zuweilen der Lanchheit gleichkommt, läßt ihn, dem äußeren Leben abgewandt, desto stärker den Stimmen lauschen, die seine Dichtung erfüllen — den dunklen Stimmen der Erde und des eigenen Mutes.

Der ungetrübten Freiheit und trophigen Wirklichkeit des germanischen Menschen auf niederdeutscher Erde gestellt sich auf mecklenburgischen Boden noch etwas von der dunklen Schwere und grenzenlosen Tiefe des slawischen Mens, dessen Reich hier beginnt. Aus dieser Vermischung, aus der fast unlöslichen Akkordstimmung zwischen Mensch und Na-

tur in einer schwerwiegenden und schicksalsbeladenen Landschaft erwächst das Werk dieses Dichters“).

Feld seiner Dichtung aber ist immer das Volk selbst, das ewige und unermessbare, die starke Wurzel aller menschlichen Gemeinschaft, aus der der einzelne aufsteigt und wieder versinkt in der Rente der Geschlechter — das Volk in seiner dumpfen Verbundenheit und in seiner unstillbaren Sehnsucht nach einem freieren Dasein.

Das besondere Schicksal gerade dieser Landschaft und ihres Volkes ist nicht nur der Zwiespalt aber die Vermischung zweier Rassen, sondern auch der Gegensatz zwischen dem einsigen Erbebenen und dem ursprünglichen Bewohnern des Landes, zwischen denen, die den Boden an sich gerissen, und denen, die ihn urbar gemacht haben:

*) Vergleiche auch „Mittelmeeres“ vgl. Seite 38 ff. des Aufsatzes über Friedrich Griese, „128“.

Bräutigam Jakob hat der Eintritt geblieben den Deutschen, die an die Spitze traten, und den schon im Lande wohnenden Westfalen gekauert. Die haben sich zum Ende setzen müssen, man hat sie vertrieben und ihre Spur im Norden legen, aber, wie sie sich zu hart wehrten, wurden sie an bestimmten Stellen zusammengebrungen und müssen man sehen, ob sie sich und ihre Art weisehalten erhalten. überall sitzen merkwürdige Adelige, und denen gelingt es auch am ehesten; auch dem Fürstenthum, das westlich ist, gelang es bis heute, weisehalten insofern an der Macht zu bleiben, in Westfalen gehört sie freilich noch den abeligen Herren.

Der deutsche Bauer im Lande Westfalen ist blutheutig und blutheutig wie der abelige deutsche Herr, aber er ist doch dessen Landt geworben. Einmal kam er als freier Mann in das Land, zog mit anderen in die kaltenwäldigen Dörfer, nahm die Westfalen in die Mitte und ließ sie abschließen von überhand, aber er ging in den Welt, an dem der Kunde niemals hatte arbeiten müssen, reichte und grüß, konnte und machte Arbeit und legte um Hof und Dorf einen Hagen. Aber der Norden schloß den Adel, der ihn heringegen hatte, und ihm geblieben auch die meisten Westfalen.

Er bildete eine Gesellschaft, und einer stand für den andern. Er setzte dem überliefen Verstand des Adels des freien Hagens vom Hof; er legte drei oder vier Hufe zusammen, machte einen neuen Hagen, und die alten Hagen wurden eigene Leute. Es wurde den Westfalen der Städte verboten, den zum Bürger nicht zugelassen, der zum Dorf gehören war; und der Bauer war nur frei, wie der Adels frei war, wenn er auf das westliche Hofe verordnete.

Der deutsche Bauer im Westfalenlande war verloren. Er hatte aber seine alten Rechte seine Schriften in der Hand, auf die er sich hätte denken können: wenn es an den argen Herren gien, um der Gewalt stürzen zu lassen, wurde er das halt verordnet, und nach dem Willen der Adeligen ließ die Regierung die Hagen und ließ seine Bauern frei zu. Die ganz anderen westlichen Bauern wurden an den benachbarten Hagen verkauft und mußten den ihre Dienste leisten; Also konnten nur auch Hagen der adeligen Herren geschlossen werden, und war sich dem wegen, wurde als ein westlicher, sehr Gute an Hof und Hofen geübt. Manne hatten Verträge gehabt, die ihnen die weltliche Freiheit gegeben, aber in den anhaltenden Verordnungen durch allerlei Anschläge konnten sie wohl das Leben, aber ihre alten Vergewaltigen erben; und die Welt hatte keine Verzeihung, so wurden sie alle weltliche Rechte wie die andern.

Es sehen die Dinge im Lande Westfalen — noch gegen Ende des 17. Jahrhunderts. Da steht — drei Jahrzehnte nach dem großen Kriege, der ganz Deutschland verwüstet und arm gemacht hat — im Jahre 1679 in einer Seitenlinie des regierenden Her-



Friedrich Wrietz

zogehausen, die auf dem Schloße Grabow verblieben, der zweite Sohn geboren¹⁾. Einmal ist die Apnauze, die der regierende Herzog seinen Bruder auf Grabow und dessen Angehörigen anzuheißt, und so geht es auf dem Schloße eben so häufig zu wie in einem bürgerlichen Haushalt jener Zeit. Der jungen Mutter freilich ist von einer Hygiene veranlagt worden, sie würde einmal die Mutter von vier regierenden Herren werden. Aber was wird einer solchen Wahrsagung vertrauen? Einmalen sieht es jedenfalls nicht danach aus, als solle sie jemals Weltlichkeit werden.

Manche herrscht zwischen dem Adel und dem Fürsten, zwischen dem Fürsten und den Gräben und zwischen dem Adel und den Gräben. Und am schlauesten sieht immer noch der Bauer dabei, mit dem der abelige Herr umgeht als mit dem lieben Vieh. Die Frau Mutter auf Grabow ist dergleichen noch nicht gewöhnt. Sie ist eine geborne Landgräfin von

¹⁾ Friedrich Wrietz „Der Herr“ erscheint im Jahre 1879/80 in der Sammlung „Der Herr“.

Hoffen-Darmsucht, und in ihrer Heimat gilt auch der Bauer als Mensch. So bringt sie eines Tages kurz vor der Geburt des zweiten Kindes eine junge weibliche Magd, Lode Alken, mit ins Schloß, die mit ihrem Kinde von einem abligen Herrn schwer mißhandelt worden ist. Das Kind wird zum Krüppel, die Magd erhebt sich und wird zur Mutter des neugeborenen Herzogs, der unter heutigen Zeichen zur Welt kommt — kurz vor seiner Geburt hat es im Schlosse gekramt, zum Schrecken der Mutter, und so trägt das Kind einige feurige Male auf Brust und Bein. Und als es wieder einmal im Beobers kommt, da scheint das Herzogskind, das in der Laufe den Namen Karl Leopold erhalten hat, selbst amert, und die Mägde flüstern in der Küche: „Es wird einmal ein feuriger Herr werden. Vor seiner Geburt schon hat es im Schloß gekramt, er trägt die Zeichen davon an seinem Leibe; und nun liegt er da und greift nach dem Feuer.“

Auch sonst geschehen allerkhand seltsame Zeichen. Aber der Knabe wird groß und schön an der Brust der Magd. Als er einmal in schwerer Krankheit fällt, rettet sie ihn durch das Opfer der eigenen Gesundheit wie durch ein Wunder das Leben. Einige Jahre steht sie noch dahin. Kurz vor ihrem Tode hinterläßt sie dem Kinde die Mahnung: „Sei du nur mit uns armen Leuten gut!“

Und wirklich — es scheint so, als ob der junge Karl Leopold, der ja, wie das ganze Fürstenthum, väterlicherseits aus Wendenblut aufgewachsen ist, trotz seiner deutschen Mutter durch die enge Verwandschaft mit der wendischen Mutter sich dem slavischen Volkstum seiner Heimat für die ganze Zeit seines Lebens auf eine geradezu unspitzige Art verwandt fühle. Je mehr er heranwächst, desto stärker entwickelt sich seine besondere Art, die ihn auch der Familie immer mehr entfremdet. Er ist eigenwillig und verschlossen, dabei zugleich aufmerksam und verschlagen. Schon geht auch ein Teil jener Freigebung auf, fast unbändige Art in Erfüllung. Durch eine Reihe von Todesfällen in der älteren Generation wird Karl Leopolds ältester Bruder, Friedrich Wilhelm, bereits in jungen Jahren wirklich Herzog von Mecklenburg, und mangels eines unmittelbaren Leibeserben wird Karl Leopold in Schweden unter

den Augen der herzoglichen Räte als Thronerbe erzogen. Seine Mutter lebt weiterhin mit ihrem beiden jüngsten Kindern, dem elfjährigen Christian Ludwig und der neunjährigen Sophia Luise, auf ihrem Witwenhof in Beobers — in stiller Sorge, ja, in einer wahren Angst um die Zukunft ihrer Kinder, die ihr fast so unbegreiflich sind wie dies ganze unbekannte Land, wo man noch Menschen verkennt oder so grausam zu Tode prärgeln kann, wenn man die Macht dazu besitzt.

Auch anderen, als der eigenen Mutter, fällt das Brautbräutigam an Karl Leopold, dem Pfaffensohn der wendischen Magd, auf. Herr Schwenners, der alte Bruder der Frau Mutter, sagt: „Er hat das irdische Gesicht.“

Doch auch den ältesten Sohn, den regierenden Herzog Friedrich Wilhelm, treibt sein Blut juchend zu dem Volke, aus dem seine Väter stammen. Aber er ist zu schwach und ohne rechte Lebenskraft. Seine Trübs- und Jagdgesellschaft aus dem Kreise des Adels jagen dafür, daß er seine Regierungsforgen bei den wendischen Mägden verpfeife. Einmal rauft er sich doch zu einem Gemüthsreiz auf. Aber es nimmt kein gutes Ende, und Mecklenburg wird geteilt, die Strelitzer Hälfte wird damals abgetrennt. Als er aber einmal seiner Umgebung zu Trost die abligen Herren selbst zu fassen versucht, weil sie allzu häßlich an Steuerzahlen sind, da vertreiben sie wieder einmal ein paar Dutzend von ihren Häfen, zerstören die Häuser und lassen die Felder brach liegen — denn für die wendischen Herren brauchen sie keine Abgaben zu entrichten. Sie bekommen auch den Kaiser in Wien auf ihre Seite — und der Herzog muß sich fügen. Aber er schlägt mit dem ersten König von Preußen, Friedrich dem Ersten, ein Bündnis, um seine Macht zu stärken.

Das Opfer dieses politischen Bundes wird die junge Schwester des Herzogs, Sophia Luise, die ihr geliebtes Schwaben verlassen muß, um in glückloser Ehe die dritte Gemahlin des alten, den Preußenhüßigen zu werden. Der kann sich nun auch noch den Titel eines Mecklenburger Herzogs beilegen und künftige Rechte daraus ableiten — doch auch seine Drognarr richten nichts aus gegen den schlaunen Adel und werden schließlich nach Berlin zurückgezogen. Inzwischen verläßt der junge Herzog, die Unt-

wirkung der Städte zu fördern, Kunst, Handwerk und Gewerbe, trotz aller Gefahren und allem Widerstand, voranzutreiben, auch eine neue Bauernordnung durchzuführen. Aber seine Kraft versagt immer mehr. Sein Geiſt trübe ſich. Seine Maßregeln blieben unvollkommen. Auch eine Begegnung mit dem Jaren, dem großen Feind, auf deſſen Hilfe er hoffte, führt zu keinem Ziel, weil der ſeine Schwäche ſofort erkennt. Kurz danach ſtirbt er.

So wird Karl Leopold, der Pfleger der norddeutſchen Macht, Herzog von Mecklenburg-Schwerin. Er hat ſich bisher zurückgehalten, bis ſeine Stunde kommt. Den Bräutigam verachtet er. Sein Verſtand iſt ſein Zeitgenoſſe, der große Verſtand Karl XII. von Schweden, deſſen Kühnheit und Laſtſchaft er aufrichtig bewundert. Der Adel hat nichts Gutes von dem neuen Herrn. Aber trotzdem iſt den herrſchenden Herren nicht lange um ihre Macht. Noch immer ſind ſie mit jedem ſchwächer, der ihnen in den Weg trat. Und die Bauern, auf die der Fürſt ſich vielleicht ſtützen konnte, ſind in ihrer langen Knechtſchaft ſumpf und dumpf geworden. Die Frau Mutter aber in Graden trägt Leid um ihre Kinder, denn die Fürſtentöchter ſind wenig Glück gebracht hat. Der jüngere Sohn, Chriſtian Ludwig, iſt von guter Gemüthsart — aber der Herzog mißtraut dem künftigen Thronfolger und hält ihn wie einen Geſangenen. Und die Ehe der Tochter mit dem Preußenthrone iſt ſehr unglücklich geworden; es droht ſogar eine Scheidung.

Da mit Karl Leopold den erſten Schlag gegen das ſolche Reich, das es mit dem Adel hält und ſogar die Köſte der Ritterschaft in ſeinem Namen bezahlt. Die Stadt wird beſetzt, die Bürgermeiſter und die Vertreter der Bürgerschaft, die Hundertmänner, in ſchimpflicher Gefangenſchaft gehalten, um ſie den Forderungen des Herzogs geſügig zu machen. Sie ſollen den Stadtſteuer, das Beſatzungsrecht und das Jagdrecht veräußern, alle ihre Einkünfte abtreten, den Bund mit der Ritterschaft auflösen und auf eine Beſchwerde beim Kaiſer in Wien verzichten. Vergleiche kommen zuſtande und werden wieder angeſehen, alle Beſetzung und Beſchickung nicht abzu, obwohl der Herzog auch den Adel ſchwer bedrängt und die Städte mit Truppen belagert, um die Steuern einzutreiben. Ein Landtag wird einberufen, die Ritterschaft verſucht, die Beſatzungen des Herzogs zu umwerben, aber Karl Leopold gibt nicht nach und kündigt ebenfalls eine neue Bauernordnung an. Es geht man ohne Ergebnis auseinander.



Karl Leopold von Mecklenburg
Nach einem geſchnittenen Gemälde

Im Preuß, den die Stadt Regard und die Ritterschaft gegen den Herzog am Kaiſerhof in Wien anſtrengen, ſchlägt ſich auch der ſchwedische Vertreter auf ihre Seite. Das Land iſt mit ſchweden Beſatzungstruppen angefüllt, die Schweden ſitzen noch immer in Wismar, die Stadt wird von den Dänen und Preußen beſetzt, dazu kommen noch Hilfskräfte aus Hannover, und alle wollen von Mecklenburg unterhalten ſein. Der Herzog ſucht ſeine Hilfe bei Karl XII. Aber auch das mißlingt, und unter den Räten des Herzogs herrſcht eine böſe Stimmung. Von einem Weiſenrat, hat der Herzog die Frau weggenommen; helfen und teilnehmendes tat er nur ſeine Pflicht, ohne Mitleid und ohne Freude.

Der Herzog antwortet Kat, der biſchof und gewählte Herr von Bückeburg, hat einen neuen Plan aus, der dem Herzog die Hand einer

neuen Bauernordnung an. Es geht man ohne Ergebnis auseinander.

Sachsen'schen Prinzessin und die Huld des Kaisers verschaffen soll, wenn er seinen Glauben trocknet. Aber der Herzog führt die beiden katholischen Geistlichen, die ihn besuchen wollen, mit jählicher Heftigkeit und selbstem feigenischen Neben am der Thüre heraus:

„An einem andern Abend kommt er ihnen persönlich, sagt, daß er zu diesem Zwecke gehet und daß in den westlichen Dörfern noch heute die Sonne für heilig gehalten wird. Wenn der Hausvater ein Wort zu sprechen, spricht er den die Gräbchen davon, können er es gegen sie hält und sie darauf sprechen läßt. Dann berichtet er es in einem Long über der Tür: wenn er genug davon beisammen hat entfernt er alles. Und er sagt, selbstmüthlich, daß er aus wohl schon lange genug in der katholischen Sonne gewesen und schon eine solche Menge Zeit habe, um es verkommen zu können. Die Priester sehen, daß das Besitzt des Herrn dabei besonders ist, aber es ist auch abgesehen und heimlich, und von den Schwestern der Abtei es durch Maria. Seine Stirn ist hoch und breit, aber sie meinen da ein paar Meile, kirchliche Rede zu haben, die hart in der Hand liegen und nur leuchten.“

Es müssen sie am Ende unverschnittener Sache wider bewundern — und die Antwort aus Wien auf diese Herausforderung läßt nicht lange auf sich warten. Der erzwungene Vergleich zwischen dem Herzog und der Stadt Regensburg wird für null und nichts erklärt. Der Herzog soll nachgehen. Die kleinen Leute und ein Teil der Städte freilich halten zu ihm, auch die protestantische Geistlichkeit, obwohl sie mit des Herzogs Lebensführung nicht einverstanden ist und unter seinen Streichen mitzuleiden hat, die sie abschneiden und verstümmeln.

Auf die Hilfe Preussens ist nicht mehr zu rechnen. Der König ist gestorben, die Ehe mit der Mecklenburgerin noch vorher gefallen. Carls Luise sitzt wieder in Braubach, aller ihrer Witwenrechte beraubt und sogar ihrer Mündigkeit verlustig. Das Land Mecklenburg ist zum Spielball der hohen Politik geworden. Auch England-Hannover, dem Rußland an der Spitze zu stark wird, beginnt sich einzumischen, und der Kaiser von Hannover erhält die kaiserliche Vollmacht, die Ordnung im Lande zu setzen und die verlässige Regierung zu führen.

Es wird der Herzog fast wider Willen dem Osten zugezogen, dem sein Besitztum entnommen. Noch verzieht er mit eigener Hand Ordnung zu machen, Befestigungen und ein festes Fort zu schaffen, um zuerst die Schweden aus Wiener herauszuweisen und die un-

bequemen Belagerer bequemenden, die das Land anerkennen. Es bleibt nur noch eine starke Hilfe in einem so großen Spiel mit den mächtigen Nachbarn — Rußland.

Der Zar hat eine Lieblingsnichte, Elisabeth-Katharina, das jüngste Kaiserkind. Um die muß der Herr von Sibirien nun für seinen Herzog Karl Leopold werben. Der Zar wendet in Danzig — aber lange vergeblich, denn der Herzog ist mittlerweile bei einer westlichen Magd im Hofschreibenshaus hängengeblieben. Als er endlich kommt, bemerkt er sich kalt und freilich gegen die Braut, und als die Ehe geschlossen ist, kommt die Nachricht, daß die Stadt Wiemar auf Betreiben der Ritterschaft am Hochgericht freiwillig kapituliert hat, um nicht dem eigenen Herzog zugefallen. Auch die russische Besetzung des Landes, die nun erfolgt und die Stadt Regensburg und die Güter des Karls hart bedrückt, kann nicht verhindern, daß der Kaiser von Hannover jetzt endlich mit der Ausführung der Reichsgerichte beauftragt wird. Der ansehnliche Adel ist vollständig aus dem Lande geschieden und die Bauern, die sich seinen, über angesammelten Bedrückungen los zu sein, werden nicht zu laden haben, wenn die Herren wiederkehren.

Endlich als Regensburg endlich nachgibt und den Vergleich für verbindlich erklären will, und als auch ein Teil des Adels zu Unterhandlungen geneigt scheint, während Hannover noch immer Flug predigt, und auch Preußen zu einem neuen Bündnis bereit ist, hält der Hof in Wien im Uebernehmen mit dem geschickten Ausschluß der Ritterschaft fest und fordert den Abzug der Russen. Der Herzog selbst tut das Seine, um die lästig gewordenen Besatzungen einmal bequemden. Eifrig warnt ihn: „Du wollest gewiß das Beste, sagte es aber nicht immer danach an und machte sich, bei allem guten Willen, die ganze Welt zu Feinden.“ Aber Karl Leopold verschmäht den klugen Rat und verzieht es auch seine eigene Ungeschicklichkeit auch mit dem Zaren. Auch das Bündnis mit Preußen streift sich als feindlich, da man dort vor einem offenen Bruch mit Hannover zurückhält, worauf der Wiener Hof es angelegt hat, um die beiden größten norddeutschen Länder gegeneinander auszuspielen.

Während die Kaisertruppen schon von Hannover heranziehen, erhält Karl Leopold, der

effrig gegen sie gerüßet hat, die Nachricht vom Tode Karls XII., die ihn schwer erschüttert, weil er niemals aufgegeben hat, im stillen auf die Hilfe seines bewunderten Vorbildes zu hoffen. Er läßt dem Kaiser melden, daß er zu Verhandlungen bereit sei, und schickt den Herrn von Giehloß nach Wien. Inzwischen hat sein Oberbefehlshaber, der Generalmajor von Schwerin, schon die Reichsarmee in die Pfanze geschoben. Aber der Herzog wagt den Sieg nicht aus, läßt die eigenen Truppen abziehen und Schwerin in preussische Dienste übertreten, während er selbst sich nach langen Hinfertieren in der Festung Dänzig an der Elbe einschließt.

Dann taucht er plötzlich in Wien auf, mit der raschen Entschlußkraft, die im entscheidenden Augenblick immer wieder versagt — so auch jetzt: Er wartet und verdammt seine Zeit, läuft eine Ungeschicklichkeit auf die andere, bis der Kaiser ihn müggelig ablaufen läßt. Dem trauen Giehloß läßt er selbst gehen, den Wolfsmantel unter ungetrübtem Verdacht herziehen.

Er hat selber geahnt, daß ihm alles mislingt. Wie ein Befehlener, wie ein Befehlener hat er sich um Was, er führt einen Einbruch in Bayern, und wie ein Sieger steht er da zurück, die er seine Offiziere misst. Er sieht, daß überall, in Dänemark, in Schweden, in England flugs Politik gemacht wird, kein und verständig, und wenn er es einmal auch so angreifen will, schlägt es. Die nachlassende Erde hat ihn aus sich gehoben, dumpf und dunkel steigt die Kraft da aus dem Boden, und so trübt sie ihn auch. Wie andere brauchen ihre Macht heuchlerisch, berechnen sie Flug und werden sie im letzten Augenblick an — er vertritt sie.

Die Russen verläßt ihn, die Wolfswatten kommt ihm durch. Nur einer ist noch immer um ihn — sein Willkürer, der verheißene Sohn der Magd. Als er sich noch einmal in der Hauptstadt Schwern festsetzt und den ausschließlichen Kampf um die Macht aufnimmt, mit seinem Bruder und Nachfolger Herzog Christian Ludwig, mit der Ritterschaft, mit dem Kaiser und dem Kaiserthum von Hannover, da folgen achtzehntausend mecklenburgische Bauern dem letzten Aufgebot ihres „heiligen Herrn“, lassen sich von den Reichstruppen für ihn beschlagen oder finden am Ende wieder stehend in die alte, rein, in eine schimmernde Ritterschaft unter der Hand des Erbprinzen zurück.

Die Frau Mutter auf Graben sieht im Jänner darüber, daß sie nun wirklich die Mut-



„Der Dorf der Mädchen“

Bildhauerwerk von Prof. Max Schütz zu Berlin (nach Bild, eine bühnenartige Skulptur, die im Albert-Ludwig-Museum, Weimar, steht).

ter von vier regierenden Herren gewonnen ist, wenn sie den verheerenden Ehegatten ihrer Tochter mit dazu rechnet. Und auch Sophia Louise flieht. Christian Ludwig aber ist dem Adel ein sehr arbeitsamer Herr und Herrscher, der sogar seine fleißlichen Anker verstanden muß, um der Ritterschaft allen erlittenen Schaden zu ersetzen und die Befehlsgewalt für die Reichsarmee abzutragen, die ihm zur Herrschaft verholfen hat — wenn man eine solche Abhängigkeit von dem eigenen Stellvertreter noch Herrschaft nennen kann.

Immer noch lebt Karl Leopold, der Vertriebene, in seiner Festung Dänzig, wie ein Wolf an der Kette. Immer wieder versucht er nach der Macht vorzugehen. Immer noch sehen ihn die Bauern als ihren Herzog an. Eins Tages besuchte ihn der Dichter Christian Ludwig Herwig:

„Wie es im Leben Dürftigkeit steht, so wohl

leichtlich eingesehen", sagte der Fremde; "man hat Sie immer zu viele und zu häufige Naturforschungen angetragen, und Ihnen soll es sehr wohl, heiß und kumpf, verheiraten. Sie habe immer noch den Oken geliebt: glaubt Sie, daß Sie von daher wohl gekommen ist? Das ist eine große Frage, Wänschen."

Da der Betrichtene scherzhaft und nur lange hinaus-
schobte, sagte der Fremde: "Ja, das Witz ist da wohl; aber ob es da auch seine Wirkung hat? Diese Frage mag wohl noch größer sein; und wenn unsere Kinder sie einmal sehen, werden sie sich auch die Antwort sagen können."

Im gleichen Sommer scheint es, als ob auch einmal der alte Wagner, der aber heutige Wille zur Befestigung seines Landes über Karl Leopold habe. Aber es ist nur die letzte Marache, die ihn aus seiner Schlangenschaft aufjagt. Die Kräfte ist nicht mehr da, die ihn schon früher im Stiche gelassen hat. Im Herbst stirbt er, und an seinem Geburtstag kommt wieder zum Vorschein des abergläubigsten Volktes eine Kunde ab, deren Brand niemand mehr löschen kann.

Marie d'Agoult

Memoiren der Freundin Franz Liszts,
der Mutter Cosima Wagners

Von Gräfin Gertrud von Helldorf

Marie d'Agoult Vater war der Graf von Flourens, „ein Edelmann von guter Rasse“, rein gallischen Temperaments, die Mutter war Marie Elisabeth Bachmann, Tochter des wichtigen Bankiers Johann Philipp Bachmann aus Frankfurt. Marie (1805 in Frankfurt a. M. geboren) blieb ihr Leben lang „Deutsche und Französin zugleich infolge der Blutmischung und der körperlichen und geistigen Natur“). Deutsche und französische Einflüsse bestimmen Schamlosigkeit, Unruhe, Begegnungen ihrer Jugend und Bildungsjahre. Das eigentliche erdhafte Heimatgefühl galt der „*Bonheur Franco*“, dem Land des Vaters, der ihr „so unendlich gut geht“, galt dem väterlichen Schloß Marthe in der Touraine, diesem Kinderparadies mit dem wunderbaren angeordneten Landstein, dem Mitten bei Landarbeit und Tranenleise, bei Jagd und Fischfang. Ein deutsches Kinderfräulein, eine Wiener Milchmädchenin, Musikstunden der Mutter, Lektüren des Vaters „aus offener Fenster ohne Pedanterie und ohne Verwirrung“, ein Bildungsjahr in Paris mit oberflächlichem Religionsunterricht, Poetik- und Tanzstunden, geistlichen Kurien des Abbé Gaultier, gründ-

lichem Gedächtnis- und Geographiestunden durch einen deutschen Professor — all diese Bildungsfaktoren wirkten in hantem Wechsel und gewannen nicht ungeschickter Ergänzung auf Mariens lebhaften Geist. In streiftem Augenblick in diesem Leben fand der Aufbruch bei den Bachmanns in Frankfurt 1825, wo Frau von Flourens mit ihren Kindern vor den politischen Wirren in Frankreich gastliche Aufnahme fand. Das französische harte Leben, die heilige Pracht der Kaiserin Louise erweckten den inneren Widerstand des Kindes, das an die Einfachheit der französischen Landwirts gewöhnt war. Zugleich aber gewahrte diese Zeit jene Erinnerung, jenes Andenken, „denn ich erlebte das Beste und Höchste meines geistigen Lebens verheiratet“, nämlich die Begegnung mit George im Park des Bachmannschen Landhauses.

Der Geist schloß sich an, dann wies er weiter Hand und Lüge während des Lebens einige Worte zu mir, die ich nicht verstand. Er sagte sich dann auf das Paul und erhielt mich, die ich ganz verneint war, an seiner Seite. Während er sich mit meinen Vorurteilen verstand, erklärte ich mich allmählich, die Augen zu ihm zu erheben. Etwas blühte er mich an, als ob er es gelernt hätte. Eine kleine ungeschickte flammende Angewohnheit, seine (schon hoch-
wacht) seine Gedanken nicht geändert. Als er von seinen Vorurteilen Abstand genommen hatte, legte George seine Hand auf meinen Kopf und stricheln

*) Marie d'Agoult, Memoiren, erschienen in Carl Kiehn's Verlag, Dresden, in 2 Bänden. Obwohl eine gelungene Ausgabe in einem Band unter dem Titel *Marie d'Agoult* mit Franz Liszt.

meiner blonden Haare: ich wagte nicht zu streuen. Es fehlt nicht viel und ich wäre nichtgeboren. Räthst du, daß diese magische Hand einen Segen für mich bring, eine schönere Verheirathung? Ich weiß es nicht.

Nach drei weiteren glücklichen Jahren in Neuchâtel wurde der vergnügter Vater binnen drei Tagen von einer Gehirnerkrankung hinweggerafft. Dieser Tod bestrafte Abbruch der Kindheit, schwerlichste Veranlassung, trostlose Liebe, Entschädigung in sehrer romantische Epikern. Dem Trauerjahr folgte ein zweiter Aufenthalt in Frankfurt. Die Eindrücke des ersten verstärkten, vertheilichten sich. Das vierzehnjährige Mädchen mit dem ersten Anstrich, der weit über ihre Jahre hinausging, ließen die glanzvoll festlichen Veranstaltungen des Karnevals und der Frankfurter Gesellschaft völlig kalt. Am so hingezogen war sie geistigen Gutes — deutscher Musik, zumal Mozartscher Oper, Gesprächen mit Männern von Geist, dem Anblick Späterer — „daß es zu werden, durchdringen mich die Einflüsse einer physischen und moralischen Atmosphäre bis zu allen Poren, die ich nicht besser charakterisiren kann, als mit dem Worte „geistig“.“

Um sie vor den Überzeugungen und Erregungen zu bewahren, denen das junge Mädchen in Frankfurt ausgesetzt war, überließ Frau von Flarigny ihre Tochter im folgenden Jahr dem Cardinal de Beaumont, der vornehmsten kaiserlichen Bildungsanstalt in Paris. Geßig und ergeben, ohne Abneigung übersteigt Marie die Schwelle zum Heil. Vater.

Der aristokratische Ton des Hauses, sein unerschöpflicher Reiz, der mangelhafte Unterricht, die nachlässige Körperpflege, die schließliche Größe der Bekanntschaft, der heute heiligegelehrten Mère de la Croix — vielleicht hat niemand wie Marie d'Agoult die Gefährlichkeit und Ungewissheit der damaligen Klostererziehung so sehr und lebendiger geschildert. Entwick-



Marie d'Agoult

Nach einem Gemälde von H. Lehmann.
Bildnachdruck aus dem Nachlass des H. Reichert, Dresden.

lungsmäßig war dieses Jahr im Card. Beaumont sehr wichtig, hier erst wurde ihr religiöses Gewissen geweckt, der Sinn für das Irationalen, die Fähigkeit zum mystischen Glauben, wodurch ein Mensch erst zur eigentlichen Seele und Schwermuth gelangt. Schweres Herzog schied Marie vom Kloster.

Ich sah nichts als die Verheißungen eines schönen Lebens vor mir und hatte trotzdem Angst: Angst vor meiner Jugend, Angst vor dem Ehen! Die Einweisung an meinen Vater überließ mich, und ich war zu Ende berührt.

Diese schwerwiegenden Zeiten geben das Zeugnis für die Gemüthsverfassung der nächsten 3 Jahre, „die unter der vertheilenden Aufsicht von Vergnügungen und Festen ver-

Langeweile und Melancholie verstreichen". Der Grund lag in dem Zwiespalt zwischen innerem und äußerem Sein, noch mehr aber in der Zerrissenheit der inneren Welt. In Weim und Umgebung war sie zur Zeit der ersten Jugendblüthe ganz deutscher Art: „Mit einem wie Schner leuchtenden Lichte, großen klaren Augen, lang herabwallendem Blauhaar gleich ich einer jugendhaften Prinzessin vom Rhein." Deutscher Art waren auch die vorhandenen Kräfte ihres Innern, „lebenslustvolle Wüßbegier des Geistes und lebensschaffende Ehrfurcht des Herzens für alles, was ich treffe, schön und herrlich ansehe". Dazu kam der brennende Wunsch nach Liebe und Geliebtem. Diese Veranlagung stand in höchstem Gegensatz zur Welt der aristokratischen Gesellschaft, mit ihrer Starchheit, ihrem Cult der Konvention und des äußeren Schins, der auch ihrer Macht, ihrer Schönheit, dem Reize ihrer Formen, einer Welt, der in weiblichen eine gänzlich revolutionäre Begehung erforderte. Marie aber war keine revolutionäre Natur. Sie war weich, persönlich, herzlich und besüßig.

Ich hatte den lebhaften Wunsch nach Abreise hinaus, nicht nach Konflikten mit der überkommenen Meinung.

Ein einziges Mal schien die Möglichkeit gegeben, die Gegensätze zu versöhnen, und zwar durch die Sympathie, die Marie de Flavigny für den Grafen Auguste de Lagarde empfand, einem jener schönen Menschen, denen es gelingen war, Geist, Charakter und Gemüth mit vollendetem Umgangsformen und edelster Anmut harmonisch zu verbinden. Doch da es in ihrer Hand lag, den inneren und schmerzhaften Grafen zu ermutigen, kam es zu jenem eigenwilligen Moment, in dem der Dämon ihres Schicksals ihr den Mund verschloß.

„Sie fahren fort", sagte ich zu ihm, und Lächeln trat in seine Augen. „Ja, ich fahre fort", er antwortete er, einen langen Blick auf mich heftend. Und als ich stumm blieb, wiederholte er mit Nachdruck und energischem Ertönen: „Ich fahre fort . . . außer, wenn Sie mir befehlen, zu bleiben." „Nehmen Sie!" Dieses kurze Wort, das seine ganze Existenz enthalten sollte, kam schneller als ein Gedanke auf seine Lippen, ich fühlte, wie es auf ihm wirkte, lehte und . . . erlosch.

Um der inneren Zerrissenheit gewaltsam ein Ende zu machen, fürzte sich Marie de Flavigny in die ihr so verhasste Konventionen. 1827 hei-

tete sie in der Madeleinekirche ohne jede innere Einwilligung, aber gemäß den Regeln der Geise und der Gesellschaft den eheverweirten Grafen Charles d'Agault — und verlebte von diesem Tage an die nächsten sechs Jahre hindurch keine glückliche Stunde mehr. Das enttäuschte Gemüth ließ sich nicht beschwichtigen, nicht durch den Glanz der äußeren Existenz, nicht durch den Besitz prunkvoller aumutiger Kinder. Das Brautpaar, sich ohne Liebe vermaählt zu haben, erfüllte ihre Seele mit Lebensmüdigkeit. — Bis zu dem Tage, da an einem musikalischen Abend im Salon einer bekannten Marquise „eine unvermerkte Begegnung die verborgene Flamme im Herzen entzündete und der Wunsch, zu lieben, sich mit furchtbarer Gewalt durchsetzte". Da der „Deus fortior mor" in ihr Leben trat in Gestalt des adelichen Viktorien Franz Lijz.

Hochgewachsen und überhächt, ein hohes Antlitz mit großen, unregelmäßigen Augen, in denen plötzlich Lichter aufstiegen konnten, als würde ein Strahl die Welle: lebende und doch gebundene Sage, unbeherrschter Wang, der mehr beängstigt als liebt: gestrenge, ansehnliche Miene, wie die eines Phantoms, das jedem Augenblick in die Finsternis abtauchen werden kann: das war der Charakter von dem jungen Victor.

Der ersten Begegnung, dem ersten wechselseitigen Hingewissen folgt das Wiedersehen, es beginnen die wunderbaren Anfänge der Leidenschaft, das Sichfinden und Sichverfehlen, der Gedankenwandel über die höchsten Gegensätze, das Glück ständigen Verfehlen eben einen Schatten des Letzteren und Valanterie.

Die Überwindung der Gräfin auf ihr landschaftliches Gefüge unterbroch das erste Zusammensein. Als Franz Lijz sie dort besuchte, schien er verändert. Beim Anblick der Kinder verkrampfte sich sein Antlitz, sein Benehmen war gezwungen und ironisch, sein Spiel unharmonisch, sein Ton trocken, ja feindlich — bis schließlich die Leidenschaft unaussprechlich durchbrach „zu einem Bekenntnis und zu einem gegenseitigen Geheimnis, aus zu lieben, uns ausschließlich zu lieben, gegenseitig, ohne Ende, auf Erden und in alle Ewigkeit".

Es folgten Tage, Wochen, Monate völliger Vergessenheit, verlassen Glück, überhöhten Feindes. — Aber „der Sturm war nicht fern". Gegen Ende Oktober erkrankte Louise, die älteste Tochter, an einer Gehirnentzündung und starb nach sehr kurzer Besserung jäh und

jährenlich in den Armen ihrer Mutter. Marie d'Agoult war völlig verzweifelt und gerührt. Der gemeinsame Schmerz vergrößerte den Abstand zwischen ihr und ihrem Gatten, sie vegetierte nur noch, selbst das Bild des Geliebten lieber nur andeutlich und wie vermischt in ihrem flackernden Gedächtnis. Bis — ein helles Jahr nach dem Todesfall — ein Brief kam, durch Franz ihr seinen Entschluß mitzuteile, Europa zu verlassen und um ein letztes Wiedersehen bat. „Ich fühle mich bei diesen letzten Zeiten wie von einem elektrischen Schlag getroffen. Alles Blut . . . stürzte plötzlich zu meinem Herzen. Das Gedächtnis kam mir wieder, das Leben kehrte mit schmerzender Lebhaftigkeit in mich zurück.“ Das Wiedersehen besiegelte die Entscheidung. Sie berichtete Franz mit einem ihr fremden Überschwang und Mitteilungsbedürfnis alles, was vorgefallen.

„Ein Brief hatte einen Anstoß angereizt, den ich nicht an ihn lasse. Ich las darin eine Überheißung und habe mich als jener . . . „Wer Sie, Franz, was haben Sie begehrt? Nennen Sie.“ „Wie reisen“, antwortete Franz in einem sehr jungen Tonfall . . .

„Wie reisen?“ wiederholte er. Und seine Augen sahen einem so schmerzlichen Ausdruck von Hoffnung und Liebe an, daß es mir unendlich war, ihn anzusehen.

„Ich sage“, fuhr Franz fort, „daß wir je nicht weiterleben können . . . Für Pauline sind wir nicht geschaffen, auch nicht für unsere Umgebung, die alles in Tränen erstickt. Wir sind jung, tapfer, freudig und stolz. Wir müssen, ungeachtet des Einsatzes, die Befähigung aber das Duldungsvermögen nicht ausstrecken . . .“

„Großer Gott!“ rief ich aus.

„Denn Gott ist nicht mehr Gott“, sagte Franz und legte seine Hand auf meinen Mund. „Es gibt nur einen Gott, den Gott der Liebe . . .“

Meine Tage sollten verlaufen wie Handreich.

Sie hatten beide mit ihrem bisherigen Dasein gebrochen, wollten ihr Leben ändern, wollten Einfluß, Verwaltung, Arbeit. Sie wandten sich nach der Schweiz, wollten erst am Ufer des Wallenstädter Sees, dann im Mienental in der Nähe von Bay in völliger Abgeschlossenheit, ohne Post, ohne Verbindung mit der Außenwelt. — Eines Morgens war es empfindlich kalt, auf den Bergen lag Schnee, der Sommer war vorbei. Man mußte die Gasse aufsuchen, Gens lag am nächsten, dort wartete auch die Post, zwei Briefe von Mutter und Bruder. Marie hatte sich auf Zornesausbrüche, auf ihrer Mut-



Franz Liszt

Nach einem Gemälde von Eug. Delacroix (1838)
Aus dem Buche: *Noten und Leben* von Liszt

ter Hand gefaßt gemacht — statt dessen nur Güte, Rührung, Bärtlichkeit, Selbstverleugung.

Ich wachte vor Träumen . . . ich sah im Geist das Haus, das Haus, meine Mütterstube wieder und die Eltern . . . und von überallher vernahm ich eine flüsternde Stimme, die ganz leise rief: „Marie, Marie!“ . . . Wenn ich bedachte, was ich im Lauf eines Lebens gelitten habe, fielen ich nicht, was ich mit der Herzensschmerzhaftigkeit dieser höchsten Qual verglichen habe. Die während langer Stunden in einer beständigen Erstarrung verharrenden Augen die körperlichste und geistlichste Verleugung der menschlichen Natur in Anspruch brachte.

Franz Liszt hat inzwischen andere Dinge im Kopf, Kompositionen, öffentliches Aufstehen, er trifft Freunde und Bekannten, er unterhandelt mit Verlegern. Die Welt hat ihn wieder.

Als Franz betrank, fragte er in einem Tone, als ob er nichts Verdrüßliches erfahren wollte, ob ich zwei Nachrichten aus Frankreich hätte . . . Ich bejahte . . . Es waren nichts oder sollte nichts wissen. Hat mir jemand von einem anderen . . . Von diesem Augenblicke an war etwas in meiner Beziehung zu Franz unendlich gelindert . . . Ich antwortete in dem leichten Tone meines Jüngers ein Verbot, in das Franz nicht eintreten . . . Franz, ganz leise wiederholte ich mit dem Takte des unerschütterlichen Wort: „Ich habe einen Freund, aber nicht bald hat einen Freund.“

An dieser Stelle der „Mémorien“ hat man den Eindruck, als sei plötzlich die Sonne untergegangen, die Sonne ihres Glücks, als läge die Landschaft ihres Lebens mit ihrer Seele von nun ab in tiefen Schatten. Ingleich ändert sich völlig die Darstellungsweise. An Stelle des straffen, dramatisch bewegten Berichtes treten fragmentarische Absätze, Zeilenbuchblätter vielfach gedanklichen und lyrischen Inhalts, Zeugen eines aufsteigenden Lebens

in Frankreich, in der Schweiz und Italien, Alkunsheim von Franz Liszts Hand — vieles wird übergangen, angekündet oder verschwiegen — eines aber tritt klar hervor: Der unaußhaltbare tragische Ablauf der Tragödie zwischen zwei hochstehenden, leidenschaftlichen Menschen, die sich lieben und begreifen, aber auf die Dauer nicht zusammen leben können — zwischen dem zwanzigjährigen Künstler-Virtuosen, der Welt und Publikum, Triumph und Huldigung braucht, und der leidenschaftlichen Frau, die mit jener Welt gebrochen hat, um den Geliebten angezogen zu bleiben, der ihr alles erlösen soll, was sie gewohnt hat, Heimat, Sicherheit, Familie — alles Herberungen, die seine Natur kraft ihrer Eigengesetzlichkeit nicht zu leisten vermag. Trotz des starken Gefühls, des geistigen Zusammenstrebens, trotz der klaren Erkenntnis der Schwächen, trotz der klaren Erkenntnis der Gegensätze, zwischen den Helden spielt man das leidenschaftliche Leben aneinander, die Auflagen und Selbstverleugungen, das Ausflüchten überzogener Herzen, und ach, das Gefallen der menschlichen Gefühle. Bis zu jener trüben „Epigone in Venedig“, da sie ihn ver-



Marie d'Agoult mit ihrer ältesten Tochter Claire Christine.
Marquise de Chamisso
Nach einer Zeichnung vom Jüngling

geblich an ihre Krankheit ruft, während er in Wien von Triumph zu Triumph eilt, da sie den endlich Heilbringenden nicht mehr zu gewinnen vermag, sich ihrer gekündeten Liebe in Bitterkeit verhaselt und sie ihm das Wort entgegenflüstert: „Don Juan parvenu!“

1830 trennen sich Marie d'Agoult und Franz Liszt. Sie kehrt nach Paris zurück, beginnt allein ein neues Leben. Aber drei Kinder, denen sie nach französischem Gelehrte nichts sein durfte, denen sie weiter Namen noch Vermögen geben konnte, werden ihr gewaltigem Genossen. Studien und Arbeit retten sie vor diesem finsternen Raum. Sie schreibt Romane, Novellen, Essays, wird unter dem Namen Daniel Stern eine anerkannte Schriftstellerin. 1837 kauft sie einen kleinen Palast in den Champs-Élysées, das „Rosenhaus“. In ihrem

Sohn verkörpert die hervorragenden Männer der Zeit, dort ist sie auch wieder mit ihren Kindern, Blaudine, Sofina und Daniel Lijz, zusammen. Es war ein „heißes Leben“ . . . „ein wunderbarer Besessenenanfall“ . . . aber nur kurze Zeit. 1857 wurde das Haus plötzlich abgerissen. Aber die letzten 20 Jahre sehen die Aufzeichnungen. Eine ihrer letzten Aufzählungen

gibt Lijz, fast 1860 am Rande eines seiner Almanäcke: „Er ist der Altes Lijz, und ich bin Daniel Stern! Hab so viele Verzweiflung, Teer, Tränen, Schlächten zwischen uns!“

Marie starb 1875. Ihr Leben war tragisch, aber schicksalsgemäß und erfüllt, mit ihren Werten: „Voller Freigiebt, aber voller Besänftigung.“

Leo Weismantel

Aus dem Leben und Sterben eines Volkes

Schluß

Von Frank Matthies

„Die Geschichte des Hauses Herkommen“

August Herkommen, das vierzehnte Kind der Hofmichel, war im Revolutionsjahr 48 geboren worden, hatte mit den Geschwistern gebauert, geerntet und gesungen, war dann beim Dorfschneider in die Lehre und mit 17 Jahren auf die Wanderschaft gegangen. Er wanderte durch viele Gauen und Städte, erlebte die traufige Landschaft, geriet in den letzten Strudel des Bürgerkriegs von 1866, stand eines Tages vor den Häusern der Haggerei in Haggerei und gelebte sich, wenn er einmal reich sei, so wohl auch er die Menschen und Botschaften nicht veranlassen. Nach manchen Jahren Abenteuer auf der Landstraße lebte er nach Sparten zurück. Es war ein anderes, fremdes Dorf. Nur sein eigenes Vaterhaus, vom Brand verbrannt, trug noch das alte Gesicht. Die Geschwister waren in alle Winde verstreut. Aber Wasser und Mutter lebten noch. August ließ sich in der Heimat als Schneider nieder und hatte bald große Kundschafft. Als 1870 der Krieg mit Frankreich ausbrach, wollte er als Freiwilliger ins Feld, wurde aber zurückgewiesen. Auf einer Wallfahrt fand er die Frau, die er brauchte, die Bäcker, die er schon von früher kennen gelernt hatte. In einem kleinen Häuschen gründete er seinen Haushalt. Sein Vermögen bestand aus einem Pack Kartoffeln, den der Vater als Hochzeitsgut geschenkt hatte, 30 kleinen Talern Sparzins und zwei Nadeln, einer kleinen für den Schneider, einer für

den für die Näherin. Mit dem schaffte er's.

Die Bahn, die gebaut werden sollte und auch gebaut wurde, brachte viel Haber und Hartweizen nach Sparten. Die brachte dem Schneider auch viel Verdienst. Aus einem Gefallen wurden zwei und drei. Dann kam ein kleiner Ausverkauf dazu und dann ein kleiner Laden, wo August allerlei sah und hörte. Jeden fragten ihn, ob er nicht für ihre Rechnung Korn, Stroh, Lupinen oder andere Dinge aufkaufen wolle. Da sprach August den Dorf zu Dorf und wurde Makler. Er lernte dabei die Bedürfnisse der verschiedenen Gegenden kennen und die Preismateriale. Er trug in die Gebiete des Handels ein und fand den Handel für eigene Rechnung an. Nun ließ er die kleinen Laden für sich spritzen, kaufte das große Warenhaus im Dorf und ließ es vergrößern. Die Bahn war unterdessen fertig geworden, die fremden Arbeiter gegen fünf, die Schneider schrampte zusammen. Als die Wägel dem Schneider den ersten Lohn in die Wiege legte, den Marktstand, und August Herkommen einmal erlebte, wie auch im Handel Glück und Unglück nahe beisammen wohnen, wie Gottes Wege anders laufen als die der Menschen, beschloß er, jedes Jahr einen Teil des Einkommens zu opfern, das das kleine August dies ertragen können. — Er hielt außerhalb der Altsiedlung Haggerei, welche Straßen der Handel nahm, wie die Städte wuchsen, was sie

Was göttlich wolle, pfiff die Kruppe in die Welt?
 So schreie nun noch flüchtig¹² und was schreie ich von
 schätzten¹³ spärlich und wenig.
 In die Kruppe hinein wolle hieße entleeren, beseitigen, und
 die Schätze nicht verwandern!
 Es sage ich eine alte Frau, daß es im Krieg nicht gewonnen
 Gutes gibt und Kitzeln, die Welt der Kräfte zungen – zu schaden!
 Was frucht die ein Schade dem!
 Es war doch schade, – ja, ja schade! Aber was es und hat es mit
 ihnen! Dacht! Es sah in seine Felle und füllte –
 Es schalt sich von der Ablichtung der Augen abzuheben
 und füllte. Und erachtete die Schade mit sich für den Kette,
 so künftigen ist die g'gemeinen¹⁴ und g'gedachten Stoff, es
 für den neuen. –

Fortsetzung der Erzählung der „Geschichte des Hauses Herkommen“ von 1910

brandeten und griff Aug in das Gesäß ein. Wohl war ihm das Wind im Gabel held; aber zu Hause hatte er Angst. Die Kinder tragen sie ihm auf den Bruchhof. Ein Mögeln kam nach, Maria, und nach jedem Jahren ein Anker, den er Johannes ließ.

Das Jahr 1881 gab dem Reich einen jungen Kaiser, der das Herz liebt. August versuchte, Militärischen zu werden. Es mangelte ihm immer wieder, bis er eines Tages das Geschick von der Hand, die die andere wölft, entließ. Das Geschäft wuchs und reichte, nicht in Sparten, sondern draußen in der Welt, wenn auch dem Handel neue Feinde erkannten, die Männervereine, Frauenvereine, Bauernvereine, die mit Krieg und Eiferment kamen und dahinter ihre Geschäfte trafen, niederwärtiger als die haben, aber die sie fliegen. Dazu kam der Kampf gegen das Parlament, das die Kräfte zu hoch schätzte und gegen dessen ungerechte Forderungen zu sein und verengern-renter Krieg geführt werden mußte. Es wurde August Herkommen müde. Er fühlte, daß etwas nicht stimmte. Sein Vater, der Hofmeister und ein Revolutionär, hatte das „Reich“ gesucht, ohne es zu finden. Bismarck hatte den „Eiseren“ gegründet. Aber die Schmach aller wachst Deutschen war nicht in Erfüllung gegangen: Ein „Vaterland“, wie alle für einen und nicht nur einer für alle fand. Bei seinem Sohn Johannes, der als Kind und Content viel krank gewesen war, suchte er Verständnis für seine innere Not, und er zeigte ihm als

Jed dem Alter. „Der Kaiser wird viele finden, die bereit sind, zurückzugehen. Der Herrgott wird wenig haben, die willens sind, dafür zu beten, daß das aufhört.“ So wurde der junge Johannes Herkommen Priester, als der Weltkrieg ausbrach, der Vater in der Erregung der Mobilisierung vom Schlag getroffen wurde und Matthias als Kriegslieferant das Erbe antrat.

Eine neue Zeit kam. Matthias Herkommen, der schon als Zwölfsjähriger mit dem Geldschein von Mäcker zu Mäcker gelaufen war, erschien dem Spartenman wie ein fantastisches Wesen, obwohl er nicht wie ein großer Herr tat. Wenn sie zu ihm kamen, fanden sie ihn wie ein geistlos-weise vor sich hinsetzend. Seine Geschäfte, die sich in der Ferne abspielten, verstanden sie nicht. Aber er war gut, kaufte ihre Kräfte, verschaffte ihnen, was sie brauchten. Ware und Geld für die Gassen. Als der Krieg zu Ende war und es sich nicht mehr lohnte, Handel wie früher zu treiben, legte er das Geschäft still, ließ den Vauern, die ihre Klänge ausbessern oder neu bauen, Tisch und Maschinen kaufen wollten, Geld und ließ sie Hypotheken auf ihre Güter aufnehmen. Ja, als ihn eines Tages sein Bruder Johannes, der Kaplan in einem armen Altbauwerk gewesen war, besah, erriet er ihn, daß er sein früherer Zeit Geschäfte an der Wese made. Johannes warnte, das sei ein dunkler und gefährliches Land. Aber Matthias lachte und freute sich der Millionen von Schulden-

jahrhundert des Reiches und der Venezianer, die sich in seinem Gefolgehaufe blästen. Er glaubte nicht an die Unverwundbarkeit aller Werte durch die Inflation und die Aufwertung. Sein Blick an die Pflicht des Geistes und die Kraft des Rechts war unerschütterlich. Als seine Millionen längst zu Pfennigen zusammengeschmolzen waren, hielt er sich noch für einen Millionär und half kleinen Leuten mit gewisselhaften Wechsell. Längst waren seine Leuten durch Vermögensschäfte und Bannwechsels übergeben. Matthäus verstand die Welt nicht mehr. Sein Geist war getrübt. Aber die Banken ließen ihn weiter spekulieren. Die Macht seines Namens und die eigene Gewinnlust hinderten ja, den Scharen eines Ungewissungsfähigen Einhalt zu gebieten.

Eines Tages aber war der unermessliche Senfurs da, und viel Bewusstseinslosigkeit kam an den Tag. Matthäus Herkammer war längst aller Schule entrückt. Sein Geist war durch

das gewisselste Spiel der Aufwertungszeit getrübt. Der Bruder Johannes suchte zu retten, was zu retten war und wäre es nur der gute Name des Hauses. Eifrig wollten die Gläubiger auch ihn in ihrem Schlingen fangen; aber er hielt seine Hände rein. Die Kinder von Matthäus sahen, als alles zu Ende war, in die Ferne. Ihr Vater aber bestie bis in die letzte Stunde noch auf Wiederherstellung des Rechts. Er erließ Verordnungen, hielt sich für den König eines neuen Reiches und fand fern der Heimat in geistiger Annäherung. Zwei Bannern führten den Bannensatz über die Berge nach Spachhof, das Haus Herkammer aber stand leer und spukhaft inmitten der Häuser, als habe ein Riese ein Schloß zertrümmert.

Ein Geschloß war zugrunde gegangen, das Glück und Unglück des aufsteigenden Reiches geteilt hatte, das mit ihm groß und mächtig geworden war, seine Not erleide hatte und mit der alten Zeit gekrochen war.

Reinhold Lorenz **Türkenjahr 1683**

Von Tim Brauer

Der tausend Jahre, im März 933, schlägt der Eastfänkaiser Heinrich I. die Ungarn zurück und befreit dadurch das Deutsche Reich von einer Gefahr aus dem Osten, die bis dahin unüberwindlich schien. Der großkundstümliche Töchter wird die Kaiserstadt Wien und mit ihr das ganze Abendland, von der Ost- und Südost- und insbesondere das Land Ungarn, das den deutschen Ostreich angrenzt, ist, von der jahrhundertelangen Türkengefahr erlöst und damit das Reich im Kampf um das Ostreich neu gestärkt).

Das Deutsche Reich ist damals freilich schon ein Schicksal, das langsam wieder zu geschehen beginnt, ein letztes Gefüge, das durch den aufstrebenden Kräfte von innen her erschüttert, von außen in seinem Bestande durch feindliche Kräfte, vor allem durch den französischen Nachbarn schwer bedroht wird. Allerdings ist der Begriff des Deutschen Reiches deutscher Nation

schon mit der Habsburgischen Hausmacht verschmolzen. Allerdings ist auch die Reichsidee durch den dreißigjährigen Krieg gezeichnet, der bis zur Mitte des Jahrhunderts gedauert hat, wie durch den fortwährenden Gegensatz zwischen protestantischen und katholischen Landesherren und Landesleuten. Erst im 17. Jahrhundert hat sich der Begriff der Reichshauptstadt für Wien als Sitz der kaiserlichen Regierung herausgebildet. Durch die Reformation, die damals ihre eigentliche Vollendung erfahren, wird die Kaiserstadt auch als Festung zur Festung des Reiches selbst, mit der sich keine der damaligen fürstlichen Residenzen vergleichen kann.

Aber die abendländische Welt hat außer den Kernpunkten der beiden damaligen Habsburgreiche in Wien und Madrid und außer dem Sitz ihres geistlichen Oberhauptes in Rom noch eine andere Hauptstadt, die nach immer größerer Macht strebt — Paris. Die Städte Frankreich gegenüber dem gesplinternten Reich besteht

*) Reinhold Lorenz, Türkenjahr 1683, erschien bei Walter de Gruyter, Berlin-Stuttgart, 1983.



Heinrich Graf Kollner von Gräfenberg,
der Kaiserliche Mann gegen die Türken.
Schreibergesamte mit Übersetzung von Georg Wilhelm
Sturmthal, Wien, aus K. Voss, „Lebensgeschichte“

in seiner gebrängten Einsicht, die nur einen Mittelpunkt faßt, von dem alle nationale Kraft ausstrahlt. Und dieses Frankreich will sich auch noch beständig ausdehnen, will wachsen und sich ausbreiten — auf Kosten des Reiches, als dessen natürlichen Gegenpoler es sich fühlt.

Es ist also auch das politische Einheitsgefühl des Abendlandes gegenüber der immer widerlebendsten Untergangszeit, dem Völkerverfall als dem „Gegensatz der Christenheit“, äußerst kräftig geworden, und das mächtige Völkerverfall kann sich nach der Unterwerfung der Balkanhalbinsel ungehindert von Bagdad bis Bagdad ausbreiten, sich die Schutzherrschaft über das griechische Patriarchat in Konstantinopel anmaßen, seine christlichen Untertanen als Christenbürger milderem Rechte behandeln, sie zum Herrschaftsgegenstand gegen die eigenen Glaubensgenossen ausheben. Denn in dem Reichthum, das sich noch immer weiter ausbreitet, herrscht ein ewiger Kriegszustand.

In Polen, dessen Geschick damals besonders hart mit Ungarn verknüpft ist, gibt es eine Partei, die es mit dem Kaiser und mit dem Reich hält, und eine andere, die alles Heil aus

Frankreich erwartet. Die eine ist bereit, alle nationalen Kräfte gegen die Osmanen aufzubieten, und die andere sucht sich mit ihnen zu verständigen, um sich durchzusetzen. Die kaiserlichen Waffen werden am Rhein immer wieder in die Gegenwart mit Frankreich verfrachtet.

Zum erstenmal gelingt es unter der Regierung des jugendlichen Kaisers Leopold I. im Jahre 1684 den vereinigten Kräften des Abendlandes, denen sich damals sogar noch Ludwig XIV. von Frankreich angeschlossen hat, ein Hauptstreich der Türken an der Raab in erster Selbstschlacht zu schlagen und einen zehnjährigen Waffenstillstand zu erzwingen. Aber der Frieden von Eszterung, der diesem Sieg folgt, wird in überflüssiger Hast abgeschlossen und verletzt niemandem, schafft neue Hebelungsflächen und neue Verwirrung. Frankreich gewinnt durch seine Diplomaten überall an Boden, bei den rebellischen Ungarn wie in Polen. Jakob Burckhardt für den polnischen Thron, Carl von Lothringen, den Ludwig XIV. seines Erblandes beraubt hat, erringt zwar die Hand der polnischen Königinwitwe Clementine — zum König aber wird der polnische Kronlehnhaber Johann Sobieski gewählt, dessen einflussreiche Mutter Maria Casimira eine geborene Französin ist. Der landlose Lothringer aber verzichtet darauf, sein Erb in der Heimat unter den demütigenden Bedingungen anzunehmen, die die Franzosen ihm auferlegen, und bleibt als Feldherr in kaiserlichen Diensten. Ludwig XIV. legt seine Hand auch auf Schwabeng. Da schafft der Kaiser ein ständiges Heer aus den Reichstruppen und aus den eigenen Erbländern, insgesamt 70 000 Mann Kriegswelt. Es ist die höchste Zeit, solche Vorleser zu treffen: Frankreich ist unerträglich und unermüdlich, nicht nur in Polen und Ungarn — nein, der „Allerchristlichste König“ Ludwig XIV. sieht sich auch Schwabeng, des Großfürsten in seinem persönlichen Willen zu unterwerfen, um Schwabeng im Osten zu beschützigen und im Westen ungezügelter zu beseitigen.

Da erwacht dem jenseitig bedrohten Kaiser ein wichtiger Bundesgenosse in dem neuen Papst Innocenz XI., der ihn zwar zu Zugeständnissen gegenüber Frankreich und den ungarischen Rebellen veranlaßt, aber auch in Polen den französischen Einfluß bekämpft und den König Johann Sobieski für den unermüdlichen

Kampf gegen die Türken gerufen. Um aus der gemeinsamen Verteidigungsfront des Abentheuers gegen den Feind aus dem Osten zu schließen, gilt es auch die wichtigsten deutschen Fürstentümer zum Anschluß zu bewegen. Brandenburg lehnt ab, da der große Kurfürst damals mit Frankreich befreundet ist. Aber Sachsen, Brandenburg, Hannover, Bayern und die Stände des Schwäbischen und Fränkischen Kreises sagen ihre militärische Hilfe zu. Spanien verspricht Hilfsflotten, auch die mächtige Republik Venedig schließt sich bedingungsweise an, und der Papst selbst lehnt kein Opfer und keine Mühe, bei kommenden Türkenzügen tatkräftig zu fördern und dem Kaiser den Rücken zu stärken. Inzwischen ist aber auch der ehemalige Großvezir Kara Mustafa, der eigentliche Leiter des Osmanischen Reiches, mit seinen kriegerischen Vorbereitungen fertig geworden. Mit unbekanntem Ziel beginnt sich die riesige Herrschaft des Türkensultans in Bewegung zu setzen.

Trotzdem die islamischen Gesandten vor einem Kriege warnen, der ungewissheit einen Bruch von geltenden Verträgen bedeute, trotz der klaren Verjagung Karls Antritt, wobei ein besiegter Sturm dem Großherrn den Turban vom Haupte reißt, krönen Sultan Mohammed IV. und Kara Mustafa am 31. März 1683 von Adrianopol nach Belgrad aus, mit einer Pracht der Kriegszugkolumnen, die an die Prunksüge des Darius und Xerxes erinnert.

Der Kesselfreis mit dem Feuerwasser ganz innen vermischt. Die Deser, wodurch man von innen gehalten, Eruck, Feuer, Stöße und Schreie hören lassen. Nachen verhöhrten die Einwohnern, die Nacht zu ergründen, bis der Sultan durchgezogen, manach es ihnen freiließ, die Deser anzugehen und ins Schicksal zu flüchten, um nicht der Entzwei der nachkommenden islamischen Truppen ausgeht zu sein. Voraus zog eine Horde von Hannen, von denen jedes Abend auf ein mit einem Herrn geborene Jochen die bestmögliche Menge geschlocht und das Fleisch aus Magen zerhackt wurde. Die Straßen des Heeres waren von Eruck zu Eruck durch kleine Entschlocht begabbar, zwei dazwischen gespalten, wenn der Sultan selbst zog, war einer, wenn der Wehr. In der Spitze der Gesamtziele jedes Regiments zog ein Vorkämpfer mit Keulen und Schwertschilde, mit Schellen und Stößen bedeckt. In Märschen und Dörfern ließ die Märs, die Vorkämpferführer jedes Regiments harrn solche Vorkämpfer (sagen) langen Jochen oder Schwertführer, und die Nachzügler wurden getötet. Alle Hände wurde nach hinten Scherenschnitten das Gebot in Beweisschaft von



Ernst Rüdiger Graf von Starhemberg,
der Helden von Belgrad und der Verteidiger Wiens

richten und mit einem Wunsch für das Wohl des Reiches und mit Muth und Ruhmlichkeit beschließen ...

In Belgrad bleibt der Sultan zurück und übergibt dem Großvezir die „Standarte des Geistes“, die ihm als Auserkeltberrn unbedingte Vollmacht für die Dauer des Feldzugs verleiht. Hiebweise hat inzwischen die vereinigte Diplomatie des Kaisers und des Papstes gearbeitet, um bis zum Frühjahr eine schlagfertige Armee auf die Beine zu bringen. Doch tinsend Hindernisse stellen sich in den Weg. Bei der Herrschaft von Kaiser am 6. Mai beträgt die Operationsarmee Karls von Lothringen, die er dem Kaiser vorführt, erst etwa 33.000 Mann, während schon die mehr als zweihunderttausend Krieger des Türkensultans heranziehen. Dem kaiserlichen Feldherrn bleibt also nichts anderes übrig, als einer größeren Entscheidung einstweilen auszuweichen. Angen wird von den Türken auf Anraten des Hugen Auserkeltberrn Ibrahim, des Paschas von Ofen, insbesondere befohlen. Der eifersüchtige Großvezir Kara Mustafa aber kann um ein Ziel — Wien möglichst im Handreich zu nehmen.

In Wien, das schon von Händelungen überschattet wird, klettert morgens und abends das Furchungsschrein, bei dessen Klang jeder bereit in die Rufe steht. Der Kaiser überhört nach Ruh, und wer irgend kann, verläßt mit ihm die belebte Stadt, die immer noch von Menschen überfüllt bleibt. Die Vorhöfe müssen in Mitleid gelagt werden, um den Belagerten kein Entkommen zu geben. Die Besessungen werden insand gesetzt, die Vortheile an Proviant und Munition ergänzt, die Artillerie in Stellung gebracht. Den Oberbefehl in der Stadt führt der tapferste und entschlossenste Graf Graf Rüdiger von Starhemberg. Einseitlich des militärischen Hilfsanspruchs aus den Kreisen der Bürgerschaft verfügt er nur über eine Kampftruppe von 15.000 Mann gegenüber 60.000 Nichtkämpfern, die eine schwere Belastung für die Verteidigungsmassnahmen bilden, zumal sich die Nacht mit anderen Gefahren in der abgeschlossenen Stadt verbringt.

Carl von Lothringen geht mit dem Kräfteher auf das nördliche Donauufer in ein Lager bei Zucksee, um den Entsatz vorzubereiten, bis die Hilstruppen aus dem Reich und aus Polen eingetroffen sind. Er blüht mit den Belagerten durch einen Cigaraldienst auf dem Ozeanstrom in Verbindung.

Eben schließt sich der dritte Ring. Eine ganze neue Stadt von 25.000 Türkenpöden mit dem Feuerspiel des Großwesens inmitten bricht sich rundum aus, mit Wagen und Pferden, mit Landen und Büffeln, mit riefen Kinder und Schafherden. Die österreichische Artillerie zeigt sich der stehenden nicht nur gewachsen, sondern sogar überlegen. Auch die gefährlichen Mitternachtsungen, in denen die Feinde Meißer sind und denen jegliche die ersten Janitscharenkämpfer folgen, bleiben ungeheuer, ein eigenes Mitternachtswies aus dem Nichts geschaffen, die Angriffe aus den Luftgräben, die das ganze Stadtgebiet umgeben und sich immer näher an die Befestigung heranziehen, werden durch kräftig geführte Ausfälle erwidert.

Nach dem ersten größern Erfolg der Türken erweist es sich als dringend nötig, Verbindung mit dem Entsatzher aufzunehmen, um den Feldherren von den Fortschritten des Feindes und von der zunehmenden Not in der Stadt zu verständigen. Und es finden sich auch schnell

und vorwiegende Seiten, die ihr Leben aufs Spiel setzen und in ständiger Verklebung durch das feindliche Lager hindurchdringen, um Nachrichten zu überbringen und Munition zurückzutragen.

Trotz der dringenden Hilferufe aber muß Carl noch immer auf die angelobten Verstärkungen warten, um den Kampf mit den Türken aufzunehmen zu können. Sobald er erfahren hat, daß der Türke bereits die Verwerke durchbrechen und sich im Festungsgraben eingenistet hat, um sich von dort aus durch seine Mitternachtsungen in die Stadt hineinzuarbeiten, bricht er von der Abgrenzung Österreichs nach Westen auf. Gerade die untrüblichen Bedingungen beanspruchen eine fortwährende Vertriebskraft der Besatzung Wiens, die ihre Kräfte zu verlieren droht. Doch Starhemberg ist auf dem Pfen, er überwindet einen schweren Krafteinsatz mit oft zu jeder Stunde des Tages und der Nacht an jede Stelle, die besonders gefährdet ist. Aber immer weiter arbeitet sich der überlegene Feind vor, und immer vergrößert sich die Mithungen, die den belagerten Belagerten erreichen. Falls das Entsatzher nicht bald eingeht, ist die Stadt weg aller Tapferkeit der Verteidiger verloren. Das weiß der Türke auch ganz genau, darum legt er alles auf diese eine Karte und kümmert sich wenig um die Bewegungen von Karls Her, dessen Stärke der Großweser im Bereich der eigenen zahlreichsten Überlegenheit ziemlich gering einschätzt. Gerade diese Überlegenheit aber wird sich bitter erweisen.

Bei Zella geht Carl über die Donau. Jeder seiner Schritte ist gekräftigt und planmäßig überlegt. In einem glücklichen Geiste am Bismberg bei Korneuburg schlägt er mit 15.000 Mann ein überlegenes Türkenher, das ihm der Zufall in den Weg treibt, und scheidet dadurch die ungarischen Rebellen zurück, die jenen in der Richtung auf Wien nachfolgen sollen.

Bei Krems vereinigt er sich mit den Hilfspöden aus dem Reich. Die schwedischen und schottischen Truppen stehen unter dem Oberbefehl des Fürsten von Wallhof; die Esten und Bayern werden von ihrem Landesfürsten geführt. Auch die Hannoveraner sind zur Stelle. Nur Braunsburg verlagert sich noch immer, und Frankreich beugt die schreckliche Lage des Kaisers, um die spanischen Nieder-



Österreichischer Angriff auf Wien
Karikatur von Remond de Goyon (1842–1843), dem ersten österreichischen Botschaftler in der Stadt

lande zu besetzen. Auch Johann Coblenz be-
 eilt sich auf die alarmierenden Nachrichten über
 den Stand der Belagerung hin, abgesehen von
 den vereinbarten 40.000 Mann polnischer
 Truppen erst 14.000 zu seiner Verfügung sind.
 Als Herzog Carl von der Annäherung des pol-
 nischen Königs hört, eilt er ihm persönlich ent-
 gegen. Am 31. August treffen die beiden ein-
 sigen Rivale im Kampf um die Festkreuze
 zusammen. Sie umarmen sich brüderlich, der
 König beglückwünscht den Lehrlinger zu seinen
 kaiserlichen Erfolgen. Durch sein kluges und be-
 herrschtes Auftreten, hinter dem sich eine um-
 fassende Kenntnis und sachgerechte Beurteilung
 der militärischen Lage verbirgt, fesselt Carl sich
 den vollen Vertrauen des Königs. Aber auch
 diesmal sind sie Rivale — denn Johann Co-
 blenz ist fest entschlossen, den Oberbefehl über
 das gesamte Kaiserthum kraft seiner königlichen
 Würde für sich zu beanspruchen, abgesehen auch
 der Beyer und der Casse als erbliche Kün-
 stlerin des Reiches sich heimtückisch einen Wohl-
 stand gegenüber als untergeordnet betrachten.
 Doch der Pole weiß sich durchzusetzen, der Kai-
 ser und die beiden Kaiserinnen gehen — wahr-

scheinlich auf Carls eigenes Anraten — auch,
 um die Eingriffe des Österreichers nicht noch
 im letzten Augenblick zu gefährden.

Das wahre militärische Verdict für den
 kommenden Sieg aber bleibt dem Lehrlinger,
 der auch gegen den Willen des kaiserlichen Leh-
 rers seinen kühnen Belagerungsplan durch-
 setzt und das Gusspfort um geradenwegs längs
 der Donau über das damals militärisch kaum
 maßgebliche Zehlensberge in das Zentrum der
 kaiserlichen Kaiserstadt, das Lärchenlager
 von Wien, vorstoßen läßt und so mit einem
 Schlag das Schicksal der Stadt entscheidet.

Es ist höchste Zeit geworden. Schon spür
 die Türke auf einzelnen Posten. Die wilde
 Kampfzeit der Janitscharen, denn die Belage-
 rung schon zu lange dauert, ist die zur Katast-
 rophe gesungen, der Großvezir stachelt sie durch die
 Fesslung auf die unerlässliche Beweise zu
 immer neuen Sturmgängen an. In der
 Stadt herrschen Lebensmittel und ansehnliche
 Kaufmann, die Besatzungstruppen haben
 schwerer Verluste erlitten, die Bürgerschaft be-



Handwritten text in German script, likely a title or description of the scene.

Kampf in einem Klammengorge Retterung des Königs in Gefahr

günst langsam den Marz zu verlieren. Da freigen in der Nacht vom 7. zum 8. September am Kahlenberg die Leuchtschiffe auf, die das Herannahen des Reichsheeres verkünden. Bereits machte sich auch im Türkenlager Hareise bemerkbar, und die Säulen der Janitscharen lassen nach. Am Nachmittage des 11. September werden auf dem Kamm des Kahlenberg die ersten Kolonnen christlicher Krieger sichtbar, die dann am Abend ihre Wachfeuer anzünden — neue Hoffnungssymbole für die bedrängten Hergen der Wiener.

Die Gesamtstärke des Reichsheeres beträgt jetzt rund 65,000 Mann, davon sind drei Viertel Deutsche, der Rest außer den Polen und einer geringen Anzahl Ungarn in der Hauptsache österreichische Elanen.

Alle Herangruppen können sich in dem schmalen Gelände nur in langen, reihenweise getrennten Kolonnen vordrängen bewegen. Die Wege sind durch Regenrinnen aufgeworfen. Die Reiter müssen zumeist absteigen. Aber der Leutnant kommt keine Müdigkeit und erlunet noch am Abend des 10. September die Wäldchen des Ausmarsches. Fast ungestört und

mit ganz geringen Verlusten erreichen alle Gruppen die vorgesehenen Aufstellungspunkte auf dem Gabelgelenk, dessen Besetzung der Großfürst in seiner unbegreiflich leichtfertigen Unterschätzung des Gegners unterlassen hat. Wohl versuchen in der Schlacht, die am nächsten Morgen entbrannt, die Türken die Höhenwege am Gabelgelenk zu verteidigen. Aber gegenüber der beherrschenden Angriffsstellung des Kaiserheeres sind sie von vornherein im Nachteil. Carl bezieht an der Donau entlang vor, neben ihm die Cachsen bei Raasdorf und Heiligenstadt und im Zentrum die bayerisch-sächsischen Truppen bei Wagram und Ebersdorf. Trotz des heftigen Widerstandes der Türken, die aus endlich aus ihrem Lager aufstehende sind, geht alles planmäßig voran — nur am ersten Flügel steht durch das allzu leidenschaftliche Ungestüm der russischen Kommandeure ein Rückschlag. Aber die Schlacht wird durch das Eingreifen der deutschen Regimenter ausgeglichen. Die Osmanen versuchen natürlich, diese Schwachstellen auszunutzen. Aber als die Kämpfe um Donabach aus Gabelhof gefährlichen Charakter annehmen, nimmt

die erfolgreichste letzte Hauptexpedition der deutschen Korps unter Karl eine jüdische Schwärzung vor und besetzt den Brind von seiner rechten Flanke her zu umfassen. Die Türken weichen, der Großwesir, der noch während der Schlacht den Oberbefehl abgetreten hat, bringt vor allem das eigene kostbare Leben in Sicherheit.

Am Abend des 12. September ist die Schlacht gewonnen, und Karl erscheint als Sieger an den nordwestlichen Vorwerken von Wien. Das ganze Lager der Türken mit unermesslichem Kriegesgerät, Proviant und Schätzen fällt den Siegern in die Hände — wohl über 100 Geschütze, ganze Heersätze mit allem Schießbedarf, Beutetrophäen, die zur Verfolgung ganzer Stämme ausreichen würden, Herden von zehntausenden Schaf- und Ziegenarten und Siegestrophäen aller Art. Der Polenkönig überachtet im Prunkstolz des Großwesirs. Am nächsten Tage zieht er in Wien ein, während Karl vergnügt auf ungesäumte Ausrichtung des Sieges drängt.

Der Eindruck des Sieges am Kapfenberg auf das ganze Abendland ist überwältigend. Er

bedeutet eine ungeheure Stärkung der Reichs- und eine Schwächung der jeansüßigen Machtpositten. Im nächsten Jahre wird die heilige Liga der christlichen Nationen gegen die Osmanen gegründet, der sogar das orthodoxe Rußland beitrifft. An der Wiedergewinnung Ungarns und der Ueberwindung Rudarassa im Jahre 1686 sind nun auch die Brandenburger hervorragend beteiligt. Bald ist auch Belgrad erobert und ganz Serbien den Türken entrissen. Kara Mustafa hat vergeblich versucht, durch ein Hochgericht an dem Paisha Ibrahim das Verbrechen von sich abzuwälzen. Er verfällt der Gefrohung durch die jähren Scham, und Sultan Mahmud selbst zieht im November 1687 antwort. Noch weniger sah die Türkei jahrhundertlang auf dem Balkan zu halten — aber die Türkengefahr für das Abendland ist gebrochen, neuer Lebensraum für Europa und für das Reich im Osten gewonnen. Der Kampf um Wien habe als geistliches Ereignis „ein Einbild für die Geister und die Konzeption der Aufgaben, die durch Österreich für die ganze Nation gesetzt ist.“

Vom Biedermeyer zur Bismarckzeit

Lulu von Strauß und Torney erzählt das Leben ihres Großvaters

Von Emil Trummer-Kamrin

Unsere Zeit hat ein unerhörtes Verlangen nach biographischer Schilderung. Leider findet man in der wachsenden Flut dieser Literatur nur sehr selten wirkliche biographische Schöpfung. Untrügliches Kennzeichen der echten Lebensschilderung ist es, wenn die innere Entwicklung eines Menschen dabei so anschaulich wird, daß sein einmaliges Schicksalgeheim zu sprechen beginnt. Was wir miterleben wollen, wenn wir solche Berichte in die Hand nehmen, ist doch die charaktervolle Form, mit der ein Mensch durch alle seine Lebensumkehrungen hindurch dieses sein Schicksalgeheim erfüllt. Keine Form ist im Grunde das eigentliche Lebensmoment der Geschichte. Wie ist es, die die

überpersönlichen geschichtlichen Lehungen zu finden bringt. Der tiefste Grund unseres Biographieverlangens ist denn auch gar nicht das sensationelle Bedürfnis nach „Enttüllungen“ über das Leben irgendwelcher Menschen. Uns verlangt vielmehr — nach verpönlcher Begnugung gegen die aus allen Seiten und Enden verdrängte auf uns eindringende materialistische Geschichtsauffassung — nach wirklicher geistlicher Erkenntnis.

In diesem Sinne gehört das Buch „Vom Biedermeyer zur Bismarckzeit“¹⁾, in dem die

¹⁾ Erster Teil in Eugen Diederichs Verlag, Bonn. Das Ende des Lebens und Torney erzählt seine in der Biographie des Biedermeyers, Diederichs, des letzten Buch „Aus der Biographie des Biedermeyers“, das dem Leben Diederichs in die biographische Schilderung gewidmet.



Lulu von Strauß und Torney.
Die bekannte Dichterin, Vortrag am 20. September 1890
im Vichermeyersaal.

Dichterin Lulu von Strauß und Torney aus dem Leben ihres Großvaters erzählt, zu dem schärfsten biographischen Blicke der letzten Jahre. So persönlich und schlicht Lulu von Strauß und Torney erzählt, so unerfüllte und voll Aufschaulichkeit erleiht dabei der Geist jener merkwürdigen und im Grunde so schwer zu verstehenden mittelern Epoche des 19. Jahrhunderts. Es mag ein Hauch von Kindheits-erinnerung sein, der diesen Bunde jenseit selbst-verständliche Wahrheit gegeben hat. Daß dabei eine verborgene Goldader deutscher Bewusstseinsgeschichte angeschlossen ist, macht den besonderen Reiz dieses Buches aus.

Viktor von Strauß und Torney (1809 bis 1892) gehört zur „großen“ Generation des 19. Jahrhunderts. Seine Kindheit und Jugend sehen — wie die Wagner, Hebbels, Rimwands — noch im Jauber der Goethe-Epoche. Der Mit von Weimar kam noch selber dem Eudement eines seiner dunkelfarbenen Lebenswerte auf dem Weg geben: „Wer mit der Faust in die Wellen greifen will, muß erst auf der Erde stehen.“ Mit einer seltsamen, dem

schicksalhaften Eiderheit schlägt sich der junge Dichter durch die Gefährungen der Zeit um 1840. Damals kam jene furchtbare Entschütterung über so viele von den Besen gerade in Deutschland: das resignierte Gröhlen über die Erkenntnisfragen, der unüberwindliche, aber schmerzliche Drang, die Inhalte der Religion in klasse Gedankenform zu prägen. Objektive Naturwissenschaft, technische Vollkommenheit und der Kampf um den modernen Staat begannen die Stunde zu regieren. Viktor von Strauß und Torney steht mitten in diesen Wandlungen der Zeit. In ihrem theologischen, philosophischen und künstlerischen Streben nimmt er auf Strauß eigener umfassender Studien Stellung. Man staunt über die denkweise Weisheit der Epoche, in der sich so vieles entschieden hat, was wir heutigen zunächst als Begreifbares hinzunehmen haben. Der den Griechen nach-eifernde Naturbegriff des Humanismus und die verzehrende Epochenheit des Mittelalters erschließen ihm gleichermaßen unzugänglich:

Christenheit wie eine tiefen beiden Epoche ist aber auch der Geist des Nationalismus für uns an-schauerbar, vor dessen fühlbarer Ungeheuerlichkeit die Erde zum Chaos, der Mensch zum Nichts wird.

Ein neuer Geist nur kann uns vor der Vergrößerung, vor dem Befahren retten. Und er ist geboren aus dem Kosmos. Ein lausliches Zeug, ein jenseitiger Mensch; es ist der Geist, der auch im Stilleben, im Jenseitsbewußtsein lebt . . . Derselbe Geist, dem die Welt nicht mehr ein Reich, wie bei den Griechen, nicht mehr ein Gegenstand, wie bei den Arabern und Persern, sondern ein Reich, das eigene fühlbare Bewusstsein seiner selbst im Kosmos ist.

Ein Hauptinteresse wendet sich dem Politischen zu. Ergötzlich ist die Etale der inneren Jugendschicksale, die er sich zuerst in sein Tagebuch notiert:

Hier bin ich Musch, dann Christ, dann Europäer, dann Protestant, dann germanischer Mensch, dann Deutscher, dann Norddeutscher, dann Schauerburger, dann Hannover.

Viktor von Strauß und Torney kommt an die leitende Stelle des kleinen Fürstentums Schaumburg-Lippe. Ein kleines Land, aber doch im Kräftefeld der größten Zusammenhänge und Kämpfe. Er gehört nicht zu den Trägern des Liberalismus. Nach 1862 schreibt er:

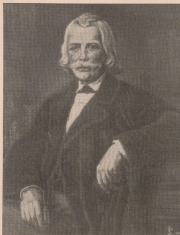
Einem gewissen vorurteilstreuen Liberalismus widerstehe ich in hohem Maße; man darf er nie in die Regierung einbringen. Liberale Regie-

ungen leben am Ende des Zeitalters auf. Das sind aber Hochzeiten, die man heutzutage kaum kennt. Die Konventionen näherten das (auch notwendigen) Kavalierismus mit Ennui und Eitel annehmen, und die Negativen sind nicht genug, zu glauben, daß sie auch ein mal mit dem Idealismus ergötzen könnten. Das geht denn auch, die Kunst plüßlich der Seiten unter den Füßen schreitet, und dann müssen sie wieder Konventionen machen."

Am deutschen Idealismus gebildet, mit ungewöhnlich charakteristischen Bewußtseinskräften gerüstet für die geänderte Zeit und für die Weltprobleme der Zukunft, erfüllt sich an diesem Dichter, Gelehrten und Staatsmann das Schicksal des „unheimlichen“ Deutschen. Für ihn hatte, auch vom Gesichtspunkte des Staatsmannes aus, der kulturelle Selbstbewußtsein des Deutsches. Nur unter der lebenden Persönlichkeit schien ihm auch eine echte politische Verwirklichung aus deutschem Geiste heraus möglich. Eine Persönlichkeit, an seine Tochter gerichtet, gibt dieser seiner Bewußtseinskräften gewissermaßen Ausdruck:

Ich will die ein Weibchen sagen, was erst nach langen Jahren von den Dichtern gewürdigt werden wird. Wie sind in die Zukunft getreten, in welchem die Kulturgeschichte durch die Kultur entstehen werden — das Wort im höchsten Sinne genommen ... Das ist kein klein Ding auf die Natur der Weltbewußtsein behaupten, auch nicht mit den Worten, das nicht kulturelle gewesen ist, eine eigene und eigenständige Kultur zu entwickeln ... Das wird man nicht erkennen und dann auch wissen, daß Deutschland durch die jetzt abgeschlagenen Wege seiner Selbstbewußtsein die kulturellen Wunden geschlossen hat. Aber was bleibt unsere Freiheit? Und wenn wird der Arm des Herrn offenbar?

Diese seine Bewußtseinskräfte brachte ihn in tragischen Konflikt zu Bismarck und ließ ihn in die Reihen der „aufstrebenden“ Deutschen treten, eines Konstantin Franz, Hermann von Scharfstein, Paul de Lagarde. Aber gerade in dieser Lebenskrise des bald Achtzigjährigen, herausgerissen durch den gewaltigen Abbruch



Viktor von Strauß und Tarnow.
Das Bildnis des Viktor von Strauß und Tarnow
Nach einem Gemälde von Schreyer

seiner lebensmüden Laufbahn, beginnt die Größe seines Schicksals zu sprechen. Viktor von Strauß wird im Alter einer der bedeutendsten Forscher seiner Zeit hinsichtlich der Welt. 1890 überlebte der Achtzigjährige an Genuß: Der Weltgang — ich habe nicht in ihn eingegriffen. Es will ein Neues herbei, darum verläßt das Alte. Das Neue kann aber nicht geschehen. Aus ihm schöpft die Kommode sein Leben, wie es das Hinschwindende ist. Das tut es nicht mehr, darum verläßt es die Erde. Wer sich mit dem Lebenden erfüllt, gehört auch der Zukunft. Vergelt die Straußenschen!"

Am diese lebenslange Lebensentwicklung legt die Erzählerin vollständige Bilder des sich wandelnden Jahrhunderts auf. Das alte Bildnis der Bismarckzeit mit seinem Fürsten. Die Bewegung Viktor von Strauß



Heinrich Heine, geb. von Lenz
Jugendbildnis nach einem Gemälde von J. G. Schütz b. J.

mit Moriz von Lenz, seiner Lebensgefährtin, das Leben abwechselnd erlebt man die sehr unmerkliche, aber geradezu unmerkliche Wandlung der Menschen in den 30er und 40er Jahren mit. Wie hingekauert noch vor diese Zeitraumbilder scheint eine solche Gestalt wie die des alten Hofrath Dr. Bernhard Christoph Faust, noch immer in der „altväterlichen“ Tracht der Barschenschaft und doch schon kurvenmoderne Flugblätter schreibend: „Aber Wasser, Eisenbahnen und neue Erden zu Grunde.“ Anders der lausische Kreis auf der Burg Ehrenhausen, der „Herkunft zur Gerechtigkeit“, die noch 1866 ein Refugium weltlicher Romanen ist, um umgänglich, durch den Tod der schuldigen Burgherrin, wie anders zu sehen. Das ist der Reiz dieser so lebendig geschriebenen

Bücher: man belauscht Geschichte des 19. Jahrhunderts auf kaum sonst bekannten Wegen. Die Biographie eines bedeutenden Deutschen und der ihm nahe verbundenen Menschen wird dabei zum Führer.

Das Buch enthält auch ein bisher ungedrucktes Gedicht Walter von Strauß, das zu den merkwürdigsten Gedichtzeugnissen der Zeit um 1840 gerechnet werden darf. Der Dichter steht im Traum ein Frauenweib — eine Hetzraupen der Eekille — ruhend auf einem schlafenden Löwen, eine silberne Schlange zu Füßen. Er enthält ihm die weitere Zukunft und scheint ihn vor der Wölfe zu warnen, „denn es ist Nacht“. Es ist wie eine Vorwegnahme jener dunklen Jahreszeit, die einen Abgrund zwischen der Wiederkehr und der Blumendichtzeit aufreißt, wenn es heißt: „Von aller Kunde zu aller Dürre / schallt Tränenfunde durch dunkle Nacht. / O weh der Stunde, die wir verloren, / die wir im Bunde der Eekille verbrachten!“

Endlich erreicht die Eekille den Dichter des Kommen eines, der „den Jammern der neuen Zeiten“ schwingt:

Wer wird die Eekille denn überdauern?
Wer soll es werden, das neue Licht?
Es wird ein Morgen herrlich dauern,
Das Volk der Vorgen erblüht zu Licht.

Wer schwingt den Jammern der neuen Zeiten?
Wer bringt den Jammern mit seiner Nacht?
Aus seiner Kunde ich ich ihn überdauern,
Der neuen Zeiten lebt Mir und Nacht.

Realer Dunkel wird er überdauern:
Ein klarer Schmelz, ein Bild der Nacht!
Wer schwingt den Jammern der neuen Zeiten?
Ein klarer Jammern, so ich es überdauern. —

Ein geistvolles und menschlich durchdrungenes Buch, anregend zu geistlichen Denken.

SKIZZENBUCH

Ferdinand von Saar — ein vergessener Dichter

Zu seinem 100. Geburtstag

Von Karl Blauke

Am 30. September 1823 ist Ferdinand von Saar in Trier geboren — am 24. Juli 1901 macht er, ein kranker und gekränkter Mann, seinem Leben ein freiwilliges Ende. Vom ersten Drittel des 19. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts also reicht das Dasein dieses Dichters — von der verfallenden Romantik bis weit ins Zeitalter des Modernismus hinein . . . ein ungebauer Wandel, der gewiß den meisten Menschen seiner Epoche und seiner Generation stets unbegreiflich geblieben ist. Saar selbst hat immer wieder versucht, sich auch mit der neuen Zeit und dem Vergangenen abzufinden und ihr im endlich gefunden zu haben. Er hat die Überlieferung seines Väterlandes gewisser die Offiziersaufsicht, für die er bestimmt war, noch in jüngeren Jahren von sich geworfen, um als freier Schriftsteller ein ungewisses Schicksal auf sich zu nehmen. Er hat auch stets die beschränkten Vorteile der Weichschicksalsstelle bekämpft, die er durch Gehalt und Vergütung ansehbare. Aber im Grunde ist er doch den Tugenden und dem Geiste seiner Jugend treu geblieben, ein edler Vertreter altferrischer Kultur — etwas milde und überläßt, aber von einer vornehmen Duldsamkeit gegen alle menschlichen Schwächen erfüllt, die er mit leichtem Spott und überlegener Verächtlichkeit zu schätzen weiß.

Es liegt in seiner stillen, abweisenden Art begründet, daß er zu Lebzeiten keinen lauten Erfolg errungen hat. Aber die Nachwelt übertrug, ihn ganz zu vergessen. Wohl lebt nichts mehr von seinem literarischen Nachlass, denn das eigenartige Beharrliche steht, wohl fast in den selbstkritischen Zusammenfassungen von heute nur einige wenige von seinen Werken erhalten, die wir von herrlichem Schwermut erfüllt sind, ihn ja weniger aber lassen sich in Zusammenhang der Literaturentwicklung seiner „Neuzeit aus Österreich“ übersehen, nicht nur wegen ihrer künstlerischen und psychologischen Schattungen, sondern auch wegen ihres schmerzhaften Scheiterns aus einer veränderten Welt. Eine neue Auswahl seiner Novellen von Karl Gumpel ist in der Sammlung „Die Schatzkammer“ (Hoffe & Becker Verlag, Leipzig) unter dem Titel „Noten im Japysschen“ erschienen. Damit ist das Schicksal großen unbefriedigter Lebensstrebender und schmerzender Schwermut in Saars Leben gut gekennzeichnet. Er bleibt immer der Mensch zwischen zwei Zeiten und zwischen zwei Welten — ein aufgeschauener Idealist, Botschafter einer veränderten Vergangenheit, der sich doch dem Einfluß der Gegenwart, der Abwesenheit des In-



Ferdinand von Saar.
Im Dasein des schmerzlichen Lebens, nach dem
von Trier geboren

Einigen nicht mehr entgegen kann und großem Denken und Entschlossenheit bis und her geworfen wird, ohne die Klarheit und den Mut zur Entscheidung gegenüber der Zeit und der Menschheit zu finden.

Aber bei seinen Erzählungen scheint noch etwas von dem Geiste Ludwig Richters und Eppengr. Eichenbergsche Melancholie (herausgegeben auf:

„Was in Leben, was in Liebe,
Wie geistig, o Frühlingsschmerz!“

Aber der seltsame Klang deutscher Lebensweise vertritt bald im Gedächtnis. Immer wieder führt uns dieser Dichter zu unentbehrlicher Menschlichkeit des Daseins, die menschliche Distanz der Vergangenheit, jeder auf irgendeine Hoffnung begründet, nicht

eine Enttäuschung mit sich bringen oder Schaden in einem Werke, den man schon unerfüllt und unerfüllbar Schicksale vorliegen. Etwas von der eigenen Schwäche und Weichheit haben alle Dichter der Szene, so sehr sie auch nachher dem Leben selbst entgegenstehen können, und haben daher ihren nicht anderen Grund, als „ausgerollt zu sein“. Es scheint das Bild dieses Dichters schon jetzt (jetzt) eigenständigen Charakter zu haben, die Gesamtheit mit den Worten gekennzeichnet hat:

„Kritikergewiss und ganz und wahrhaftig.“

Der Neuaufbau des deutschen Theaters

Die der letzten und letzten Umformung des Theaters ist auch eine Neugestaltung des Theaters in Deutschland gegeben. Es gibt eine Reihe auf die Erfassung aller Publikumskategorien hin und besonders derjenigen, die lange Jahre abseits geblieben haben und durch politische Verhältnisse „verloren“ waren, wie kann von ihren Mitten und ihren Leistungen gesprochen werden ist, während das deutsche Theater mit seiner Problematik das Volk nicht anziehen. Dem Theater wider das Publikum und möglichst ein neues Publikum zu gewinnen, ist die Aufgabe der „Deutschen Bühne“, die über das ganze Reich hunderttausend und mehr ist und über die alle Organisationen der Bevölkerung, alle Bühnenvereine und Volkshäuser, aufgerufen hat. Die Neugestaltung ist für immer eine neue Aufgabe. Es wird eine große Anzahl von Autoren, die den Spielplan in den letzten Jahren beschreiben, verschwinden. Der Kampf wird der Mann gewonnen für die Bühne, die bisher nicht oder kaum gespielt wurden. Das neue Drama muß im Gehalt und in der Formung so sein, daß es das Volk wirklich etwas angeht. Das Volk muß wissen, daß das Dichters Werk vom Leben ausgeht, nicht aber vom Leben, geschweigenst Verstand her kommt. Das Drama für die neue Spielplan muß eine Sprache reden, die weiter reicht hat. Damit hängt dann zusammen, daß auch der Mann im Drama und auf der Bühne seiner Bedeutung haben und erkannt werden wird als ein Element zur Erhaltung des Theaterrechtes. Daß der Zeit gegen politische Umwälzungen und Veränderungen, die in ihrer inneren Haltung bereits aufsteht an das Gefühl der ungeschicklichen Zukunftsgefahr, an die Verantwortung und all das für die Volksgemeinschaft. Deshalb, daß eine solche Zeit, die unter großen Gefahren steht, auf das künstlerische Theater zu tun, ist selbstverständlich. Das lange abgelehnte literarische Drama wird gestiftet werden. In den letzten Jahren erschienenen Theaterprogramm aus der deutschen Bühnen kennen Paul West, Hans Chr. Koppel, Wilhelm Schachtel, Her-

mann Zent, Paul Ernst vor — verschiedene Namen, denn man in den letzten Jahren auf deutschen Bühnen nicht begreift; und den jungen Darstellern werden Otto Paul, Fritz Kühnert, Marcel Hertz, Fritz Peter Bach — um nur einige zu nennen — besondere Beachtung finden.

Wer niemand ist, ist nicht, so verlangen, das Publikum des neuen Theaters solle man immer und durchgehend mit großen künstlerischen, vornehmlich herrlichen oder gar ausschließlich mit künstlerischen nationalsozialistischen Gedankenformen versehen werden. Im Gegensatz: alle Bühnen bemühen sich, den Menschen des großen, städtischen, städtischen Theaterrechtes seiner Vorstellungen folgen zu lassen. Wir brauchen auch heute, und heute nicht weniger, das Menschheitsgefühl in der Seele, aufsteigend, harmonischer Art, und ganz so, daß gerade das einfache Publikum davon erfreut wird. Wir brauchen Volkshäuser, so etwas wie ein neues Augenmerk. Jeder aus der Lage ist durch den Vorhanden, und so etwas und dabei auch gar nicht überflüssig. Eine wie eine „Die eine Künstlerin“ von August Ernst oder „Bach und Jodel“ („Schwabenländer“) von August Ernst zeigen den richtigen Weg.

Einerseits aus wirtschaftlichen Erwägungen, vor allem aber aus künstlerischen Gründen heraus ist der Notwendigkeit für Freilichttheater und Volkshäuser gegeben worden, der nicht nur die früheren Freilichtbühnen selbst das Volkshaus in die freie Natur legen will, sondern die die Aufstellungen seiner freien Himmel zu großen Volkshäusern werden, nicht als Ausdruck der Volksgemeinschaft, wie es bei Freilichtbühnen und städtischen Volkshäusern selbst wird. Volkshäuser für die für solche Anlässe von anderen Bühnen besondere geschehen. Eine andere mit großen künstlerischen und sprachlichen als den neuen Volkshäusern für das Volkshaus. Daß auch das Drama immer notwendig, die der Volkshäuser im Freien aufgenommen, gestellt werden, ist selbstverständlich, und daß z. B. „Wilhelm Tell“ eine Woche lang täglich von 2—4000 Menschen besucht wurde, ist in einer kleinen Volkshaus gar nicht übersehbar. Die früheren Volkshäuser der Theater „Lüneburg“ nur auf den Bühnen wird durch diese eine Bewegung in ständlicher Weise überwinden.

Daß der Staat heute dem Theater und seinen Kennzeichen ein politisches Bild beilegt, ist überall selbst: daß es nicht nur in wirtschaftlicher Hinsicht selbst, sondern auch in politischer Hinsicht, das nicht nur aus der Erneuerung eines Volkshauses, sondern in dessen Zustand die Vorbereitung und Förderung der dramatischen Produktion liegt, mit der Bühne, den Bühnen des Volkshauses gegeben und somit den künstlerischen Schaffern von Arbeit und alle anderen Dinge zu geben.

Der beste Theatermann wird in nicht geringer Weise beachtet werden.

Hans Krollen



Zum Neuaufbau des deutschen Theaters:

Darstellung des Dramas „Der Kampfplatz“ von Hermann von Keyserling im Theater am Hoftheaterplatz in Berlin. Paul Wegener als Eisenklopper-Gastgeber und Theodor Loos als Prinz Friedrich Wilhelm III. von Preußen (Hof). (Hof).

Volkstum und Dichtung

Es ist ein notwendiges und gelegentliches Unterbreiten, sich über die im Volkstum vorgefundenen Kräfte und Ursprünge der Dichtung Klarheit zu verschaffen. In keinem neuen Buche „Volkstum und Dichtung“ (H. Dietrichs, Jena) geht Friedrich von der Leyen diesen widerwärtigen Weg nach und führt die Dichtung bei ihren Quellen in Sage, Märchen, Epos und Legende auf. Volkstum und Volkswissenschaft sind zwei andere dieser unergreiflichen Aufstiege. In dieser Volkswissenschaft weiß der Forscher, der seinen frühsten sichbaren Ausdruck in den Kernen fand. Wenn das Überfließen und Jenseits der Metaphorik übermunden werden soll, muß in solche Kerne der Sinn und Verständnis für viele älteren Kulturdenkmäler einfließen. Auch ein neues Bild des Volkstums ergibt sich aus dieser Arbeit. Von der Form macht es mit markantenügen lebendig: „In früherer Zeit fanden wir den Dichter als Jäger, Weiler, Lager und Priester. In dieser Einkunft, im Dunkel der Nacht hört er die Stimmen der Geister und erfährt den Ruf der Götter, Jäger und Priester und Lied geigen aus die beständende Kraft des Meeres und des Windes, Kiesel und Sage spielen aus die

Stimme des Lebens, die Unerschöpflichkeit des Erzählens und Erzählens, Märchen und Sage und Mythos und Drama spielen aus außerdem die schöpferische Kraft des Traumes, des Kuchens, der Vergessenheit, die verführerische und drängende Fülle der Wünsche, die manchen Dichter fester befehlen, als er sie befehlen, und die kann ihr eigenes Leben führen wollen.

Wir fordern den Dichter als Priester und Zeugen des Volkes und der Mensch auch in den Kernen des Kuchens und dem Kult der Zeiten. Hier ist der Dichter einander selbstes Volkes und Werkzeug seines . . . Für den Dichter der alten Zeit ist die Dichtung auch nicht sein eigenes Werk, denn gibt ihm die Dichtung, und er gibt sie ihm für die anderen und für alle.“

Johann Friedrich von der Leyen ist der Dichter nicht in sein ursprüngliches Amt als Priester und Volkswissenschaftler glücken willens einzeln, schafft er auch ein neues Bild gründer Volkswissenschaft, die auf der Volkswissenschaft gründen Volkswissenschaft und Volkswissenschaft den Kunde und nicht mit dem Volkswissenschaft einer alten Volkswissenschaft zu tun hat. W. Grotz

1. **Introduction**

Interaktion der Urbedeutungen gegenüber der ästhetisch-wissenschaftlichen Elemente zugehörigen, was ihn Befassung mit wesentlichen Sprachschicht einträgt, bis er endlich nach London abgereiset wird.

Endlich verfügt als Herausgeber über zwei wesentliche Dinge: Schärfe Beobachtungsgabe und Kunst des Erzählens. Man langweilt sich nicht eine Minute beim Lesen seiner nicht allfälligen Erzählungen. Jenseits dieser des Buchs nur für größerer Bücher einen (auch für ausgereiften Erzähler höchster Werke in Frage kommen, da es wunderbar Kunstwerke vereint).

Dr. A. Jentsch

Otto Rahn, Kreuzzug gegen den Grol, Freiburg i. Br.: Urban-Verlag, 1932. 336 Seiten. Lw. RM 6.85.



Otto Rahn
Herrn. Reichsminister, Frankfurt

Nach immer ist die Frage ungelöst, welche Bedeutung sich hinter dem Grolsymbol verbirgt. Die Theologen glauben heute gewöhnlich, es sei ein christlich-gottähnliches, d. h. christlich-menschliches Werk sein zu erkennen. Dies verleiht der Theologie Rahn den Nachweis, daß die jenseitigen Grolen, die bei, Altgeräten, die Leiter des Grolsymbolismus waren. Die jenseitige Aufgabe „Menschheit“ und die Folgen des Grolsymbol sind der Erhaltung des Grolsymbolismus. Die in die ästhetische Mythologie von Grolen Mithras und Apollo nach Rahn die Befreiungsbewegung grolenverfügen können. In einem umfangreichen Nachtrag wird das — aus Teil allerdings historisch und nicht lediglich übertragene — wissenschaftliche Material angegeben. — Die literarische und geistliche Seite in sehr belassen Darstellung macht das Buch jedem zugänglich, der im Aufstieg zu Weltwissen und Wagnis der Grolsymbolismus weiteren Aufschluß über deren geistliche Bedeutung sucht.

Dr. BS. Kumpf

Th. Strasser, Deutschlands Urgeschichte, Frankfurt a. M.: Dieterweg, 1932. 120 S. Kart. RM 2.20.

K. Th. Strasser — bereits bekannt durch seine Vortragsreihe — legt hier einen sehr gut beliebten Bericht vor, der fastlich wie darstellend auf den mit diesen Fragen weniger vertrauten Leser die Welt der Urgeschichte vorführt. Niemandem liegt es so nahe an der gegebenen Verfügen. Wie immer kann der Bericht auch einem Laienstand für den Unterricht sehr gut sein, da haben wir jetzt einen guten Führer, der durch die verschiedenen Weltgegenden führt bis in die geistliche Zeit der gemeinsamen Weltgeschichte und der Weltentwicklung. Die Quellen, Daten, und Methoden. Dr. Kumpf

Georg Schmidt-Rohr, Mutter Sprache, Vom Amt der Sprache bei der Volkswendung. Jena: Diederichs, 1932. 437 S. Lw. RM 12.50.



Elis. Schmidt-Rohr, Jena

Nach langer Zeit (den ersten in einer, erschienenen) Georg Schmidt-Rohrs Buch „Die Sprache als Mittel der Kultur“, das der Wichtigkeit der Fragestellung und der Wichtigkeit der Bedeutung nach unterlehen, was bisher über Sprache geschrieben wurde, einen hohen Rang beizubringen darf.

Schmidt-Rohr macht Ernst mit dem was ihm seit vorher und vorher verstanden, die Sprache als das Wesentliche und Entscheidende der kulturellen Bewusstseins zu verstehen. In der Richtung dieser Gedanken folgen wir ihm gern, wenn er auf verschiedenen Punkten dem Bau, Sinn und Bedeutungswort der Sprache nachgeht, was die besondere Weise des Denkens, Empfindens und Wollens zeigt, durch die sie als übergeordnete geistige Macht das Wesen der „Sprachschicht“ formt. Das Buch, obwohl wissenschaftlich, doch gewissermaßen leicht geschrieben, wird in uns das Bewußtsein für die wissenschaftliche Bedeutung der Sprache, Sprachpflege und Sprachhaltung für die Befähigung eines alle Dingen umfassenden Geistes. Man möchte ihm über die Kritik der ästhetischen Lehrer und Philosophen der Sprache hinaus viele Schritte als Leiter einleiten. Hans Polak

Wilhelm Schaefer, Deutsche Reden, München: Langen/Müller, 1932. 262 S. Lw. RM 3.80.

Die einzigen in diesem Bande vereinigten Reden behandeln sämtliche in Rede stehende Fragen. Der Dichter Wilhelm Schaefer will uns hier in dem Bereich entgegen, den er ursprünglich ausgeübt hat. In den zwölf Jahren von 1921 bis 1932, aus denen diese Reden stammen, hat ihn die Sorge um das deutsche Volk, die ihn zum Dichter der „Deutschen Bücher der Erde“ werden ließ, Jahr für Jahr auf das Redepodium geführt, um munter auf die deutsche Geschichte hinzuweisen und Wege der Befreiung zu zeigen. Schaefermann mit Gedichten, Fiktion und Poesie, Führer wie Goethe und Albrecht Dürer werden aufgerufen zur Stärkung unserer Hoffnung und unseres Glaubens an die Zukunft. Deutsche Geschichte, deutsche Jugend, deutsches Denken und deutsches Völkertum bilden den weiten Raum dieser Reden. Möge es dem Hörer, der sie zuhört, gelingen, heute mit dem, was er aus gerade jetzt zu sagen hat, den Widerhall zu finden, um den er schon vorüberlich gegangen hat. Das Buch stellt auch von der neuen Jugend gelesen werden. Dr. A. Jentsch

20 Jahren kam der majestätische, nach wie vor verschlossene, aber unerschöpflich begabte Jüngling auf die Kriegsakademie in Konstantinopel.

Hier begann der „graue Wolf“ zum ersten Male sein wahres Gesicht zu zeigen. Die jüngeren Offiziere der Akademie hatten den widerwilligen Despotismus des Kulturs und revolutionierten gegen die Übergriffe der fremden Nationen. Sie hatten einen revolutionären Verband „Watan“ (Vaterland) gebildet, der die bestehende staatliche Umordnung heftig bekämpfte. Mustafa schloß sich diesem Kreise an. Mit unbrüchlicher Leidenschaft trat er für ein nationales, stärkeres Türkenreich ein, verfolge den Klerus, der in Mosken und Domschülern das Volk schleppte und verhaunte, und verachte den Islam und die geliebte ausländische Rechtsprechung. Seine feurigen Worte und Kreisläufe in der Organisationsarbeit des Verbandes erregten Aufsehen. Eines Tages wurden die Verschwörer bei einer Sitzung überrascht und verhaftet. Mustafa war unter ihnen.

Der Kriegsminister Yussuf Halik Pascha sandte ihn nach Damaskus in die „Verbannung“. Bei den hier stationierten Kavallerieregimenten war er mit dem Ochs und kamte, so hatte der Pascha, unter ständiger Aufsicht und Bedeckung kein Unheil ausrichten. Aber kaum in Damaskus angelangt, machte sich Mustafa furchlos und unerschrocken an die Gründung einer Freieinigung des Watan. Als er herauskam, daß der Behn hier nicht günstig für Staatsfeinde war, beschloß er zu desertieren. In Saloniki angekommen, verließ er sich eine Zeitlang bei seiner Mutter und verhielt sich ruhig. Nach einer Weile tauchte er unter einem bei seinen früheren Kameraden auf und begann wieder mit der Wildarbeit. Inzwischen waren auch die Orgel des Kulturs nicht unartig. Mustafa wurde erkannt und mußte über die Grenze nach Griechenland fliehen.

Denn geschah etwas, was nur im Reiche des Kalifen möglich war und bezeichnend ist für die Zustände, die unter seiner Herrschaft eingetreten waren. Dem Entloß der Watan-Offiziere, die in allen Ecken saßen, gelang es durch eine großartige Organisation, die Behörden zu überzeugen, daß sie Mustafa Kemal zu arrestieren beabsichtigt hätten, daß nicht er, sondern irgend-

anderer beabsichtigt sei und daß der Mann im übrigen völlig loyal hinter der Regierung stehe. Mustafa Kemal wurde, o Jenseit der Politik, wieder in die Arme eingereiht und ausgereicht nach Saloniki, dem Zentrum der Unzufriedenheit, zum Oben der 3. Arme beordert.

Hier trat Mustafa Kemal der Organisation „Einheit und Fortschritt“ bei, die Enver Pascha, der große Deutschfreund, der künftige Dschamal, der islamische Jule Dschawid, der Altkamer Kiaz und der vorkonstantinische Salas führten. Kemal erkannte diese Führer nicht an, er wollte selbst das Steuer in die Hand nehmen. Eines Tages brach unerwartet ringsherum die Revolution aus. Kiaz, unglücklich wie immer, hatte eine verbotenen Plan einige Leute gesammelt. Enver veröffentlichte daraufhin sofort einen glühenden Aufsat, Kemal aber rührte sich nicht. Er dachte nicht daran, sich einem „wilden Abenteuer“ anzuschließen. Doch dieses Abenteuer gelang — die Truppen schloßen sich den Meuturern an. Der alte, verschlagene Sultan beüllte sich, eine Verfassung zu verhängen, alle glauben, das tausendjährige Reich sei gekommen. Es kam anders. Alle die alten Prinzen, Großwesire, Minister, die Sultan Abdul Hamid im Laufe der Jahre in die Verbannung geschickt hatte, kehrten zurück, übernahmen die Amtsgänge — und die jungen Revolutionäre durften sich den Mund laden. Enver wurde Militärentsch in Berlin, Mustafa erhielt den Befehl, die Garnisonen in Tripolis zu inspizieren.

Zusammen der Verwirrung griff die Kontinentalrevolution immer weiter um sich, denn der Fackel auf dem Kalifenthron wackte, was er wollte. Er hatte, trotz allem, Pech. In letzter Minute brachte es das revolutionäre Komitee fertig, den Kommandeur in Mesopotamien zum Marsch gegen Konstantinopel zu bestimmen. Abdul Hamid wurde eingeliefert, die schwachen Weiler auf den Thron gesetzt. Enver, der bei dem Versuch auf die Hauptstadt eine Kavallerieeinrichtung befehligte hatte, war jetzt zum Vollfeld der Türken geworden. Mustafa erhellte seinen Leben durch die Ernennung zum Oberbefehl der 3. ungarischen Arme. Er war damals 30 Jahre alt. Er blieb in nichts dem Kalen des türkischen Offiziers. Seine freundliche, knappe Redeweise, seine klaren Augen erinnerten an einen Deutschen.

Der Weg zur Macht

Nach dem unglücklichen Ausgang des Tripelkrieges und der Kämpfe mit den christlichen Balkanmächten Serbien, Bulgarien, Griechenland und Montenegro, die sich zum erstenmal in der Geschichte gegen die Türkei vereinigt hatten, berief Enver Pascha gegen den Willen Mustafa Kemals General Liman von Sanders zur Reorganisation der Armee. Enver, der Mustafa haßte, wie dieser ihn, sandte den protestierenden Stabschef als Militärratschef nach Sofia, wo er nicht gefährlich werden konnte. Da brach der Weltkrieg aus.

Obwohl beide starke Charaktere, verstanden sich Mustafa Kemal und Sanders besser, als sie vermutet hatten. Sanders gab Mustafa den Befehl über die Truppen auf der Halbinsel der Halbinsel Gallipoli. Mustafa, der zu selbstständig war, um ganz unter einem anderen zu arbeiten, merkte, daß Sanders Vertrauen zu seinen Fähigkeiten hatte und ihm im einzelnen volle Entscheidungsgewalt geben wollte. Da mißfaßte der in sich gehende, mächtige Türke seine ungeheuren schmerzenden Energien, binnen wenigen Wochen hatte er sein kühnliches, selbstorganisiertes Regiment zu einer erstklassigen Truppe gestellt. Nun konnten die Engländer kommen!

Mustafa hatte seine Truppen über die ganze Halbinsel verteilt müssen, da er nicht wissen konnte, wo die englischen Seebatterieschiffe ihre Truppen ausspielen würden. Eines Tages be-

stand er sich mit ganzen 200 Mann bei einem Abzugsmoment auf den Höhen des Dschebel Teik, als ihm plötzlich Kämpferpaare begegneten, die ihm die Meldung von der Landung der Engländer brachten. Mit seinen 200 Mann eilte Mustafa, der ganze Wels, auf die Höhe, um den Feinde den Weg zu verlegen. Als er in eifriger Jagd die Höhe erreichte, waren nur wenige Mann bei ihm geblieben. In einer Entfernung von 150 Metern unter ihm brach die Spitze einer gewaltig überlegenen australischen Kolonne auf ihn zu. Der unbewiesenen Tapferkeit und Ausdauerkraft Mustafas ist es zu danken, daß damals der Vormarsch des Gegners aufgehalten werden konnte. Mustafa Kemal zeigte während des ganzen Krieges, daß er ein Held und ein großer Feldherr war. Als die Mittelmächte zusammenbrachen, schied er mit Liman von Sanders in höchstem Bedauern voneinander. Sie hätten sich als gleichgestimmte Männer erkannt, sich, furchtlos, treue Kameraden, kurz: echte Soldaten. Envers Laufbahn aber war beendet. Er hatte die Deutschen gerufen, seinen Einfluß war es nicht zum mindesten gesunken, daß die Türkei an die Seite der Mittelmächte getreten war. Mit dem Rückzug der deutschen Truppen fiel auch sein Einfluß in sich zusammen. Mustafa Kemal war seinem genialsten Rivalen um die Macht verloren, der Weg zur Macht lag offener vor ihm als je.

Führer zur Freiheit

Die Entente-mächte hatten einen eisernen Ring um die Türkei geschlossen, sie hatten ihre Hand an der Bucht Konstantinopels, wo die Regierung, der Sultan, saß. Sie diktierten ihre Forderungen, deren Annahme der Türkei ähnliche ungeheure Opfer auferlegt hätte, wie der Vertrag von Versailles den Deutschen. Viele erloschen, genau wie zahllose verblende Deutsche, vom Feinde selbst Schöpfung und Verfall. Man sprach offen von einem Monat Brandbrände, Englands oder Italiens und war auf diesen landesverwüstenden Gedanken, dessen Verwirklichung die Türkei ein für allemal unter die europä-

ischen Kolonien eingereiht hätte, obenrein noch stolz. Es tief war das kriegerische Volk der Türken gesunken, das auf eine vielhundertjährige Geschichte als eine der mächtigsten Herrenvölker der Erde zurückblicken konnte. Kränkel, bekränkel, geirrt und grau, schüchtern und heruntergekommen, machte sich Mustafa Kemal an die Organisation von Widerstandszentren.

Von Erzurum aus erließ er, angeblich im Namen des Sultans, den Befehl, die Übergabe der Waffen hinauszuzögern und die beimgeleiteten Mannschaften von neuem einzubilden. In den Städten und Dörfern bildete er Komitees zur Anwerbung von Freiwilligen,

veranfaßte Protestversammlungen gegen die Besetzung von Samsun, ließ die Osmanen einbehalten und bei den Wehrhabenden Zwangsgeld einreiben. Der ganze Haß war zum Vorschein, zum Hien und zum Auen der letzten verzweifeltsten Verteidigung eines gebarnigten Volkes geworden. Er war wenig beliebt, furchtbar ging er einher, aber selbst der einfachste Hirt mußte wohl fühlen, daß bei diesem schwermütigen Mann das Schicksal des alten, stolzen Osmanenreiches lag.

Als dem unfähigen, schwächlichen Sultan Mehmedin die Tüchtigkeit seines Stabschefs langsam auf die Herzen zu fallen begann, antwortete er ihn seines Amtes. Aber es war schon zu spät, die Zeit ging über diesen letzten, ehmütigen Sprößling eines einst so starken Geschlechtes hinweg. Mustafa Kemal Pascha beobachtete die Defekte seines obersten Kriegsherrn nicht; die gegen ihn gerichtete Arme Wehrbedingung wurde in einem fürchterlichen, blutigen Bürgerkrieg vernichtet. Der Sultan ließ sich in seiner Hinterlist am Bord des englischen Admiralschiffes bringen, wo er mit königlichen Ehren empfangen wurde. In der Hand hielt er ängstlich und gestirbt eine metallene Leiche. In ihr befanden sich seine kostbaren Juwelen; sie waren ihm eingelegt, an das der Sultan-Kalif dachte, als er seinem Land, für das die Stunde der höchsten Gefahr geschlagen hatte, den Rücken kehrte. Es ist nicht ohne Reiz, in der Biographie Mustafa Kemals aus der Feder des Engländers H. G. Armstrong die Schilderung dieser pinnersten und traurigen Szene zu lesen, in der der Alb Weizen mit geschauter Mel-

anchschaft seine kaiserliche Rolle als Schutzherr gestützter Potentaten spielt.

Es war eine schwere Zeit für Mustafa Kemal Pascha und seine Türken. Die Osmanenmächte hatten ihre Truppen zwar zum größten Teil zurückgezogen, aber ihre Rolle hatte ein ausnehmend erlebter Feind übernommen: Vangelos mit seiner schiefen, kampfeslustigen griechischen Arme, deren Laute und Geknollen den heimlichen Wäffen der „Rebellen“ weit überlegen waren. Mustafa Kemal Pascha, von der Großen Nationalversammlung einstimmig zum Präsidenten gewählt, warf sich mit der übermenschenlichen Energie, deren er fähig war, nach diesem erbarmungslosen Feinde der Türkei entgegen. Auf eine Verdrängung des Präsidenten der Französischen Republik antwortete er kalt:

„Die in Angora tagende Große Nationalversammlung wird die Geschicke der Türkei lenken, solange die Hauptstadt in den Händen der Ausländer ist. Die türkische Nation ist entschlossen, ihre Rechte als ein souveräner unabhängiger Staat zu wahren.“

Hier in Paris saßen auch um den Tisch der „Friedenskonferenz“, umgeben von ihrem Personal, die Mächte der Menschheit auf sich zuweisen, maßgebend Präsident Wilson, Lloyd George und Clemenceau. Sie bestimmten die Zukunft der Welt und schloßen sich wie Schützer. Da geschahen weit hinten in der Türkei die furchtbaren Dinge. Ein ehemaliger Oberbefehlshaber namens Mustafa Kemal erklärte sich, dem Weg der großen Drei zu folgen. Und siehe da, die Schützer wurden unnütz.

„Vermächte, Soldaten! Euer Ziel ist das Mittelmeer.“

Am 1. September 1922 gab Mustafa Kemal zur Mittagsstunde seinen berühmten Armeebefehl aus: „Vermächte, Soldaten! Euer Ziel ist das Mittelmeer.“ Die griechische Arme wurde in zwei Teile zerissen und flüchtete in wilder Unordnung nach Smyrna.

Nach der Flucht Mehmedins wurde sein Neffe Abdul Mehmed Kalif, aber ohne jede weltliche Macht. Der Sultanat hatte auf Befehl der Revolutionsregierung aufgehört zu existieren. Kampf währte auch das Glück des neuen Schattenskalifen nicht. Am 28. Oktober

1923 rief die Nationalversammlung die Republik aus, Mustafa Kemal Pascha wurde ihr erster Präsident. Die Nacht, die diesem welthistorischen Tage logisch bald folgen mußte, fiel auf den 3. März 1924. Während die Osmanen den Bosporus in ein mögliches Licht traten, wurde der letzte Kalif und Herrscher aller Gläubigen auf Befehl des Präsidenten ohne weitere Zeremonien in ein Auto gesetzt und über die Grenze befördert.

Der Kampf um die Seele seines Volkes, den der große Präsident selber austrug, ist nicht minder langwierig und aufregend als der

Krieg gegen Osmanen und Griechen. Jahrzehntelang hatte das Volk in der Dunkelheit der Barbarei geschmachtet, niemand konnte lesen und schreiben, in seiner tiefen Unwissenheit war es langsam zum Verfall und Untergang geworden. Beschöcktheit und Würstlingsgesellschaft hatten Regierung und Verwaltung verfauscht, die

Justiz war ein einziger Anarchismus und

ein Spielball in der Hand der Reichen und Mächtigen geworden, Bauer, Bürger, Arbeiter unterdrückt und ausgebeutet, die Kirche ein Blutsauger an der Kehlgasse der Nation. Ähnlich wie Mussolin, ist Mustafa Kemal Pascha der große Erzieher, Arzt und Tugendstärker, alles in einem: der Vater seines Volkes geworden. Der Beamtenkörper ist heute penäblich sauber, die Lebensverhältnisse sind gesunder, die Lechzucht ausgerottet und ein gesundes Wissen weit im Volk verbreitet. Niemand ist sicher vor dem Präsidenten. Auf der Straße, im Ballsaal, im Ausganzimmer fragt er, wann er es für angezeigt hält, seine Beamten, den Bauern, die hübsche, kleine Bürgerin, den Schulbuben nach den Geheimnissen des Scherbens und Kokums. Und der Pascha erwartet, daß ihn befriedigende Antworten gegeben werden! Er hat die Frau aus den Fesseln der zur Plage gewordenen Überlieferung befreit und die Jugend vom Koran zum modernen Lehrbuch geführt. Als er das Urteil erließ, das den Freispruch, ging eine große Welle der Erhebung durch das Land. Aber Kemals Verdienste nehmen allen Leuten, die ihnen im Fre begegneten, die Kopfbedeckung ab, so daß sie



Musta Kemal hat für die Nation einen unsterblichen Dank verdient

behnäpzig nach Hause gehen müssen. Das aber ist für einen Muslim eine schändliche und kränkende Sache, und so hat der große Pascha doch gefehlt. Auch die Deutsche und Mächtige haben ihre Hand verfehlt. Wenn gehörten die vernünftigen Länderer; sie waren wie die Dschinn, eine rote Last in einer tüchtigen Gemeinschaft. Durch einen in einer Nacht verabschiedeten Gespensternuß schloß der Präsident die Klöster, jagte Mönche und Deutsche auf die Straße, damit sie entweder arbeiten oder verhungern sollten, und beschlagnahmte ihre riesigen Güter und gewaltigen Reichtümer zugunsten des Staates. Kemal hat auch den wirtschaftlichen und politischen Einfluß der Fremdkassier beseitigt. Er hat die Türkei wieder einheitlich gemacht. „Die Türkei den Vätern,“ das ist sein oberster Grundsatz. „Wir werden uns von Europa und Asien das Beste holen, aber unsere Unabhängigkeit wahren.“

Mustafa Kemal Pascha ist ein Verehrer der deutschen Wissenschaft. Denn nie hätte er sich sonst, wie erst der letzten, deutschen Gelahrte unter Führung des Geheimrats Falk, des verdienten Leiters der Leipziger Landwirtschaftlichen Hochschule, geholt, um in Ankara eine

nürliche Nationaluniversität aufzubauen. Zum 10. Jahrestag seiner Präsidentschaft gelten ihm, dem großen, einsamen Mann, dem Lehrer, Retter und Erretter seines Volkes, dem Vater des Vaterlandes, dem Freund Deutschlands, unsere ehrerbietigen und bewundernden Grüße. Wer uns leuchten die herrlichen Worte seines

Lebenswunderwunders, die wir besonders tief verstehen:

„Ich werde mein Volk so lange an der Hand halten, bis es fest aufgetreten versteht und den Weg findet. Dann mag es selber seine Wahl treffen und sich selbst regieren. Dann wird mein Werk beendet sein.“

Der Kampf um das Lebenswerk

Zu Selma Lagerlöfs 75. Geburtstag

Von Dittud Freye

Kann eine Landschaft ist in der Literatur so bekannt geworden wie Vänland, die schwedische Provinz zwischen Dalarna und der norwegischen Grenze¹⁾.

Zu Anfang des 19. Jahrhunderts wußte man von Vänland eigentlich nur, daß dort Erz gebrochen, auf Flüssen und Seen verfrachtet würde, daß in den tiefen Taunenswäldern Wölfe und Luchse hausten und Rentier und Hirsche in Hundstapelgruppen herumstreiften, bis man eines Tages mit Erschauern gewahr wurde, daß aus der entlegenen Provinz ein Dichter nach dem anderen aufstiege.

So Olaf Lager mit seiner Hirschjagd, Gustav Fröding und Oscar Enjerna, die Vänlands-Epiker, die Dichterin Kajsa Lagerlöf und der preisgekrönte Romanautor Axel Lagerlöf. In den düstern Himmelswäldern, wo fabelhafte Hirsche seit dem 10. Jahrhundert ihr Köcherhandwerk betreiben, lebte der geniale, dabei englischsprachige Epiker Almqvist nach romantischen Grundrissen, in Edda schritt der Pfarrer und Volkswirtschaftler Högström, der Verfasser des bekannten Liedes „Mit Vänland, du stann“,

die Geschichte seines Landes in 85 Bänden, und im Tal des Alarälf lebte auf dem Gut seiner Väter Schwedens berühmtester Hirschler Erik August Geijer mit seinem Verwandten Dahlgren, dem Verfasser des bekannten Singspiels „Die Vänländer“.

Doch, sie alle haben dieses Vänland mit seinen Ergen und Wäldern, seinen langgestreckten Seen und Bergketten in der Welt nicht so bekannt gemacht wie die eine Selma Lagerlöf durch ihren Götter Berling.

Von jeher war bei den Vänländern „die Lust zu schakieren“ groß, und die Geschickten wanderten von Hof zu Hof, von Gesellschaft zu Gesellschaft.

Auch Wölfe Berling gelang nicht auf einen Wurf. Zwar die Verhandlungen schienen erfüllt. Selma Lagerlöf hatte schon mit 8 Jahren den Plan, einmal eine große Edelgesellschaft zu werden. Eine frühster Jugend war sie durch ein Hüftleiden zum Stillstehen gezwungen. So war es ihr vergönnt, viel zu lesen und Geschickten anzuhören, wodurch ihre Phantasie in höchem Maße angeregt wurde.

Zunächst begann ihre Laufbahn mit Mißerfolgen. Zahlreich angeschaffte Manuskripte, Sonette und Aufsätze über das Götische wurden nie „gedruckt, nie gedruckt“, erst ein Hoch-

¹⁾ Dargestellt nach Kallströmers 1928. Eine 1931 über Selma Lagerlöf „Mit Vänland“, von Ernst Bruns, der Dargestellten einen Beitrag, erschien 1931 im Buch „Selma Lagerlöf“ mit 10 Originalphotographien im Verlag Georg Meiermann, Bern/Schweiz.



Helma Lagerlöf im Kreise von Schülern vor ihrem Hause zu Marbada
West. Sweden, Schweden

zugeschickt erzeugte bei einem Jense Kaufwerk-
samkeit, und Fräulein Fregeß, Tochter des
Herrn in Umea, wollte versuchen, ihre An-
liegen in Stockholm anbringen.

Nach einem heißen Jahre heftungsstellen
Warrens aber kamen alle Arbeiter zurück. Sie
waren alle nur eine gute Ausbildung, eine Ver-
bereitung zum Beruf gewesen. Dagegen rief
man der Gattin, sich durch gründliche
Ausbildung Kenntnisse zu erwerben. Es ent-
schloß sich das junge Mädchen, um ihren Ziel
näher zu kommen, das Lehrerinnenexamen zu
machen.

Das Mädchen hatte sie zurückgestellt. Doch
während des Stockholmer Vorbereitungskurses
wurde ihr eines Tages nach einer Literatur-
geschichtsstunde klar, daß die Bestellen ihres
Vaterlandes, von denen sie schon als Kind so viel
gehört hatte, ebenso merkwürdig wie die Kame-
berge und Bellmans waren und ebenso wert der
Verherrlichung. Jetzt konnte sie ihrer Aufgabe.

Im 3. Seminarjahr trat es zutage, daß
Fräulein Lagerlöf Schriftstellerin und Sonette
verfaßte. Aber von ihrem großen Plan ließ sie
kein Wort vernehmen, trotzdem der Gedanke
daran sie nicht einen Tag belästigte. Als Lehrerin
in der kleinen Hofschule von Skövde fand sie
bei dem Lehrerkollegium für ihre schriftstelleri-
schen Arbeiten zwar volle Verständnis, bei den

Kindern sogar so großes Vertrauen, daß diese
unter die modernen Schriftsteller ihren Namen
setzen. Aber Zeit und Ruhe zur Arbeit fand sie nicht! Der
Dienst nahm sie zu sehr in Anspruch, und in
manchen trüben Stunden wurde ihr klar, daß
das Ziel ihrer Sehnsucht fern und fern rückt.

Als sie aber in den Ferien den Vater auf
Marbada von einem Jugendfreund, dem geist-
lichen, aber verurteilten Jesuiten Fräulein
schickten hörte, da fand auf einmal der Held
ihres Buches lebendig vor ihr, sogar seinen Na-
men mußte sie.

Bald darauf tauchte ein Hoffungsstrahl
auf. Die Schriftstellerin der Zeitschrift „Dag-
en“ besuchte ihre Sonette und lud sie nach Stock-
holm ein. Schon glaubte Edma Lagerlöf, un-
belastet von der Schule an die Arbeit gehen zu
können, doch sie mußte nach den Ferien in die
Schule zurück.

Trotzdem ging sie in jeder freien Stunde mit
ernewter Eile an die Arbeit. Bald merkte sie
aber, wie schwer es war, die richtige Form zu
finden.

Da endlich, in den Weihnachtsferien, nach
einer Odyssee im väsländischen Walde
stand ein Kapitel lebendig vor ihr, und sie be-
gann in Berlin „Die Weihnachtsnacht in der

Schmiede" auszuarbeiten. Aber jahrelang blieb diese Ausarbeitung die einzige.

Schließlich kam sie zu dem Entschluß, die dramatische Form zu wählen, und so wurde „Die Weihnachtswacht“ der erste Akt.

Da ließ die Schriftstellerin von „Dagaz“ wieder von sich hören. Wie viel zur Veröffentlichung.

Gefragt, getan! Aber Sprache und Stil brachten neue Schwierigkeiten.

Ihre übersprudelnde Phantasie konnte sie nicht in die ruhige, realistische Form bringen, die die Zeit, in der alle Romaneil tot schien, forderte. Was sollte sie tun?

Da fiel ihr eines Tages ihr alter Lieblingschriftsteller Carlota in die Hände. Ein Carl, das war ihr Carl! Er wollte sie das Buch schreiben.

Bald waren zwei Kapitel mit Gösta Berling, dem abgesetzten Pfarrer, im Mittelpunkt fertig. In dem ersten, „Die Weihnachtswacht in der Schmiede“, macht die Heiß-Männen-Ehre mit dem bösen Eintramp Kontakt, der die Majestäten absetzen und die Kavaliers ein Jahr über Elbby regieren lassen will. In dem zweiten, „Der Ball auf Berg“, führt Gösta Berling die schöne Anna Egerstiel ihrem Bräutigam wieder zu und wirt gegen seinen Willen in ein Lebensbrennmer verstrickt.

Beide Novellen schickte Selma Lagerlöf an „Dagaz“ und — erhielt sie umgehend zurück. Jetzt war sie nahe daran, zu verzweifeln. Was sollte sie tun? Gegen den Strom ankämpfen, ihren eigenen Carl zu schreiben, wagte sie nicht. Würde sie ihr Väterlandsbuch geschrieben wer-

den? Zwei Kapitel hatte sie glücklich fertig, und schon näherte sie sich dem Dreißigsten.

Da erblisch erzwang ein rein persönliches Erlebnis den Durchbruch. Wieder war es die Heimat, die ausstehend wirkte.

In Värmland waren die Güter und Einkünfte, die Wohlstand und Kultur verbreitet hatten, verödet. Wenn auch Näsbecka nur ein kleines Gut war, so hatte es doch auch unter der wirtschaftlichen Krise zu leiden und sollte nun, es war 1888, verkauft werden.

Selma Lagerlöf wollte noch einmal die Heimat sehen. Bei dem Abschied wurde sie von einer solchen Wonne ergriffen, daß sie beschloß, das Buch „auf ihre Weise in aller Eile zu schreiben, nur um die alten Geschichten mit den Kindern der letzten Tage zu bewahren“.

Aber dieser Abschied war ihre Meinung noch auch ein Abschied vom Lebensraum. Denn die Aussicht, eine große Schriftstellerin zu werden, erschien ihr jetzt vermindert. Doch dieses Opfer wollte sie bringen. Das war sie der Heimat schuldig.

Und kaum war sie in Lundströma angelangt, als sie sich an den Schenkbüsch setzte und zu arbeiten anfang. Und siehe! Die Feder ging wie von selbst. Die Seiten füllten sich. Nie hatte sie gedacht, daß sie so viel aufgeschrieben hätte, was sich jetzt aufse Papier drängte.

Das war ihr Carl mit den vielen Akts und Öke der Verwunderung, der Begeistung! Wie einst Carlota über seine Gefühle, so war sie jetzt über all die merkwürdigen Menschen ihres Väterlands ergriffen, über diese Bärensäger und Puschbrenner, diese Wellmansjäger und Abenteurer, unter denen Gösta Berling, der vertriebene, abgesetzte Pfarrer, geliebt von den Frauen, bewundert von den Männern, der Quätker und der Schwächste war.

So schrieb sie am ersten Abend von der Wanderung der jungen Gräfin über den Liden-See und der Überdramatisierung auf Elbby, und schon am nächsten von dem gichtergelagerten Öve-



Der Berg Luffeborg (Hästen) von Gustafsa, Selma und Gösta Lagerlöf. Wo ihr Väterland auf die Schwedische ging.

lebe mit Lutter, daß die drei neuen Hände „Bisla Perling“ nicht verlangt wurden; die Mutterin war ihm unbekannt.

Da trat mit einem Schlag ein Umschwung ein. Georg Brandes, der ionangewende Literaturhistoriker des Nordens, ließ eine kurze, wenn auch nicht durchweg lebende Besprechung in „Folniken“ erscheinen.

Da verschwanden mit einem Male die drei Hände in der Aushilfe. Selma Lagerlöf war

um in Kopenhagen eine gelehnte Persönlichkeit.

Heute ist ihr Erstlingswerk, um das sie sehr früher gerungen hat, in 36 Sprachen übersetzt. Mögen spätere Werke auch gewissermaßen, so habe „Bisla Perling“ ein glänzendes Buch von Leben und Liebe aus einer Zeit der Fröhen und der Unbescheidenheit, einer Zeit der klingenben Eshelungsfahren, des Tanges und der Maß, des Kaufes und der frühen Manier.

Martin Luthers geschichtliche Bedeutung

Zum 450. Geburtstag

Von Winfried Gurlier

Ein Geist ist großer Seltsamkeit,
Mich reuert's nicht, wenn er Dämonen sieht.
G. E. Meier

U n einem hochbedeutenden Zeitkreuzpunkt, der Schwelle vom 15. zum 16. Jahrhundert, in der Abende des Mittelalters und schon hinaustragend in die ersten Morgenstunden der Neuzeit steht die wichtige Gestalt des Mannes von Wittenberg, Martin Luther. Es war das Zeitalter, da sich der menschliche Geist aufschickte, die Vorurteile eines kirchlich-hierarchischen Weltbildes abzuweisen und in der scharfen Einzelbeobachtung der Außenwelt die Grundlagen der naturwissenschaftlichen Weltbetrachtung zu finden. Gleichzeitig mit dieser Erweiterung des geistigen Blickfeldes ging die Erkennung der Erbsünde durch die Umdeutungsfahren eines Schismas, Voss da Gans und vieler anderer. Möglich erst im die jungen europäischen Völker ihre starken Glieder und schienen bereit, den ganzen Erdball ihrem Willen zu unterwerfen.

In diesen Wägen und Brausen hinein folerte das klassische Altertum im Zusammen mit der Auferstehung, die vor die Menschen eine längst verfallene und vergessene Welt der Eshelheit und Natürlichkeit hinunterbrachte. Es beriefend

war diese klassische Wunderland, daß seine Vorführungen die ganze damalige Eshelheit zu erliegen drohte und selbst die Eshelheit Christi in dem eher antiken Nachhaken an Prunk und Herrschaftswillen gliedern als christlichen Päpsten.

Aus diesem geistlichen Dem der mittelalterlichen Kirche löste sich langsam die selbstbewusste Einzelpersönlichkeit los, die sich frei auf sich selbst gestellt sah und den besten Blick nach allen Seiten richtete, um sich die unumkehrte Umwelt zu wehren. Was bisher noch ganz in kirchlicher und ständischer Gemeinschaft verbergen lebte, das menschliche Ich trat offen heraus auf die Weltbühne.

Luther war jene religiös-schicksalliche Gestalt, an der dieser Umwandlungsprozess mit erschütternder Macht vor die Menschheit trat: Wie bekomme ich einen gütigen Geist?

Es hatte bisher noch keiner in lebendiger Eingebundenheit die Frage nach der Gesamtheit des Ich, der Einzelpersönlichkeit gestellt. Auf diesen Ausblick des gütlichen Fortens im Menschlichen Ich, mehr als auf allen Zeitschritten

der damaligen katholischen Kirche besteht der geistige Aufstoß zu dem gewaltigen Lebenswerk Luthers.

Dessen Bedeutung für die weitere Entwicklung des Christentums liegt in erster Linie in diesem ersten mächtigen Erwachen der freien Persönlichkeit, die sich ein selbständiges Verhältnis zur göttlichen Welt zu erschaffen sucht. Neben dieser Bewusstseinsfrage treten alle Hauptangelegenheiten, die einem solchen Lebenswerk immer anhaften müssen, in den Schatten der Bedeutungslosigkeit zurück.

Diese Stellung Luthers in der Geschichte seines Volkes hat Goethe in Worte gefaßt, in denen die ganze Haltung eines Großen vor dem Bewußtsein der neuen Zeit liegt:

„Wir wissen gar nicht, was wir Luthern und der Reformation im allgemeinen alles zu verdanken haben. Wir sind ja geradezu von dem Besitz geistiger Bewusstheit, wir sind infolge unserer fortwährenden Kultur fähig geworden, zur Quelle zurückzukehren und das Christentum in seiner ganzen Schönheit zu erfassen. Wir haben wieder den Mut, mit festen Füßen auf Gottes Erde zu stehen und uns in unserer gottbegnadeten Menschennatur zu fühlen.“

Was Luther in vielem so einsamhaft erschauen läßt, ist jenes Ziellicht, worin sich abblühender Zeitalter, in die sein Lebenswerk fällt. In seiner mächtigen Seele lebte die Ahnung einer völligen Umgestaltung aller Ver-



IMAGINE OPVS EFFIGIES HABET EST MORITVRA LVTHERI
AETHERNAM MENTE EXPRIMIT IPSE IMAG.

Martin Luther als Augustinererbkloster
Nach einem Kupferstich von Lucas Cranach d. Ä. (1521)

hältnisse auf Erden, die das technisch-naturwissenschaftliche Zeitalter mit sich bringen mußte. Er, der selbst die Menschen aus geistigen Fesseln befreite, kämpfte gegen den „Teufel“ in tausendfacher Gestalt und fühlte ihn sich näher „als sein eigenes Feind“. Er den Götzen und Dämonen unweit, ragt Luthers Geist in die Zukunft herein. Unwillkürlich steigt das Bild vom „Hüter, Tod und Teufel“ auf, wenn Luthers großer Zeugnisse Mäurer die Verleumdungen des damaligen Menschen in unversiegblicher Weise festgehalten hat. Aber es birgt der Größe Luthers nicht gerade werden, wenn gerade diese Zeitbedingtheit seines Lebenswerkes aus dem Auge verloren würde. Er war eben der „erste

Mann am rechten Platz", um sein Volk zu sich selbst zu führen, und ist in keinem anderen Zeitalter zu finden.

Sein Wunderbau philosophischer Gotteserkenntnis, den die mittelalterliche Kirche in der Scholastik aufgeführt hatte, und der sich auf die Lehren des Aristoteles stützte, sah er in Trümmern. „Aristoteles gehört in die Kirche wie die Ban in die Synagoge“ war sein trefflichster Witz, wie er überhaupt eine Krassprosa redete, wie sie vor und nach ihm nie wieder von einem geistigen Führer gehört werden ist. Er räumte er — ein großer Hercules — den Schutz der Toleranz ab, (schick auch viel Kesshaar, beistie und drang zum Evangelium selbst wieder durch, das er in seiner Bibelübersetzung dem Volk als unverletzlichen Schatz neu schenkte. In der Bibel, in „Gottes Wort“ fand er die feste Burg, in der er allen Leuten der Welt festhalten wollte. Sein Kampf hatte ursprünglich vor allem der Weltgerechtigkeit gegolten, der er sein neues religiöses Erlebnis von der Rechtfertigung allein durch den Glauben, wie er sie in dem Römerbrief des Paulus verkündet fand, entgegensetzte: „Es haben wir nun dafür, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben“ (Röm. 3, 28).

Um dieses Wörtchen „allein“ teute er theuerste Streit, denn es wurde als willkürliche Zusatz Luthers von seinen Gegnern erklärt. Er aber betraf sich auf den Einn, nicht auf den Buchstaben, und wich nicht von seiner Bedeutung.

Damit sehen wir vor Luthers bedeutendster Tat, seiner Bibelübersetzung, mit der er nun eigentlichen Schöpfer der neuhochdeutschen Sprache wurde. Als Luther Krieg hatte sich der in Acht und Bann lebende Augustinernach auf der Wartburg im Verborgenen gehalten. Dort begann er in der Einsamkeit das große Werk und vollendete in drei Monaten die Riesearbeit der Übersetzung des Neuen Testaments. Die Bibel wurde zum Volkbuch und mit ihr die deutsche Sprache zu einem einzigen Band des zu ihrem Selbstbewußtsein langsam erwachenden Volkes. Es wäre jedoch auch hier wiederum ein Fehler, wollte man aus falsch verstandener Pietät heute an dem Buchstaben der Lutherübersetzung festhalten und sich

dem erweiterten Bibelverständnis anseinem Tage verschließen. Es hieße das dem Geiste des großen Reformators einen solchen Dinsf entgegen, dessen Geiste eben in der Abweisung des Veralteten und in der Erkenntnis des Weites der Sprache bestand.

Es gilt auch hier Gutes Wort, daß Luther ein Mann war, „der auch innerlich sprunghaft war“. Seine Lehren von der Unfreiheit des menschlichen Willens, von der Prädestination zur Seligkeit oder Verdammnis mühen auf einem Missverständnis Paulinischer Werksentzungen beruhen, das sich uns heute wenig an. Bei der ungeheuren Arbeitsleistung seines Lebens von über 350 Druckschriften neben den Lausenen von Briefen und Predigten konnte nicht alles, was in der Hitze des Kampfes vorgebracht war, lauterer Gold sein. Der Reformator aber, mit dem Luther in Worms sein „Hier sitze ich, ich kann nicht anders“ sprach, mit dem er rücksichtslos gegen alle Schläden ankämpfte, mit dem er im Abendmahlsstreit gegen Calvin sein berühmtes „Das ist mein Leib“ rief, machte ihn zu einem der unvergänglichen Urbilder der Menschlichkeit.

Luther sah sich selbst als Werkzeug einer höheren Macht, als Brautträger, der seine Kraft aus dem Bewußtsein seiner Unmöglichkeit schöpfte: „Ich werde fortgerissen und weiß nicht, von welchem Geist.“ Diese Niedrigselbstanztheit, ein verzweifelter Ringen um die verlorenen Gnade konnte ihn dann in Zeiten befallen, wo der schöpferische Sturm in ihm nachließ. Auch hierfür gibt es vielleicht keine tiefer bildliche Darstellung als Dürers „Melancholia“, die einen solchen Bruchpunkt seiner Übergangszeit veranschaulicht.

Die Bibel als „Gottes Wort“ und die göttliche Gnade als Rechtfertigung des Menschen „allein durch den Glauben“, diese religiösen Grundbegriffe Luthers, mit denen er dem Zeitalter der ersinkenden Persönlichkeit seinen Ausdruck verlieh, sollten der Menschheit immer unentbehrlich bleiben. Denn wird jede neue Zeit darauf ihre eigenen religiösen Erlebnisse aufbauen können, und das Christentum im Geiste Luthers veranschaulichen, der von sich sagte: „Es soll mich keiner überlegen, denn ich leb, es Weiz will.“

Deine Hormone — dein Schicksal

Von Dr. Hans Karstens

Erlange es denkende Menschen gibt, haben sie darüber nachgedacht, woher es kommen möge, daß der eine Mensch ja, der andere je sei; und eine Unmenge wissenschaftlicher Theorien sucht uns die Ursachen für die außerordentlich Verschiedenheiten in der Wesensart der Menschen zu erklären. Indessen, eine wirklich befriedigende Erklärung hierfür gibt es bis heute nicht, wird es vielleicht nie geben; um so dankbarer aber sind wir für jeden Baustein, der sich in das immer noch lückenhafte Gebäude unserer Menschenkenntnis einfügen läßt. Ein solcher neuer Baustein scheint uns bereitet in der Lehre von den Hormondrüsen; denn in dem Maße, wie dieser jüngste Wissenschaftszweig in den letzten Jahren in ungeheurem Umfange aufgewacht ist, hat sich in immer überraschenderer Weise der Einfluß der Hormone nicht nur auf körperlichen, sondern auch auf geistigen, seelischen Gebiet erschlossen. Um das im einzelnen zu verstehen, müssen wir uns wenigstens in groben Zügen klarmachen, was eigentlich die Lehre von den Hormonen besagt; und wie folgen dabei einem kürzlich von Dr. Gerhard Domagala erschienenen Buche „Deine Hormone — dein Schicksal“¹⁾, das den gesamten Fragenbereich zum ersten Male in reichlich allgemeinverständlicher und anregender Weise behandelt. Danach besitzt der Mensch außer den bekannten Drüsen, die ihre Säfte nach außen hin abgeben (z. B. Speichel- und Schweißdrüsen), noch eine Reihe von „inneren“ Drüsen, die ihre Ergüsse, die sog. Wirkstoffe oder „Hormone“, unmittelbar an den Blutstrom abgeben. Welche „Einwanderungsstellen“ hat z. B. der an der Innenseite des Halses gelegene „Schilddrüse“, die im Hinterhals des Menschen verbergene „Hirnanhang“, die im Brustkorb des Mannes verlaufende „Hoden“, die in der Brust des Weibes verlaufende „Milchdrüsen“, die im Hals verlaufende „Schilddrüse“, die im Brustkorb verlaufende „Hoden“, die im Brustkorb verlaufende „Hoden“, die im Brustkorb verlaufende „Hoden“?

Der Mensch erzeugt Wirkstoffe nicht nur der Wesensart des Menschen den Stempel auf; ja, er kann den gesamten Charakter, das Temperament, die Selbstigkeit entscheidend beeinflussen.

So knüpfen sich geheimnisvolle Fäden zwischen Leiblichem und Seelischem; und die Hormonale Vermittlung kann uns in diesem Sinne selbstsamster biologischer Zusammenhänge zur Leuchte werden. Halten wir uns z. B. einmal vor Augen, in wie generalisierter Weise das Schilddrüsenhormon, das um die Reifungszeit in den Körper zu fließen beginnt, nicht nur den Körper, sondern das gesamte Vorleben des Menschen organisiert! Ein eigenes, umfangreiches Buch könnte man darüber schreiben, wie die einzelnen Ursachen der geistlichen Entwicklung die ganze Wesensart richtunggebend beeinflussen.

Tausende untergründlicher Geheimnisse gibt uns der Wirkstoff des Geschlechts auf; und um so größer ist unser bewunderndes Staunen, wenn sich hier und da der Schicksal von ihnen zu leben beginnt. Warum bleibt in der Wesensart jedes Mannes, jedes Weibes, sei es auch in noch so verborgenen Hintergründen des Bewusstseins, immer irgendwie leise Wirkungen gegen das andere Geschlecht, etwas Rätselhaftes, Widerstrebendes, Unüberwindliches, beständig? Weil, wie die jüngsten Forschungen gelehrt haben, jeder von uns in seinem Mann ein Weibchen und jedes von uns in ihrem Weib ein Männchen auf der fremdgegeschlechtlichen Ebene freisetzt hat; und wie sich im Leben und Fühlen von Gattungs- und Ei die Liebe der Geschlechter im Mikrokosmos spiegelt, so ihr Kampf im innerweltlichen Kosmos zwischen eigengeschlechtlichen und fremdgegeschlechtlichen Wirkstoffen.

Gründe diese Kraftverteilung wird vielleicht das unerschöpfliche Thema für den Einfluß der Wirkstoffe auf die Wesensart; denn der Mann entdeckt in seiner Männlichkeit das weibliche, das Weib ihre Weiblichkeit dem männlichen Geschlechtshormon. Beide Wirkstoffe wirken also auch in dem psychischen Verhalten grundlegend verheißend auf Leben haben; und wenn man diesem Gedanken weiter folgt, so kommt man zu der Annahme geführt werden, daß schöpferisches Schaffen, Produktivität,

¹⁾ Buchverlag Dr. Georg Thieme, Stuttgart

Organisationsgabe ihrer, irgendwie an das Verhas-
tensein des männlichen Geschlechtsbegriffes geknüpft
sind, verlangt es eine Hinsichtnahme auf, daß
alle ganz großen Leistungen von Weibern nur mit
entsprechenden Ausnahmen von Männern gelei-
stet werden; und gerade diese Ausnahmen waren —
das ist ja allgemein begreifbar! — Frauen, die in
ihrer ganzen Weisheit auf auffallend männliche
Weise ausstachen, also wohl auch ein gutes Maß
an männlichen Geschlechtsbegriffen in ihrem Innern
pulsiren hatten. Man denke nur an die größte Ma-
lerin aller Zeiten, Kels Bonheur, die nicht nur in
ihrer ganzen Weisheit, sondern auch in ihrem
Körper durchaus männlich war; oder an die
größte Schriftstellerin, George Sand, die — abge-
sehen vom dem männlichen Verstand, den sie sich belei-
gte — in Mannerkleidern einherging und sich in
allen Dingen männlich benahm.

Die Frauenbewegung vergangener Tage hat
immer wieder glaubhaft machen wollen, die jeht-
zeitseinsthe „Unterdrückung“ des Weibes sei
schon daran, daß die Frauen keine Ereignisse
der Weltgeschichte erschaffen; aber —
ganz abgesehen davon, daß nach den neueren
Forschungen die Frauen durchaus nicht zu allen
Zeiten der Menschheitsgeschichte „unterdrückt“
gewesen sind — bietet die Lehre von den Wirk-
nissen eine wesentliche rechtsprechende und
überlegende Stellung: zum Geschlechtlichen
gehört eben das männliche Geschlechtsbe-
griffen. Ganz außergerichtet, aber darum nicht
etwas, wie nur törichte Menschen meinen kon-
nen, weniger wertvoll, sind die Institute, die vom
Wirkstoff des weiblichen Geschlechts ausgehen.

Es deutlich, wie beim Wirkstoff des Ge-
schlechts, ist nun freilich der Einfluß der übrigen
Hermene auf Geist, Gemüth und allgemeine
Weisheit nicht; dennoch sind auch hier gewisse
Verknüpfungen unverkennbar. Menschen mit
vermindelter Fähigkeit des Hirnanshangs
erleben eine ganz bestimmte Veränderung
ihrer Charaktere.

Wie werden ausgesprochen positiv, fallen dann viel-
fach durch übermäßige Phlegma auf und sind von
unverwundlicher Geduldigkeit, Nachsichtigkeit, Ein-
sicht, Geduldigkeit, Bescheidenheit und Demuth-
sichtigkeit, oft auch Schwermüdigkeit, Selbstzufrie-
denheit und Geschlechtslosigkeit; auch können sie gern
und reichlich. Ganz bezeichnend ist es, daß solche
Menschen, die sich dem Lebenskampf nicht gewachsen
sind, häufiger und tiefer fühlen, oft Selbstge-
nug der schmerzlichen Ordnung von Geschlechts-
begriffen haben; und in diesem Zusammenhang ist es auch interessant
zu erfahren, daß man von Napoleon geradezu be-
kannt hat, sein Aufstieg und Niedergang sei mit

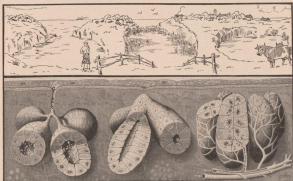
seinem Aufstieg und Niedergang seiner Hirnanshang-
kräfte Hand in Hand gegangen.

Überaus lange Geschichtlichen der Epochen-
kräfte oder Taten, die ja normalerweise mit dem Ein-
setzen der Körperkräfte der Nachbildung verknüpft,
steht das Geschlecht dann eigenartigen heimlichen
Kontinuität der Erbschaften zu begreifen, die
man als „geschlechtliche Instabilitäten“ bezeichnen.
Ein vorzüglicher Ausfall des Geschlechtlichen
widerstand, der dem Geschlechtsbegriffen während der
Körperkraft entgegensteht, rufe folgendes geschlecht-
liche Fortschritt hervor: solche geschlechtlichen Wider-
stände dann im Alter von 4 oder 5 Jahren über
allzeit widerstehende Probleme nach, während ihre
Geschichte mit Widerständen oder Tugenden jenseits.

Von unverkennbarem Einfluß auf die Psyche ist
auch der Mangel an Hirnanshang-Wirkstoffen: ge-
schlechtliche Kräfte, Nachsichtigkeit und Besinnungs-
losigkeit, apostatische Verknüpfung und viele Neben-
gefühle sind bezeichnend für Erfahrungen der
Hirnschwäche.

Überaus als „Tugende der Hirnschwäche“
hat man dann freilich die Schicksale begreifen,
denn Wirkstoffe in der Zeit eines ungenügend tüchtig-
keiten Einfluß auf die Seele ausüben. Werden sie
in zu großer Menge im Blut gegeben, so werden
die Menschen übermäßig, geschlechtlich, weisen und
nachlässig, Nachsichtig und schwach, freudlos
in dem Gedanken und ihrem Innern, Zusammenhang
und können unmerklich, endlich auch eigenartig
und unverwundlich. Wenn das gegenwärtige Geistes-
zustand nicht aus der an Schicksal-Mangel
Fähigkeit der Hirnschwäche ist in allen seinen geistigen
und politischen Zuständen gebunden und abgerufen,
gleichzeitig und nachlassend, ohne Geduld und
Umsicht, ohne Neugierde der Irrthümer und des
Verstandes. Und so, wie die krankhafte Übertrag-
barkeit der „Geschlechtlichen Mängel“ bei künstlicher
Zusammenhang der Geschlechtlichen Fähigkeiten oft aus-
sichlich nach absteht, so ganz es beweisen aus Menschen,
wie selbst beim Kranken, der an Minderleistung der
Geschlechtlichen leben, der Reiz der höchsten Wirk-
stoffe die allgemeine Fortschritt, Nachsichtigkeit,
Minderleistung, die Geduld und Nachsichtigkeit
des Gedankens zeigen.

Wenn das Jüdel oder Jüdeln einzelner
Wirkstoffe ganz eigenartige Veränderungen in
der allgemeinen Weisheit hervorruft, so ist der
Einfluß bezeichnend, daß nicht nur bei solchen
krankhaften Erfahrungen, sondern auch im
Kranken dessen, was wir als „normal“ bezeich-
nen, die Hermene wichtige Einflüsse auf Geist,
Gemüth und Verstand des Menschen aus-
üben; ja, es wird danach keine heilvolle Epochen-
kräfte oder Phantasie mehr bedeuten, wenn
man annimmt, daß durch das Spiel und Gegen-
stand der Wirkstoffe, durch Abgewandte oder
Unterfunktion des einen oder anderen, durch das



Wie die Auswanderungsbefugnis zur Einbürgerungsbefugnis wird. Links ist noch ein festlicher Ausbürgerungsvorabend; in der Mitte ist er gekommen, so wie ein mit dem Meere gekommungewandter See durch Übertragung der Geburtsurkunde zum Auswanderer wird. Die Ausbürgerung haben sich gefeiert, der Geburtsort ist ihnen gewidmet. Rechts ist der Geburtsort zum Geburtsort; die Erde ist jetzt aus ihrem Orte ausgetrieben in den Ausbürgerort (siehe die geographische Darstellung). (Aus Dr. Gutschalks „Deine Hermeur — dein Schicksal“, Frankfurt/der Verlagsgesellschaft, Stuttgart)

Verhältnis ihrer Mischung und Verteilung gewisse, deutlicher ausgeprägte Charaktertypen zu finden kommen, die ihrerseits, wie die Wissenschaft neuerlich festgestellt hat, zu bestimmten Typen des Körperbaus in geschlechtlichen biologischen Beziehungen stehen. Daraus näher einzugehen, würde hier aber der Raum fehlen; wie in dieser interessante und gerade auch für das Alltagsleben so bestimmungsreiche Gebiet tiefer eindringen möchte, sei an das im Jahrbuch 1931 der „Weltstimmen“ erwähnte, ebenfalls von Dr. G. Wagner verfaßte Buch „Such dir die Menschen an“) erinnert, in dem die verschiedenen Typen des Körperbaus und der jeweils „dazugehörigen“ Seelenanlage geschildert und auch die Frage erörtert wird, inwieweit Verhältnisse der Wirkstoffe als Erklärung für die Ausbildung der einzelnen Typen“ herangezogen werden können.

Der Leser wolle aus aus diesen Feststellungen aber keine falsche folgern, die Hermeurlehre behauptet etwa, die körperliche Gefaltungs-

weise eines Individuums oder Rassenstammes, das äußerliche Aussehen eines Paares oder Völkchens, die dramatische Kunst Shakespeares, das technische Genie Beethovens, die griechische Kunst Napoleons, das staatenlenkende Talent Bismarcks und alle jene tausend weiteren Erscheinungen, die der Höhenflug des menschlichen Geistes oder auch die menschliche Tiefe in aus dem Inneren in immer neuen Gestaltungen vor unseren Blick erschauen läßt: Sie alle seien — genau gesehen — schließlich nichts als eine chemische Wirkung rätselhafter Stoffe, die in Millionen-Grammbecken in unsere Welt kommen.

Denn die Hermeurwissenschaft selber lehrt, so würde sie sich des besten Materialismus schuldig machen; aber sie denkt auch gar nicht daran, solche unannehmlichen Behauptungen aufzustellen. Denn viel zu gut ist heute bekannt, wie unendlich viele Einwirkstoffe die Kraft des biologischen Geschehens bilden, wie mannigfaltige Bauformen, Bindungen, Reize und Wechselwirkungen die Spannung von Leib und Seele

*) Frankfurt/der Verlagsgesellschaft, Stuttgart

fügen. Aber ein Blick in diese vielfältigen Reize hat uns gewisses die Normenlehre geliefert; und darüber hinaus hat sie uns von neuem den schlagendsten Beweis für die schon von Goethe gegebene Einheit allen organischen Lebens an die Hand gegeben, indem sie uns erkennen ließ, daß die Natur, um ähnliche biologische Wirkungen zu erzielen, auf den verschiedensten Stufen ihres Reiches die gleichen Lebensstoffe zur Anwendung bringt.

Denn als die Fortschung bald dazu überging, die gesamte Welt des Pflanzen- und Tierreichs durchzumathen, so stellte sich's heraus, daß auch der Tod der Pflanzen Lebensstoffe enthält, und dies nicht etwa bloß getrocknete oder verascherte Teile, man findet z. B. das wertvolle Wachstumsormon außer in frischen Pflanzenteilen, wie Blümen, Laubstücken, Stielen usw., auch in der Erntekohle: es muß also seit hunderttausend Millionen von Jahren da sein, und es mag als Regel der allgemeinen Lebensvorgänge schon in Abgeschiedenem, bevor es überhaupt noch irgendeine „Bewußtlosigkeit“ gab, gewaltet haben, so daß in diesen Wunderstoffen wirklich und wahrhaftig das „eigige Lebende“ Stoff wird. Mehr noch: Man entdeckt, daß eine Mischung von Pflanzen in ihrem Innern Stoffe enthalten lassen, die den in unserem Leben geliebten Hormonen überaus ähnlich sind und denen auch ganz gleichartigen Wirkungen auswirken: So der Stoff eines schmerzmittelartig, die Wunden durch schmerzmittelartig wirkenden Stoff: Demerol, Morphium und Morphinol Verbindungen, die in ihrer Wirkung dem Morphium entsprechen usw. Und wieder einmal erfüllt ein vielfach verpönter Jargon der Volkswissenschaft durch die Wissenschaft seiner Rechtfertigung: die Keimkrafttheorie. Denn wir weiß-

ten nun, daß sie an manchen Stellen durchaus zu Recht und mit gutem Erfolge angewandt wird; nämlich dort, wo dem Organismus mit der Hilfestellung des Hormons oder hormonartigen Stoff zugeführt wird, der auf den zu behandelnden Krankheitszustand einen günstigen Einfluß ausübt.

Es offenbart sich eine wunderbare Wechselwirkung im Reiche des Lebendigen: essentielle Hormone vermögen in dem Lebensablauf der Tiere einzugreifen; wertvolle Wirkstoffe können das Wachsen und die Vermehrung der Pflanzen gewaltig fördern. In verblüffenden und überraschenden Erscheinungen offenbart sich die tiefinnere Einheitlichkeit des Lebens, zeigt sich's, daß die Gesetze, nach denen die Organismen des Tier- und Pflanzenreiches aufgebaut, erhalten und weitergeführt werden, die gleichen sind.

Lächelt, wenn diese Erkenntnisse die Oberhand vor dem Wunderwerk der Schöpfung gewinnen: trüben oder gar die Würde und Gipfelfestigkeit des Menschengehirns herabmindern wollen! Für den, der im Buch der Natur zu lesen versteht, wird auch das Wunder der Eisenerzeugungstrüben und ihrer fernwirkenden Einflüsse zum Vorbild des „eigigen Geistes, das sich vielfach offenbart“; und je mehr Geistes in diesem Buch er umblättert, um so besser erkennt er, wie im weiten Reich des Lebendigen, aller unerschöpflichen Mannigfaltigkeit zum Trotz, von allumfassender Schöpferhand geordnet, „alles sich zum Ganzen weht, eins in dem andern wirkt und lebt“.

Johannes Buchholtz

SUSANNE

Von Karl Blanck

Wir lernen die kleine Susanne kennen, während wir nach der Ankunft im Hause von Einnig von unserm ersten Bummel durch die kleine Stadt nach dem Hotel Rös zurückkehren. Unser Weg führt am Hause von Doktormeister Dörner vorbei, das unmittelbar neben dem Hotel liegt. Da oben steht

sie im Fenster, die schlank zugeordnete Gestalt, mit dem Fuß auf dem Fensterbrett. In den erhobenen Händen hält sie die Vorhangsstange, von deren Enden die frisch gebügelter Vorhänge wie helllich weiße Wimpeln herabhängen.

Aber warum macht Susanne denn so ein verzweifelter Gesicht? Und was bedeuten die diesen Blicken auf der jungen Stirn?

Nun — sie ist in Weltlichkeit unglücklich

1. Johannes Buchholtz, Susanne, erschien bei T. S. Buch in München

und schließlich sogar eheulich verheiratet. Denn das schreckliche Werk will ihr nicht glücken, immer ergibt sich ein neues Hindernis, so wütlich sie sich auch wideren mag. Und während sie sich mit zitternden Händen abquält, die widerstrebigen Haken in die Osen hineinzubringen, steht die Mutter hinter ihr im Zimmer und beobachtet sie, ohne etwas zu sagen oder ihr gar zu Hilfe zu kommen. Am Ende kann es Susanne nicht länger aushalten — sie schlenkert die Stange ins Zimmer und springt herab. Da hört sie einen Schrei, die Verpöhlungen hat die Mutter im Gesicht gestoßt. Es ist nicht weiter schlimm — für die Mutter. Aber für Susanne ist es sehr schlimm. Denn nun folgt ein großer Strafgesand, bei dem auf Befehl der strengen und allmächtigen Mutter auch der Vater, Herr Rickenmüller Dreves, mit seinen weichen Händen eingreift. Es tut ihm selber weh, wenn er sein Lieblingsskind schlagen muß — aber gegen den Willen der Mutter gibt es keinen Widerstand.

Als Susanne hinterher noch gut Strafschönung zwei Stunden hintereinander klavier üben muß, immer wieder den „Kornetel in Dourig“, den sie, Angelina im Herzen, so schön und so recht benutzungsamper, wie sie es eben versteht — die Musik ist nicht gerade ihrer liebste Seite —, da beschließt sie auf Anraten ihres Bruders Ojalma, das ungeschickliche Klavier zu verlassen. Es gibt eine regelrechte Klavierrevue, auch die Schwester Olena schließt sich an. Die Eltern sollen gleich von dem großen Erfolg überrascht werden. Und die Susanne jagt schon ganze zwanzig Jahre alt ist, wird es wohl vielleicht neue furchtbare Mißhandlungen geben, aber erstlich hindern kann auch die Mutter sie nicht.

Aber es kommt ihr diesmal noch nicht so weit, denn Susanne wird ungewollter Zeuge eines Gesprächs zwischen den Eltern, aus dem sie erfährt, daß die Leute sie für schön halten und daß man an ihre künftige Verheiratung denkt. Und die Mutter hat auch schon einen Freier für die Kind in Aussicht genommen, haben Rik, dem Nachbarkind, dessen Vater der Hotelbesitzer ist, der angesehene und wohlhabende Mann in der ganzen kleinen Stadt, zu dem die Mutter, der Vater, nur mit schwerer Bemühung aufsteht. Freilich — die Waise hat einen Haken, denn der junge Rik ist blind.



„Susanne“

Gezeichnet von der gleichnamigen Susanne von J. Buchholz
Mit Genehmigung von H. H. Hof Durlach, München
Priv. Hofmaler-Schule

Aber daran denkt das junge Mädchen jetzt nicht weiter. Es ist etwas ganz anderes, was sie beschäftigt...

Wie — sie ist schön, die kleine unschuldige und misshandelte Susanne? Das gibt ihr ein ganz neues Wohlgefühl, eine neue Sicherheit, einen festen Mut auch den Eltern gegenüber, die sie fortan nicht mehr angreifen wagen.

Nun können wir aus dem Spaziergang festsetzen, ein Haus weiter, zurück ins Hotel Rik und Bekanntschaft mit Helen Rik selbst schließen. Wie — er soll blind sein? Dann sind gewiß seine übrigen Sinne desto feiner entwickelt, denn er bewegt sich mit einer Freiheit und Selbstverständlichkeit und bewußt sich auch in einer Weise am Gespräch, als ob er alles beobachten könnte, was um ihn herum vorgeht. Freilich begreuen ihn dabei doch manchmal allerlei kleine Schnipser, die sich nicht ganz verkennen lassen. Aber niemals würde der königliche Gastwirt, ein literarisch und von Selbstvertrauen erfüllter Mann von imponierendem Dimensionen, die Schwäche seines Sohnes wirklich gegeben. Und seine Umgebung, die die geheime Wunde für seinen Familienkreis kennt, läßt es dabei bewenden.

Es ist gerade Hochbetrieb im Hotel. Die Sommerfrischler, die das ganze kleine Nest auf dem Kopf stellen und sich allerlei sonst ungewohnte Freiheiten herausnehmen dürfen, weil sie Geld unter die Leute bringen, sind schon zum großen Teil eingetroffen, und man er-



Johannes Buchholz

wartet diesmal sogar Magnus Hellenberg in eigener Person, mit seiner Frau Luise und den beiden Kindern Otto und Elia Hellenberg.

Magnus Hellenberg ist der große Herr, dessen Schiffe mit dem großen weißen H am Schornstein auf allen Meeren fahren. Da liegt schon seine Privatsucht auf der Hand, der „Neptun“, fein und elegant, ein wahres Märchenschiff. Aber ihn selbst, den „großen H“ werden wir diesmal noch nicht näher kennenlernen, denn er ist menschenscheu und arbeitsverrückt, der arme reiche Mann, der keine weltliche Freude kennt. Und schon ruht ihn und seine Frau, die seine, gütige und etwas kränkliche Luise, die ihn nicht im Stich lassen mag, die Nachricht von einem Unfall, der auch seine Interessen bedroht, fern nach Antwerpen . . .

Das kann der feilsche und leichtfertige Otto Hellenberg natürlich nicht ungenutzt lassen — er beschließt, in Abwesenheit des Vaters ein Pfund an Bord des „Neptun“ zu geben, zu dem die ganze Jugend, die das Hotel Ritz mit ihrer Ferienfreude erfüllt, eingeladen wird — die ganze Jugend, und nicht zuletzt auch die Schwestern Doreen. Denn Otto Hellenberg hat sich auf den ersten Blick, bei der ersten zufälligen Begegnung, in Susanne verliebt, von deren Schönheit ihm die anderen jungen Leute schon verschiedentlich haben. Die Eltern Doreen sind außerstande, eine so ungewöhnliche Ehe anzuschlagen. Die beiden jungen Mädchen spielen freilich mit ihren Klumpfahrrädern eine jener Rolle unter dem eleganten Jungvolk aus allerlei wohlhabenden Großstadtkindern — aber

sie werden es in ihrer Harmlosigkeit nicht einmal, daß man sich ein wenig über sie lustig mache — bis Helen die kleine Kunde dadurch berührt, daß er Susanne verhindert, ihrem jüngerlichen Klavierlehrer des „Kamvals in Denschig“ auf die iranischen Dalapercase hin zum allgemeinen Bandium noch einmal zu unterbreiten.

Beschämt flüchtet Susanne hinaus, Otto folgt ihr, um sie zu trösten. Aber als er mit ihr in der Kabine seiner Mutter allein ist, versucht er ihr liebendes Vertrauen zu misshandeln und ihr Gewalt anzutun. Sie wehrt sich vergeblich und hämmert gegen die verschlossene Tür. Die Gesellschaft wird aufmerksam, und Otto muß sie freilassen. Ohne einen Augenblick zu zögern, springt Susanne über Bord in das dunkle Wasser. Das springt hinterher, aber gerade als er sie glücklich gepackt hat, erhält er aus einem herbeigezogenen Boot verächtlich einen Hinterschlag über den Kopf, der ihn betäubt. Beide sinken wieder unter und werden erst durch den großen Steuermann des „Neptun“ gerettet.

Am Tage nach diesem Skandal ist Susanne verschwunden. Sie hat ihren früheren Entschluß zur Flucht in die Tat umgesetzt. Nichts weiter nimmt sie mit als ihr Handgepäckchen mit ihrem paar Sachen und dem kleinen Sparbüchleichen, das ihr ganzes Vermögen bringt — ganze hundert Kronen und mehr — ein sagenhafter Reichtum . . . Damit wendet sie nun in die weite Welt hinaus, volle acht Meilen in elf Stunden, bis sie in die große Stadt kommt. Trotz ihrer Müdigkeit fährt sie noch am selben Abend, die ganze Nacht hindurch, mit der Bahn nach der fernsten Stadt Nürnberg, von der sie nichts weiter weiß, als daß sie einst eine kluge, wohlhabende Schullehrerin daren verschiedentlich hat.

Da liegt sie nun erst einmal in einem kleinen Hotelzimmer ein paar Tage lang zu Rast, um die blutigen und geschwellenen Füße gesund zu pflegen. Dann kauft sie sich ein paar neue Schuhe, seine Lederschuhe mit Samtschienen, die gar nicht einmal sehr teuer sind. Die alten trägt sie zum Glückhuster Lübers, einem hochhohen Baron von abscheulicher Fäulnis, der aber mit seiner ebenbürtigen Frau in der glücklichsten Ehe lebt. Nachdem sie es angeschlossen hat, wegen ihrer Schuhe zu drängen, die

niemals fertig werden, wird sie von den beiden Alten als willkommener Gast behandelt und verwahrt. Das sind ihre ersten und zunächst einzigen Freunde in der Fremde.

Der unheimliche Mißgungang erreicht sie, denn sie ist es allzusehr gewohnt, sich zu ergen, und beginnt sich nach Arbeit zu sehnen.

Eufanne hat geglaubt, wenn sie nur gleich recht weit von der Heimat fortläuft, so wird sich gewiß niemand mehr um sie kümmern. Aber sie irrt sich — schließlich ist sie ja weiter nur in eine kleine Stadt geraten, wo sie als Fremde natürlich sofort auffällt. So bekommt sie eines Tages eine Verladung auf die Polizei. Ihre Eltern haben sie suchen lassen, und abgleich sie sich unter einem anderen Namen angemeldet hat, sagt man ihr auf den Kopf zu, wer sie ist. Langsam hat ihren Verdacht — aber jetzt will sie auf keinen Fall... nicht einmal, als ihr Karl Hersfurch, der stumme Polizeichef der Stadt Niederb, antwortet, sie ins Gefängnis zu sperren und hinterher zwangsweise in die Heimat zurückzuschicken, wenn sie sich nicht freiwillig fügt. Aber die Kraft ihres Widerstandes und ihre offensivere Anpreisung sollen ihn auf; er beginnt sie näher zu untersuchen — und das Ergebnis scheint nicht ungünstig zu sein, denn er beobachtet sie plötzlich mit überraschender Freundlichkeit, so mit Wärme — kurz, der erdene, herzernte Beamte und Chemiker hat sich unterdessen in das kleine hügelartige Mädchen verliebt. Und da seine energische und etwas ungeschickte Frau gerade wieder einmal ihr Dienstmädchen grandios hinausgeworfen hat, wobei auch der Hausvater und Polizeigewaltige wegen seiner mangelnden Unterstützung im Kampf der Meinungen sogar eine regelrechte Oberfrage abbekommen hat, so bringt er Eufanne auf listige Art in seinen Haushalt unter.

Genieß — mit Frau Jutta Hersfurch ist nicht gut Rischen essen. Aber das Wunder geschieht. Eufannes Wohlbefinden, ihre unveränderliche Freundlichkeit und Geduld, ihr rastloser Fleiß und ihre Anständigkeit im Haushalt, ihre ganze frische und aufgeweckte Jugend — das alles überwältigt sogar Frau Jutta eines arge Mißtrauen.

So vergißt sich geradezu ein bißchen in ihre häßliche Hausgenossin, schenkt ihr allerlei eigene Kleider und Hüte, die bei Eufanne mehrstün-

digerweise sich regelmäßig selbst viel besser ausnehmen als bei der stacheligen Frau Jutta. Aber sogar darauf ist die geübteste Eufanne noch stolz. Sie erklärt einfach Eufanne mit mehr Phantasie als Berechnung für ihr jüngeres Vorbild, nennt sie allenthalben ihre „kleine Schwester“, läßt sich von ihr mit dem Vornamen anreden, nimmt sie mit in Gesellschaft, und — was das Beste dabei ist — bringt ihr auch wirklich allerlei bei, wozu Eufanne noch nichts gehabt hat. Eufanne eignet sich alles, was ihr an gesellschaftlichem Schicksal und an Kenntnissen noch gefehlt hat, mit einer Geschwindigkeit und anmutigen Selbstverständlichkeit an, durch die sie die eigene Lebensweise bald übertrifft. Und auch Karl Hersfurch, der Münsterbeamte, der herzernte Chemiker, ist glücklich, daß nun mit Eufanne ein besserer Haß ins Haus eingezogen ist. Aber er läßt sich noch außenhin mehrheitlich nichts anmerken. Nur einmal bei einem Festungsbesuch verzieht er sich zu einer kurzen, schonen Zurechtweisung, die Eufanne widerstandlos hinnimmt, weil sie mit dem kleinen schwachen Menschen, der unter Juttas Herrschaftsdruck schwer zu leiden hat, eine Art kameradschaftliches Mitleid empfindet.

So also sehen die Dinge, da kommt Otto Hellenberg in die Stadt und ins Haus Hingelgeschneit — natürlich auf eine sehr unverschämte Weise, nämlich durch einen kleinen Autounfall, der ihn, ebenfalls auf dem Wege über die Polizei, mit seinem alten Freunde Karl Hersfurch zusammenführt. Die beiden kennen sich aus ihrer Endenzeit, wie Otto Hellenberg eben alle Leute kennt. Karl Hersfurch ist ihm als ein ausgewachsener Pedagog in Erinnerung geblieben, und er macht sich ein bißchen über seine herzernte Großheit lustig, die er als Mangel an Temperament auffaßt. Um diese Meinung Ottos zu widerlegen, verurteilt Hersfurch bei einem Glase Whisky dem Freunde seine Neigung zu Eufanne, eher aber ihres Namen zu nennen, aber die näheren Zusammenhänge aufzudecken. Otto hat keine Ahnung, daß Eufanne hier ist. So wird das Wiedersehen im Hause des Polizeichefs für die beiden jungen Menschen eine willige Überraschung. Auch Karl Hersfurch und Jutta sind darüber betroffen, daß Otto und Eufanne sich kennen. Bei Tisch erfindet Otto in seiner über-

müßigen Freude über das unerhoffte Wiedersehen die kühnen Geschichten, deren unzeitweiliger Held immer Carl Herfurth selbst ist.

Es kam zu Erklärungen. Ja, Otto hatte Eufame im vergangenen Sommer in Mainz getroffen. Ein einziges Mal! Ja — nein, eigentlich konnten sie einander seit vielen Jahren. Im letzten Jahr aber waren sie zusammen auf einem Fest auf dem Rheine gewesen. Zeiter hätten sie nicht mehr voneinander gesehen, da sein heutiger Tag. —

Die Erklärungen waren kurzgefaßt und klangen nicht sehr glaubwürdig. Eufame nahm nicht daran teil, sie sah mit gekrümmtem Kopf da und schüttelte den Kopfstiel zum Mund. Otto wagte nicht, wieder zu erzählen darfst — und aufgeben — er war gescheitert — seine Natur mochte er ihm schenken, begreifen und schließlich mit dem Dasein zu leben, die ihn kugelförmig, während eine andere, die ihn nicht kugelförmig, auf der anderen Seite des Lichts sah.

Jutta schenkte nachsichtige Augen und eine strenge Rede nahm auf der Seite. Was wurde denn eigentlich hier in ihrem Haus ganz über ihre Lebensart gesprochen? „Warum müßt ihr so unsere Gäste nicht zu?“ sagte sie streng zu ihrem Mann. „Wir wollen doch nicht den ganzen Abend und noch über das gleiche reden.“

Herfurth schaute Ötting ein, aber seine Hand glitt, und er verschwand diesmal hinterinander auf das Tischchen — das kam von dieser politischen Überzeugung: Otto hatte Eufame!

„Wie verabschiedet du dich?“ sagte Jutta schneid.

„Ja, ich gehe zu, daß ich dich habe.“

„Man sollte meinen, du müßtest es, um mich zu ärgern. Was hatten wir eben alles so schön geachtet — und mein letztes Tischchen —.“

„Ich verabschiede dir, Jutta, daß dein Mann dies nicht tut, um dich zu ärgern“, sagte Otto in einem kühnen, ernsthaften und menschlichen Ton. „Er war doch und nicht als dich. Ich kenne ihn länger als du, und ich weiß, wie er von dich verfolgt ist. Sag einmal, Carl, schiedst du, daß ich die Bekannte von der Dehle kenne?“

„Von der Dehle?“

„Ja, daß ich erzählen, wie es scheint mit der jungen Dehle so tief ging?“

„Ich weiß nichts von einer Dehle.“

„Erzähl!“ sagte Jutta.

„Carl und ich waren auf einem Ausflug am Rheine angekommen, und jeder von uns hatte seinen Proviant dabei. Wir kamen an den berühmten Hauptstein, und dort wollten wir natürlich hinaufsteigen. Er hat 700 Stufen, sonst ich mich erinnere — und das ist schließlich allabend an einem glühend heißen Nachmittag. Als wir endlich zur Spitze hinaufkamen, hat Carl das eiderdünne Tuch, daß ihm das Paket mit seinem Proviant über das Gekrümmte hingehalten. Er meinte however, je mehr ich die Tüte rasen konnte. Kann aber ist er unten angelangt, da eine Dehle — der Beschauerwächter hatte eine junge Dehle — das Paket entgeg und

dann zum Türe hinaufstieg. Carl ist auch. Das macht 700 Stufen — und zwar in einer Wendeltreppe, von der man ganz schwachlich wurde. Er griff nach der Dehle und bekam sie auch zu fassen, aber vor lauter Schrecken ließ die das Paket natürlich fallen, das in der Tiefe verschwand. Carl lief an diesem Sonntag 700 Treppe hinauf. Er verlor seinen Proviant, und das schlimmste ist, daß er die beiden Tüte, die er oben war, verloren hatte, die Ausbeute anzuheben.“

Otto hatte eine herrliche Art zu erzählen, alle mit Ausnahme von Herfurth lachten. Dieser schloß: „Nur — ich bin nie mit ihm auf Zeitungs gehen.“

Eufame sah die Mitleid mit Carl Herfurth. Otto bemerkte es und spürte einen Augenblick lang Bitterkeit. Dann aber sagt er sich: Eufame hat recht. Ja, das spricht es immer stärker: Sie soll die Meins werden. Ich liebe sie.

Er versucht sofort eine Ausrede herbeizuführen. Aber wieder hat er sich bei Eufame verrecknet, ihrem Kopf und ihren nachrichtenden Blick. Er merkwürdigen Selbstgefühl unterwirft. Diesmal hat er selbst doch, wie Carl Herfurth es nicht schimmer haben konnte, und gibt geschlagen davon.

Aber auch Eufame hat jetzt nichts zu lachen. Für Juttas wertvolle Bitterkeit genügt es vollkommen, daß ein so hochachtungswürdiger junger Mann wie Otto an ihrer kleinen Pflanz beschließen offener Wohlgefallen gefunden hat, um sie fortan mit all ihrem Haß und all ihrer Weisheit zu verfolgen, wie sie sie vorher durch ihre Zuneigung verabschiedet hat. Schon am Morgen nach ihres Abreise wird Eufame von ihrer Herrin verpöndlich mißhandelt. Herfurth versucht sie zu trösten; er setzt sie in den Keller, gießt ihr dort seinen eigenen Kummer, umarmt sie und gibt ihr einen Kuß, den sie nicht ablehnt, aber auch nicht erwidert.

Das ist alles — aber es genügt, um Eufame innerlich in neue Abhängigkeit von Jutta zu fügen. Ihr Bruder Hjalmar kommt zu Besuch, um nach dem Hofen zu sehen, und überbringt ein Glückwunsch des Vaters, der sich nach Eufame selbst. Er spricht auch von Otto, dessen Neigung zu Eufame er bemerkt hat. Sie beichtet ihm die Vergängnis seit ihres Besuchs; er gibt ihr den Rat, der Hölle, in die sie durch Juttas Einmischung geraten ist, schlauigst den Rücken zu kehren. Aber diesmal findet Eufame nicht wieder den freiherrlichen Mut zur Flucht — noch nicht. Ihr überwinnendes Schuldgefühl läßt sie, und so leidet sie weiter

unter Juntas furchtloser Beschüt. Schließlich sucht sie sich durch ein offenes Bekenntnis von ihrer vernünftigen Schuld zu befreien.

Junta triumphiert — das also war es, was Casanne je schwach gemacht hat . . . Eine Belanglosigkeit, aber ein willkommener Grund, um Carl, den sie verachtet, abzuschneiden. Sie wird sich von ihm scheiden lassen, um ihn zu bestrafen, und wird ihr eigenes Leben auf seine Kosten weiterführen. Carl ist mit allem einverstanden, aber er ist nicht klug genug, seine feindselige Freude über die bevorstehende Befreiung ganz zu verbergen. Im letzten Augenblick wird Junta stutzig: sie begreift, daß sie im Begriffe ist, eine große Dummheit zu begehen, wenn sie ihn freiläßt, und beschließt, zu bleiben. Carl Herfarch hat wieder einmal Recht gehabt. Und Casanne hat es nun doppelt auszuhalten, denn jetzt läßt Junta die letzte Mißthat fallen, sie fügt ihr auf himelstürzende Art eine neue furchtbare Mißthat hinzu: sie und verhöhnt sie sogar, zum Argz zu geben.

Weniger als die Not am größten ist, da nahe auch schon ein weißer Engelhaub der Mädchenprinz, der das arme Mädchen aus der Gewalt der bösen Hefe befreit — Otto Hellenberg, der wohl durch Hjalmar von Casannes unvergleichliche Lage unterrichtet sein mag. Und diesmal sagt sie nicht „Nein“. Sie sind beide wieder geworden, der vernünftige Millionärssohn und die kleine, betrunkenes Mädchen — und nun können sie es auch wohl miteinander versuchen. Es gibt also eine große Doppelbedeutung im Titel *Kiss*, denn Ottos Schwester Elia hat den kleinen Haken bekommen, weil er feiner ist und jacter empfindet als alle übrigen Männer, die ihr begegnen.

Aber es ist auch damit noch nicht zu Ende, denn das Leben geht weiter, und schon zu gleicher Zeit, wo die vier jungen Menschen ihrem Glück entgegengehen, verirren sich die Geschicks der Älteren, von denen sie Abschied genommen haben.

In der Erregung des Hochzeitsabends begibt Casannes Mutter einen Schritt, der sie in noch größere Eitrigkeit und Härte gegen ihre Umwelt und gegen sich selbst hineinzieht¹⁾. Ottos schone und gute Mutter aber hält sich

durch eine Unachtsamkeit den Tod, der sie schon lange umlarmt und nun noch eine Welle hinter Carasteriummuren ein neues Dofin führen läßt, bei dem sich ihr Wesen selbst verändert, bis er je ganz zu sich selbst. Auch Juntas Vater, der große Feindfeind mit dem fürstlichen Bewachungen, erlaubt einen Schlaganfall, von dem er sich nur äußerlich wieder erholt. In Wirklichkeit ist er ein armer Schwachmünder geworden, der die Fügel schließet und seinen Betrieb vollkommen läßt, bis ihn und den Kindern das ganze Werk, das er ausgerichtet hat, unter den Händen gerinnt. Der kleine Haken und seine kleine Elia freilich spielen es kaum, sie leben in einer anderen Welt, wie ein paar spielende Kinder, die ganz in ihrem Märchenphantasien aufgehen.

Auch Otto Hellenberg, Casannes Mann, ist noch immer ein spielendes Kind voll begabender Lebenswichtigkeit, mit seinem unendlichen Reichtum und seinem persönlichen „Scharm“, von dem er einen allen gefährlichen Gebrauch macht. Es ist für Casanne nicht ganz leicht, sich stets in der Gegenwart kluger Duldbarkeit zu üben und die guten Seiten seines Wesens gegen die bedenklichen Charaktereigenschaften abzuwägen. Aber es gelingt ihr lange glückliche Jahre hindurch, und Otto ist ihr dankbar und regnet für ihre Güte, sie sehr er auch über ihre „Bödenheit“ lacht. Nicht nur sein hässliches Glück, auch der Krieg gegen den Vater, unter dessen Herrschaft er sein Leben lang gelitten hat, wirkt ihn immer weiter an. Dabei ist er schließlich in seinen Mitleid oft nicht sehr wählerisch, und sein unruhiges und ungezügelter Mut verführt ihn zu einem Betrug an Casanne, über den sie nicht hinwegkommen konnte, so sehr er auch ihre Vergebung sucht.

Erregungen wie der Kuss durch Junta, in der sich das unheimlich Gegenwärtige ihrer Natur noch stärker entwirrt hat, seit Carl Herfarch sich doch noch dazu aufgewacht hat, sie zu verlassen und sich mit einer verlassenen Geliebten Otto Hellenbergs zu treffen. Jetzt kennt Junta nur noch ein Ziel — die Rache, der sie ihr ganzes Leben weicht. Mit unvergleichlicher Weisheit liegt sie auf der Lauer, um im rechten Augenblick vernichtend zuzuschlagen. Als Casanne nun in ihrem Unglück zu ihr kommt, nachdem sie Otto verlassen hat und sogar die Kinder, die er ihr verweigert — da sucht Junta

¹⁾ Diese Vergrößerung findet in dem letzten Abschnitt II. Band „Reinhold“ statt.

nach ihrer alten himmlische Macht über die „kleine Schwester“ wiederzugewinnen, um sie für ihre verderblichen Pläne zu mißbrauchen, und Cosima befreit sich nur mit Aufbietung aller Kraft. Sie flieht zu ihrem Bruder Sigismund, der nach des Vaters Tod und dem Fortgang der Mutter, die nach Amerika ausgewandert ist, die Völkerei übernommen hat.

Ganz ist sie um Debes willen aus dem Elternhause geblieben — jetzt kehrt sie auf der Flucht vor ihm wieder heimlich zurück und nimmt ihren

alten Platz wieder ein, um dem Bruder zu helfen. Aber die Liebe ist doch stärker, das Leben ist stärker als Cosimas Eigenwille — und das Leben, das ist er, der Geliebte, der Vater, der Vater ihrer Kinder. Alles, was sie miteinander verbindet, was sie einander gegeben haben, ruft sie zu ihm zurück. Und wieder läßt sein Vogelgeschrei in den Hasen ein, wie einst, da er sie aus Juntas Händen befreite — im gleichen Augenblick, wie sie sich entschlossen hat, wieder zu ihm zu gehen und mit ihm weiter zu leben.

Maria Waser

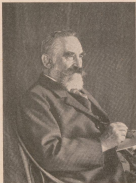
Begegnung am Abend

Von Karl Bland

Welche ist es die schönste Aufgabe der Dichtung, die Maria Waser hier erfüllt, das geistige Denkmal eines weichen Selbstebens aufzurichten — mit aller Liebe und

warmen Färbigkeit der Dichtung, aber ohne die künstliche Freiheit, die ihr sonst eignet — mit einer dünnen Ironie und strengen Selbstzucht, die keine gungewohnte Verschönerung, keine noch so leichte Übermalung duldet und deren höchstes Gebot die Wahrheit selbst ist¹⁾.

Aber das Leben, das hier geschildert wird, ist selbst ein Kunstwerk — das Werk eines Mannes, der sich ganz der lebenden Menschheit gewidmet hat und in unablässiger Kleinarbeit, wie in blüppertigen Zustufen zugleich stets auch um höchste Erkenntnisse ringt. Es ist das Leben des großen Neuroanatomen Constantin von Monakow, dessen Untersuchungen über das Zentralnervensystem der Hirnforschung und der Behandlung der Neurokrankheiten einen starken Auftrieb zu neuer Betrachtungsweise und zu neuen Methoden gegeben haben. Die Schweizer Akademie, die dem Gelehrten in seinen letzten Lebensjahren bis zu seinem Tode am 19. Oktober 1921 wissenschaftlich anerkennend, hat die Darstellung seiner menschlichen und geistigen Persönlichkeit gleichsam unmittelbar aus seinen Notizen als Vermächtnis für die Nachwelt übernommen. Monakows eigene Lebenserinnerungen ruhen noch unerschaffenheit an geistvoller Quelle. Aber er selbst hielt sich trotz seiner



Constantin von Monakow
Bildnisbüste mit Freizeichnung von Frau Maria Waser
Prof. G. Koser, Zürich

¹⁾ Maria Waser „Begegnung am Abend“, die Dichtung, erschien in der Deutschen Dichtungszeitung, Zürich 1921.

wissenschaftlichen Fortwerke und trotz ihres all-gemeingültigen Charakters, trotz seiner sehr-zehrenden Lehrtätigkeit nicht parallelwärtiger Darstellung bedürfen: „Ich kann das unmöglich — zu den vielen reden —, das müßten andere für mich tun!“ Darum tritt die Freundin als Mitstreiterin zwischen seiner Vornehmheit und der Öffentlichkeit für ihn ein:

Denn ich es unternehme, in diesen Mänteln des Ansehens und Ruhms diese Menschen selbstlos zu fördern, so nicht ohne selber ich die Grenzen meiner Befähigung; denn weißt du den weichen Lagen seiner beneideten Wege, und ich mag ihn, wenn er selbst es auch nicht zugestehen würde, zu den Großen rechnen. Mühen jenseit, die seinen Beruf nachstehen, die seinen menschlichen Müssen nachschauen, mögen die Vertrauen seiner hohen wirkenden Taten, seine Begabungen, seine Schätze, seine Kräfte von dem unerschöpflichen Forscher, dem großen Lehrer, dem wunderwürdigen Arzte bewahren und mag ein Mann der Wissenschaft das Buch schreiben, das den Namen des Gelehrten zu tragen verdient: mir kommt es nur zu, von seiner hohen Begegnung mit dem Menschen Constantin von Monakow zu erzählen und von dem, was sie mir bedeutet. Denn das Schicksal hat es mir gegnügt, daß ich ihn in seiner letzten Zeit nahe bei mir durfte — als seine Schülerin, als Vertraute —, daß er mir Anteil gab an seiner Arbeit und seinen Plänen und ich es miterleben durfte, wie er nach überaus menschlichen Verzicht auf letzter Wegstrecke und in der Verfürgung der Wissenschaft hinüberwuchs in eine neue Heimlichkeit und über sich selbst hinaus ins Unge. Wie er lebte und im Entfalten seiner Arbeit erfüllte.

Selten zu erfahren war aber so groß und heilvoll, daß ich es als Schicksalsbegünstigung empfinde, das lang Empfangene an andere weiterzugeben, selbst dann, wenn ich nicht wüßte, daß Sie auch in diesem Auf-mag gefehlt — ist es mir doch bewußt, daß, wenn es mir gelänge, Wissen, Weisheit und Wissen dieses Mannes zu weiterzugeben, wie ich sie erleben, viele Mütter kein höheres Lebensvergnügen wüßten für Sie, die Sie kennen, daß es die Menschheit werden wüßte für uns alle, eine Erleuchtung des Verstandes, ein Begnügen für Sie, die kennen.

Oben die Geschichte der Freundschaft zwischen beiden Menschen ist ungewöhnlich und hat etwas Schicksalsmäßiges. Sie kennen sich gewissermaßen schon sehrlang, ohne es zu wissen, und werden in einem Augenblick einander nahe-gefaßt, wo sich ihnen im geistigen Austausch jenseit eine gemeinsame Aufgabe eröffnet.

Constantin von Monakow wird am 4. November 1853 als Sohn einer russischen Adelsgeschlechter auf dem Familiengut im Gouvernement Wolhynja geboren. Mit vier Jahren

verliert er die geliebte Mutter, und von diesem Augenblick an hat er aufs schwerste unter der untrüben Zukunft und körperlichen Willfür des Vaters zu leiden, der das persöhnliche Kind immer wieder verplankt, auch wenn es einmal in guten Jahren ist, und nur allzu sehr fremder Sphäre und unverdienten Mißhandlungen aus-setzt, seinen Billigungsgang unterbricht, bis er schließlich nach langem Umherirren in Ruß-land und einem Aufenthalt in Dresden, der durch den Krieg von 1866 abgekürzt wird, in Zürich seine zweite Heimat findet. Durch den Tod seiner Erbschaftsrichter Waische wird der Vater auch dort wieder aufgeführt und, wenig-stens zeitweise, in ein neues ruhloses Wander-leben getrieben. Aber der junge Constantin er-zwingt jetzt geradezu den georgeligen Abschluß seines Schulbesuchs. Er legt auch gegen den Willen des Vaters die Wahl des medizinischen Studiums durch, und zwar mehrheitigerweise zunächst aus rein äußeren Erwägungen, nämlich um bald zu einer selbständigen Existenz zu ge-langen, und ohne eigenlichen inneren Beruf.

Dann macht er als Assistenzarzt an der kanti-nalen Irrenanstalt Durchschäft neben aus-gewählten Literaturstudien die ersten gerichts-pathologischen Studien am Gehirn von Paralytischen und chronisch Irren. Bei einem Urlaub, den er zum Besuch der deutschen Irrenanstalten ver-wendet, kommt er in München mit dem bedeu-tenden Psychiater und Gehirnpathologen Bern-hard von Gudden in Berührung, der später als Leibarzt Ludwig II. von Bayern dessen tragi-sches Ende im Starnberger See trift. Gudden macht den jungen Kollegen mit seinen Metho-den der Gehirnanaomie bekannt und leitet ihn den Gebrauch des Sublimischen Mittels, mit dem man die feinsten und kürzesten Hirn-schnitte herstellen kann, um einen unmittelbaren Einblick in die Wertigkeit des Lebens zu ge-winnen.

Nach dem Staatsexamen ist der junge Arzt allig mittellos, da sich der Zerwürf mit dem Vater durch die Berufswahl noch weiter ver-schärft hat. Schließlich findet sich durch die Ver-wendung von Zürcher Freunden für ihn die bestmögliche Stellung eines Assistenzarztes an der St. Gallener Irrenanstalt St. Vinzenzberg in Pfäfers, an der er nun lange Jahre hindurch anhält, immer mit seinen Forschungen beschäf-tigt, die ihn sogar auf die Wahl zum Direktor

verschieden lassen, obgleich er für sich und seine Familie eine Aufbesserung dringend gebrauchen könnte. Aber die Laboratoriumsarbeit ist ihm wichtiger:

Die in *Monsieur* erste Versuchsanlage ist folgende aufsehenerregende Entdeckung des Berliner Physiologen Hermann Mink, dem es gelang bei einem durch Nervenverletzung erblindeten Hund die Erbsichtbarkeit nachgewiesen, trägt wichtig an. Denn das Zusammen des Großhirns schließlichen Verknüpfung geistigen Sinnesvererbung und Sinneslehre, geistigen der Augenvererbung und dem sie vermittelnden Nervenstrahl, wollte er nachprüfen. Das Experimentum und die von Minkens entdeckte Tatsache, daß sie unerschütterlich, von der Nerven abgeschnittener Nervenvererbung in der Folge entstehen, sollte ihm dazu verhelfen. Am geistigen Erbsichtbarkeit liegen sich selbst verblinnete Tieren und Nervenvererbung nachweisen, da sie die Sache dieser einseitigen als das gesunde Gewebe und also leichter erscheinen.

Auch aus der verbliebenen geistigen Verbindung von Aufstufungswissen während einer Epilepsieerkrankung in Burghölzli hat er schon wichtige Erkenntnisse über den auf Gehirnverletzung beruhenden Ursprung geistiger Verblintheit gewonnen. Nun schafft er hier in der öffentlichen Öffentlichkeit seines Laboratoriums die Grundlagen zu seinen Vorträgen und zu seinen ersten Veröffentlichungen, die seinen Untersuchungen in die Gehirnphysiologie einfügen (*Physiologie des Gehirns, Nervenvererbung Kern usw.*). Im Sommer 1893 kann er vor den ärztlichen Mitgliedern der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft schon ein ziemlich gezeichnetes Bild der epischen Bahnen, ihrer wesentlichen Verbindungen, Synapsen und Endpunkte geben, eine einigermaßen soliden Darstellung von der noch fast unentwickelten Lokalisation der Sinnesempfindungen und der Bewegungscentren in gewissen ungenügenden Folgen der Gehirnverletzung, eines „Bildes in die feinere Struktur und komplizierte Zusammenfassung der nervösen Leitungen“. Dabei handelt es sich vor allem um die sogenannten Thalamuskerne, ihre Abhängigkeit von einzelnen Nervenbahnen und ihre Bedeutung als Zwischenstationen der Leitungsbahnen und als Reizungshalter.

Zwei Jahre später läßt er sich als Privatdozent für Anatomie und Neuroanatomie an der Züricher Universität und als praktischer Arzt in Zürich nieder. Dem Neuling, der sich doch schon einen Untersuchungsraum ermun-

gen hat, wird von den älteren Kollegen das Leben nicht allzu leicht gemacht. Mit Mühe und Not bekommt er einen jezt kaum besetzten Experimentierraum; ein Mikroskop muß erst geliehen werden. Nach dem Tode des Vaters richtet er sich in dem ererbten Hause, später in der Nachbarschaft eine Privatklinik für Nervenkranke ein. Dann wird er mit Unterstützung der Regierung und gegen den Willen der Fakultät zum Extraordinarius für Anatomie ernannt, welche Förder und Leiter der Neurophysiologie ernannt.

Jetzt erscheint auch das erste seiner Hauptwerke, die „Gehirnphysiologie“, das Ergebnis seiner zwanzigjährigen Forschungsarbeit und eine gründliche Auseinandersetzung mit der ganzen zeitgenössischen Naturwissenschaft, die er am viel Eigenes bereichert.

Neben dem Schema der Erbsichtbarkeit, mit dem er das klassische Beispiel für die Vererbung der nervösen Leitungen geschaffen, kann man auch die verschiedenen, freilich und oberflächlichen Seiten der Darstellung. Und wie so die funktionellen Zusammenhänge der Leitungsstrukturen aufzufassen werden, kann auch nicht in die Zukunft der Hirnforschung überhaupt, in die Details der Strukturverteilung, ihre Verbindungen zu immer höheren Leitungsstufen, in die ganz, nach den Grundsätzen der Zusammenfassung und Unterteilung gruppierte und geordnete Hierarchie der Nervenzentren.

Nun man das menschliche Gehirn nicht mehr eine knappe Posing und Zusammenfassung phantastischer Hypothesen und einheimischen wissenschaftlicher Methoden, sondern gleich einem richtig durchgeführten Kunst, und wenn auch noch lange nicht alle Details aufgeführt waren — Monoton vor immer konstant am, geistigste das Erkennen vom Unbekannten zu kennen — die wesentliche Erklärung werden unverständlichen Vorgänge von ein großer Sinn: aber eine größere Aufgabe steht noch bevor, die Befassung dessen, was das lebendige Gehirn wirklich von der Maschine unterscheidet. Die Befassung dieses Problems war Monodons größtes Werk vorbehalten.

Der Kreis seiner Schüler, die Bedeutung seines Instituts, sein eigener Weltraum — das alles wird bekannt. Und schon erscheint auch sein größtes Hauptwerk „Die Lokalisation im Gehirn und der Abbau der Funktionen durch korrekte Vererbung“. Hier werden durch eine wohlacht auf das Ganze gerichtete Betrachtung der Vorgänge im Zentralnervensystem viele bisher unverständliche Erscheinungen erklärt, wie zum Beispiel das Phänomen der Reorganisation, wobei schwere funktionelle Störungen und Läh-

gleicht, hat den Tod der geliebten Gattin nach fast fünfzigjähriger Ehe getragen und dem eigenen Tode entgegengetreten — in der Erwartung, daß auch der Tod nur eine Wandlung der Lebensform ist. Da ist für ihn Raum genug, daß er für sich die Feuerbestattung ablehnte, weil

ihn die „gebaltige Wandlung im Schoße der Erde der Natur gemäßer schien als das gewaltsame Aufsteigenswerk der Flamme . . .“ Er sehr wünschte dieser große Mensch das Leben, daß er ihn noch im Lode einem wollte, um sich nicht dem Kreislauf des Irdischen zu entziehen.

John T. Flynn

GOTTES GOLD

Die Geschichte des John Davison Rockefeller
und seiner Zeit / Von Hans Härlin

In einem amerikanischen Wapblatt ist der Alternde „John D.“ als Käufer vor einem Zeitungsgastand abgebildet mit der Unterschrift: „Haben Sie nicht, werin nichts von Rockefeller steht?“ Aber keinen Menschen wurde mehr geschrieben und über keine Persönlichkeit war früher weniger bekannt als über den aus einer anderen Zeit in die unsere überlebenden Ökognaten. In der Bilanz seines Unternehmungsgeistes und seiner Gewalttätigkeit malte ihn die feindliche Presse als prächtig gekrönter Zerkel mit Fußlangen Klauen, während ihn gegenwärtig die Gesetze droht, als Veltiger in seine wachstumsbereite Brust einzufahren. Wer ist der wahre Rockefeller, der räuberische Titan ober der milde Wohlthäter der Menschheit?

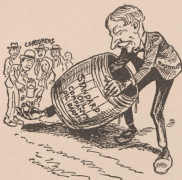
Auf eine ganz Böhmer von Carlentwerkes gelege, gibt sich John T. Flynn, der Verfasser von „God's Gold“, obliche Mühe, der schwierigen Frage ohne Haß und Gnuß zu Ende zu rücken¹⁾. Aus dieser Rückenarbeit des tiefen Eindringens und scharfen Scharns ist nicht nur die Lebensgeschichte eines Mannes, sondern die Wirtschaftsgeschichte eines Erdteils während 70 Jahren seiner stärksten Entwicklung entstanden. Besonders darum ist dieses Buch auch für ausländische Leser in hohem Grade lehrreich.

Die Familie Rockefeller stammt aus Deutschland. Im Jahre 1722 wanderte der Müller Johann Peter Rockefeller von Egenndorf bei Rheinfels nördlich Rheins nach Amerika aus und ließ sich als Farmer in Connecticut und später in Hamden, New Jersey, nieder. Ob die weitere Verfolgung dieses für amerikanische Verhältnisse schon so feindlich weit zurückreichenden Stammbaums auf eine weitliche Familie Roqueville in der Langrode und weltlichefische auf die englischen Plantagenets ganz stimmt, mögen die dafür stehenden amerikanischen Genealogen verantworten. Jedenfalls stammt Rockefeller aus guter alter Familie, was jedoch nicht verhindert, daß sein Vater bei aller gebotenen Milde als „harter Ehrenmann“ angesprochen werden muß. Er war ein hauseigender Doktor und Apotheker, Krebs-spezialist und vielseitiger Naturforscher, der nicht gerade Pferde stalt, aber fast in der Stumpfschheit bis an die äußerste Grenze ging. Dieser William Avery Rockefeller, genannt Big Bill, war ein Riesental und besonders auch für die Frauen ein geradezu bezaubernder Mensch. Er blieb trotz spätem Wohlstand bis in sein höchstes Alter — er wurde 98 — ein eider Vagabund, und sein berühmter, sehr respektabler Sohn war immer froh, wenn er längere Zeit nicht von ihm hörte.

In Rockefellers früher Jugend spielte sich das Familienleben etwa folgendermaßen ab: Die Mutter sitzt mit ihrem Krüpplein von drei

¹⁾ John T. Flynn, God's Gold, John D. Rockefeller and his times, New York: Harper's Magazine, New York and Co., New York.

Kneben und zwei Mädchen auf der dürftigen Farm. Mithin: Im Jahre 1874 trat der fünfjährige in die neu gegründete Erie-Strasse Baptistenkirche in Cleveland ein, der er zuhause als neues Mitglied angehört hatte. Wenn seine vielen Freunde später seine Frömmigkeit als schiere Fabel verhielten, so haben sie ihn sehr unrecht getan. Einem Manne, der als Junge bei einem Wochenende von 3 Dollar 50 ein Gehalt für hochschulische Zwecke ansetzt, muß schon ein starkes Gefühl in dieser Richtung vorhanden sein. Nach der „Central High“ erwarb er seine Bildung nach auf einer Handelschule in Cleveland ab, wo er auch Buchhaltung lernte und ein Schlußexamen bestand. Er war penibler Beschäftigung der so erworbenen kaufmännischen Kenntnisse wollte sich ihm lange kein Platz zu deren Vertiefung öffnen. Er mußte das ganze Geschäftsjahr in Cleveland als Vollschüler abgeben, bis endlich am 20. September 1875 der Herr von New York und New Jersey, Landesproduktur ergriff, das Auge, erste Schritt des Mangels auftrat und sie ihn auf Freie einstellten.



Die Kassenkassen für die ihm anvertrauten Baptisten und seine ersten Schritte in der Buchhaltung und der Verwaltung der Erie-Strasse.

Nach dem bei der ersten Aufnahme in die Erie-Strasse.

für ihn viel zu gute Frau so ein recht erster Mensch wird, auch ist die eigentliche Wirkung des Vaters als abschreckendes Beispiel nicht gering anzuschlagen. Seine Gedanken über wirtschaftliche Angelegenheiten waren sehr eigenartig. Er machte immer keine Geschäften mit seinen heranwachsenden Söhnen, wobei er ihnen anheimelnd die Hand über die Ohren zu legen versuchte. „Es werden sie sehr“ sagte er zu einem Freund. Sein Sohn John D. beschloß schon als Knabe, ein reicher Mann zu werden. Er arbeitete bei den geliebten Farmern im Tagelohn und hatte mit zehn Jahren bereits 50 Dollar im Sparschrein. Daß ihm diese als Darlehen mit 7 Prozent verzinst 3 Dollar 50 im Jahr eintrugen, liebte ihn sehr ein.

Wenn auch die Schulbildung der Kinder unter mangelhafter, nicht immer ganz freiwilliger Aufsicht zu leiden hatte, so kann man doch sagen, daß sie im ganzen nicht schlecht war. Auf der Erie-Strasse und endlich in Cleveland auf der „Central High School“ galt John D. als fleißiger, aber nicht hervorragender Schüler mit einer gewissen Begabung für

Rechnen. Im Jahre 1874 trat der fünfjährige in die neu gegründete Erie-Strasse Baptistenkirche in Cleveland ein, der er zuhause als neues Mitglied angehört hatte. Wenn seine vielen Freunde später seine Frömmigkeit als schiere Fabel verhielten, so haben sie ihn sehr unrecht getan. Einem Manne, der als Junge bei einem Wochenende von 3 Dollar 50 ein Gehalt für hochschulische Zwecke ansetzt, muß schon ein starkes Gefühl in dieser Richtung vorhanden sein. Nach der „Central High“ erwarb er seine Bildung nach auf einer Handelschule in Cleveland ab, wo er auch Buchhaltung lernte und ein Schlußexamen bestand. Er war penibler Beschäftigung der so erworbenen kaufmännischen Kenntnisse wollte sich ihm lange kein Platz zu deren Vertiefung öffnen. Er mußte das ganze Geschäftsjahr in Cleveland als Vollschüler abgeben, bis endlich am 20. September 1875 der Herr von New York und New Jersey, Landesproduktur ergriff, das Auge, erste Schritt des Mangels auftrat und sie ihn auf Freie einstellten.

Drei Monate lang zehrte er ohne einen Cent

Entscheidung aus seinem Sparvers, aber am 2. Januar 1870 rief ihn Herr Tuttle auf die Seite und kündigte ihm den auf 50 Dollar angelaufenen Gehalt für 14 Wochen auf einmal aus, mit dem Bemerkten, daß er von nun an 25 Dollar im Monat erhalten werde. John D. hatte seinen Fuß auf die erste Treppe des langen Leiters zum Reichtum gesetzt. Wir können überzeugt sein, daß seine Vorfahren kein schlechteres Geschäft mit der Gehaltsanfrage ihres unermüdeten fleißigen und pünktlichen Buchhalters machten. Eine bezeichnende kleine Geschichte: Er hat eines Tags in einem beschwerlichen Geschäft zu tun. Dem Inhaber wird währenddem eine Rechnung vorgelegt, er wirft einen Blick darauf und gibt sie seinem Gehilfen zur Bezahlung. Rodesseller fragt ihn hocherlautet: „Zahlen Sie Ihre Rechnungen, aber daß Sie sich jeden Posten genau ansehen?“ Der alte Kaufmann lacht über den neugierigen Jungen, aber der belächelt ihn mit abschütterlichem Grinsen: „In meinem Geschäft prüfe ich jeden Posten, und er muß ganz genau stimmen, ehe meine Rechnungen bezahlt werden.“ So war er, diese lange, schlanke, feierliche Jungling: nüchtern, handfeste und unglaublich fleißig. Er gönnte sich kein Vergnügen, seine geistige Erholung war der sonntägliche Kirchbesuch. Er hielt etwas an Kleidung, aber der einzige Luxus seines Lebens waren damals seine Spenden für die Baptistenmissionen. Der Verfasser sagt mit Recht, daß er reich werden mußte, mit oder ohne Peterleum.

Im Jahre 1870 trat Tuttle aus der Firma aus, und der junge Buchhalter übernahm ohne weiteres seine Arbeit. Aber nun dachte er, daß er auch einen höheren Gehalt wert sei. Erweitert hat ihn 700 Dollar im Jahr, aber Rodesseller wollte kein. Der altmütterliche Kaufmann ließ die Sache auf sich beruhen, sein Hunger Gehilfen erfüllte währenddem die Möglichkeit, sich selbständig zu machen. Mit dem zehn Jahre älteren Engländer Maurice B. Clark fing der Achtyehnjährige als gleichberechtigter Partner ein eigenes Geschäft in Landesprodukten an. Seine Umlage waren 2000 Dollar, von denen er 100 erparnt, 100 anderweitig zusammengekratzt und 1800 von seinem Vater gegen jahresprozentige Verzinsung geliehen hatte.

Trotz Kapitalmangels ging das Geschäft von Anfang an gut. Die Bergbauwichtigen in Cleve-

land wendeten auf die beiden jungen Kaufleute und besonders auf den jüngeren aufmerksam, der bald erkannte, daß er ein ausgezeichnetes Geschäft sei, anderen Leute Geld für sich arbeiten zu lassen. John D. entwickelte sich zu einem erstklassigen Pannegonie und unerschöpflichen Schukauer. Beides blieb er viele Jahre lang, bis der eigene übermüdetig angestrengte Reichtum fremde Beihilfe ausschaltete. Von der wachsenden Auseinandersetzung der Nord- und Südstaaten wegen der Sklavenfrage, die lange vor der Entlassung des Jahres 1861 als schwarze Gewitterwolke am politischen Horizont stand, wollte er nichts wissen. Im Grund seiner Seele war er niemals Politiker, wenn er auch später die Befreiung seines Landes aus geschäftlichen Gründen beeinflusste. Was ihn kein Geldverdiener haberte, war ihm ärgerlich. Dabei war Cleveland in dem Jahrzehnt vor dem Sezessionskrieg eine der Hauptstationen der „Untergrundbahn“, auf welcher flüchtige Sklaven nach Kanada durchgeschmuggelt wurden. Entschuldigend mußten Klassenfeinden und Klassenfremden waren nicht selten, am Tage der Hinrichtung John Drenns, des alten Verkäufers der Sklavenbefreiung, läuteten die Glocken und wuchsen Zerknirschungen. Aber der zwanzigjährige Rodesseller ging unbewegt auf dem Dreck zwischen seiner Wohnung, seinem Geschäft und der Baptistenkapelle. Die Familie Rodesseller machte sich heraus, „Big Bill“, der alte Notizingaßler, verhielt gut, und alle seine drei Söhne brachten Geld ins Haus. Die vielgeplagte Mutter konnte endlich aufatmen.

Der nächste Abschnitt des Buches gibt uns einen ausgezeichneten Überblick über die Frühgeschichte des Peterleums. Daß sich der geschäftswichtigen Menschen in WPA, der Kumpen dieses Naturprodukts als Rohstoff nicht früher entzünden, ist eine der großen Merkwürdigkeiten der Wirtschaftsgeschichte. Das Petroleum als Rohmaterial (den lange bekannt, bediente sich die dunkle, stark brennende Flüssigkeit als Überlichte zahlreicher Läden und Öfen den weißen Mann gesteuert auf. Beim Bohren auf Salz wurde das fließende Öl als störende Beigabe betrachtet und mit Asphaltum fortgeschleudert, während Industrie und Landwirtschaft, besonders aber auch das mäch-

zig sich ausdehnende Behauptung nach einem billigen Leuchstoff leuchten und in den großen Städten gewaltige Summen für teures, schlecht genutztes Leuchtgas verschwendet wurden. Als sich dann im Beginn der fünfziger Jahre einige Erleuchtete mit dem so lange verschmähten Naturgasdienst beschäftigten, entstand unter den Profanen die Frage, wie man wohl diese unterirdischen Quellen zu dauernd sturem Flusse zu bringen vermöge. Im Jahre 1857 kam endlich George E. Bissell auf den glückseligen Gedanken, daß sich dieses Getriebe doch auch abfächeln erheben ließe. Bissell brachte einige Gelehrte zusammen, und in ihrem Auftrag erhebeten am 20. Aug. 1850 Edwin L. Drake und Willie Smith das erste amerikanische Petroleum in Titusville in der Nordwestecke des Staates Pennsylvanien aus einer Tiefe von 69½ Fuß, und bald hernach das Öl aus vielen Quellen. Nun setzte das Volk mit einem Schwunge ein. Eine wahre Völkerwanderung Wagenstühle führte sich in das Örtchen des Abgangs und seiner Nebenflüsse, für hieher fast wertlose Fässer wurden phantastische Preise bezahlt. Wie in den Berggoldverlagen kauften fabelhafter Erfolg und verheißende Verpachtung Lär an Lär, in den über Nacht aufgeschossen Ölflüssen herrschte Cauden und Genuß. Abernünftige Forderungen vertrieben ihre unanigen Fruchtsäge in den Aueigen und Lärhallen mit männlichen und weiblichen Gefinde aller Art und schufen auf entrindete Fässer, die ihnen die Abfahrt über ihre Heiler wehrten. Dem Rausch folgte bald die Ernüchterung. Im Januar 1860 kostete das Barrel (155 Liter) Rohöl an der Pumps 20 Dollar, im Februar 18, Ende des Monats 7 und im Dezember 2 bis 3½. Die Beamten lesen und suchten sich von Tag zu Tag, aber der Markt und die Wirtschaftsmittel waren noch nicht ausgebeut.



John D. Rockefeller auf dem Weg zur Unternehmungskommission während der Kämpfe gegen die Trusts in New York, West-Eden

Ein rußloser Aktienführer erschütterte das Vertrauen zu diesem neuen Geschäftszweig, es war eine besonders rüde Zeit in den wirtschaftlichen Fageljahren der Vereinigten Staaten.

Natürlich drangen die Finanzisten aus der Gegend rasch in das neue Element. Im Frühjahr 1860 sahen einige Geschäftsmänner der aufblühenden Stadt besonnen und warnten schnell der eifelligen Meinung, daß da ein paar scharfe Augen hinschleichen mußten. Die Wahl fiel begnadigenderweise auf den noch nicht einundzwanzigjährigen Rockefeller. Er sah hin, sah sich das wilde Treiben an und erkannte das Gutachten: „Hüte dich von der Rohölproduktion! Für eine Entscheidung über die Ansichten des Vertriebsgeschäfts fehlt es noch an zuverlässigen Anhaltspunkten. Wenn die Vertriebs-

gang mit Rohöl in der nötigen Menge anhäufte, werden Kaffineer leben.“ Der Verfasser sagt darüber: „Bleibig Jahre Blagischäft haben des gesunde Urteil dieses 20-jährigen Kaufmanns nach seinen ersten Augenblicken bestätigt.“

Der Ausbruch des Sezessionskriegs schien die ganze wirtschaftliche Entwicklung in Frage zu stellen, nicht aber die Verdienstmöglichkeiten durch Landesproduktionshändler. Rodesseller schloß sich nicht zum Heerestämpfer berufen und verdiente darauf an Kriegslieferungen, daß er von nun an als ein Wohlhabender aufgetreten war. Der Sieg der Südstaaten bei Shantlersville am 3. Mai 1864 brachte ihre Armee unter Lee in die Nähe der Abgetrennt. Die Arbeiter freuten sich zum nordstaatlichen Feinde, die Pumpen rufen, der Preis stieg. Die Niederlage Lee bei Gettysburg am 3. Juli entschied unter vielen anderen auch über das Schicksal des Ölreichtes gegenüber der Nordstaaten. Als Teilhaber der Raffinerie Clark & Andrews hatte Rodesseller seit 1862 die Finger im Ölgeschäft und verdiente nun sehr erheblich an der riesig gestiegenen Ausfuhr nach Europa. Die Wirtschaft der Vereinigten Staaten machte einen Sprung nach vorwärts, der lange Krieg straffte die Kräfte des überlegenen Nordens. Morgan, Carnegie, Rodesseller, Havensager, Gould, die Vanderbilt und andere spätere Geld- und Industriellen kamen damals hoch und machten sich ihre Gedanken über Nachgarnung durch wirtschaftlichen Zusammenstoß. Die Ölfelder in Pennsylvania fließen reichlich, erst allzu reichlich. Rodesseller beschloß, sich ganz dem Öl zu verschreiben. Im Januar 1863 kaufte er seinen Partner Clark mit 75 000 Dollar gütlich aus. „Will ich dir einen Scherz sprechen?“ fragte Rodesseller. „Nein, zähle mir die's auf.“ Es weit war der eine, und so stark war das Vertrauen des anderen in seine Eiderheit. Ein Vierteljahr vorher hatte „John D.“ ein persönliches Unternehmen angefangen, das ihn 50 Jahre lang nicht als Bild bringen sollte, die Öle mit einer feinen Schulfreundin Laura Helgia Spelman, genannt „Gertie“.

Im „Ölreich“ ging es einfallen toll zu. Zuhelfe ständelnde Quellen am Nishole-See verursachten ein neues Fieber. Die maßlosen Forderungen der Zuhelfe, dieser Ge-

malshoren der ganzen Gegend, veranlaßten den Bau der ersten 7 Kilometer langen Abführung von der Pumpe zur Raffinerie. Die Zuhelfe lachten, dann erkannten sie die Gefahr, sparrten ihre Pferde an die Ketten und rissen sie auseinander. Aber damit hatten sie den Rechtsboden doch zu sehr verlassen. Der strafende Arm der Staatsgewalt erhob sich gegen die Abführer. Ihre Macht war gebrochen, überall empfielen neue Meinungen. Der maßlosig arbeitende und peinlich genau planende Rodesseller persistierte von dieser Entscheidung. Auf die Ausfuhr kam es in erster Linie an. Darum organisierte er die Verbindung des verhandlungsartigen Öls von der Raffinerie bis zum Schiff. In Henry M. Flagler fand er den Mann, den er, der unermüdet flüssige, aber niemals Geniale zu seiner Ergänzung brauchte. Flagler war eine prachtvoll männliche Erscheinung, vorbildlich elegant, ein „Abgemessener Feind“, klug und beherztes, dabei von haarscharfem Verstand. Als diese beiden grandiosen Führer sammelte sich allmählich der Generalstab, den die Leitung dieses unheimlich anwachsenden Weltgeschäfts verlangte. Rodesseller sah dabei immer auf den Mann, auf seinen Wohlstand nur in so weit er die geschäftliche Wirkung des Besitzes bewies.

Die Aussicht auf Gewinn aus der Massenware Öl lag neben der Verwirklichung des Verordnungsverfahrens hauptsächlich in der billigen Verdrängung. Als Besitzer der größten Raffinerie in Cleveland erzwangen Rodesseller und Flagler sehr beträchtliche Rückvergütungen von den Eisenbahnen. Im Jahr 1869 besaß Rodesseller schon die größte Petroleum-Raffinerie der Welt. Aber nun begann auch sein jahrzehntelanger, erbitterter Kampf mit seinen Wettbewerbern wie mit der von ihnen aufgeworfenen Rücksprechung und Verdrängung. Am 10. Januar 1870 erfolgte die Gründung der „Standard Oil Company of Ohio“ mit einem Aktienkapital von einer Million Dollar. Hauptaktionäre waren John D. und William Rodesseller, Flagler, Andrews, Hartkef und Jennings. Frank Rodesseller stand im Lager der Feinde und blieb darin pittoresk als erbitterter Widersacher seines älteren Bräders.

Im Ölreich spielt man die Ören. Man gewinnt die zehrende Gefahr. Die Hauptregierung, der „Oil City Herald“, bereitet einen Weltkauf-

stand vor, der begabte Edelsteiner C. G. Bissop erfindet alle paar Tage einen neuen Prachsteinen für die „Standard Oil“. Seine Zeichnungen „Anacosta“ (Riesenschlange), „Mensch“, „Draupis“ (Pelz) haben bekanntlich Heimatrechtinamerikanischen Eigentum erworben. Der „Rund der Miner“ verbreitete eine Lachstimmung, Rockefeller stand auf der schwarzen Liste, ein Lauf wurde angebahnt und die Kohlsäure über die „Standard Oil“ schließlich verhängt. Die Eisenbahnen bekamen Angst und widerriefen ihre Kohlenverträge mit einer neuen Zweckbindung der Minergesamtheit, der „South Improvement Company“, die durch Parlamentsbeschluss des Senates Privilegien ausgestellt wurde. Die „Riesenschlange“ war abget, die Miner im Reich trugten vor Freude. Aber als sich der „Rausch der Schlacht“ verzog, bemerkten einige Scherensichtige, daß Rockefeller die ganze Verdrängungsindustrie Cleveland in die Tasche gesteckt hatte. Sein dreißigjähriger Krieg gegen die öffentliche Meinung und die von ihr mobilisierten Gewalten hatte erst begonnen.

Wenn wir heute, in einem andern Zeitalter, diesen Kampf der Machtverlagerungen gegen die Vorherrschaft des Verdrängungs- und Handelsstrafes überblicken, so muß gesagt werden, daß die Diktaturen der in planloser Unverschämtheit ausgebreiteten Riesenschlange des Erdminers nicht auf einmal in irgendeine wirtschaftlichen Perlen an die Menschheit abgesetzt werden konnten. Wenn sich die Kohlsäure gegen eine vernünftige Regelung hätten einigen Kernen, so wäre ein gewöhnliches Zusammenschieben mit den Kesseln wohl möglich gewesen. Trotz vielen Anlaufes zur Eingangs ist diese unter dem Eigennutz der Einzelleser immer wieder zusammengebrochen, durch ihre Versuche, die Kesseln in die Hand zu bekommen. Es muß zugestanden werden, daß die Eigenart der Kohlsäure das einwirkende Zusammenschieben sehr schwierig machen. Wer eine starke Quelle erbeutet, war natürlich darauf bedacht, daß ihm sein Eigentum nicht angetanzt verfliehe. Er unterbot es die mühsam pumpenden Wertschöner und gestrichelte Preise. Daß die „Standard Oil“ die Menge der Unversierten mit harter Hand regierte, ist nicht zu bestreiten, dennoch, daß jeder verdrängte Eisenstein seinen Nutzen aus dem Trast in die Tasche steckt. Das



„Schwein ist Schwein“
Lachkarte auf die vielen Zeichnungs-Entwürfe der Standard Oil, aus dem Post-Office, Ch. France

Gebahren der Kaufverweigerung war in der Regel so, daß sie dem Besitzer einer von ihnen gestifteten Kesseln oder einer anderen Verdrängung einen nicht anderen Preis mit Gewinnbeteiligung in Aktienform anheim. Ging er darauf nicht ein, so wurde er unter Ausbietung aller geschäftlichen Abgesandten ruinert. Rockefeller war so hart und mitteillos wie irgend einer der großen Eroberer der Weltgeschichte. Ein unerschütterlicher Kaufmann war er jedoch nicht, und Sigua dürfte mit der Behauptung recht haben, daß er auch von weltwirtschaftlichen Standpunkt aus betrachtet sein Vermögen anständiger zusammengebracht habe als Carnegie, Gould, Morgan, Vanderbilt und seine übrigen Millionärskollegen. Er wollte möglichst viel Geld für die bestmögliche Ware. Ein Wirtschaftswissenschaftler ist er nie gewesen, und seine „Standard Oil“ war im Gegensatz zu den meisten Mammut-Verdrängungen in U.S.A. und anderen Ländern immer unterkapitalisiert, nicht betragsmäßig aufgeschwemmt. Seine Aktien hielt er gut, wollte aber auch unbedingter Herr im



John D. Rockefeller, der Millionär.
Phot. International News Photo

Ganze sein. John D. war durchaus das Kind seiner kapitalistischen Zeit und hat es nie begreifen können, daß er auf arbeitslichem Weg nicht so viel Geld verdienen sollte, als er irgend konnte. Für gesetzlich geht ihm allerdings alles, was der berühmte Monarch Samuel C. T. Debs als nicht rechtmäßig nachgewiesen vermehrte. Für die Finanzierung des Rockefellergebäudes sah er sich nicht verantwortlich, und seine privaten Eide vor Gericht haben ihm wohl als Beweismittel oder Schlüsselzeugnis verurteilt. Als Geschenk seiner amerikanischen Heimat besaß er das purpurfarbene englische Gewissen, das sich in direktem geistigen Gehörgang auf Gernot und über tiefen auf die Patriarchen des alten Testaments zurückverfolgen läßt.

Die Geschichte seiner Kämpfe mit Eisenbahnen, Kohlenbergwerken und Staatsparlamenten ließ sich wie eine Folge wirtschaftlicher Ecken- und Kantenstücke. Man wie seinen Widersachern ging es nicht um das Geld als Genußspender, dazu waren alle diese Männer zu reich und in der Mehrzahl viel zu wenig geistigfähig, sondern um das Geld als Machtgrundlage. Wenn ein Mann wie der Eisen-

besitzende Joseph D. Debs sich von der „Standard Oil“ geschlagen sieht, ihr in einer bitteren Schlußverhandlung alle seine Raffinerien, Ölröten, Tanks, Werften und Schiffe überantworten muß und dann mit einem gereinigten Ekel in der Tasche, abgetaucht mit wackelndem Kopf auf seinen erledigten Ehrenstuhl legt, so ist dies gewiß ein hochdramatischer Vorwurf.

Im Jahre 1878 bekehrte sich Rockefeller als Leiter der „Standard Oil“ das ganze amerikanische Ölgeschäft und war der beherrschende und maßgebendste Mann in U.S.A. Die unablässigen Angriffe der Presse, der Parlamente, der Gerichte wie einzelner „Prominenten“ taten ihm weh. Er sah sich in seinem Recht und schmerz empfindend. Seine damals schon in riesigen Maß angelegte Wohltätigkeit gewann ihm keine Zuneigung, weil er sie nicht an die große Glocke hingab. Nachher wachte er um die damals besonders schamlose Käuflichkeit der Presse, aber es verschwand es lange, von ihr Gebrauch zu machen. Was ihm die Öffentlichkeit an wenigsten vergah, war das Geheimnis, mit dem er die Leitung der „Standard Oil“ umsch.

Der wirtschaftliche Freiheitsgeist der Amerikaner blühte sich Ende der achtziger Jahre allmählich gegen die Übermacht der Erbsen auf. Das Unbehagen in Washington veranlaßte einen Besuch von 1900 durchsetzen über und weiß gegen die Erbsen. Die Ölmagnaten sollten vor einer Staatsanwaltschaft geladen werden, waren aber länger Zeit nicht auffindbar. Am 28. Februar 1900 erschien dann Rockefeller im Zeugnisstand und machte einen großen Eindruck. Hier wie immer vor den Gerichtstischen ist er ganz der ideale Zeuge, heiter, verständlich, sachlich, gut klarer Ausdruck bereit: „Gewiß die Standard Oil besitzt ein Kapital von 90 Millionen Dollar und kontrolliert 75 Prozent der Erzeugung. Aber Monopol! Lieber Himmel — nein. Die Standard Oil hat kein Monopol. Es gibt noch 25 andere Ölgesellschaften in den Vereinigten Staaten. — Jegentwende Fabel mit unsern Wettbewerbern? — Heute wie immer sehen

wie in den ausgezehnten Beziehungen zu diesen Herrn.“ Als er zum Schluß um die Schreim-Klasse des Traufs ersucht ward, sagte er in mildem Ton: „Mir scheint, es dürfte doch noch eine Kleinigkeit geben, die Sie nicht von mir verlangen sollten.“

Kampfsünde — ist die richtige Bezeichnung für den körperlichen und seelischen Zustand Redefellers am diese Zeit. Von Kindesbeinen an hatte er unablässig hart gearbeitet. Nun war er einer der reichsten und frommsten Männer seines Landes. Was sollte ihn das viele Geld, wenn ihn alle hassten? Nur die Baptisten-Presse war für ihn, kam aber gegen die Stimmung von Haß nicht an.

Den Entschickungen der Gerichtsbehörde wehrte die Verschwiegenheit Dole zu begegnen. Die „Standard Oil“ ließ sich auf, wie es verlangt wurde, und tat sich wieder zusammen, wie es ihr passte. Mit der Auszahlung von 200 000 Dollar legte Redefeller im Jahre 1892 den Grundstein zur Baptisten-Universitäts von Chicago, auf die er in den folgenden Jahrzehnten etwa 45 Millionen Dollar verwenden sollte. In einer Ansprache an die erste Grammatik-Klasse sagte er: „Der gute Gott gab mir mein Geld, und wie hätte ich es der Universität von Chicago vermacht haben können?“

Im Jahre 1896 zog sich der Kardinal aus dem Rat seiner Ärgnis von den Bischöfen zurück. Er scheint an weiteren Verbauungsleistungen gelitten zu haben und wurde auf strenge Milchdiät gesetzt. Sein damaliges Vermögen wurde auf 200 Millionen Dollar geschätzt. Die alten Kampfgenossen waren tot oder an Altersschwäche. Auch Flagler hatte genug an der Arbeit, wurde aber noch mit 71 Jahren als Mitangeklagter in einem Ehebruchprozeß vor Gericht geladen.

Jüngere Kräfte traten an die Stelle der Alten. In seinem 1874 geborenen Sohn John D. junior besaß Redefeller einen zuverlässigen Vertreter und Berichterstatter. Die Ausgestaltung seines Anteils in Pemaco Falls am Fuß des nördlich von Newport lagte der unentwegt arbeitende Pensionat mit gewohnter Geschäftigkeit an; auf 3000 Hektar wertvollsten Pomeranzengründe schuf er sich im Laufe der Zeit einen mehr als stieflichen Reichtum mit einer Festhaltung von 1000 bis

1500 Hektar. Der arme Mann wußte nicht mehr, wohin mit seinem Geld. Der große Mäurer, das Antenneil, machte ihn reicher, als selbst er sich's je erdacht hatte. In der zweiten Hälfte des fünfzigjährigen Ehepaars Redefeller (Präsident von 1901 bis 1909) begabte es Dole gegen die „Standard Oil“. Sein angesehener Reichtum schätzte Redefeller nicht vor juristischen Unannehmlichkeiten. Als er im Juli 1907 von einem Besuch seiner todkranken Tochter in Frankreich zurückkehrte, sollte er wegen Verlegung eines Antitrust-Gesetzes am Pier von New York verhaftet werden, was erst im letzten Augenblick von seinem Anwalt abgewendet wurde. Die Reue der Menschen plagte ihn sehr, und seine wenigen Freunde waren wohl nicht ohne Grund in ständiger Angst vor den übergesonnenen Vorfällen, die ihn umdrängten, wo er sich in der Geheimlichkeit schon ließ. Er, der sich noch einem ruhigen Leben schenkte, litt schwer unter seiner Beschuldigung.

Vom Jahre 1907 an zeigte sich bei ihm eine deutliche Besserung seiner Gesundheit. Sein unregelmäßiger Lebenswandel mit viel Selbstspiel und sonstigem Aufenthalt im Freien scheint ihn guttun zu haben. Auch seine früher so sehr gespannten Beziehungen zur amerikanischen Öffentlichkeit sollten sich von nun an freundlicher gestalten. Der kluge und wohlwollende Reporter William Hooper wurde auf der europäischen Reise mit Redefeller bekannt, und als ihn dieser sein Leid klagte, sagte er schmerzhaft: „Ihre Schuld, Herr Redefeller. Sie unterlassen es immer, Ihre Meinung zur Frage bekannt werden zu lassen. Ich mußte Ihnen den ganzen langen Weg nach Europa nachlaufen, um Sie endlich zu einer Ansprache zu bringen, und jetzt beschönigen Sie immer noch darauf, daß nichts davon gedruckt werden soll. Es ist Ihre eigene Schuld.“ Der alte Herr mochte große Augen, schenkte dem Kopf und sagte dann nachdenklich: „Wohlriecht ist es ja.“ Er ließ es sich gesagt sein und fand später in Jock der den richtigen Mann für die zuerst recht unheimliche Arbeit der Nachforschungen. Was diese beider ersahnen, waren die nicht zu seltenen Ungleichungen der jungen Männer, welche jetzt die „Standard Oil“ leiteten. Wenn von irgend einer der ungezählten Untersuchungen, in denen Redefellers Geld mitarbeitete, eine un-

soziale Forderung bekannt wurde, traf ihn der Fabel. Hier schaffte Jey der Wandel. Als gescheiter „Publicity man“ (Bearbeiter der Öffentlichkeit) handelte er nach dem Grundsatz: Keine Geheimnisträumerei, Fühlungnahme mit der Arbeitererschaft, anklaffende Propaganda. Es geschah das Wunder des Meinungsanschlusses. Rodefeller wurde vollständig mit ihm in seinem nun schon 30 Jahre währenden Lebensabend das gemessen, woran ihm vor allem lag: Ruhe, Behagen im kleinen Kreis, eine freundlich gestimmte Mittwelt und ein Herrschaftsgefühl auf unerschütterlichem eigenem Grund und Boden.

Nach einer Zusammenstellung Higgins hat Rodefeller bis zum Jahre 1908 die Summe von 750 Millionen Dollar für Wohltätigkeit, Schulen, wissenschaftliche, kirchliche und sonstige gemeinnützige Zwecke verschwenkt. Bis 1909 war es wie ein Wettrennen zwischen dem amerikanischen Vermögensgewinn und seinem Willen zum Wohltun. Der Gewinne des Wohlstands am armen Verbraucher durch Cen-

surung des Überschusses lag außerhalb seiner Wirtschaftsauffassung. Der der amerikanischen Wirtschaftskrise wurde sein Vermögen auf eine Milliarde Dollar gekürzt. Jetzt ist es bedeutend zurückgegangen, vielleicht auf ein Viertel, vielleicht noch weiter abwärts. Die „Standard Oil“ hatte sich infolge allerhöchsten Richterpruchs schon im Jahre 1911 in 33 Gesellschaften aufgelöst. Die ursprünglich enge Fühlung dieser zahlreichen Kinder der großen Muttergesellschaft ist im Lauf der Jahre eine recht lose geworden. Der Wettbewerb, dieser Gegensatz des Wohlstands nach Rodelferschen Glauben, hat seinen Einzug auch in die „Standard Oil“ gehalten. Rodefeller war gegen die Einmischung in den Weltkrieg, bejaufte jedoch, als es anders entschieden war, die Volkseinnahme durch überreiche Kriegsspenden.

Der Vierzweigungsbäcker lebt jetzt auf Peccantio Hills wie ein vom Wandel der Zeit entzerrter Monarch, im übrigen glücklich und zufrieden, inmitten einer Welt, deren Veränderung ihn wenig anstößt.

Germann Kurz

Ein deutscher Volks- und Heimatdichter

Zum 120. Geburtstag am 30. November

Von Friedrich Ege

Die lebendigen Quellen unseres Volkstums zu erschließen, damit sie uns mit den Menschen und Mädchen unserer deutschen Vergangenheit vertraut machen und die Beziehungen herstellen zwischen einst und Jetzt, ist heute eine unserer wichtigsten Aufgaben. Wir haben einen so ungeheuren Schatz an Volks- und Kulturgütern. Wir müssen nur den Staub, der sich darauf angesammelt hat und uns blind macht, abwischen und zu dem Kern vordringen, und er leuchtet uns mit einer solchen Kraft entgegen, daß wir uns immer wieder fragen müssen: Wie ist es denn möglich, daß uns dies unbekannt und unerschlossen blieb?

Güter der Menschen, die es verstanden haben, das Leben seiner Landschaft, seines Volkstums in seiner ganzen Fülle zu erfassen und in bichterischer Gestaltung für alle Zeiten lebendig zu erhalten, ist der Schwabe Germann Kurz.

Germann Kurz ging den Weg so vieler bedeutender Schwaben durch das Eise zum Theologen. Aus innerster Überzeugung verließ er aber als Vikar bereits den Pfarrbors. Er widmete sich, indem er nach Stuttgart überseelte, der Schriftstellerei. Da er aber auf das Selbstvertrauen angewiesen war, mußte das eigene Schaffen vielfach Tagesarbeiten weichen. Als er endlich seinen ersten großen Roman, „Schil-

lers Heimatsjahr", trotz bitterster Noth und Entbehrung, besandt hatte, wanderte das Werk von einem Verleger zum andern, wurde aber abgewiesen. Schließlich fand sich denn doch ein heimathlicher Verleger, der sich des Dichters annahm).

Durchall dieser Roman zum besten seiner Zeit geföhrt, brachte er dem Dichter keine Erleichterung seiner wirtschaftlichen Lage. In oft verzweifelter Stimmung fand Hermann Kurz seinen einzigen Trost in der Freundschaft mit anderen Dichtern. Mit Eduard Mörike stand er in regem Briefwechsel, der heute einem Schatz des deutschen Schrifttums bedeutet. In Karlsruhe, wohin er als Schriftleiter einer hiesigen Zeitschrift kam, vollendete er seine einigzartige Übersetzung von „Kristen und Nalder“. Ferner sind die Shakespears-Übersetzungen für die Beckmannsche Ausgabe zu erwähnen.

Der Dichters „Ausflug" in die Politik der 40er Jahre wurde durch seinen Drang nach schöpferischer, dichterischer Arbeit schnell wieder abgebrochen, denn inzwischen rißte sein geistes Romanwerk, „Der Communitar". Es ist die Geschichte des durch häusliche Mißhandlungen und Reibungen zum Verbrechen gereigten Johann Friedrich Schwan, der als einer der beredigsten Männer des 18. Jahrhunderts auf dem Hochstuhl saß. Derselben Stoff hat auch Friedrich Schiller in seinem „Verbrecher aus verlorener Uter" — allerdings vollkommen frei — gehalten. Hermann Kurz gibt in diesem Werk ein klares, anschauliches Bild der ländlichen Kultur Württembergs um 1750. Die Darstellung der kleinen Adelskavlen und Bauerntreuernden, der Gastwirte, Müller, Wälder, Hantler, Jäger und Räuber, des Einander-in-die-Hauser-Schaden und Mordmordens ist in diesem Roman mit großer Menschkenntnis und einem überlegenen Humor gehalten. Der junge Communitar hat mit einem armen Mädchen angeheiratet, worüber sich das ganze Dorf aufregt:

Aber auch unter den Mitbürgern des jungen Mannes erregte das neue Verbrechen, das ihm aufgegangen war, ein großes Gemurre. Man konnte der Familie des Hühners nicht verstehen, als der



Hermann Kurz.

Der schwebende Dichter und Heimathdichter.

Armut, allein diese Eigenschaft genügt, um den Umgang eines Wohlhabenden mit ihr für die öffentliche Meinung des Volkes, und somit in den Augen des ständisch gekleideten Volks desselben, höchst unerwünscht zu machen. Besten hatte man sie auch mit einer Mischung von Mitleid und Verurtheilung einer Tugend genannt, heute sieht man sie schon als ein Verbrechen der eigenen Klasse ein ungemein freudlich aus guten Grunde dinge: und Friedrich — das Communitar — selbst, dem man seine bisherigen Jugendschicksale heute so gut wie vergessen hat, kam nun als Verursacher dieser Verurteilung nur zu sehr zu Tage, denn man alles Vergangene aufreichte, um zu beweisen, daß er von sehr vortheilhaft zu schiedenen Tugenden und Tugenden zu schiedenen Tugenden gehabt habe. Man wurde es als Verbrecher gesehen, daß er sich zu so geringen Tugenden heruntergelassen: Schließen und den Tugenden wurde es als Schicksal angesehen, daß sie sich mit einem gewissen Gedächtnis einließen (wegen einer Prügelei mehr er als halbes Jahr saß), der doch so mancher, wenn er seine Tugenden annehmen zu lassen würde, gut genug gesehen wäre. Das Gedächtnis von ehemaligen Tugenden Aufführung des jungen Communitars drang bald zu der Frau Communitars, die er nach Kristin verheiratet und in den nächsten Tagen der Frau Maria, als die auf einen Nachmittagsabend zu ihr kam, erzählt. Die Tugenden er selbst, abgesehen von so vollständig wie die Frau Maria

*) Das Buch erschien in der Brandt'schen Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.

erwies. Sollte Frauen lassen die Communitäten haben und empfangen sie mit einem Worte ein weltstehendes Jenseits: Dürf Sie doch, Frau Communitätin — und: O, was denkt Sie denn, daß Sie Ihren ungeliebten Sohn so frühen Lauf läßt — Wozu Sie denn auch? — Das soll! Sie seinen Vater sagen, damit er dem Lauf ein Ende macht! — Die Communitätin, als sie endlich das Wort ergötzen konnte, ersuchte zum größten Verdruß der beiden wohlgelesenen Erzählungsbeobachter mit Entsetzen, daß sie aus allem demie vollständig unterrichtet sei; denn Vater, sagte sie beschämterisch hina, habe sie bisher nichts sagen mögen, wie um ihm einen so schweren Beschuld, wie um dem Sohn, den sie vorgeben in Wien herumzuehrtigen gehesst, viele Tage zu erheben; sie sehe aber wohl ein, daß sie endlich, obgleich ungern genug, den Mund aufstun müsse. In diesem lästigen Verlaß mit vertrieben Reden von ihrem Heilich, sagt sie in die „Scene“ jenseit und macht ihrem Munde die ihren laßt für eine gewisse Stunde aufgekesserte Eröffnung, daß ihr Sohn mit einem Burschenbildchen, ein einen Burschen nach sich in eine Kiste mit eintragen habe. Sie hatte aber nicht den rechten Augenblick gewählt, denn der Communität antwortet ganz trocken: Das ist seine Sache, Jugend will werden, man kann nicht nach allen Mäßen schlagen, die Zeit muß auch dem verfließen, daß sie selbst ein Rath gewesen ist. — Ich weiß gar nicht, wie Sie mir vorstehen, sagte die Communitätin, man soll! so werden, die selbst in ihrer Jugend länger gewesen als der Herzog selbst. Der Communität lachte selbst vor sich hin, denn es ergab sich, seine Frau an bewachten Verstellungen, die sie argwöhnt, kann zu sehen; denn sagte er im Vorzuge: Ich will ihm übrigens bei Gelegenheit ein wenig den Mord machen, damit er nicht mehr, so werde ihm durch die Finger gehen. Wenn ein einmal Zeitling ist, so kann man nicht alle Kräfte haben, aber man muß davon sein, daß nicht der ganze Vater (schröft) auch nicht! Ich muß das beenden, macher einen Schaben zu haben und nach einem Epaen dazu. — Die Communitätin sah ihm, als sie allein war, mit starkem Kopfschütteln nach und sagte gütig hinter ihm drein: Du magst mir ein paarbesen Rausch gewesen sein in diesem Zeitling!

Es groß auch die Anerkennung nach dem Erscheinen dieses klassischen Beispiels der Darstellung aus der Volks- und Heimatsgeschichte einer Lustschicht war, es überwiegt nicht an dem äußeren des des Dichters. Die Familie wurde größer. Infolge zeitiger Altersvergrößerung bekam er ein festes Nervensystem. Schließlich zog er sich zurück und vertiefte sich auf das Land zurück und beschäftigte sich vornehmlich mit wissenschaftlichen Arbeiten. Dem zeitigen wird endlich eine Besserung seines Daseins: Er bekommt die zweite Bibliotheksstelle an der Tübinger Universitätsbibliothek. Mit

seinem Freunde Paul Heyse gibt er die großen Sammlungen des deutschen und ausländischen Novellenwesens heraus. Für diese Sammlung schrieb er auch seine letzte Erzählung „Die beiden Zukus“, ein Meisterstück vorweltlicher Kunst. Hier wird die eigenartige Welt der schwäbischen Pastore lebendig, wie sie in ihrem kleinen Gemeinden weltabgeschlossen, einsam und verlassen leben. Zwei Weisliche lernen sich durch ihren Zukus, wie man damals das Fernste bezeichnet, kennen, indem jeder von seinem Pfarrhaus aus jeden Morgen in die Umgebung blickte. Dabei kamen sie einander in das Blickfeld.

Hier haben wir das schwäbische Volkstum, wie es lebt und lebt! Gerade in seinen kleinen Erzählungen zeigt er sich als ein Meister der sprachlichen und bildhaften Ausdrucksform; sie sind besonders in der scharfen Zeichnung der Charaktere und Ereignisse. Wie großartig steht er z. B. in der köstlichen Erzählung „Der Galgen“ sagt der Galgen“ das lächerliche Gebahren zweier schwäbischer Wirtshauspublikanten des Mittelalters:

Die Dentschpacher und die Dentsinger hatten einen Epaen miteinander. Damals war in deutschen Landen ein furchtbarer Kampf: wenn gegen Teile miteinander selbst wurden und ein Krieg zwischen ihnen ausbrach, so schickte sie, als sie denn das Schicksal gegen, zu mancherlei vorzüglichen Zuständen, um waren zu werden und schließlich in Herrschaft zu gehen. Die Dentschpacher fingen sie gleich an: sie fuhren hin, luden den Dentsinger des Mannes an und jagten wieder heim. Da gingen die Dentsinger auch nicht müde, riefen her und schickten den Dentschpacher die Weinberge aus, truben auch ihre Jagden darin, welche die jungen Erben freisen machten ihre brennende Liebe: denn jagten sie gleichfalls wieder heim. Nun war es den Dentschpacher schon ein wenig heiß um die Leber geworden; sie machten sich auf, legten sich in einem Hirtshof nicht weit von einer Bar, von der Frauen und Leiber der Dentsinger lassenwollen, fuhren in sie und schickten Hirtshof gesungen hinaus. Solches verlor die Dentsinger aber alle Massen sehr; sie brachen den Dentschpacher in ihre Furcht ein und legten und truben, daß die Vogel aus der Luft gebrochen herunterfielen und die Engel im Himmel ihre Flügel hinausschlagen mußten. Daraufhin kamen die Dentschpacher sie toll und jagten mit einem ersten Jage den Dentsinger nach, legten eine Wagerung um ihre Stadt und begannen sie zu belagern.

Die Dentsinger aber haben sich flüchten und lassen die Feinde nicht hinein. Die Dentschpacher waren auch nicht los und wollten immer noch von ihnen weichen, bis daß sie die Stadt besetzten konnten.

ein arbeitstüchtiges und vielseitiges Leben abgeschlossen. Für uns heute lebt er als einer unserer besten Volks- und Heimatdichter, weil in seinem Werkten Land, Leute und Kultur seines

Schweabenlandes so wahr und echt und mit einem warmen Gemüt gehalten sind, daß sie für alle Zeiten ein Zeugnis besten schwäbischen Volksgutes darstellen.

Erhard Bittorf

Durchbruch anno achtzehn

Aus dem neuen in der Franckh'schen Verlagsbuchhandlung, Stuttgart, erschienenen gleichnamigen Buche

Uns, die wir in den Jahren des Krieges achtzehn, neunzehn und zwanzig Jahre alt gewesen sind und in diesem Alter an der Westfront standen, uns erschüttert und packt der Krieg und was wir in ihm erlebten immer wieder mit der gleichen Gewalt. Wir können und müssen immer wieder davon hören und sprechen und denken. Mir und meinen Freunden ist Krieg und Tod nicht nur Grauen und Vernichtung gewesen, uns war der Krieg vor allem eine ungeheure Entfaltung aller Kräfte der menschlichen Natur. Wir schöpften aus den Tagen im Felde jene unbearbbare innere Gelassenheit, die in jedem echten Soldaten jener Jahre noch heute zu spüren ist.

Unser ganzes Sein war in Frage gestellt in jenen Tagen und mußte sich täglich von neuem behaupten, die Frage nach dem, was hinter Tod und Leben ist, stand ohne Unterlaß vor uns. Der einfache Soldat suchte, wenn auch mit ungeschägten Worten und tastendem Herzen, unaufhörlich nach einer Antwort darauf, und dieses Suchen gab ihm Haltung und Würde. Da sollen wir uns heute die Ohren erhalten und jammern wie alte Weiber: Um Gottes willen, nur endlich aufhören mit diesen Erinnerungen . . . ?

Niemand von uns hat Freude am Krieg gehabt, und dieses Buch ist auch nicht aus Freude am Kriege entstanden. Wer es beim Lesen nicht merken sollte, dem sei es hiermit ausdrücklich gesagt.

Wir haben uns in jenen Tagen bewährt. Die Erinnerung daran, die Genugtuung und der Stolz bleiben.

Die neue deutsche Jugend weiß wieder, was ein tapferes Herz und ein gerader Sinn bedeuten. Ich hoffe, daß vor allem sie meinen bescheidenen Bericht gut aufnehmen, und ich hoffe auch auf den Beifall aller Kameraden von anno achtzehn.

27. Mai

Es ist eine halbe Stunde nach Beginn des Erdbebens, steht Häßler Schmidt links neben sich eine Bewegung in der Nacht. Da gehen einige Menschen im Laufschritt vor. Er sieht genauer hin; zwei Mann, die eine

weiße Bekleidung tragen, dahinter noch zwei Mann, und wieder . . . Sie kommen aus der deutschen Stellung und gehen nach vorn. Sollen sie Verwundete?

Er blinzelt genauer hin, und dann weiß er, was



Deutsche Infanterieschwärme überqueren am 27. Mai 1918 den Demerweg. Quelle: Reichsarchiv

los ist: Pioniere tragen Laufwege für die Infanterie nach vorn, fertig zusammengebaute Stige, auf denen sie nachher die Allerte überkriechen sollen.

Zwei Männer kommen und bleiben dicht vor Schmidt stehen, ihre Füße sehen keine kratzige Zentimeter vor seiner Nase. Im Schein einer Leuchtblase, die man bis hier herüber blinkt, glaubt er rote Carosin zu sehen. Er strengt seine Augen an: wirklich, breite rote Streifen an den Füßen. Generalstabsoffiziere! Er denkt daran, daß das ja nach dem Glauben der Drückberger an der Front Drückberger sind.

Da kommen noch mehr Pioniere, sie tragen schwere Rollen.

Schmidt I hat sagen lassen Schwein. Er kann alles genau beobachten, es ist ganz in seiner Nähe. Die Pioniere fangen an, einen breiten Rollentweg zu bauen; sie räumen mit schweren Hämmern tiefe Nötte in den morastigen Boden, sie bauen aus allen Kräften zu, und es ist fast gespenstisch, daß Häfler Schmidt hören kann hören kann. Dabei sind die Leute höchstens vier, fünf Meter entfernt.

Dann fällt ihm der Grund ein: das Leben des Leutnantsmeiers vernichtet jeden anderen Laut. Aber wie der Müller seine Nötte nicht

hört, so hört der Leutnant Schmidt sein Leutnantsfeuer nicht mehr. Man wird es ihm nicht glauben, wenn er es später einmal erzählt wird. Und doch ist es ja. Er hat sich dran gewöhnt. Jetzt endlich ist alles wieder im Bewußtsein.

Jetzt Schürer, der Berliner, Bauarbeiter von Beruf, ist zu den Pionieren hinübergegangen und hilft mit. Er muß sich zu schaffen machen. Auch Schmidt I steht auf und geht hin. Er kann es kaum fassen: mitten in Verbrennungsfeuer stehen hier die Pioniere und arbeiten wie im Manöver — vielleicht etwas schneller, etwas aufgeregter, aber genau so exakt. Und wenn ein Nagel krummgeschlagen wird, dann flucht der Mann wie beißen ein Zuspätk. Die Zeit vergeht. Eine Ordnung kommt, Major Mehmert, der Klassenkamerad vom KMG, in Person. Er erkennt Schmidt I. „Zieh dich, was?“ brüllt er ihm ins Ohr, ist verstimmt.

Die Gruppenführer fassen ihre Mannschaften zusammen. Sie treten an, in Reihen zu einem, werden dem Zugführer gemeldet, wenn schon ein paar Offiziere beisammen, man kann jetzt alles viel besser sehen, die Augen haben sich längst an den Nebel gewöhnt. Schmidt sieht auf seine Uhr und erscheidet fast: den Uhr den

big! Schon einmündigkalte Getränke pflegen die Batterien die feindlichenstellungen an.

Da kommt der Zugführer, sie sehen, wie von rechts heram eine dunkle Reihe von Menschen nahe und nach vorn in der Finsternis verschwindet. Er will nicht aufhören. Schließlich hebt der Zugführer den Arm und geht vor. Schnelles Weitermachen folgen, er selbst und hinter ihm die anderen. Ein Griff zur Gewandtasche, nach dem Gewehr, nach den Handgranaten, und schon schreit er in „Reihe zu einem“ nach vorn.

Da ist die Mille, weiß schimmert der hellere Laufweg, neben dem Stütz ein großes Schild, schwarze Schrift auf weißem Grunde: „1. 3/37.“ Nur diese Zahlen. Neben dem Stütz ein Generalstabsoffizier mit weißer Armkette; er fragt nach der Kompanie Nummer und läßt sie dann verheiß.

Selbst Schmitz I, der Notabizurient, macht einen „Wusch, wenn der sich klappen tut!“ schreit ihm jemand ins Ohr.

„Heraus, meine Freie und die Schmitz zweifeln!“ flucht anerkennend jeder der Fels Mackenroth, der beste Schütz und der schickteste Soldat der dritten Kompanie.

Hinter der Mille wird die Kompanie sofort auseinandergezogen. „Stützen“, kommt ein Befehl.

Vier Uhr! Der kleine Stellungswechsel hat eine halbe Stunde gekostet. Sie haben ohne einen Mann Verlust die Mille überquert.

Aus dem Warten wird kein Entschluß. Das Trommeln dauert zu lange. Wenn sie noch einer Viertelstunde hätten stürmen müssen, so wären sie verpflegt mit zusammengekauften Zäunen. Jetzt haben sich ihre Herren fast schon beruhigt. Jetzt ist der Angriff gar keine große Sache mehr (trifft Schmitz I).

Aber da versammelt die ganze deutsche Artillerie noch einmal ihr Feuer auf dem verhassten Hügel des Feindes, alle Keiler ohne Ausnahme schleudern ihre Granaten und Mörser auf die Stellungen hier im Tal, die erste Welle erhebt sich und geht vor, auf einer Front von sechzig Kilometern erheben sich gleichzeitig die Soldaten von sechzig Divisionen, gehen vor bis dicht an die Splittergrenze der Artilleriegeschosse, eine Flut von zum Hammer Schlag aus. Es ist beinahe noch Nacht, hier im Campital der Mille

läßt sich der Morgen noch nicht abzeichnen, es ist wenige Minuten vor 4 Uhr 40 morgens, und die Flutlinie schon steigt, flüssig Meer vor sich die Erde in die Luft fliegen, Dreck und Schlamm, Baumstämme, ganze Kistenstücke wirbeln auf, die glühenden Splinter fliegen herum und quenden bis vor ihre Füße, stehende Körper räumen kräftig auf die Erde herab, rote Feuer sprühen über die Gesichter der Soldaten, die im Dunkel vorgezogen stehen und warten, den runden Stahlhelm auf dem Schüssel, die Handgranate in der Rechten und ein jagendes Hämmerchen in der Linken. Aber das Toben des Vernichtungsfeldes steigert sich und steigert sich immer noch.

Vor den Soldaten stehen die Offiziere, den Blick auf die Armkette, den rechten Arm hoch erheben, und alle sehen auf den rechten Arm.

4.30, 4.30 $\frac{1}{2}$, 4.40 — die Arme fallen herab, die Offiziere springen vor, die Soldaten laufen mit, da fällt der Vorhang aus Erde, Feuer und Rauch in sich zusammen, die Feuerwalze hat begonnen, vierhundert Meter sind freigegeben für die Infanterie, jetzt gilt es, Anstoß an die Granatenschläge zu halten, je näher heran, um je besser.

Und sie stürzen vor, sie stolpern über Reste des Drahtwerkes, sie fallen in Trichter, sie springen über Gräben, hier lebt kein Franzose mehr, jetzt haben sie die Artillerie eingeholt, aber da springt das Feuer wieder vierhundert Meter weiter vor, sie sind am Hang, sie arbeiten sich hinauf, wie gut, daß wir alle die Holzknäuel bei uns haben, der Schanzel schreit die Erde einfallen aufzugeben zu haben, sie Mettern, sie fliegen, sie schleichen Handgranaten in Lücken und Stellungslücken, der Schanzel rüber sich nicht, doch, da oben, in halber Höhe des Hangs blinz das Licht eines Schminkefers auf, es bestreicht die Stellung rechts davon, ein Maschinengewehr beginnt zu laufen, in der Leuchtblende des Schminkefers sieht Schmitz I die erste Welle seines Bataillons, sie sind schon hoch oben, er sieht einen zusammenbrechen, und er flucht ganzschmerzlich. Und da ist das Licht auch schon ausgeblissen, und das Licht ist auch schon still. Doch an die Artillerie oben auf der Höhe hinter aus, das habe ihr gut gemacht!

SKIZZENBUCH

Zwei Aufführungen in München am Tage der deutschen Kunst

Am Tag der deutschen Kunst erlebte München in zwei Schauspielen zwei verschiedene Welten. In dem Werk des jungen Julius Bernhardt: „Friedrich bei Pruthen“ lebte uns der historische Stoff in seiner besten, poetischen Gegenwart. Im Herbert Hauptmanns neuen Schauspiel „Die goldene Harfe“ wurde uns der Jücker in der vergangenen Zeit; man entsprach, was die alte Menschlichkeit des großen Dichters, „Friedrich bei Pruthen“ kam am Vorabend des Tages der deutschen Kunst im Prinzregententheater heraus und fand, selbst bei offener Szene, lebendes, lebendes Theater. Bernhardt gibt uns hier den 4. und 5. Dezember des Jahres 1757. Friedrich der Große steht sich einer verhassten Übermacht der Österreichern, Sachsen, Russen, Franzosen, Schweden, Polen mit seinem gesumpften, erschöpften Heer gegenüber. Große Schritte seines Heeres sind vom Feinde behindert, die Kanonikale ist erschöpft, seine Mäntel stehen ihm an Knien an, seine Generale beginnen ihn zu verlassen, die Truppen beginnen zu murren. Doch das übermenschliche Willen Friedrichs gelangt es sich durch, alle zu einer aus letzten entschlossenen Kampfgewandtheit zusammenzuschließen. Er ist allem Menschlichen schon fern, seine Befehle umfassen bereits eines Reichlichen. Er weiß, daß es in dieser Stunde um das Dasein Preussens überhaupt geht. Er weiß um Preussens willen alles möglich. Der Tag des 5. Dezember bringt den Sieg in der Schlacht bei Pruthen. Am Abend gehen seine Generale unter dem Küssen, vorwundernswürdigen Willen des Föhrenfürsten aus im Dunkelheit an Friedrich vorüber.

Bernhardt zeigt in diesem Stück eine starke Bühnengestaltung. Er kann die Szene streifen, weiß das Wesen auf die Bühne zu stellen. Doch ist das Stück im eigentlichen Sinne kein Drama. Die dramatische Spannung schafft, selbst. Die Befehle Friedrichs des Großen beherrscht es sehr alles. Doch ist Bernhardt Werk ein ungemein wirkungsvolles Schauspiel, ein lebendiges, plastisches Bildwerk. Die an sich ganz

Epikische Bräunung unterbreicht die menschlichen Schicksale der Feinde Friedrichs zu sehr. Doch zeigt die Aufführung von dem inneren Mächtig der Schauspieler, so daß zwischen Bühne und Zuschauer eine Gemeinschaft des Erlebens entstehen konnte. Aus der Fülle der Schauspieler wußte man die Leistung von Hans Schand als Friedrich dem Großen herausstellen. Das war schön, dem Zuschauer in seiner Zeit zu zeigen, was ein Theater und bedeutet deshalb ein starkes Erlebnis.

Am Sonntag brachte dem die Kammerspiele im Münchner Schauspielhaus „Die goldene Harfe“ zur gleichen Aufführung. Der Jücker der frühen Romantik eines Schicksals ist uns aus. Wir sind auf einem alten, absteigenden Welt im letzten Verfall in den jüngsten Jahren des vorigen Jahrhunderts. Die junge



Die Münchner Aufführung von Julius Bernhardt: „Friedrich bei Pruthen“. Der große König beim Durchmarsch seines Heeres. Hof. Hans Holz, München

König Julius-Maximale lebt nur noch den Zeit ihres in den Fortschrittstagen gefallenen Bruders und in ihrer Kraft, in des Lebens ihrer geliebten Gattin. Durch die besten Chören Götters, die Festliche Friedrich-Maximale und Friedrich-Maximale, die einst mit dem Bruder in den Kampf gezogen, wird Julius herausgerissen aus ihrem Leben in der Dammungsgewalt. Die Brüder gewinnen Julius lieb, doch sie kann sich nicht erheben. Die Welt und die besten Kräfte werden gelassen widerständigen Eigenschaften hin und her gezogen. Lehrer, Wissen, Leben. Der Julius steht immer noch die Welt des neuen Bruders. Graf Maximaler lebt aus dem Leben. Er kann das Opfer, das sein Bruder ihm bringen will, nicht annehmen. Maximaler versteht, weil es für den Brief seiner geliebten Maximaler notwendig ist.

Wir sind hier bei Hauptmann in einer anderen kurzen Gegenwart abgemessen, in einer anderen, in einer Welt der höchsten Welt. Ebenfalls sind ganze menschliche Weisheiten und auch einige tiefere Kräfte in diesen Menschen zu sehen, doch ist es ihre Dama, kein Leben ist leicht ergründlich. Nur in den letzten Jahren gelang es der Theaterherrlichkeit Hauptmann, Lebenswirklichkeit zu zeigen. Die ständige Sprache ist voll von abstrakten Aussagen, selbst nur ist sie sehr schwierig und kann dann unser Inneres werden. „Die gelbe Karte“ ist mit einer Einheit überladen, die weiter bleibt. Einmal ist die Hauptmanns Welt selbst abstrakt. Der große Verlust, der zu einer solchen Zeit für den Menschen gelten könnte, ist vor allem der Aufklärung einer der vielen ausgezeichneten Epikurierung Hauptmanns zu finden. Doch konnte auch in der griechischen und antiken Welt ein Blick nicht übersehen.

Hermann Hauptmann

Kleine Geschichten von großen Männern

Von Hermann Hauptmann

Gestern Friedrich Hauptmann hatte, bevor er den Ehrenhof von König erhielt, immer mit einem menschlichen Leben zu kämpfen. Da man ihn als den gelehrten Dichter Berlin aber zu politischen Verbindungen hat, war es für ihn oft nicht leicht, die Ansichten der Verbindungen mit seinen Verbindungen in Einklang zu bringen.

Es war er eines Tages zu einem hohen Ansehen gekommen; und als er beim Ansehen war, entdeckte er, daß seine „Beziehungsstelle“ auf dem Oberhof ein Buch hatte. Da war ganz klar war. Das hatte seine Verbindungen nicht, ein Buch war seine zu finden. Aber dazu sollte der Dichter ein Buch.

Er sollte deshalb sein Leben in ein Buch, ein Eingebild zu haben. Als der Kaufmann dem König des Dichters eine Eingabe zum Eingebild

hatte, ging es an zu werden und erkläre dem Kaufmann, daß es Hauptmann Eingebild sein sollte, weil der Dichter damit ein Buch im Buch haben sollte.

Als Ernst Marie Hauptmann seine „Beziehungen des Lebens“ in „Hauptmann und Hauptmann“ herausgegeben hatte, so sollte die Eingabe gegen ihn und seinen seine Eingabe dem Hauptmanns König zu, der damals für Hauptmann günstig war, nachdem er verschiedene Kräfte, die ihm zu sein und ungeschickte Kräfte hatten, mit ungeschickten hatten. Der König befahl daraufhin dem damaligen Generalgouverneur von Preußen, den großen Schriftsteller zur Verantwortung und Verantwortung zu ziehen.

Ernst Marie Hauptmann wurde vor ihn geladen. Er ließ sich aber nicht einbilden; und auf die Frage des Gouverneurs, wie er sich aus der Verantwortung ziehen sollte, hat er ihn um Übergabe des Buches, nicht viele Kräfte, die über die Verbindungen und Ungeschicklichkeit der Verbindungen berichten, an und hat ihn, dem König nur auch die von ihm angeführten Kräfte zur Verantwortung vorgelegt.

Darauf hat der König die Antwort: „Wenn dem so ist, so hat der Mann recht.“

Berliner Theaterbrief

Die neue Spielzeit in Berlin steht noch ganz unter dem Geiste des Übergangs aus einer alten in eine neue Zeit und Lebensauffassung. Das Staatliche Schauspielhaus hat jetzt unter der Leitung des Intendanten Willrich und des Dramaturgen Hauptmann die Forderung sehr entschieden an sich genommen und bereits (auch mit einem Spielplan, wie auch mit der Ausgestaltung der Aufführungen, daß es den mit dem Aufbau eines Nationaltheaters auf wirklich künstlerischem Grunde aus den ersten künstlerischen Kräfte des Volkstums und der Erde im Zusammenhang mit der großen klassischen Kulturwelt verbunden ist. Es müssen sich Arbeit mit Shakespeare „Julius Caesar“, den es durchaus als Dichtung und nicht als literarische Tragödie, als eine Kunstwerkzeugung mit dem Leben des Lebens über die besten Beispiele des realen Lebens und des realen Lebensgeschehens auf. Als erstes lebendes Drama sollte es den 40-jährigen holländischen Medientheater Friedrich Grotius mit dem klassischen Drama „Mein Leben, aus der Erde gemacht“ sein. Das schon 1902 unter dem Titel „Mein Leben“ herausgegebene Stück, das in großen zu einer lebenswichtigen Fülle ausgeht, ist, gestaltet die deutsche Kunstwerkzeugung mit der Weltlichkeit des Dramas, die von der Kultur, gebildet, nicht- und lebenswichtigen, magischen, intensitätsreichen Erde in einem Leben und Gedanken, der zu einer Verbindung wider Worten Leben führt, und den nur von einem Leben bestimmt, der Erdbeute ausgehenden Lebens ganz menschlich vorgebildeten Lebensweise nicht. Das aus der Zeit zum Hauptmann und Ernst Hauptmann herausgewachsene Stück steht sich aus dieser Dama

und körperlicher Züchtung zu nützlich, je höher Beförderung und Bezahlung des geistlichen Priester.

Die Theaterbesucher haben noch nicht den selben Grund wie das Staatstheater gefunden. Heinz Hilpert's „Kollaborator“ am Hof-Theater bringt die 1883/84 geschriebene Komödie „Band der Jugend“ von Wien, die sich lebensecht und humorvoll durch die Gefahr des Rechtsanwaltsbüros hinweg mit der Brichtigkeit des bürgerlichen Überdramas und der Kleinstadtwelt auseinandersetzt. Auch Hartmann Grottel's von Richard's Hofmann's Dramen „Der Staatsanwalt“, das Walter Jankuhn im Theater am Hofplatz spielt, spielt mit seiner Schilderung der politischen Lage Preussens beim Beginn des Napoleonfeldzugs nach Rußland und mit seiner Darstellung der verhängnisvollen Politik Hartmann's, die im Winter 1812 auf 1813 zum Ausbruch „An mein Volk“ führt, auch ganz in die kurze Zeit eines sorgfältigen Ausdrucks eines diplomatischen Politikers bei verantwortungsvoller nationaler Beförderung. Hier ist noch nicht ein neues neues Leben sichtbar, wie es eines Mann bei Hermann Burck's alten „Kette“ ist, das das Theater in Friedrichshagen aus der Gegenwart spielt, zu machen ist. Und das man möchte auch



„Kette und Kette gemacht“

im Deutschen Schauspielhaus am Hofplatz. Auf der linken Seite: Heinrich Hilpert als „Kollaborator“ und Heinrich Hilpert als „Kette“.

haben in Friedrich Schiller's frühesten Schauspiel „Kollaborator“ (nicht nur) „Kette“ (Kollaborator) spielen kann. Aber auch Jugend erhalten hier ihre Beförderung und Beförderung: der alte Daniel Teller wird durch die kollektive Beförderung Jugend von den Kette und Sorgen (nicht nur) Teller befreit.

Die Theaterbesucher haben nicht den selben Grund wie das Staatstheater gefunden. Heinz Hilpert's „Kollaborator“ am Hof-Theater bringt die 1883/84 geschriebene Komödie „Band der Jugend“ von Wien, die sich lebensecht und humorvoll durch die Gefahr des Rechtsanwaltsbüros hinweg mit der Brichtigkeit des bürgerlichen Überdramas und der Kleinstadtwelt auseinandersetzt. Auch Hartmann Grottel's von Richard's Hofmann's Dramen „Der Staatsanwalt“, das Walter Jankuhn im Theater am Hofplatz spielt, spielt mit seiner Schilderung der politischen Lage Preussens beim Beginn des Napoleonfeldzugs nach Rußland und mit seiner Darstellung der verhängnisvollen Politik Hartmann's, die im Winter 1812 auf 1813 zum Ausbruch „An mein Volk“ führt, auch ganz in die kurze Zeit eines sorgfältigen Ausdrucks eines diplomatischen Politikers bei verantwortungsvoller nationaler Beförderung. Hier ist noch nicht ein neues neues Leben sichtbar, wie es eines Mann bei Hermann Burck's alten „Kette“ ist, das das Theater in Friedrichshagen aus der Gegenwart spielt, zu machen ist. Und das man möchte auch



„Kette und Kette gemacht“

im Deutschen Schauspielhaus am Hofplatz. Auf der linken Seite: Heinrich Hilpert als „Kollaborator“ und Heinrich Hilpert als „Kette“.

Ein interessantes und abenteuerliches Buch, das bei den Lesern von Zuckers „Extrakt“ viel Beifall finden wird.

Gunnar Gunnarsson, Die Eidbrüder. München: Langen-Müller, 1932. 275 S. lw. RM 4.80.

Gunnarsson bringt hier wie fast in allen seinen Romanen den Stoff aus der reichen Geschichte Islands. Er beschreibt das Leben seiner Freunde, die Eidbrüder, die größtenteils geistlos leben. Doch hier erhebt diese Charaktere ergoßen sich Spannungen, die durch die stete Befassung unentbehrlicher Tiere oft unter physischen Kämpfen überwinden werden. Dieser Kampf um das Leben, Eigentum und Ruhm ist der Hintergrund. Trotzdem nicht immer die letzte Seite gelassen ist, ist man auf jeder Seite die Kraft eines großen Dichters. Die Beschreibung ist leicht und schmerzhaft. Die Gedanken des Dichters sind heute wieder so neu wie in der Gegenwart der Eidbrüder, obwohl nicht jedermann das Buch mit Begeisterung lesen kann. (H. v. Lenz)

Herta und Pauline, Götter, die zu Menschen wurden. Stuttgart: Metzner und Schröder, 1932. 271 S. lw. RM 4.80.

Ein Roman aus den Tagen des Mittelalters. Der erste Teil ist mit einem jungen Mann und seiner Liebe und der zweite Teil mit der Geschichte von Herta und Pauline. Herta, die Tochter eines reichen Mannes, ist gegen den Willen ihres Vaters verheiratet. Sie verlässt ihn und verheiratet sich mit einem anderen Mann. Pauline, die Tochter eines anderen Mannes, ist ebenfalls verheiratet. Sie verlässt ihn und verheiratet sich mit einem anderen Mann. Der Roman ist eine Geschichte von Liebe, Ehen und Verheiraten. (H. v. Lenz)

Der Roman ist eine Geschichte von Liebe, Ehen und Verheiraten. (H. v. Lenz)

Osw. Spengler, Jahre der Entscheidung. Teil I. Deutschland und die weltgeschichtliche Entwicklung. München: Beck, 1932. 145 S. Kart. RM 3.20.

Es ist für Spengler schon, das Leben der Völkergeschichte, das eine vollständige Epoche der Menschheit ausmacht, abgeklungen. Es geht er zu dem Mittel, dem Verständnis zu kommen. Da kein Geschichtsbuch eine vollständige Epoche der Menschheit ausmacht, abgeklungen. Es geht er zu dem Mittel, dem Verständnis zu kommen. (H. v. Lenz)

Ein Buch, das durch seine großartigen Proben und seine Sprache zu einem eigenen Buches ausreicht. Ein weiterer Versuch, das Buch zu einem guten Buch zu machen. (H. v. Lenz)

Romane der Scholle

Gustav Schöder, Der Bauernhof. Roman. Gütersloh: Bertelsmann, 1932. 363 S. lw. RM 4.40



Bauernhof

Der Bauernhof ist ein Buch, das die Geschichte eines Bauernhofes erzählt. Es ist ein Buch, das die Geschichte eines Bauernhofes erzählt. (H. v. Lenz)

Es ist ein Buch, das die Geschichte eines Bauernhofes erzählt. Es ist ein Buch, das die Geschichte eines Bauernhofes erzählt. (H. v. Lenz)

Das ist ein Buch, das die Geschichte eines Bauernhofes erzählt. Es ist ein Buch, das die Geschichte eines Bauernhofes erzählt. (H. v. Lenz)

Friedrich Gellert, Das letzte Gesicht. Erzählung. München: Langen-Müller, 1932. 317 S. lw. RM 4.80.

Die Geschichte eines Mannes, der in der Kriegszeit und nach dem Krieg die Geschichte eines Mannes erzählt. Es ist ein Buch, das die Geschichte eines Mannes erzählt. (H. v. Lenz)

der sein Menschsempfinden tiefste Bedrücktheit geliebt hat, in jenen Stunden. Aber er schafft sich das verlorne Erbe neu. Wie einst sein Vater, der das Land selber gerodet hat, beginnt er noch einmal ganz neu neu, unbekümmert um alles menschliche Geschick, das auch das Dorf quälend ist. „Ein Geschick das vergeht, das andere kommt, die Erde aber bleibt ewig leb.“

Ein ernstes und schmerztes Buch des menschlichen Lebens, das sprachlich aus blühendem Dufte besteht.

Heinrich Lühmann, Pfug im Acker. Roman. Leipzig: Siedemann, 1933. 323 S. Lw. RM 4.80.



Ein Bauer ruhen, der das weltliche Land und den Geist seines Bauerntums lebendig und farblich hält. Im Mittelpunkt steht ein Mann, der das verliert, was aus dem blühenden Acker nur noch ein Stein ist: das Lebensrecht. In diesem, der sich seit Generationen auf dem Hof und dem angeschlossenen Felder verbunden weiß. Das überschüssige Korn und herrlichem Weizen, wird ihm die Erde mit der ganzen Frucht, deren Kinder sterben, zur Last. Er verstreut sich in Wäldern, wo ihn aus der Einsamkeit des Dorfes nichts und sein Heim zu gewinnen droht. Wir erleben sein Ringen zwischen Pflichtgefühl und dem Tode des Geistes, das zugleich das Recht der Natur ist. Schließlich kommt ihm das Gefühl zu Hilfe, indem es ihn tief in die Erde führt und ihm die Frau nimmt, in der er in der ersten Lebenszeit die ihm Überlebende gefunden hatte. Eine schwere Verurteilung des Weltlebens vollendet das Werk der Erzählung. Als ein Verurteilter, der begriff, daß gerade das Letzte Opfer bringen muß, stirbt er jetzt.

Das Buch ist in einem eindringlichen, manchmal etwas zu pathetischen Stil geschrieben. Die Meinung, die aus ihm spricht, und die farbige Darstellung menschlichen Lebens machen es zu einem Werkstück, das gerade den Menschen der heutigen Zeit sehr entgegenkommt.

Dr. E. Dorje

Hans Frank, Eigene Erde. Roman. Bremen: Schönewald, 1933. 372 S. Lw. RM 5.80.

Der Fiktionsschreiber Hermann Frank hat 1914 das literäre Leben eines Mannes zu skizzieren, der sich in seiner Zeit nicht mehr zurechtfindet, weil er an abgelebten Gewohnheiten und Verfassungen festhält, festhalten muß, um innerlich nicht zusammenzusinken.

Er muß seinen Sohn und Enkel fast an der Winterfrankheit zugrunde gehen sehen, er verliert fast seine Frau sterben, er sieht, wie er die eigene Scholle gesätet, vertrieben, indes ein Vater mit größtem Besorgnis seine Güter beschützt, aber er kann nicht von seinem alten neuen Weltanschauung lassen und im Unwiderstand gegen seine Kinder, gegen seine Tage leben, in Evidenz gegen seine Heimat, gegen Volk und Staat. Er aber nicht die Kräfte, die aus der eigenen Erde emporspringen und den Menschen das Geleg ihres Lebens verschaffen. — Der überaus fließende und anschauliche Roman kann als Vorbild für geschulten Lesenden bezeichnet werden.

Heinz M. Giffert

Alfred Brust, Einband. Die Kinder der Allmacht. Roman. Berlin: Golln, 1933. 346 S. Lw. RM 5.80.

Weder ein stofflicher noch ein phantastischer Roman. Zentrum dieses der Herrschaft mit den Mächten unserer Gegenwart, von denen unsere Zukunft in Lebensschicksalen oder unvorstellbaren Einsamkeit abhängt. Ein Zeit-Einband ist durch die Abhängigkeit von einem strahlenden Fiktion, der im Welt der Mächte im Weltland steht, und von einer Abhängigkeit, die nie ihre Heimat erreicht, sondern die weltliche Machtbewusstheit und die ständige Notwendigkeit. Er erzählt, die Jüngling nach Osten verschlagen, dort das reiche Herdreich, in dem sich die erlernten Tugenden und Verurteilungen erhält. Wie sich der Herrschaft des Weltreiches im Gegensatz erhält, werden die menschlichen Herrschaften des Ostens nach und nach auf und geschlagen die Machtbewusstheit. Das in der Harmonie mit der Welt Natur kann das Recht der reinen Natur, wie Frieden es sich, bestehen.

Ein Roman, der Brust tiefen menschlichen Erkenntnis, beschreibt die Geschichte von Leben, die mit geschickter Seele durch die Leben gehen.

Heinz M. Giffert

Bertha King, Die Tochter von Hildesheim. Roman. Aus dem Norwegischen von J. Sandmeier. München: Langen-Müller, 1933. 356 S. Lw. RM 5.—

Alle Leses, die vernachlässigen Leses des Lebens, folgen Hermanns Kräfte auf Hildesheim, lebt das das des menschlichen Lebens, von Menschen beleuchtet, von Natur beleuchtet. In der Natur der mütterlichen Liebe-Liebe und die einfachen Worte von Hildesheim. Ihr Zeit wird sich überlegen und den Tod der Mutter. Der Vater erkrankt bald in Lebenszeit zu einer Geschichte des Lebens. Die Ehe mit der rechte zugleich schwere Schicksal von Hildesheim-Liebe, die leidenschaftliche Liebe des Lebens ihn gebracht hat. Die Frau verliert er nicht an einem jungen Menschen, ihre Schuld gegen das Vergehen der Liebe nicht möglich. Er erkrankt sich der Tochter. Diese, das Bild der neuen Natur und die selbe Wunde ihres Geschicks, im Leben, geht bei menschlichen Schicksalen den Weg über den Berg zu den Menschen ihres Lebens. Ein Nicht der Natur und nicht hallen können von dem einzigen Vater gerettet. — Ein Buch für alle ernste und reife Menschen.

Heinz M. Giffert

Colin Roß

»HAHA WHENUA — das Land, das ich gesucht«

Von Bernard R. Friedrichs

Während sich Colin Roß mit seiner Familie im hohen Nordmeer aufhält, erscheint sein neuestes Buch: „Haha Whenua — das Land, das ich gesucht“¹⁾. In der kalten Welt der Arktis bietet es einem angenehmen Gegenstück durch den Untertitel des Werkes „Mit Kind und Kegel durch die Süden“ erklärt wird. Das Leben von Mami, dem Helden, der Haha Whenua — „entdeckte“ — (man wird sehen, wie) ist ein Märchen, das sich die Mäori erzählen, wenn sie abends an den warmen Dächern und Zelken ihres Landes sitzen, in warmen

Männer und Frauen gemeinsam, in der ausschweifigen Fröhlichkeit des Paradieses vor dem Winterfall, gehabt haben.

Mami war ein junger Held. Er hatte Sonne und Mond über Nahm angeschlossen. Er hatte das Geringste von Kanaren geistert und war Herr des Feuers und des Wassers. Aber er war auch ein Riesenjäger. Während seine fünf Brüder fleißig fischten, lag er daheim untätig herum, so daß sich seine Frau und seine Kinder über ihn beklagten. Da ergrimmte Mami und erklärte, er wolle einen Fisch fangen, so groß, daß er in der Sonne faulen solle, ehe seine Brü-

der ihn aufheben könnten. Er warf die Angel aus, und es biß an. Er zog und zog mit solcher Gewalt, daß das Raus, in dem die Fische saßen, auseinanderbrach. „Laß los, laß los, Mami!“ schrien sie voll Angst, „wir werden alle ertrinken!“ Aber Mami zog und zog, und siehe, er zog ein Land aus dem Meer . . . Und so entstand Neuseeland. „Das ist Haha Whenua“, erklärte er seinen staunenden Brüdern. . . „das Land, das ich gesucht habe.“

Colin Roß hat zehn Jahre lang gesucht. Er hat Haha Whenua draußen in der weiten Welt nicht gefunden und es doch entdeckt. Die Fische, so schön sie ist, hat der letzte Roß der Unruhe, den man nur im Land der Glückseligkeit verliert, in seinem



Chinesen in Neuseeland
Nähe von Colin Roß, Haha Whenua — das Land, das ich gesucht
Mit Genehmigung von Döring & S. Nordmann, Leipzig

Sorgen nicht sein können. Und diese sanftmüthige Erziehung hat Gelin Rog, dem Weltwunderer, auf die Spur des Schatzes gebracht, wo allein Haha Whenua zu suchen sei. Haha Whenua, das Land, das wir suchen, kann nicht finden, nirgendes auf der Welt, im weitesten Erdwinkel nicht, was es nicht vorher selbst herausgeholt hat aus dem eigenen Innern. Der trägt es unentbehrlich im Herzen, das Land, in dem Vater und Mutter gewohnt, die Ehre der Liebe, Heimath genannt. Nur der allein findet den Schatz, steht ein in das Reich Mania, des Gelben, der diesen unentbehrlichen Schatz tief in der Brust geborgen hielt.

Mit einbringlichen Worten gestört Gelin Rog die weltlich-romantische Anschauung des Mittelalters von einigen Fiebern der Südsee-Inlande. Die Wahrheit sieht brutaler aus, und die lieben Sorgen, die Nachbar, täglich Tod und Krankheit heißen, sehen dem Inselnarrn wirklich nicht. Wie würden sie staunen, daß sich die Phantasie des Abentheurers so als glückseliger Jünger des Barock Eens ausnimmt! Vor allem eine Sprache wie ein Damaskusschwert über dem Leben vieler Südseevölker: die Furcht vor Mord. Der Primitive kennt ja in keiner Weise unsere Achtung vor dem geistlichen Leben des einfachen, vor seiner Gutmüthigkeit und Murereiglichkeit. Für ihn ist Leben Leben, ein großer Gemeinbegriff, zu dem Tier und Pflanze ebensogetrieben wie der Mensch. Wenn wie man Tier und Pflanze unbedenklich frisst und verzehrt, genau so auch den Menschen. Gelin Rog hatete der papuanischen Verkehrselenie Dale Island bei Port Moresby einen Besuch ab. Den Mördern schied weiß das Bewusstsein, eine strafbare Tat begangen zu haben. Sie haben nach ihren Begriffen tatsächlich nichts getan. Es gibt auf Papua, da, wo das Gesetz des Europäers noch nicht gilt, ein Recht auf Mord, mehr als das, eine Pflicht, zu morden. Nach dem Grund des Todeschlages befragt, geben die Mörder oft genug zur Antwort, daß der Erschlagene „eben gar nichts mehr getrunken“ hätte. Man wolle gern ein Exempel für ihn bezahlen, das sei mehr, als er wert gewesen. Einmal gab ein Mörder sogar die verdächtige Antwort: „Er schwächer wird!“ Das ist Grund genug in Papua, einen Menschen umzubringen. Oder die Mörder haben beinahe das Gefühl einer guten Tat, je jene, die am

Weg eines alten, kranken Mann fanden, der hat, umzumachen zu werden. Er brachle damit die Eingeborenen, die in Eile und Schwerbeladen waren, in ein arges Dilemma. Seine Bitte nicht zu erfüllen, wäre gemeinlich angesehen gewesen. Deshalb blieb nichts anderes übrig, als ihn umzubringen. Es wußte man auch nach dem Urteil der eingeborenen Jungen und Erwachsenen, die über den Fall gehört wurden, alles in Ordnung. Das einzige, was diese beunruhigte, war, daß der Mann auf einem himmlischen Weg, den die Regierung hatte anlegen lassen, erschlagen wurde. Nachdem die Regierung nun einmal ein, wenn auch unbegründliches Vorurteil gegen jeglichen Todesschlag hat, war es durchaus „schlechtes Benehmen“, je etwas auf einem Wege der Regierung zu machen. Man hätte den Mann vorher in den Busch schleppen sollen!

Nicht alle Mörder tragen den Schmel der Feuertugend, einen Orden, den die Eingeborenen Gera nennen. Andere haben eine stammesweite Selbstanklage im Haar oder auch Kaskarade Perlenkettenschnüre. Um die Bedeutung dieser Auszeichnung zu verstehen, muß man sich klar machen, daß vor Ankunft der Weißen außerhalb der einzelnen Dorfer dauernder Kriegszustand herrschte. Die Papuaner mußten unterwegs ständig auf Angriffe feindlicher Eingeborener gefaßt sein. Wenn sie einen solchen Mordfall erfolgreich abgewehrt oder überhaupt einen Menschen erschlagen hatten, erfüllten sie die Gera zum Beweis ihrer erfüllten ritterlichen Pflicht. Diese Auszeichnung tragen sie mit Stolz. Mit der Zeit entsarnte die Gera ferdlich. Es ging bald weniger um die ritterliche Pflicht, Brav und Knd beschützt zu haben, als um das Abgeben. Man es zu erlangen, schlug man auch einen Todschloß bei, einen Greis, eine Frau, ein Kind. Als die Briten nach Papua kamen, gab es Fälle, wo — Kinder zu Mörtern wurden, um sich mit der Gera schmücken zu können. Selbst heute noch ist die fiederliche Maske des Mordes aus Kaskarade nicht verschwunden. Die Abrechnung mit Jnsassen, die auf Dale Island herrsche, beweist es mit schmerzlicher Deutlichkeit.

Man muß verstehen, daß die Briten verstanden haben, die furchtbare Gewaltsamkeit der Eingeborenen, die Kesselschlacht, anzukerkeln. Doch mit einem Erfolg, der die Tragfähigkeit aller Bemühungen, die Nächstenliebe zu fördern, ent-



Kanapari, eine Insel im Pazifik
Die nördlichen Hügel zeigen bis zu den Gipfeln an

hüllt. Von unserem Standpunkt aus sind die Verteidigungen gegen die Kopfsjagd mit Leide getroffen worden. Aber die Eingeborenen selbst sind mit dem Verbot gar nicht einverstanden. Der Gouverneur einer Südseelands hatte ein Gespräch mit einem alten, kranken Eingeborenen, der in seiner Jugend selbst noch Köpfe gejagt und Menschen gefressen hat. Der Gouverneur fragte den mit sich und der Welt angefreundeten Alten, was ihm und seinem Stamm eigentlich fehle. Der Alte antwortete, daß ihnen mit dem Verbot der Kopfsjagden und des Menschenfressens aller Spas am Leben genommen sei. Der Gouverneur gab, wie Colin Keß erzählt, dem alten Menschenfresser — recht. Das Leben ist den Südseeländern, die Kannibalen waren, einfach zu langweilig geworden, abgesehen davon, daß Genuß von Menschenfleisch und das Präparieren der Schädel mit den letzten Geheimnissen ihres Kultus verknüpft sind. Das Leben in der „paradiesischen“ Südsee, die vielen Europäern ein Sehnsuchtsort ist, war schon vor dem Eintreffen der Europäer eintönig. Diese Einsamkeit wurde zumeist jedoch durch geradezu ungeheuerliche, die Herzen bis aufs letzte aufpeitschende Konflikte unterbrochen — es sei nun um einen Überfall

auf ein feindliches Dorf handelte, oder ob der Feind in die eigenen Häuser einbrach und ein jeder um sein Leben zu kämpfen hatte. Diese einzige große Abwechslung, die die Südseeländer hatten, wurde ihnen durch die Europäer genommen. Der Sport ist für diese Menschen nur ein kümmerlicher Erlatz. Die Inseln in der Südsee sind nach den Beobachtungen Colin Keß jetzt so schlimm, daß ganze Völker aus — Langeweile oder, genauer gesagt, deshalb aussterben, weil ihr wohlgeordneter bisheriger Lebensgenuß nur durch den Anbruch der weißen Zivilisation in unheilvoller Weise gestört werden ist.

Auch mit dem Vulkanismus in den Tropen ist es nicht anders, wie es sich der Abendländer gern ausmalt. Natürlich gibt es Feuersbrünste, die einem in den Mund wachsen, aber um von ihnen leben zu können, muß man gelernt haben, mit ihnen umzugehen, seinen Körperhaltung mit ihnen in Ordnung zu halten, oder vielmehr alles verlieren haben, was wir uns im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende an Bedürfnissen erworben haben. Bananen und Kokosnüsse erscheinen nur den eine ideale Nahrung, der sie als Delikatesse kennt. Der Primitive, der Bananen und Kokosnüsse täglich isst, verlangt zu dieser langen Nahrung Zuck. Ihre Be-

schaffung aber erfordert Arbeit, mag es sich um Baumwolle, Fleisch oder Fisch handeln. Man ver-
gesse auch nicht, welche Unannehmlichkeiten der
Fertigkeit, Intelligenz und wider Arbeit erfor-
derlich ist, um die notwendigen Bedürfnisse an
Kleidung, Wohnung und Gesundheit zu befriedi-
gen, wenn sie alle nur mit den zeitlich ver-
fügbaren Mitteln gedeckt werden sollen. Unzweifel-
los im wahren Sinne des Wortes vermögen heute
die meisten Ostasieninsulaner ebensov wenig zu
leben wie die Ostimes, die sich an Petroleum,
Gewürze und Mineralien gewöhnt haben. Auf
diese Verflechtung der Weltwirtschaft ist es
zweckmäßig, daß selbst in den entlegensten
Eckenden der Erde das Bedürfnis der Arbeits-
losigkeit nicht mehr unbekannt ist. Elin Røff
hat viele Ostasieninseln besucht, die völlig abseits
der großen Verkehrsstraßen liegen, die sich aber
schon so sehr an den internationalen Handel und
Wandel angeschlossen haben, daß ihr Wohl-
stand zum großen Teil von dem Fall und
Steigen der Weltmarktpreise für die Erzeug-
nisse des Landes abhängt. Wenn es beispiels-
weise mit der Kope, die in der Ostasien heute
noch reichlich, allzu reichlich erzeugt wird, nicht
mehr ist, weil die Industrie einen billigeren,
künstlichen Rohstoff geschaffen hat und die
Frieden der Palmen nicht mehr braucht, dann
müssen viele Insulaner wieder lernen, als
„Wilden“ zu leben, was eine Anzahl weißer
Menschen unverständlicherweise als Gipfel-
punkt irdischen Glückes betrachten. Eine solche
Umstellung würde den „Wilden“ sehr schwer
fallen. Denn inzwischen haben sie sich daran
gewöhnt, neben den Früchten ihres Landes noch
Rais und Mehl, Pfeffer und Konjaken,
Fisch und Gewürze zu essen, Kleider, eine
Wanddecke, ein Lager und ein festes Haus zu
haben, kurz, an den „Gegnungen der Zivil-
isation“ teilzunehmen.

Australien sah im kaiserlichen Deutschland
seinen größten Gegner im Pazifik und lebte in
ständiger Angst vor einer deutschen Invasion.
Heute hat es eingesehen, wie leicht diese Ein-
stellung gewesen ist. Japan, das Australien
geographisch viel näher liegt und infolgedessen
als Gegner eine unergreiflich stärkere Be-
deutung darstellt, als je Deutschland jemals
hätte werden können, trägt immer härter
zum Verengen australischen Raums und zu den
australischen Kolonien bei. Auch die aufstei-

gend ausschließliche Befestigung Japans mit
den mandchurischen Fragen kann nicht darüber
hinweggesehen, daß sich eines Tages die imperi-
alistischen Ziele des Kaiserreiches von der kon-
tinentalen Richtung wieder auf die Ozeane zu
bewegen werden. Man darf nicht vergessen, daß
die Japaner ein Inselvolk und ein südliches
Volk sind. Wer bei Elin Røff gelesen hat,
wie der Japaner bereits auf Hokkaido selbst und
wie schwer es fällt, selbst nur hierher japanische
Pioniere zu ziehen trotz größter Versprechungen
und Vergünstigungen der Regierung, sieht der
japanischen Wanderung nach Norden stetig
gegenüber. Auch die Mandchurie ist ein kaltes,
nördliches Land, wenigstens für japanische Be-
gisse. Japan braucht dies Gebiet, weil seine
eigene Erze- und Kohlenbasis zu schwach ist und
weil es hofft, im mandchurischen Nördosten
Erz- und Kohlenquellen zu finden, aber
wohl sieht sich der Japaner in der Mandchurie
nicht. Trotz aller Hindernisse durch die japa-
nische Regierung, trotz aller ausgeprägten
Organisation der Einwandchurischen Behör-
den ist die japanische Siedlung heute bereits hoff-
nungslos von der chinesischen geschlagen. Es ist
ein Witz der Weltgeschichte, daß die Auskre-
ter, die vor dem Kriege in Deutschland ihren
gefährlichsten Gegner sahen, gerade durch die
Wegnahme der Kolonien aus den Händen
Deutschlands sich selbst die mächtigste Bedro-
hung geschaffen haben, die sie immer abwehren
wollen und durch den für Deutschland unglück-
lichen Ausgang des Krieges auch abgewandt zu
haben glaubten. Bekanntlich ist Japan Man-
datschuk der ehemaligen deutschen Kolonien
im Gelben Ozean und kann sie jetzt nach seinem
Austritt aus dem Völkerbund zu strategischen
Stützpunkten von hoher Bedeutung und damit
zu Angriffswaffen ausbauen, die sich einmal
gegen das weitestläufige Australien und seine
Kolonien richten können. Hätte dagegen
Deutschland heute seine Ostasienkolonien noch
im Besitze, so wären die australischen Politiker
einer schweren und langen Zukunftserregung lebhaft.

In dieser Zusammenhang gehören die von
Elin Røff mit westlicher Feder geschilderten
Kämpfe, die sich um den deutschen Kolonialbesitz
in der Ostasien abspielten. Sie sind wohl die
akraschsten und unbedeutendsten Episoden
des Weltkrieges. Um so dankbarer ist es,
wenn der Verfasser die Erinnerung an die Auf-

anstehen der deutschen Krieger im Diamond-Hospital auf-
trifft. Mit unbedenklicher
Zapferkeit entschloß sich das
deutsche Gouvernement sofort
nach Kriegsausbruch zur Ver-
schiebung, obwohl es nur über
einige schwache Polizeijungen
als ganze bemessene Macht
verfügte. Das Mißverhältnis
der beiderseitigen Kräfte war so
groß, daß es allein schon ein
Wunder an Tapferkeit ist, daß
man auf deutscher Seite über-
haupt ein Widerstand leistete.
Die Deutschen brachten insge-
samt nur — 46 Reservisten
zusammen. Bei Fieberfieber
legte man Minen an und hob
Schützengräben aus. Am 11.
September landeten die Aus-
straliere 1500 Mann! Im
Zuch stießen sie auf den ersten
Schützengraben und mußten
sich unter Verlusten zurück-
ziehen. Sie fanden darauf eine
Aufforderung zur Übergabe,
die abgelehnt wurde. Verstär-
kungen wurden gelandet und
ein neuer Angriff angefohrt.
Diesem gelang es, einen
Schützengraben nach dem ande-
ren zu nehmen, vor allem, da
den Deutschen jegliche Artillerie
fehlte. Es waren lediglich



Im schwarzen Dittel von Gahawuna.
Polizeijunges Wächter aus der Gruppe

zwei Panzergeschütze vorhanden, und die hatten
keine Munition. Dann aber erwiesen sich die
eingelanderten Polizeijungen als wenig brauch-
bar. Einen langen Gefecht hielten sie nicht
stand. Es wurde die kleine deutsche Schaar
schließlich umzingelt und die Kadestellen be-
setzt. 10 Deutsche und 25 Eingeborene wur-
den gefangen. Die übrigen aber gaben den
Kampf noch nicht auf. Erst nachdem Rabaul
belegt, die Umgebung Dumas besessen und
neue Truppen gelandet waren, wurde eine
ehrenvolle Übergabe vereinbart.

Wie sieht es nun heute in der ehemaligen
deutschen Kolonie aus? In Rabaul, der Haupt-

schaft Neupommern, steht Hans Britain, steht
der dem alten deutschen Gouvernementshaus,
das jetzt die australische Verwaltung beher-
bergt, eine Wache, deren schwarzer Posten
„Kerrmann!“ brüllt, wenn der Kommissar
das Tor passiert, genau wie in deutschen Zeiten.
„Kass!“ und „Ma!“ sind von der deutschen
Herrschaft deutsch übriggeblieben wie das Koch-
nen nach altem System. Und in Wa-
nau, der katholischen Missionsstation, lernen
die schwarzen Jungen und Mädchen heute noch
genau so deutsch reden, lesen und schreiben wie
in deutscher Zeit. Überall ist das Deutschsein
untergepflegt.

Italo Balbo

Der Marsch auf Rom

Tagebuch der Revolution 1922

Von E. G. Erich Lorenz

„Mit unsereren Kampfrufen kann man keine Revolution machen.“

Italo Balbo, Italiens Luftfahrtminister und neuerannter „Marshall der Lüste“, veröffentlicht seine Tagebuchaufzeichnungen aus dem Jahre 1922, jenen entscheidenden Monaten der fascistischen Revolution¹⁾. Das Erlebnis eines lebensschaffenden Menschen und eines ethischen Kämpfers verbindet, auch nach einem zehnjährigem Abstand, legendenartige Zerkürnisse vorzunehmen, Dinge zu beschönigen

¹⁾ Italo Balbo, Der Marsch auf Rom, mit einem Vorwort von Reichspräsident Hermann Brüning, erschien im H. Rother Verlag, Leipzig.



Italo Balbo, genannt „Il duce“
als Reichsfliegerführer, 1921

Bild: mit Genehmigung des H. Rother Verlags, Leipzig

und Gefährten von heute Befahrungen zu unterziehen, die sie damals noch nicht befaßen. Selbst die Form der Aufzeichnungen ist geblieben. Die Szene eines Aufmarsches reiht sich an die telegrammstilartige Wiedergabe eines Gesprächs; ihr folgt die Niederschrift eines Befehls, einer Gedanken, einer Idee oder Abnung. Man liest zwar Werte und Größe, doch man sieht einen, in seiner Lebendigkeit kaum zu überbietenden Mann, in dem sich die Geschwinnisse zu überfliegen drohen. Wandelt man in ihren Zeiten und Räumen ab und denkt man das durch die Art der anderen Menschen Bedingte auf die deutschen Verhältnisse der letzten dreizehn Jahre um, so wird man zwar nicht immer auf eine glatte Entwicklung der Vorgänge stoßen, aber doch das Geschwinnliche des Faschismus und des Nationalsozialismus zu erkennen vermögen.

Hermann Göring, Preussens Ministerpräsident, den eine innige Freundschaft und Kameradschaft mit Italo Balbo verbindet, sagt im Vorwort zu diesem Buch: „In Deutschland und Italien wurden die ersten Märsche blut- und geistlos politischer Demokratie geführt und geleitet durch den fliegenden Willen der Diktate nach einer Disziplin, die aus freiwilliger Unterordnung besteht und die allein fähig ist, das immense Gefühl der Eingabe zu ordnen in die Form eines festen nationalen Einsatzes.“

Laufen wir einige dieser gewaltigen Flugszenen ablesen!

Als kaum zehnmonatlicher geht Italo Balbo in den Krieg mit der Leidenschaft des italienischen Mannes, der eine Auseinandersetzung mit dem Feinde kaum erwarten kann; als einer

der vier Millionen, die gefällig dem Tode entzogen waren, steht vier Jahre später der Sohn des jugendlichen Itallens in den Reihen der Soldaten. Er heft die Politik des Parlamentarismus, heft die politischen Schwärmer, die seiner Meinung nach Italien um die Lorbeeren des Krieges gebracht haben. Mit ihm denken viele, vielleicht die Besten so und wegen nur humanistischen Weltanschauung. Revolutionäre sein bis zum äußersten! Es kann nicht mittel genug gegen Bürgerkriegen und gegen den unlämpfischen Verfallismus vorgegangen werden! Noch ist er Soldat, lebt bei den Bauern in Meise und gibt eine Wochenschrift für die Soldaten heraus. Sie atmet schon revolutionären Geist und fordert zu einer Revolte gegen die ängstliche Regierung Paris auf. Dann geht Balbo nach Florenz, seine Eltern zu besuchen. Vielleicht steht hier erstmals klar der Unterschied seiner Gesinnung von der des Bolchevikismus jenseit: Er will nicht bolchevikistische Wilschachtung des Soldaten. Er fordert Anerkennung des Heldentums und muß sich mit gleichgesinnten Offizieren mit der Waffe in der Hand gegen die Linksextremen wehren.

Der Dreizehnzehnjährige nimmt fast gleichzeitig von der Kasse und der Universität Abschied. Nichts trägt er weiter bei sich als ein Kastenpistole und einen Portemonnaie mit Handgranaten. Dabei ist seine größte Sorge die, ganz trocken ausgedrückt zu haben, denn „sie konnten die Waffe der kommenden Auseinandersetzung werden. — Was für einer Auseinandersetzung? Des Krieges der Jugend. Da war noch Finme, Mussolini, der „Popolo d'Italia“, für den ich im Jahre 1904 die ersten Artikel geschrieben und an den ich in den Jahren 1909 und 1920 als Einleitend und Selbstbestimmungstelegramme geschickt hatte.“

Italo Balbo ist bereit, mit der Jugend Italiens den Weg freizufahren, der zum Sturz einer alteschwachen Regierung führt.

Er hieft Mussolini.

In der Politik der Bolcheviks gehören die vorangegangenen Jahre nur einer Elite, jenen Mä-



Der Duce mit Balbo nehmen den Parteitag der Duce ab
Rom, 22. September 1922

ren ähnlich, die das Glück hatten, sich nicht nur im Osten, sondern auch ähnlich in der Nähe Massin zu befinden. Derzeit jener Mann von Don Capello 1919 waren Maländer oder wohnen in Maland. Die über ganz Italien verstreuten schicksalhaften Jellen bildeten einige Petitionen, aber waren ungenügend an Zahl, ungeschicklich und ohne wirkliche Kraft. Ich glaube, daß Ende 1920 nur Mussolini genau wußte, was er wollte und wie man man kommen mußte.

Altiensabteilungen entstehen im Maß der politischen Notwendigkeit. Fast an jedem Ort wird der Kampf auf einer Anweisung aufgebaut, die von der der nächsten Partei schon verabschiedet ist. Das gibt dem ganzen Ringen einen Legitimität. Das Jahr 1920 ist im Aufstand der Bewegung wohl der an Wörungen reichste, voller Überführungen, voller Wintern. Italo Balbo springt mitten in die Flut, stellt sich an die Spitze einer dieser Altiensabteilungen und beginnt von seinem Präsidentschafts Zerrera aus die benachbarten Abteilungen zu organisieren,



Walke, De Poma, De Rossi
Hindenburg, Mussolini

Erster Appell vor dem Marsch auf Rom. Rom, 24. Oktober 1922

In der Silvesternacht des schwindenden Jahres hält Walke eine Ansprache an seine Genossen, und das neue Jahr beginnt er gleich mit einer zweiten.

Dann spricht er auf:

1. Januar 1923 ... Wenn ich auf das Jahr 1922 zurückblicke, sehe ich die vornehmste Aufgabe Erfüllung der Revolution. Ein unerschütterliches Vertrauen. Eroberung in Breite und Tiefe. Hier in der Provinz zwei große Organisationen: jene der im Vorbeide fast geschlossenem Heil und die unerschütterliche Organisation, welche die erste Faser hier in Italien ist. Nach dem überstiegenen Zusammenbruch des roten Heiles konnten wir die Arbeiter nicht der Militär eigentlichen Arbeiterinteressen überlassen. Diese Organisation ist seitdem hier: Arbeitslosigkeit ist im Gebiete von Rom nicht vorhanden, aber nur die gesellschaftliche Tätigkeit führt allen Arbeit und Brot. Hier entstehen eine revolutionäre Bewegung mit dem Ziel der unbedingten Herrschaft über Italien überhaupt möglich ohne die Arbeiter? ... Ich muß auch sagen, daß nur das Volk besser versteht als alle anderen. Wir kommen nicht aus den privilegierten Klassen. Die große Masse unserer schicksalichen Kämpfer besteht aus der Jugend, die arbeiten will, und aus Kleinbürgern, die befürchten den tragischen Krieg und Nachkriegslage ihnen proletarisiert und schließlich immer mehr als die Arbeiter. Die Soldaten mit den ärmsten Klassen ist bei uns eine Last. Wenn der Faschismus fliegen will, so darf er keine neuen Vorrechte schaffen, son-

dern er muß die alten überbieten. Es handelt sich darum, die alte Formel von der Gleichheit des Rechts zu streichen und dafür die Gleichheit der Pflichten zu setzen. Nicht arbeiten, um zu leben, sondern leben, um zu arbeiten!

Die flüchtig hingeworfenen Gedanken, die er in sein Tagebuch einträgt, werden zu flammenden Artikeln in seiner Kampfschrift „Bella“. Seinem Freund Rossi, einen aufrechten und vom Volk geliebten Arbeiterführer, ruft er zu sich, und fast alle vierzehn Tage führt er nach Mailand zu Mussolini. Jede dieser Zusammenkünfte wird ihm zum unvergesslichen Erlebnis! Der „Führer“ — um so nennt sie ihn alle — führt und vereinigt alle komplizierten Probleme, ist zu jedem sehr herzlich und entläßt „mich niemals, ohne mich zu umarmen. Sein Vertrauen ist meine Stärkung“.

Eines Tages läßt Walke das Volkstum in Ferrara durch seine Genossen besorgen. Der sozialdemokratische Abgeordnete Girardini versetzt sich daraufhin in einer eigenartigen Anstrengung in der italienischen Kammer. Er fragt die Regierung, „ob in Italien ein Gesetz zum Schutze des Eigentums besteht“. — Walke ist vor Entzücken außer sich. Er läßt all seinen Freunden aus dem „Mond“ diese Nachricht

ner und schreibt dann selbst folgendes in sein Tagebuch:

Diese Anstrengung aus dem Munde eines Sozialisten, der immer den Grundsatze anhängen hat, Eigentum sei heilig, ist so unglaublich, daß ich dem „Marci“ für die Diensttunde heikeren Vergnügens danken muß. Er ist mit mit tiefem Bewußtseinsgefühl versehen. Das sieht mir nette Revolutionäre, diese Sozialisten. Aber sich zu verweigern, haben sie keine anderen Beweggründe als die heiligsten Gedanken. Sie nehmen sogar ihre Zügel zum Trüdel, um die Fesseln Gottes zu brechen. Aber bestimme! Der Meister des Jammers wird ihnen helfen, die Gassen der Falschheit zu entdecken. Argum des Eigentums, verleihe auch zum Schutze des Eigentums!

Die Sozialisten bleiben im Volkstume. Niemand vermag sie mehr in ihrem Wirken zu hindern, denn sie sind gut bewaffnet und reich bei der Tat. Mit allen diplomatischen Mitteln versuchen die Konservativen die Anhänger des Sozialismus von den Arbeitsstellen zu vertreiben; die italienische Polizei hilft ihnen. Doch die Sturmtruppe schlägt ihre Route. Nun beginnt jenes seltsame südliche Gemischel. Die Besen werden von Kommunisten überfallen und niedergeworfen. Am 17. Januar 1902 findet sich eine Aufzeichnung im Tagebuch Balbes, die von einer dieser mannigfachen Handlungswelten des organisierten Sozialismus und Bolschewismus berichtet. „Man hat Florio in Prato erstickt. Nur mit diesem Schwurz kann ich an die Niederspiegelung meines armen Gewandes denken. Er war auch ein Knabe, ein ganzes Wesen. Wieviel Weiber essen sich zu meinen Füßen! Wie gut Zeit des Krieges. Die Besen verschwinden.“

Schon am 23. Januar wird ihm ein neuer Verfall gemeldet. In Romagnano haben die Gewandten auf Sozialisten getroffen, die das Gebäude der Arbeitskammer besetzen wollten. Balbe läßt den Präfekten wissen, daß die Sozialisten seiner Provinz phantasierend Mann stark sind, die Gewandten dagegen vielleicht ein paar Hundert. „Was würde geschehen, wenn es mir nicht gelänge, die Abteilungen in ihrem Wunsche nach Vergeltungsausfahrungen zurückzuführen?“

Das Wissen um die eigene Stärke verleiht der Bewegung eine bis dahin unbekannte Macht. Balbe denkt dies an einer Stelle seiner Aufzeichnungen so aus: „Die vollendete Tat ist immer der beste Beweis. Darum sind wir auch die Stärksten, weil wir am einschle-

chtesten sind. Die Stärksten aber behalten immer recht.“

Ende Februar geht wieder eine neue Wandlung im Parlament vor sich. Die Masse des sozialistischen Volkes kümmert sich kaum noch darum. Für sie gibt es nur das große Marschieren abseits allem Parlamentarismus. Sie kennt nicht einmal die Namen der neuen Minister. Früher konzentrierte sich einmal die ganze Politik auf die Massenköden im Parlament. Heute beschäftigen sich nur einige hundert berufsmäßiger parlamentarischer Reismacher damit. „Rom ist eine Juntales für sich geworden. Mag sie tun, was sie will. Der Sozialismus erhebt indessen mehr und mehr das reine, flache Land und richtet zum letzten entscheidenden Anmarsch. Balbe schreibt einem Artikel: „Ich esse kein Brot.“ Das antwortet, bürgerliche Italien regt sich darüber auf; es erklärt, daß dieses Schlagwort die Mißachtung einer jeden soziallich anerkannten Regierungsforn, Treue und Spott gegenüber der Antichrist, eine Unverschämtheit eines außerhalb der Gränze stehenden Räuberhauptmanns bezeichne. Balbe lächelt, Balbe, der Räuberhauptmann!

Mit Kesseler und Beuche wird gekämpft. Beuche werden mit Maschinengewehren erobert; selbst Fiume, dessen Gewandten antisozialistisch eingestellt ist, muß dem Zugriff der Schwarzhanden weichen. In Rom plünder man indessen der den antichristlichen Gegenstand eines neuen Krieger mit Jugoslawien, dem man die Unabhängigkeit Fiumes zugesagt hatte. Man sucht zu verhandeln, auszuweichen. Was tut inzwischen Balbe? Er notiert in sein Tagebuch:

„Wie sollten unsere Stellungen im Rathaus ab um einen großen Stich herum. Der Oberste Fiume lehnt uns dazu ein Ober Wasser und eine Riste Regiments. Draußen stehen die Sturmabteilungen, die Schwärze und Wunden, auf Wasser. Sie haben im Rathaus einen schönen Vorrat von Handgranaten untergebracht. Wie wollen in Hotel Europa. Für unsere letzten Mahnungen haben wir wenig Appell, so erfüllt mit Duldungen sind unsere Mägen. Januar beabsichtigt werden die Berichte über jugoslawische Truppenbewegungen an der Grenze. Ich werde die Mobilisierung aller Abteilungen weiter fort an.“

Unfähigkeit, Lasterheit, Verwerfung der wirklichen Regierung in Rom; höchste Lasterheit; heftigste Bewegung auf dem Lande, bei Fälschern und Zerstörern der sozialistischen Bewegung.



Mussolini verläßt als Ministerpräsident den Quirinal, Rom, 28. Oktober 1922

Der 1. Mai ist auch in Italien seit Jahren der Tag des sozialistischen Volkes. Diesmal wird er zum Festtag der Faschisten, und schon eine Woche darauf regnen überallhin über das flache Land die Befehle Balbos zu einer gewaltigen Aufmarsch-Rundgebung. Die Namen der Arbeitslosen von Ferrara wird marschieren, unerschrocken für die Regierung, über Nacht mobilisiert.

Am Morgen des 10. Mai sehen 65000 Männer an den Toren von Ferrara. Graustiche Schare sind. Die Landarbeiter aus der Provinz Ferrara, in Roth und Weiß aufgestellt und mit ihrem Mänteln, der eine oder andere mit der Fackel über dem Schultern. Einem Brecheisen mit Polnischschrauben und Kupfschrauben überhängend. Folgen der überausdramatischen Entschlossenheit abgerundete Erscheinungen mit jenen glänzenden und dunkelbraunen Gesichtern, aber voll Besorgnis und Begeisterung. Aufmerksamste Haltung des Marsches in der Morgenstimmung: Die Fackel hat solche bestände. Ein ungeheures Bild ist das Meer der Versammelten . . . In den vorangegangenen Tagen hatte auf Grund weiterer geheimen Anordnungen die städtische Polizei große Mengen Mehl erworben. Das Gerücht, daß es um ein Wasser fehlen handle, hatten wir den Anwohnern, welches die Wasserversorgung des Feldes im allgemeinen liefert, verbreitet, so daß alle Wasserbehälter voll waren. Einer meiner Vertrauensleute . . . hatte in der Nacht mit seinem Eingetragenen Abteilungen die Telefonleitungen, welche die Provinz mit dem Zentrum verbindet, durchschnitten.

Das Meer der Hungernden, die bis aus posttägiger Entfernung zu Fuß herbeigezogen sind, bevölkert alle Straßen und Plätze Ferraras. Die Wasserbehälter werden geöffnet, um jedem genügend Trinkbares zu verschaffen. Balbo zwingt den Präsidenten, sofort mit der Regierung in Rom zu verhandeln, um binnen 48 Stunden eine kündende Arbeitsbeschaffungsfrage für alle zu erhalten. Nach ehe der zweite Tag zur Hälfte verstrichen ist, weißt aus der Hauptstadt die Bescheinigung zur Junggründung des Beschaffungsprogramms an. Der Faschismus hat seinen ersten entscheidenden Sieg vor den Augen von dreihunderttausend dankbaren Männern des Volkes bezwungen. Von diesem Tage an ist er unumkehrbar geworden. Anfang Juni wird Bologna besetzt. Nach fünf entscheidenden Tagen läßt jedoch Mussolini die Aktion abbrechen. Am Schluß seines Beschlusses heißt es: „Wolla eine Wiederaufnahme der Rundgebung sich als notwendig erweisen wird, so übernehme ich hiermit die Verpflichtung, zu euer zu kommen, um euch selbst zu führen. Dann allerdings wird sie eine größere Ausdehnung und weitere Ziele haben. Ich vertraue auf euch und grüße euch.“

Im Juli entsteht wieder eine Ministerkrisis; Mussolini zieht einen scharfen Trennungsschritt

weisen sich, seinen Forderungen nach den Partien der sogenannten Rechten. Nun sieht er mit seinen Genossen allein; die faschistische Bewegung befindet sich in denselben Geschäftszugungen, in dem 1932 die Nationalsozialisten in Deutschland standen. Nur wird der Weg des Faschismus in Italien durch hartnäckige Auseinandersetzungen als in Deutschland, durch Kampf und Brandstiftungen gezeichnet. Roma muß den Bolschewiken entrissen werden. Befehle zwischen Faschisten und Römern finden Tag und Nacht statt, eine Vergeltungsmassnahme folgt der anderen. Anfang August legt ein Generalstabschef ein, um das Gerücht zu zerstreuen, Mussolini wolle nach Rom marschieren. Noch aber ist es nicht so weit, denn zunächst muß das Land, das von bolschewistischen Aufständen heimgesucht wird, gesäubert werden. Welche Operation sich dabei abspielen haben, zeigt unter anderem folgende Notiz in Balles Tagebuch:

5. August (Morgensammlung). Parma . . . Schicksale Richter. Inzwischen mit neuen Offizieren habe ich genau das letzte Räuber, wo heute der faschistische Durchbruch verläuft werden soll, um schließlich die Macht des Regimes zu brechen. Dieser Einbruch der Räuber, die sich in der Nacht infolge von Verwirrungsversuchen der Kommandanten mit der Polizei einmischen. Auf der anderen Seite des Flusses hat die Verwirrungsoperation versucht werden. In der tiefen Dunkelheit Kampfschlänge mit kommunistische Räter. Im Ober viele Kommandanten.

Parma, Modena, Bologna, Städte am Ende, Regel nach Regel werden von den roten Anführern befreit. Man fragt sich unwillkürlich, was weiter geredet, wenn Italien keine Faschisten befreien kann?

Am 20. September findet der Generalanmarsch der Faschisten in der durch den Krieg und die Geschichte gebildeten Stadt Roma statt. Mussolinis Einnahme, der Augenblick letzter Entscheidung scheint nahe zu sein. Man hört es aus seinen Worten. Da steht er, den sie den „Duce“ nennen, an einem kleinen Tisch vor seinen Anhängern, die ihm in feierlichem Schwünge zuhören: „Mein Programm ist einfach. Wir wollen die Macht. Man fragt uns: Wo ist unser Programm? — Programme gab es genug. Es gab nicht die Programme, die ich bin. Die Menschen sind es — mit der Wille.“

Mitte Oktober neue Alarmnachrichten. Der

„Popolo d'Italia“ bringt eine Notiz, in der mitgeteilt wird, daß General Bodeglio Befehl erhalten habe, das Feuer zum Kampf gegen den Faschismus vorzubereiten. Er habe bereits die ersten Offiziere des Reiches zum Heere zurückgerufen. Mussolini antwortet in einem scharfen Artikel, der General bezeugt die ihm zugekehrte Absicht. Die Ursache jedoch bleibt.

Am 24. Oktober abends in Neapel: die Generale seiner Führer hat Mussolini um sich in einem ansehnlichen Zimmer versammelt. Neben auf den Straßen, auf den Plätzen viele Tausende von Faschisten. Oben noch haben sie den Führer gehört; jetzt rufen sie in Erwartung zu ihm hinauf: „A Roma . . . a Roma!“

Balle hat das Wichtigste dieser Note, telegrammatisch, aufgeschrieben. Continentale Noten gab es nicht; nur harte, klare Denken. Nicht dieser Tag allein, auch diese Art, vor dem aufstrebenden Handeln zu stehen, wird in die Kriegsgeschichte eingehen.

Mussolini: Mobilisierung aller Kräfte?

Was man vor der Mobilisierung die Regierungselben anrufen?

Ist der Gedanke, daß Mobilisierung und Angriff gleichzeitig erfolgen müssen. —

Die Idee: Ein Ministerium mit 5 von den wichtigsten und höchsten der Kommande.

Der Duce: Die Lehrsätze können nicht aufgeben.

Ist für die Mobilisierung (Donnerstag oder Freitag).

Der Duce: Ist der Gedanke Der Duce. — Denn man einmal mobilisiert, dann auch durchzuführen.

Was ins einzelne wird Mobilisierung, Aufmarsch, Teilziel und Endziel gegen Rom festgelegt. Am nächsten Tage hat man noch einmal beim Generalkommando des Heeres in Neapel zusammen. Jeder Kommandant erhält Befehl zur sofortigen Abreise zum Sitz seines Kommandos und die erforderlichen Anordnungen. Er regiert in Neapel in Ordnung. Trotzdem veranlaßt man zur Lösung der Regierung, die schließlich jede Bewegung der faschistischen Führer beobachten läßt, einen Parteitag.

Am 28. Oktober schlagen die Faschisten in Sizilien los. Zugleich setzt sich der Armeekommandant der Fokel, General Montanari, von

Perugia aus auf Rom zu in Bewegung und trifft mit den Faschisten Garadonnas zusammen. Das Zentrum der Reserve liegt in Foligno und untersteht dem Befehl General Jankov. Seine 2000 Mann können die entscheidende Karte im Spiel der Revolution bedeuten. Die Nachrichten aus Rom sind unklar. Die einen kündigen einen Belagerungszustand an, die anderen sprechen von einem Umsturz in der Hauptstadt. Andere Meldungen dagegen sind bedeutendere Art: an verschiedenen Orten zünden die faschistischen Führer, beschießen, und stellen parlamentarische Unterhandlung mit der Regierung. Das Vorkommnislogium Mussolini gibt einen entscheidenden Befehl aus: „Wie auch immer die folgende Lösung des Konflikts nach Form und Methode aussehen mag, die faschistische Mächtig muß in Rom eintreffen!“ Balbo fährt selbst nach Rom, um Klarheit zu bekommen, und findet die Stadt im Kriegszustand. Verstreute Patrouillen durchziehen die Straßen. Carabinieri und königliche Polizei sichern zur Beilegung der feindlichen Punkte. An den Eisenbrücken werden Drahtverhänge aufgestellt. Doch die Faschisten Roms sind ja schon bereit. Noch in der gleichen Nacht ruft Balbo mit seinem Wagen nach Perugia zurück. Andere Führer treffen zugleich ein. Man gewinnt einen Überblick über die Lage: zwanzigtausigtausend Faschisten stehen vor den Toren Roms! Man muß losziehen.

Am 29. Oktober frühmorgens vorbereitet sich — niemand weiß, woher sie stammt — eine Meldung in Foligno bei der Reservearmee: Der König habe Mussolini mit der Regierungsbildung beauftragt!

Nach kurzer Zeit erfolgt eine Befehlsgang der Nachricht aus Rom. Ungeheurer Jubel ergreift alle. Alle Truppenabteilungen werden benachrichtigt. Die Begeisterung greift an Kaiser. Alle Mächte klären.

Am nächsten Tage, am 30. Oktober, alle



Italo Balbo, „Kriegsminister“
(1931)

alles nach Rom. Die Straßen sind von faschistischen Truppen verpackt. Mit Mühe vermag Balbos Wagen sich durchzwinden. Am 7 Uhr abends erst trifft er in der Hauptstadt ein. Balbo ist ins Hotel Savoia, wo Mussolini wohnt. Das Aussehen des Führers ist hart. Er spricht kein Wort. Schwermütig umarmt er Italo Balbo.

Das ist die Geschichte eines entscheidenden Jahres, wie sie aufgezeichnet wird von einem ihrer fanatischen Gefolger. Ein neues Italien half Italo Balbo vorbereiten. Wesen und Wankung dieser Ereignisse spiegeln sich in seine Person wohl am besten: ein fanatischer Kämpfer mit wildem Mienenpiel und wildem dem Kopfhaar . . . nervös, belächelt, lebend im Kampf um die Macht, heute abgeklärtester Ausdruck, beherrscht, gesteuert, mit Hand und Augen vertreten das unbändige Feuer seiner Seele.

Otto R. Verbaix

Die Frauen um Friedrich den Großen

Von Wilhelm Reden

So eingehend wir im allgemeinen über die Lebensschicksale und den Charakter des großen Königs unterrichtet sind, so wenig wissen wir andererseits über sein Verhältnis und seine Stellung zur Frau. „Die Geschichtsschreibung vom Hoch ist unfeindlich über so etwas wie die Liebe des Königs oberflächlich oder verächtlich hinweggegangen, obwohl kein Grund für irgendwelche Scheuabhaltung vorliegt“).“ Man hat den Philosophen von Courcival einen Weibfeind genannt, weil er, der sich als erster Diener seines Staates und Volkes fühlte, statt dem Gedenken des gekronten Jünglings des Hofes zu huldigen und das Beispiel der üblichen gekrönten Häupter Karrees nachzuahmen, seinem Hof kein Urteil angedeihen, in dem gemäß und herrschsüchtige Mätressen die Ein-

flüsse des Staates vergraben und die Kraft und Befähigung der Dynastie untergraben. Nein, den Bürger von Kassel und Kessen können wir uns schlecht in der Rolle eines in den Bann einer Daphne schmachtenden Herkules denken. Dennoch hat auch er wie jeder andere Mann den verführerischen Einfluß seiner Frauen gekannt, ohne ihn freilich hemmungslos zu unterliegen.

Niemals hat die Liebe Verbaix über den König erlangt, wie es dem Kronprinzen noch prebegerit werden war . . . Die Frauen haben aber auch auf ihn gewirkt. Er hat den ganzen Lauf dieses Lebens erdrossen durchgelebt; allerdings fand der spätere Mann dasse Werte der vorzüglichen Ephebe, die dem Jüngling naturgemäß noch fremd war . . . Er, ein Jünger der Pallas Athene, der Göttin der Weisheit, des Schicksals und des Krieges, hat selbst bezeugt, daß die Frauen nicht ohne Wirkung auf seinen Charakter waren, denn stets, selbst in weitlichen Umständen abwesend, läßt sich ein gewisses weiblicher Impus feststellen, den er bezeugt, den er liebt, der ihm nicht gleichgültig war. Diese Frauen sind nicht ohne Spuren in hinterlassen an ihm vorübergegangen.

Aber der Jugend des Kronprinzen Friedrich lastet wie ein drückender Alp die Tragik einer Doppelverlobung, die ihn zwischen der Strenge des Vaters und der Liebe der Mutter verhängt hin und her zog. Der Vater, der ernste, strenge, gewissenhafte, militärisch einsache und verhebelte Kaiserkönig Friedrich Wilhelm I., wollte des Thronerben von Kindertagen an altpreussische Einfachheit und selbstliche Lust gewöhnen; die Mutter Sophie Dorothee, die hannoversche Königstochter, suchte ihren Sohn im Sinne der französischen „Leitern und effeminieren“ Kultur, wie der nüchterne Gemahl sich ausdrückte, heranzubilden.

So wurde die Erziehung eine Tragik in Friedrichs Jugend. Er litt unter zwischen stehenden Mätern und mütterlichen Bewußtsein, zwischen einer stark ausgeprägten Individualität und dem Unverstand seines Vaters; zwischen der Neigung zur französischen Kul-

) Otto R. Verbaix, Die Frauen um Friedrich den Großen, Vortrag über die Bedeutung der Frauen in der Geschichte des Königs Friedrich II., Vortrag Das Königsbuch, Bonn.



Königin Elisabeth Christine von Preußen
Nach dem Gemälde von A. Domm

ter, die damals die Welt beherrschte, auf dem ihm eingerichteten Postament.

Friedrich war kaum zwölf Jahre alt, da dachte die Mutter bereits daran, ihn zu verheirathen. Ihr Uebereiz ging dahin, Preußen und England durch engestrickte Hantelbünde der beiden protestantischen Herrscherhäuser zu einer politischen Einheit zu verschmelzen. Sophie Dorothee älteste Tochter Wilhelmine, die später durch ihre Mannern bekannte Markgräfin von Bayreuth, sollte dem Prinzen von Wales und dessen Schwester Anne die preussische Kronprinzen heiraten.

Der König, der den Einfluß der Engländer auf seinem Thron fürchtete, zeigte sich diesen Plänen von vornherein abgeneigt, zumal einflussreiche Hosiinger im Colde Hofe alle aufboten, um bei dem nichtswürdigen Erbprinzen William gegen diese dem Wiener Hof unendlich wenig erwünschte Nachverheirathung Preußens zu machen.

Friedrich Wilhelm, dem diese als mütterliche „Projektmacherin“ seiner Gemahlin verhasst ist, will sich mit dem Kaiserthum nicht überwerfen. Kurz entschlossen, verheirathet er Wilhelmine mit dem Erbprinzen von Bayreuth, während er für Friedrich die Prinzessin Elisabeth Christiane von Braunschweig-Barmen zur Braut bestimmt.

Zuerst haben die englischen Heirathspläne die Königin in Alarm gehalten und den frühreifen Prinzen in Dinge eingeweiht, die ihm besser noch verborgen geblieben wären, denn die Heirathen, denen er schon mit sechs Jahren Ehebrieife schenkte, und die ihn verheiratheten, vergärbeln und verurtheilen, deren Intimitäten er sehr und deren freie Gespräche er oft unheimlich hört, weil man dem Kinde noch kein Verständniß für sexuelle Dinge gottum, diese Frauen Ihrer Majestät waren kein Erziehungsobject für ihn.“

Die erste Frau, die der künftige König außer



Friedrich der Große
Nach einem Gemälde aus der A. Preuss. Hofbibliothek

den Hofdamen und seinem jenseitigen Schatzkammerkennntnis und in die er sich wirklich verliebt, war die Gräfin Anna Katharina Dergelsta, eine natürliche Tochter Augusts des Starken und eine französische Waimieirin aus Warschau. Auf einer kurzen Besuchsreise, die den sechzehnjährigen Prinzen im Frühjahr 1728 mit seinem Vater nach Dresden führte, lernte er die preussische Königs Tochter kennen.

Friedrich sah in ihr das Weibliche, ihm vom Himmel gesendet. Wie gerührt ihn geheime Zusammenkünfte und war seine Schreierische in der Liebe.“ Nach der Rückkehr aus dem sächsischen Paradies in die rauhe Luft des Berliner Hofes erwiderte Fritz aus seinem süßen Traum. Aus Sehnsucht nach der neuen Welt, die er in der Freistadt seines der Pflicht und dem Dienst gewidmeten Tageswerks schwerlich vernahm, versiel der Prinz in diese Schwestern, die die Selbstverwirklichung in ihm



Die Kaiserin Barbara Camarina.
(Nach dem Gemälde von Melchiorre Porriano.
Königliche Gemäldesammlung, Dresden.)

wedertief. Er magerte sichlich ab, und der Vater befürchtete, sein Leben werde der Selbstmordsucht zum Opfer fallen. Erst als der kaiserliche Botschafter sich mit seiner Tochter zu kurzem Besuch in Berlin anmeldete, gewann Friedrich wieder. Noch einmal sahen sich die Geliebten, und es folgten Tage, die schöner waren als die in Dresden. Aber nur zu bald schlang die Abschiedsstunde sie immer . . .

Doch kurze Zeit darauf tritt eine neue Frau in das Leben des Prinzen:

Nach berichtet von seinem großen Erlebnis mit der Kaiserin haben Friedrich diese Tage die Kaiserinwitwe Maria Minor. Er mag sie geliebt haben, wenn er an der Spitze seiner Kompanie durch Potsdam marschierte oder ein, er mag ihre Erlasse gelesen haben, die aus dem kleinen eschmaligen Hofe des Kaisers am Kanal drang. Sie war ein hübsches, kluges, mütterliches Weib. Wie der Prinz im Märchen, so erschien Friedrich in dem Hofe des Kaisers, um die Kaiserin Kompanie zu führen. Sie marschierten gemeinsam, der Kaiser am Klavier, Friedrich mit der Flöte und Maria mit ihrer Gitarre . . . Maria war sechzehn Jahre alt, ein Kind noch; auch Friedrich war nur ein Jahr älter. Es war nur zu natürlich, daß sich da eine junge Liebe zwischen zwei

Jünglingen aufbaute. Er spricht mit Maria über seine beschämte Nacht: sie ist, wie ganz natürlich, gar nicht böse, ja, sie ist ihm ausgesetzt, aber er widersteht will sie nicht sehen; sie kann ihren alten Vater nicht verlassen; der Oberst Frigge (siehe oben, Ein kluges Weibchen, das später geheiratet mit zum Befehlshaber wird, ist alles, was er noch von Maria besitzt.

Das härteste Lebenspiel nimmt ein tragisches Ende: Friedrichs Freund und Mitschüler an der kopflosen Jagd, der Leutnant Kattig, wird hingerichtet, Frigge, in dem der väterliche Vater einen feigen Deserteur erblickt, aus dem Heere ausgeschlossen und in Küstern gefangen gesetzt. Und Maria Minor, die sich erst eine sehr beschämende Untersuchung gefallen lassen muß, wird, obwohl über Unschuld einwandfrei erwiesen ist, auf Befehl des kaiserlichen Königs öffentlich ausgeprügelt und danach auf drei Jahre ins Gefängnis gesetzt. Endlich ist Friedrichs Herz gebrochen. Kattig hat er dem harten Vater am Verhängen gebeten, und die hat die strenge Justiz seines Vaters gemildert. Er darf Küstern verlassen und Besuche bei den benachbarten Herzogfamilien machen.

Die Tochter des Brandenburgerkronprinzen Hülse war die Erbprinzeßin Friederike, ein Jugendkammer wie aus heiliger Jugendzeit. Daffig, mit Langhaare, Blumen, Käsen und Speisegläsern, harmlos, aber gerade dadurch voller kühler Selbsterkenntnis. Bedenklicher waren seine Wagnisse, denn die Töchter der Umgebung. Er gab sich nicht als Kronprinz aus, sondern als Privatmann, da er ja in die Arme nicht aufgenommen werden war und hat so im Verborgenen seiner Liebe gestillt.

Um diese Zeit machte auch eine Anstellung, die ihm (später zum Verwurf gemacht werden ist: „Ich liebe das weibliche Geschlecht, aber meine Liebe zu ihm ist nur eine Fälschung; ich habe nur den Versuch, und nichts erreicht ich es . . .“ Das bezieht sich auf jene Günstlingsbeiden, niemals auf seine großen Erlebnisse, die nachhaltig auf ihn gewirkt haben und die er fortwährend mit frischen Erinnerungen beglücklicht hat.

Der allem gilt das nicht für seine Beziehung zum Eleonore von Wernich, der Frau eines Obersten, die er am 27. August 1733 gelegentlich eines Ausfluges in Tausel bei Küstern kennenlernte. Sie hat „der Kronprinz zum erstenmal seine Liebe an eine Frau verloren, die er wirklich liebt, die ihm als das weibliche Ideal, das er ertrachtet, erscheint“.

Die Frau, die er zum ersten Augenblick ihrer Bekanntschaft an sich liebt, ist eine tolle, blonde Erbschmerz, die Jahre älter als er, Mutter bereits von fünf Kindern . . . Friedrich magte beim ersten

Befund noch nicht, über seine Befühle zu sprechen, während die Frau dem Prinzen bereits die unermesslichen Mittel mit seiner harten Vergewaltigung zu erkennen gibt . . . Seine Bekanntschaft mit der „Kaiserin-Königin des Rianale“ auf der „Isle der Solitude“, wie er sie und ihr Begleiter nennt, wird zum Augen für sein unerschütterliches Vertrauen sich und anderen gegenüber . . . Ein vorjüdischer, aber kluger, unerschütterlicher und guter Denker auszusprechen, ihn von seinem System zu helfen und ihn vorzüglich gegen die kleinen Schwächen der Töchter zu warnen . . . Immerwährend bekennt der Kaiser die Gefühle mit Weibchen, die oft unartig waren, ungezogen, wie ungehörige Gefühle eines Besessenen, der er nicht leicht auch war. Aber Eleonore, die Friedrich am Reichthum des Geistes überlegen war, weiß ihn durch kleine Entzücken zu ergötzen . . . Nichts läßt sie ihm durchgehen, und auf diese Weise wird sie eine bessere Erzieherin als jede andere von den französischen Damen, die Friedrich in seiner Freiheit in Schwärmereien hatten . . . Die Frau von Wroch fühlte Friedrich wohl wirklich sehr und tief, und sie wird die einzige Frau gewesen sein, in die er regelmäßig verliebt war. Die meisten hat er so schnelle Verfehle mit einer Frau getrieben, als wieder ein weibliches Wesen so angriffen konnte wie Tasse von Wroch.

Die Verlobung des Kronprinzen mit der Preuss-Prinzessin brachte auch die Trennung von Eleonore, die er vertraulich seine „Kaiser“ nannte. Die Ehe mit der ungeliebten, etwas hinhängenden Prinzessin war der Kaufpreis, den Friedrich bezahlen mußte, um die volle Verlobung des Vaters und damit die Freiheit wiederzugewinnen. „Die Prinzessin mag sein, wie sie will, so werde ich jederzeit meines allergnädigsten Vaters Befehle nachleben“, schreibt Friedrich an den König, als dieser ihm seine Zukünftige wenig verlockend als schilderte: „Die Prinzessin ist nicht häßlich, auch nicht schön. Sie ist ein gottesfürchtiges Mensch.“ Im Herzen aber war ihm die Prinzessin fern, und in dieser Abneigung gegen die Braut befaßte ihn die Mutter, die niemals ihre verurtheilten eigentlichen Pläne vergessen hat. „Weiß der Himmel, wie mein Sohn sich mit diesem Brautpaar



Sophie Dorothea

Nach einem Selbstbildnis von Sophia Dorothea
(Königliche Gemäldesammlungen, Dresden)

vertragen wird!“ Hagte Sophie Dorothea ihrer Tochter Wilhelmine.

Am 12. Juni 1723 fand die Hochzeit Friedrichs mit Elisabeth Christine statt.

„Hofft lauter“ lebt Elisabeth Christine neben ihrem Gatten. Es folgen die ersten, sorglosen Jahre von Rheinsberg, in denen die unglückliche Frau vergebens hofft, sich das Herz des Mannes zu erobert. „Nach glaubte sie ja an die Allmacht der Verwundern. Jede Stunde müßte sie, um eine Gnade zu erlangen, die an ihn heranträte; sie will seine würdig werden. Er aber sieht nichts, will nichts leben.“

Es leben die beiden Gatten aneinander vorbei. Es ist nicht Hoff aber Abneigung, die ihn von ihr fernhalten; es ist kein gebildeter Geist; —

ein anderer Grund für seine kühle Zurückhaltung liegt nicht vor.

Vergebens hoffte Elisabeth Christine auf eine Annäherung ihres Vaters, als dieser nach dem Tode Friedrich Wilhelms im Jahre 1740 König geworden ist.

Auf die Conventtage von Rheinsberg, die sie wenigstens in der Umgebung des Vaters verleben durfte, folgt die trostlose Zeit der Verban- nung. In Potsdam, fern von Berlin und dem König, muß diese Frau, die sich nach Ehre, Glück und Muttersehaft sehnt, verweilen und verstreuen.

Alle Sorgen war ihr verlag, der aus des höch- sten menschlichen Kämpfungen sprang. Sie war an der Seite eines Vorgesetzten zur Nichtigkeit verdammt. Ein Königin des Fremdenraths, der Wohlthätigkeit, der Gerechtigkeit, Friedrich muß oft vorsetzen haben, sei- ne Väterin Bescheidenheit widerfahren zu lassen, sie zu beglücken, ihrem Ekelstolz durch sein Manoeuvrieren zu befehlen, aber er konnte gegen sie Niemand mehr an- kämpfen, welche nicht zum Bruchler wurden. Alle Gedanken schloß; nur Mitleid, Achtung, Vere- hrung — das ist alles, was er ihr bieten kann. Ihr frommes Wesen machte sie ihm, dem Freigeb, nicht anziehender . . . Seine Sorgen, seine Kräfte, seine Studien füllten ihr Raum mehr aus; nur in den Stunden des Verlassens schenkte er, was ihm

fehlte, dann ruhen er sich die Mühe, Klarheit über des Vaters Wert zu erlangen.

In dieser inneren Verunsicherung äherte auch nichts die Carlotta, daß der König in spä- teren Jahren noch manche Vergessungen zu Frauen unterschalt. Es sind nur noch öffentliche Kräfte, die ihn, den abgeklärten, abgeklärten Belustigten an das andere Geschlecht setzen: die wunderbare Langsamkeit der Barberina, die er nach schwierigen diplomatischen Verhandlungen kühnhand aus Venedig nach Berlin ent- führen läßt, empfindet dem König, eben sein stür- misches Herz zu erreichen, das so manche Ent- scheidung nicht hat.

Kaiserinnen und Königinnen, die sein anderes Versehen, sein natürliches Ziel für den Ursprung des Vaters, auf Stützpunkten ablassen muß, weil er sehr, wie sie widersteht können machen, welche verlassen und ihre Väter verlassen lassen, die noch- des Bewusstseins (sein Nachbarn) werden ihre gescheiterten Kräfte . . .

Seine Ideen sind von einem aus Voll, Nichts. Der König von Constantin wandelt als Welt- weiser durch seine Ideen, ein wunderbares Abbild der höchsten Einheit des Königs, Königen und Phi- losophen . . . Er war der letzte Ritter des Reichs und ist auch als Feldherr und Feldherr ein König gewesen.

Carmen Sylva

Eine deutsche Dichterin auf fremdem Königsthron

Von Hans Hählin

Wenn eine Königin schon zu ihrem Leb- zeiten fast nur unter ihrem Dichter- namen bekannt war, und dieser trotz Weltkrieg und allgemeiner Umwälzung im zweiten Jahr- zehnt nach ihrem Tod noch nicht verklungen ist, muß es für einen geistbegabten Historiker reizvoll sein, der „Spur ihrer Erdenwege“ zu folgen. Eugen Wille gibt in der Lebensbeschrei- bung der gelehrten Dichterin einen persönlich- gemalten geschichtlichen Überblick über den lan- gen, stark bewegten Zeitabschnitt von 1840 bis in den Weltkrieg hinein¹⁾.

Die Kindheit der im Jahre 1843 zu Namur geborenen Prinzessin Elisabeth zu Wies war nicht heiter. Ihre bedeutende Mutter gelähmt und an den Rollstuhl gefesselt, ihr Vater Fürst Hermann schwer krankenkrank, das Brüder- chen Otto quälend kränklich — eine traurige Umgebung für das hochbegabte, leidenschaftlich lebenseifrige Kind. Eine schwerfällig ge- lieber Waise, eine gleichzeitige Freundin starben in blühender Jugend. Die Erinnerung an die 36 Jahre währende geistige Annäherung der Großmutter österreichische Waise einem schwan- gen Schatten auf dem Lebensweg der in allmäh- lichen Jünglingsreife Leichter dieser malten

¹⁾ Prof. Dr. Eugen Wille, *Leben der Carmen Sylva. Eine Lebens- und literarische Skizze* (Leipzig im Verlag, Fischer & Neumann, Leipzig).

Gefühlte. Aber Elisabeth ist „ein Aushand von Kraft und Gesundheit, mild wie ein junges Füllen“. Woher die Kraftelust im Schloß, noch die ängstliche Besorgnis vor allem die Phantasie Anzuziehen, noch auch die frühzeitige Belastung mit mehr als reichlichem Schulwissen vermögen die überflüssigste Junge abzuwenden. In den weiten herrlichen Wäldern ihres Vaters gibt sie sich einer schrankenlosen Naturschauerei hin, sie schlingt ihre jungen Arme um die hohen Eichen und süßt sich mit ihnen im Heimalboden vertiefend. Dem nahe vorbeiziehenden schärfsten Blick kommt sie „meinen Rhein“, das freundliche Hausgebäude des früheren Fürstentums „mein Rheintal“. Sie preßt es als ein Bild, einem Hause zu entstammen, dem man die Regierungslast abgenommen, Wohlstand und Ansehen gelassen hat. Trotz aller sorgsam behüteten Eitelkeit weht doch rheinische Lust ins Schloß herein, und die Familien der Hofbeamten sehen dem süßlichen Hause freundschaftlich nach.

Eine magnetische Massenerregerin gibt der Kaiserin-Mutter die lang anhaltende Bewegungsfreiheit wieder. Die heranwachsende Tochter begleitet sie nach Paris, die große Welt tut sich vor ihrem schönen Auge auf, und ein mitempfindender Lehrer entdeckt ihr schärfste Leiden. Unter dem Verstand italienischer Aufsätze, die sonst niemand zu lesen bekommt, darf sie endlich ihre lange zurückgehaltene Phantasie ausströmen lassen, eine Weibchen, die sie diesen Freund ihrer Jugend nie vergißt.

Nemrod liegt an der großen Herbergschule des damaligen Kaiserhofes, und das fürstliche Paar hat seine Künstler, Dichter und Gelehrten um sich. Die sonst streng und äußerst einfach gehaltene Prinzessin darf von Kind an mit den Eltern spielen und hat sie doch allerlei frühe freundliche Anregung in ihrem hohen Schulsaal. Bei einem Kamenfentheil in Kagen mit ihrer Mutter lernt sie den „Schweiger“ Melike als lebenswürdigen, geistreichen Gesellschaftler kennen, in Bonn den alten Ernst Moriz Arndt, der noch ganz in der Stimmung der Befreiungskriege lebt und gerade die „religiöse Geschichte“ seiner ausstehenden Kampflieder vorträgt. Als jugendliche Vertreter der Opposition sind die Offiziere der Bonner Königschützen nicht zu übersehen. Herzog Alfred von Edinburgh, der

große Sohn der Königin Viktoria, kommt aus Frankreich nach Deutschland. Er gefällt ihr. Wann wird er ankommen? Morgen — übermorgen? Plötzlich ist er ab. Elisabeth braucht lange, bis sie die Erinnerung an ihre „wunder schönen heimliche Jugendliebe“ überwinden hat. Dreißig Jahre später sieht sie ihn wieder und denkt: „Gut so dank, daß unsere Wünsche nicht immer erfüllt werden.“

Einsparungen an besondern Höhe, eine Reise nach Italien, eine Fahrt nach Rußland zur geistvollen Großfürstin Helena bringen Abwechslung in ihr Leben. Nach dem frühen Tod des Vaters ist die Vermögenslage des Hauses Wied nicht mehr so glänzend wie vorher. In der verheirateten Gesellschaft schließen sich Mutter und Kinder um sie enger zusammen. Ganz von fern her klingen die großen politischen Ereignisse in diesen geselligen Wäldern herein. König Wilhelm I., Otto von Bismarck, der Streit zwischen der preussischen Regierung und dem Landtag, der Dänische Krieg. Auch von einem Prinzen Karl von Hohenzollern-Sigmaringen ist die Rede, der auf dem ungeschickten Thron der vereinigten Donausürbenern Meiden und Wallachien schwere Kämpfe um Anerkennung im Jauern nie nach außen durchzuführen hat. Elisabeth kennt ihn flüchtig, noch als preussischer Botschafter, von einem Besuch am Kaiserhof in Berlin. Plötzlich tritt er in ihr Leben. Sein Freund, der preussische Kronprinz Friedrich Wilhelm, hat ihn auf die Prinzessin Wied aufmerksam gemacht. Der neue rumänische Landesvater muß heiraten, und wenn schon, warum dann nicht ein so geistvolles, lebenslanges junges Mädchen wie die warmempfohlene Fürstentochter? Karl, oder wie ihn die Rumänen nennen Karl, ist ein aufrichtiger, willensstarker Arbeiter und kein Dummwurm, braucht lernt ihn die Regent des Fürstentums ein. Dessem Frau Viktoria vermittelt ein unaussprechliches Zusammenreffen. Elisabeth wendet sich zuerst gegen den Heiratsgedanken, sie fürchtet für ihre Freiheit, die sie als ein hoch schon Erbengutengünstige sehr schätzen gelernt hat, aber dann gibt sie der Überredungskraft der Mutter nach. Sie trösten den Fürsten in Köln in dem berühmten Lustgarten Flora, und es geschieht, was die Verlobte in dem lieblichen Gedächtnis „Der Janker-



Elisabeth, Kaiserin von Rumänien
als Kaiserin Kaiserin Oskar
Ihm ge. Aufnahme am 19. September
Nach einer Photographie aus dem Jahre 1890

garten" sehr anschaulich und ganz in der Stimmung des Jahres 1890 berichtet hat:

Woh! nur nicht in die Flora,
Die Flora zu Rülz am Rhein!
Dort muß ein schlummernder Bauer
Im Land einbezogen sein!
Dort glug ich unberungen
Und suchte zu freiem Mann,
Da kam ein fremder Abzig
Und ich mich fragend an.
Und sprach vom fernem Osten,
Von einem Märchenland,
Von Einsamkeit, von Thronen,
Und wach mich bei der Hand.
Und hat mich fertiggegnen —
Ich sagte gar nicht nein!
Ach ja nicht in die Flora!
Dort muß es, Müggelstein!

Eine eigentliche Liebesbeziehung war diese Verbindung nicht, dagegen scheint von Anfang an beiderseitige Freundschaft und hohe Achtung vorhanden gewesen zu sein, und diese dauernden Gefühle sollten die beiden Ehegatten trotz allerlei Widernis in 43-jährigen Zusammenleben immer enger verbinden.

Die Fahrt der in Neuviad Verwählten geht die Kinderwerkende Deana hinter die Gurgin, wo der jungen Fürstin ein Diadem als Ehrengabe des Distrikts Viaschfa überreicht wird. Dasselbe widerfährt ihr beim Eingang in Bukarest, und es wird sehr angenehm bemerkt, daß sie beide Schmuckstücke als Brautgeschenk in den neuen rumänischen Hofstaat legt. Nobel ist die Frau in des Weines schönster Bekleidung, immer bereit, ihre niemals allzu reiche Habe zu verschleudern, mit dem unablässigen Beharren, daß sie nicht mit volleren Händen gehen kann. Auch ihre spätere, nicht unerheblichen christlich-ethischen Einsichten gehen alle denselben Weg der Weisheit.

Als echter Lebenspfeiler will Fürst Karl mit eigenen Augen sehen. Im offenen achtspännigen Wagen fährt er mit seiner Frau durch das weite, noch eisbahnschlechte Land, das sich eben erst aus dem Damm der altweltlichen Pächterwirtschaft hebt. Noch ist der Kultus dem Namen nach der Oberster Ruminien, noch muß alljährlich sein guter Wille mit einem Tribut erkauft werden. Aber der offene Blick des weisen und willenshaften Fürsten schafft Bewältigte. Wenn er ein Menschenalter später mit der Behr oder mit dem Kraftwagen durch dieses Land fährt, knipst sich ihm fast an jede Brücke, Straße, Schule oder sonst mit Staatsmitteln geschaffene Einrichtung die Erinnerung an eigene, leitende Mitarbeit. Das alles ist einmal über seinem Schwertseil gegangen, dafür hat er sich die knappen Stunden der Erholung noch weiter verflügt.

Am 8. September 1870, eine Woche nach Geben, wird die Fürstin Elisabeth Mutter. Es ist nicht der erhoffte Thronfolger. Aber dieses Mädchen, von den päpstlichen Eltern „Jug" genannt, ist ein energieloses, heiteres, lebhaftes Gemütskind, das dem Vater die Sorgen von der allzu ersten Eifersucht spahrt. Denn der deutsche Fürstenthum hat es nie liebt in dem lateinisch-französisch stehenden Land. „Wo die lateinische Rasse kumpst, da ist Rumänien" sagt das Ministerium beim Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges. „Meine Gefühle werden stets da sein, wo das schwarzgraue Banner weht" schreibt Fürst Karl an König Wilhelm. Die meisten deutschen Dinge erinnern den Ausgleich des unüberbrückbar scheitenden Zweipolts. Aber von seinem des Fürstpaars ge-

hört viel Zeit zur Lösung ihrer allseitig schwierigen Lebensaufgabe. Daß beide die Landessprache in kurzer Zeit lernten und später mit unüberwindlicher Meisterschaft beherrschten, gewinnt ihnen die Zuneigung des landesheimlich vaterländisch empfindenden, auf sein altes Könium stieljes Volk. Aber es bleibt ein einziges Ein und Her zwischen der Verehrung für den außerordentlichen Landesfürsten und dem Widerstand gegen den rassistenden Ausländer. Sobald Frankreich ins Spiel kommt, flammt die Liebe für die lateinische Schöpfung mit der Haß gegen Deutschland auf.

Im Jahr 1874 sehen Scherlach und Dierichs in Zukass und machen auch vor dem Schloß nicht halt. „Ich will nach Einsiedel sehen und Wasser aus dem Felsch trinken“, steht das siebentägige, erschöpfende Märchen. Es geht rasch zu Ende, und das ganze Land trauert mit dem Ehepaar. Das Leben der verstorbenen Mutter bleibt lange unvollständig, zumal da ihr weiterer Kindersegen verlagert ist. Die Väter haben wenig Erbarmen mit Hirschen, die den Wunsch nach dem Thronfolger nicht erfüllen. Der Minister Bestian mag es, das harte Wort „Schikung“ auszusprechen, das bei dem eintönigen Hirschen einen Widerhall findet. Aus dieser Erschöpfung wird die schwermüthige Frau durch ihre Gabe dichterischer Mittelung ersetzt. Die eintönige Hirschen wandelt sich in die schaffensfrohe Dichterin Garmen Eyles. Ob ihr dieser Ehrenstitel wirklich gehörte, war für sie selbst von minderer Bedeutung, als daß sie sich als Begnadete fühlte und die Wohlthat der Einladung und Empfehlung empfand. Die harte Arbeit der Heilung und Durchschaltung konnte sie nicht leisten, nicht wegen mangelnden Fleißes, sondern weil ihr im übermäßigen Anhang der Gedanken ruhige Selbstbesinnung und objektive abstrakte Selbstkritik verlagert waren. Es ist es sehr wohl möglich, daß von ihrem allseitigen im ersten Anprall der Empfehlung hingeworfenen Schicksal kein einziges auf die Nachwelt kommt. Dazwischen haben am ehesten ihre Märchen und die Bilder aus dem eintönigen Volksthum. Als dichterische Gestalt wird Garmen Eyles noch lange in der Erinnerung ihrer Geburts- und ihrer Wahlheimat leben, und das mit Recht, denn diese hochgenante,

angesehene, wenig suchende, viel mißbrauchte, wenig verstandene Frau hat ihr eigenes Leben in die Felsen der Dichtung gehoben.

Im russisch-türkischen Krieg der Jahre 1877 bis 78 betrat Fürst Karl das gefährliche Schauplatz der Felsen Politik. Er erwarb reichen Ruhm als Staatsmann und Feldherr und nach dem Waffenstillstand den deutschen Kaiserthum. Rußlands, dem er der Herrschaft in schwerster Stunde beigeprungen war. Von der türkischen Oberherrschaft befreit, war er nun König im eigenen Land. Aber blühende Arbeit in der Verwaltung und Kriegsführung trug seiner Gattin den Ehrennamen „Mama Regina“ ein, der ihr zulebens treu blieb. Diese seltsame Frau konnte gegen sich selbst eifersüchtig sein, wenn die Sorge um ihren Mann über um die bedrückten Landestheile an ihr Fühlungsgefühl und Mitleid pochte. Viele wohlthätige Unternehmungen entstanden und wuchsen unter ihrer Oberaufsicht, und man konnte ihr höchstens den Vorwurf machen, daß sie mehr wollte, als sich durchführen ließ.

Übermäßige geistige Arbeit bei allen kurzen Schloß Jahren im Jahre 1880 zum Nervenzusammenbruch. In ihrer Erregung hatte sie das Lebensverhältnis des zum Thronfolger erwählten Königssohns Ferdinand von Felsen mit einer eifersüchtigen, nicht überhörten Hofdame befristet und damit gegen den Willen des Königs und die Staatsräthe geschickt. Zur Berichtigung aller Meinungen ging Garmen Eyles drei Jahre außer Landes; sie lebte zuerst in Pöllang und dann meist bei ihrer Mutter in Egenhaus bei Nürnberg. Dort erholte sie sich sehr langsam und konnte der Vermählung des Thronfolgers mit der Prinzessin Maria von Würzburg, der Tochter ihres Jugendfreundes, im Januar 1883 in Egenhausen noch nicht beisehen. Aber im Sommer desselben Jahres über sie gesendet nach Nürnberg geschick. Die nächsten beiden Jahre wurde ihrer Ehe geschick sehr ruhiger und freundlicher. Der König geriet als weiser Staatsmann höchstes Ansehen weit über die Grenzen seines Landes hinaus, die Königin ist seine Vertraute, ohne selbst politischen Einfluß auszuüben. Ihre gemeinsame Lebensende war die Schöpfung des Märchenstücken Felsch in einer Dichtung

des herrlichen Bergwaldes beim alten Kloster Einsiedeln. Dort sah sie die ganze gute Jahreszeit in lebhaftem Weisenaustausch mit ihren vielen Gästen, hauptsächlich auch aus Deutschland. Die Königin ist sehr musikalisch und selbst tüchtige Pianistin. Sie dirigiert gute Kammermusik in Rumänien ein. Der alte, brave Kammerdiener Cordes aus Egmatingen benimmt: „Wenn nur die Weibsbilder des König mit ihrem Masslanten in Ruhe ließen.“ Aber dem so Bedauerten fehlt etwas, wenn seine Frau nicht um ihn ist, und sie, die selbstkranke Dischuria legt sofort den geliebten Bleistift nieder, wenn der Diener meldet: „Majestät der König ist allein.“ Eine prächtige Echter hochgebildeter Bejagantochter umgibt sie mit Liebe und jugendlicher Schwärmerei. Ihre geistige Freude steht ihr bis ins Alter. Mit 61 Jahren sagt sie: „Es hat wohl selten ein so reiches Leben gegeben wie das meins! Ich bin ein paar mal gestorben, an den Pranger gekommen, begraben worden — und doch wieder wie der reine Erbsen bin ich immer noch da und werde jetzt erst wieder jung!“ Ihre Enkelkinder haben ihre Freude an der feischen Natürlichkeit der Mama Regina, die den leise abwechselnden Gruß des Königs aufs glücklichste mildert.

Die letzten Jahre der beiden Ehegatten sind durch allerlei körperliches Ungemach und böse Meinungen über Deutschlands Zukunft getrübt. Kaiser Wilhelm II., der so viel weiß, sieht sich leider von jeder persönlichen Beteiligung mit dem weißen Lebensgarn auf dem Rumänien fern. Dieser starb am 10. Oktober 1914 mit 74 Jahren nach qualvollen körperlichen und seelischen Leiden. Humanistischer Deutschentum droht alles auszulöschen, was er in fünfzigjähriger unablässiger Arbeit für das Land getan hat. Die fast erblindete Kaiserin Klauin folgt ihm nach zwei leblosen Jahren mutig und lebenslustig. Als Abbild ihrer Denkart wie auch als Beweis gereisten, kraftvollen Mundes mögen zum Schluß die beiden letzten Strophen ihres Gedichtes „Zurück“ stehen:

„In Schwarzengasseu hingestraft
Wird mir nicht bang,
Vor tiefem Schmutz, von Blut betriibt,
Vor'm Schlamm, der kein Mägen weilt,
Wird mir nicht bang.
Doch vor des falschen Evidenz Zug
Da wird mir bang:
Vor glanzreichen Leben und Tod,
Vor Fruchtlos und Eiß und Zug,
Da wird mir bang.“

Hermann Stehr

Die Nachkommen

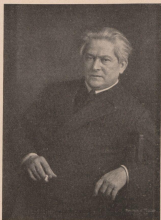
Von Hanns Martin Eliser

Man erinnert sich wohl noch, daß Hermann Stehr bei der Herausgabe seines vorletzten Romans „Nachanach Nachler“ im Jahre 1909 bekanntgab, dieser Roman eines in die schicksale Stadt Witten, die ohne weiteres mit der Lebensstadt Witten, der Residenz der Grafen Edelfeld, gleichgesetzt werden kann, im Jahre 1820 eingewanderten Bergersellen, der seine neue Heimatstadt durch seine Lastkraft besitzender Blüte geführt, begreife eine Teilgasse, die das Schicksal Deutschlands und des deutschen Volkes von der Mitte des 12. Jahrhunderts bis zur Gegenwart gestehen solle, und zwar so

mäßig in verschiedenen Generationsstadien. Der Familienspruch der Nachlers, „Dreien Gnade, draussem Recht“, wurde zur leitenden Idee für die Durchdringung des riesigen Stoffes. Offen der Lebensverlauf des Nachanach Nachler enthält die Dichters tiefe Ecken in die menschlichen Zusammenhänge des großen historischen Geschehens von den sechziger bis zu den achtziger Jahren. Nachanach Nachlers Eingang in eine tiefe Vergessenheit und sein Sterben im Geden auf einer einsamen Bank mitten in der Natur in dem Berggarten angesichts des Riesengrabes enthält schon den großen Wegesatz zwischen

der materialistischen Verweltlichung des bürgerlichen Lebens und dem notwendigen Lebensgrunde des christlichen bürgerlichen Menschen im Ethischen, im Religiösen.

Man darf sich besonderer Erwartung auf die Fortführung dieses großangelegten, dabei innerlich völlig konzentrierten Opus sein, weil die zweite Generation der Maschler in Willen, die das Thema dieses Romans sein müßte, ja man in die Zeit Kaiser Wilhelms II., in das wilhelminische Zeitalter, das nicht nur der bald sechsjährige Euseb selbst, sondern auch viele Zeitgenossen noch voll harter Bewußtheit miterlebt haben, einmüßte. Schon der Titel des Romans charakterisiert seine Zeit: „Die Nachkommen“. Jetzt ist nicht mehr eine schaffende Verfalltheit, eine Gefalt, eine Individualität, eben Nathanael Maschler, die Sammlung und die Ausstrahlung der Kräfte, jetzt sind die lebenden Menschen bereits Erben, Nachkommen, die alle eigentlich nach den entscheidenden Ereignissen kommen und nicht voran, die Welt aus sich selbst aus zu gestalten. Er ist nun das Bewußtsein des neuen christlichen Romans, der sich unabhängig vom „Nathanael Maschler“ eine überzeugende Gesellschafft hat, daß die Zeit niemals als eine Schicksalskraft, als eine Tendenz sich auswirkt, sondern Euseb paßt mit seinem besetzten Realismus unmittelbar das wirkliche Leben und hält aus ihm die Mächte, das Vergehen und Werden, das Unvermeidliche und den tragenden Hintergrund der Taten und Geschehnisse, der Ereignisse und Zusammenhänge voll so lebendig der Anschauung aus, daß, die gesamte Epoche mit einemmal ihre endgültige Gefalt, ihr endgültiges Urteil vor den Befehlen des Ewiggen und des organischen Lebens erhält. Giese ist gerade hierin durchaus Richter. Bei aller epiklerischen Größe, bei allen epischen Tönen, bei aller Spannung durch Fabel und Fiktion verdichtet er doch das wesentliche Sein



Hermann Giese.
Im Trübe des bürgerlichen Bewußtseins und Verfallens des
christlichen Zeitalters.
Herr. Giese & Sohn, Berlin

der Menschen und ihrer Geschichte so stark und so natürlich, daß ihr wahrhaftig Gehalt als Erlebnis in das Innere des Lesers dringt und ihn zur Offen in die letzte Wahrheit und Erkenntnis seiner Zeit befähigt.

Der Roman ist wie selbstverständlich mit den Wochen nach dem Tode des Nathanael Maschler ein. Sein Sohn Jochen Maschler, schon verheiratet mit Christel, hat bereits zu Lebzeiten des Alten Haus und Gärten übernommen. Er wurde von dem schnellen Tod des Vaters „weiter tiefer in die Schatten getrieben, die aus jedem jenseits Werke in das Dasein der Hinterbliebenen steigen, noch war es ihm seinen ganzen Wesen nach beizubringen, das hochgeschätzte Leben seines Vaters sich erfüllender und ins Licht verklärt anzusehen“. Wohl ging in der kleinen Stadt noch eine Welle allerhand Erinnerung und allerhand

¹⁾ Gedruckt in zwei Bänden. Berlin, Giese, Hermann Giese (siehe unten) Nachkommen 1903, Seite 100.

Gerade am den großen Verber am, aber niemand ahnte das geheime Ringen Nathanaels gegen die Schicksalsverkürzung seines Lebens und um das Glück mit Lotte, seiner Frau. Auch Jochen verlor sich wieder in den Alltag. Unruhiglich in ihm eine Ahnung davon blieb, daß auch sein Leben von geistigen Mächten bestimmt wurde, hatte er doch schon als Knabe die Echatzinnen des Guts lakhasig auf sich gekommen spüren, hatte er doch erlebt, daß der Mensch in einem Zusammenhang mit unbegreiflichen und unfaßbaren Mächten zu leben hat. Aber Jochen wußte, daß sein Vater eine launere Geste gewesen sei. Er hatte nur nicht recht verstanden, warum sein Vater diese launere Geste immer vor jedem drohenden Ghr gelüftet hätte. Jochen war mehr darauf eingestellt, sich nur auf sein Haus, sein Leben und seine Familie zu beschränken, sich aber nicht in das große öffentliche Leben der Gtade, in große Unternehmungen und Pläne zu stürzen. Wenn er jetzt leben mußte, daß allerlei Klatsch und Gschwätz verflachte, dem Verfechten auch die Ghr abzuschnitten, so erndete er „jede heimliche Motivation über den Lauf der Welt und die heimliche Diskretion der Menschen“ mit der eht schließlichen Entung „ja, ja, nein, nein“ oder „wer zwei Beine hat, soll nicht mit sechs laufen wollen.“ Er bemühte sich eben auf eine unbedingte Weise durch die viele Lust nach dem Tode seines Vaters und zog sich je sehr in sein Inneres zurück, daß seine junge Frau ihn mit schließlichen Gpott aus seiner Verlorenheit zu erlösen versuchte. So wandten sich denn auch allmählich die Gspispeiser in die Gtulle, und niemand wagte mehr laut zu behaupten, daß der alte Machler den Gschloßer Nase bei der Überführung der Sebntrassers in den Tod und damit in den Tod gelassen habe.

Einer war es bekannt, der sich gegen das böswillige Ansehen um das Grab Nathanael Machlers, um das Gerberhaus auf der Briggasse, als er erbte, der einzige Sohn des Gschloßers Nase, der als sechsjähriger Junge nach dem Tode seines Vaters im Hausmeister des 5ter Zahres mit seiner weltverschämten Mutter nach Oberschlafen verschwand war, „nachdem Haus und Gschäft des Vaters überliefert an den älteren Gschloß, mit Namen Winkler, verkauft worden war.“ Er tauchte jetzt nach fast 40 Jahren plötzlich wieder in sei-

ner Vaterstadt auf, als Gubeninspektor a. D. aus Lipina, wohnte zuerst im Gschloßhaus, hatte angeblich mit dem Gschloßer Winkler eine Gellgelsichte, eine Gpottelensache auf dem ehemals ehtlichen Anwesen. Er brachte es auf schlane, aber nach außen hin freundlich liebevolle Art, weswegen der alte Pionier Kählrel ihn eine gute Gtelle, der Gubeninspektor aber einen geringen Kopf nannten, doch freitig, sich in das Haus des Gschloßers Winkler, der ganz dem Tunde ergeben war, einzufügen und schließlich den Gschloßer aus dem Haus zu verdrängen und sich selbst darin heimzuden. Der Gschloßer bestand sich, verdrängte und dem Tunde verfallen, wie er nun einmal war, in einer Zwangslage, so daß das Gschloßchen verwandelt eine sehrsame Lust um die beiden Männer aufsteigen sah. Aber der Gschloßer war einer von denen, die bei ihren Verbeden alles alten Klatsch wieder aufbrachten. Er sagte auch dem alten Machler die Gschuld am Tode des alten Nase nach, und nun war es der Gteln, der Gubeninspektor, der Winkler aus-ig entgegnet und ihm den Mund für diese bösslichen Gschichte spalte. Er erwiderte damit zwar auch, daß der Gschloßer Winkler schließlich das Eigentum seines Hauses auf den Gubeninspektor Nase überdrück und nach dieser ins Gland geriet.

Dem Gubeninspektor kam es ganz offensichtlich darauf an, Eingang in das Haus Jochen Machlers zu finden. Er hatte schon eine Freilang mit begreiflichen Augen der drallen jungen Frau Ghrisel nachgespiert, und sie hatte sich durch diese leise Werben auch nicht gerade belästigen lassen. Ghrisel hätte es ganz gerne gesehen, wenn ihr Jochen auch ein wenig über Haus und Werkstatt hinaus sich ins öffentliche Leben beggeben hätte. Aber Jochen hielt sein Verprechen, das er einst in Gtunde und Frühling seiner Mutter gegeben hatte, nie anders als auf einer Gerbertenne durchs Leben zu hufschieren. Ghrisel begriff, daß der Jochen mit dem Gubeninspektor Nase nichts zu tun haben wollte, aber sie gab die Hoffnung als oder Gvandrachter doch nicht auf und legte seine Abildung vorerst einmal als ein „Willeit“ aus. Auch Jochen wurde ein wenig unruhig, weil er auf der einsamen Bank im Berggarten, wo sein Vater gestorben war, wieder jenen Echatzinnen begegnete, das ihm die Unbedingtheit des



Das Arbeitszimmer Hermann Görke in seinem Heim in Schwerin
Mit Beteiligung des Paul Ott Berlags, Leipzig, Photo Cassi

Lebens fühlbar machte. Doch er verschloß die Tür zu seiner Liekammer und hielt sich lieber praktisch und nüchtern, wie er war, an das Jockeische, an seinen Sparschatz, um dem er Angst hatte, weil er fürchten mußte, daß die Kirchenrechnung für die Beerdigung des Vaters ihn verzehren würde. Doch Ehrisch mußte ihn entschließen aus seinen Geißeln und Sorgen herauszureißen, hinküß in das Liebespiel, das glücklich und heiß wie je durch sie hingog, „und keinem kam der Gedanke, daß aus dieser seltsamen Verschmelzung die lauteleise Lämmer der Notwendigkeit ein neues Glück der Schicksalsfeste zu schweben begannen, an der das Geschicks der Mächter über die Erde geführt wurde“.

Wachte auch Jochen Mächter sich noch so sehr gegen den Grubeninspektor sträuben, er war der Lebensfähigkeit dieser aktiven Menschen, der ganz im Voraus der Zeit schwamm, nicht gewachsen. Nieße wollte eine Rolle in der öffentlichen Welt von Wilken spielen, suchte und fand Verbindung zum Reichsgrafen, zum Wier der „Preussischen Kronen“. Aber er mußte auch,

daß all das ihn zuletzt nichts nützen würde, wenn er nicht Jochen Mächter, diesen Führer des selbstigen Fortschrittlerbegriffes, für sich gewinnen könne. Er wußte Ehrisch dafür zu erdorn, daß sie einen Besuch bei Jochen vermittle, und Frau Ehrisch sprach wieder Nieße flug für die Sorgen ihres Mannes um die Begräbnislosen ein. Nieße übernahm die Sorge um je lieber, als er mit dem Pfarrer zusammentraf, der Nieße auch der Schloßer Büschel brachen und warren, Ehrisch hörte nicht auf ihn, sondern berührte heimlich alles für den Besuch Nieße bei ihrem Mann vor. Der Grubeninspektor erschien wie zufällig, aber rüchlich, und trauete nun mit viel Besende und Zukunftslicht dem geschaltenden Grubeninspektor je schnell seine Freundschaft und seine Tonne aufzuzeigen, daß Jochen, wenn auch mit Hemmungen und innerem Widersprechen, Nieße sich gefallen ließ. Nieße hielt eine große Rede von der Pflicht eines jeden wahren Deutschen, „mit Ernst und Einnahme die Interessen der großen Politik zu verfolgen“, und er wartete sich, indem er von allen Ereignissen der Zeit



Hermann Stiebt, Maler.
Mit Genehmigung des Hans Ept. Verlags, Leipzig

sprach, zu einem rechten Kavalier und Nachbeter Kaiser Wilhelms II. auf. Als man gar auch noch seine Frau Agnete erschien und das Machlerpaar beide zum Abendessen dabeihielt, da war der Grabeninspektor so weit, daß er mit seinem Plan herumschauen konnte: er wollte einen Floccusverein in Wilkau gründen, denn „viel Schiffe, viel Ordnung“, das müsse die Lösung des deutschen Volkes sein. Der Weber lachte zwar darüber und meinte rasch, „man sieht weiter“, aber er durchschaute auch den Oberinspektor, durchschaute Hofes Eintreten für seinen Vater gegen die üblichen Gerichtsmacher und ließ sich nicht beirren.

„Ihr meint auf Vorben“, sagte er, „ich vordereibend Haß in Eurem Kopfe haben, da kann ich nicht, da darf und da mag ich nicht mitmachen. Ich laufe auf Reimen, die vor meiner Geburt gewachsen sind. Ich bin ein anderer als mein Vater, und mich gelüftet es nicht ins Gemeindegewand, weder auf den Schuppenstuhl noch gar in die Vorleserwinden. Rebet Ihr die Welt rein, soviel Ihr wollt. Ich halte mein Haus sicher und recht, und wenn es gelingt, bin ich

zufrieden mit mir, und der Kaiser und Deutschland und die Welt kann's auch sein.“

Und als Hofe weiter in ihn drang, rief er: „Rein und noch keinsmal rein, mach' Türen und Fenster eurer Häuser zu, denn wenn ihr alles offenschien laßt, dann seid nicht ihr Herr im Hause, sondern das Windpfeil in den Straßen und der Staub und Dreck von allen Straßenschalen ist's.“

Er brach die Welt der geheimen Untergründe seines Hofes los. Der Dämon seiner Familie klangte empört gegen das Andringen jener schiffsalbigen feindlichen Spitze, die in der Gestalt Hofes neben ihm saß. Da sprang der Inspektor, daß er hier auf eine Ueberraschung gefaßt war, gegen die er nicht ankam. Und er stürzte sich in die Entscheidung. Als er mit seiner Frau gegangen war, sprach Hofe aber voll Stolz:

„Alles wurde . . . alles erlogen . . . Dem gutgespielten Schachbrett auf der Basis über die Grenze des Bekanntseins mit mir . . . Ein Eintreten für mich eine vergebene Schwärzerei, um mich in seinen Tod zu faden . . . Himmel, Lenzel nochmal!“ Und seine Ohrring hatte ihn man in diesem Erleben völlig erkannt.

Zeit erst wollte sie nach sieben Jahren Ehe, wie ihr Hofe wirklich war, und der Abgang des Glückes überschalt ihr ganzes Zusammenleben. Hofe spürte wohl, daß er über Hofe gesagt hatte, aber nur gesagt bei sich selbst, so daß Hofe sich wieder tiefer in sich verschloß, über sein Land, durch den Drangarten und durch das Haus zu und überste und eben auf dem Boden einem bisher unbekannten Raum aufstand, in dem er sich nun ein eigenes Reich errichtete, die eigentliche Ferngaststube seines Hauses, wo er Zwiegespräche hielt mit seinen Eltern, seiner Mutter insbesondere und wo er auch alle Feindlichkeiten und sogar seinen Epaßschuß vergrub. Diesen Epaßschuß hatte er nun mit Hilfe des klugen Inspektors Hofe, der den Pfarrer Kallweil zu einem milden Brief über die Begräbnisfeier herbringen hatte, gerettet. Während er ihn aber in einer alten Truhe vergrub, fiel ihm wieder jener Spruch in die Hände, den ihm einst die Mutter überreichte, der Spruch der Machlers „Dreien Gnade, dreuen Recht“ und er sah sich in diesem Spruch hingewiesen auf sich selbst und seine Einsicht.

dung. Er gelebte sich eben viel Worte einfach durch sein Tun und Denken.

Jahre nach in das Leben des Greisenjahres. Diese hatte das Schicksal ein. Ganz klar wurde es niemals, wie der Zusammenhang zwischen dem Schicksal Wärschel und Niese im Hause Nieses vor sich gegangen war. Viele Gerüchte gingen um. Niese war gewalttätig aber zufällig bei der Auseinandersetzung die Treppe seines Hauses hinuntergestürzt und hatte sich dabei fast zu Tode geschlagen. Er kam zwar nach ausmündigem Krankenzug, dessen Sorgen und Leiden auch den alten Pfarrer Kälnd um die letzte Lebenskraft brachte, noch einmal ins Leben zurück, um aber als ein stiller Mensch, der allerdings noch heimlicher und kühler seine Pläne verfolgte. Während seiner Krankheit war die Freundschaft zwischen den beiden Frauen Geisel und Agathe gewachsen, da auch Agathe in derselben Nacht wie Geisel erkrankte und beide nun ihre Hände auf die Kinder anstifteten. Trotzdem blieb Niese abseits vom Greisenalter und ließ sich auch nicht in den Plänen hineinmischen, den der Genuß trotz aller Schicksalsveränderung gründete. Niese lebte der Erfüllung, die seine praktische Tüchtigkeit, sein charakteristischer Fleiß, sein Gewerbe und Besitz brachte, abseits aller „Mandirer“, wie er das Politische nannte. Er lebte dem Willen seines Hauses, das mit der Geburt seines Sohnes, der einige Tage vor dem Tode Nieses zur Welt kam, auf Gefährlichkeit wurde. Das Knäblein war zwar nur ein ganzes, gesundes Kind, aber es geistlich hoch, von der Liebe gepflegt, heran. Der kleine Darius wurde ein träumerisches Kind, dessen große Mutter Augen wie von einem weltfernen Raub erfüllt waren und den Zauber der Welt tief in der Seele aufspalten. In ihm schliefte sich das dritte Geschlecht der Wärschel mit neuer Kraft an. Es ist die Kraft der einen Liebe. Der Knabe lernte nach Jahren das Nachdenken eines gelehrten, aber lebensfähigen, klugen gelehrten Offiziers, der, angetrieben von den Verhältnissen des deutschen Reichs, in scharfen Kämpfen zu den herrschenden Kreisen und Mächten lebte, braven und hoch sein ganzes

Jenseit an das seine Geschlecht. Als der Vater, der eigentlich kein altes Wärschel um einen Paup gekommen war, den Wärschel der Kinder geist, erkrankte der Knabe bis an den Tod und wurde nur durch die Liebe der Mutter, die das jenseitige Schicksal des Knaben erriet und das kleine Mädchen herbeiführte, gerettet. Niese mußte gerade bei der Krankheit seines Jungen genau erkennen, daß seine Seele, der Sohn sollte ein großer Herr werden, sein Haus werde wachsen und in Reichtum werde er niemals Not erfahren, keine Nacht über die Seele des Jungen hätten. Aber er sagte sich auch in dies Schicksal. Er antwortete sich dem Wärschel der Liebe zwischen den beiden Kindern und ahnte das Lied der Zukunft seines gelehrten Geschlechts.

So klingt der Roman wie eine Symphonie mit einer ganzen, himmlischen Melodie aus. Er überbrückt die Zeit von den achtziger Jahren bis zur Jahrhundertwende und weiß schon darüber hinaus. Man sieht, wie hier das alte, neue, christliche Blut und bedingungslos, herausgehoben und seinen Familiensinn verlorne Handwerker- und Bürgertum des brauen zuverlässigen Deutschen zu zeigen hat mit der charakteristischen, aus allen Tugenden eines weisen, weisen Geistes gewachsen, durch Reichtum und politische Macht heiliges und überaus geordneten Parteinismus im Reich Kaiser Wilhelms II. und wie kann das ganze Deutschland ganz sich aus der Lebensjahre erhebt: Der Reim der Lebensjahre erhebt unter Gefahren und Leiden, aber geistlich und geistlich von der Liebe.

Ein Dichter schrieb diesen Roman, aber auch ein Weiser. Und darin gerade ist Hermann Stiehr wieder ganz der große Schlichter, daß das Dichtersche sich auch zur bürgerlichen Weisheit wie bei allen großen Schlichtern erhebt. Der Schlichter ist aber auch hier der große Darius, der eingeschritten mit seinem Lande und Volkstum zwischen den ständigen Massen der Eichen und Eichen, weiß, daß allein das unablässige Wiederansehen aus den geschlossenen Eigenschaften unseres Volkes und unserer Seele die Erhaltung und das Bauen Deutschlands gewährleistet.

Holde Kurz Die Nacht im Teppichsaal

Zum 80. Geburtstag der Dichterin am 21. December

Von Claus Andrian

Zu ihrem 80. Geburtstag schreibt Holde Kurz ihre großen Erinnerde ein neues Buch voll köstlicher Mittheilungen „Die Nacht im Teppichsaal“, das schon im Reiner Wandersich Verlag in Löhningen erscheint.

Ein Wanderer kam über den Consumpaf und wollte Cajentine durchstreifen. Es war aber kein gewöhnlicher Wanderer:

Er hatte die Landshaft in sich und ging überall wie im eigenen. Alle Doppelthüren konnte er, und aus dem nächsten Stimmerthor las er die Stunden ab wie von einem Pfefferkorn. Er liehe es, mit dem Lauf der Klöße zu gehen, und aus nichts zu fähle er sich dem Gedachten, wenn er sie an ihrem Hesperus auslassen konnte.

Der Abend eines solchen Wandertages bricht herein, als er ein Landhaus erblickt, das in einem großen Park liegt. Michelangelo habe es entworfen, erklärt ihm ein bewachter Wirt, bei dem er ein Glas Wein zu sich genommen hat. Dieses Haus will der Wanderer besuchen. Ein alter Beschläger öffnet ihm und ist sehr verwundert über den späten Gast. Er sagt, daß er nicht ermüdet sei, das Haus zu gehen. Der Wanderer — sein Name ist Perigrinus — versteht es jedoch, sich das Herz des Altes zu gewinnen. Dieser macht aber doch ein bedeutliches Beside, als Perigrinus den Wunsch ausdrückt, hier zu übernachten. In die Herrschaftszimmer kömte er ihn nicht lassen, jedoch sei ein Teppichsaal vorhanden, doch müßte unter diesem alten Wandteppichen niemand schlafen wollen.

Perigrinus hört das Wort „Teppichsaal“ und ist gleich von Ahnungen erfüllt. Es bedeutet ihm nichts, daß der Alte betont, es sei doch nicht angenehm, allein zu sein mit fremden Gesichten, die von der Wand herabstaren. Da müsse ja ein Mensch das Gesichte lernen.

Der alte Mann hat offenbar keine Ahnung von dem Kunstwert dieser alten Teppiche! Man so mehr der Wanderer, der sich das Haus in all seiner Pracht zeigen läßt. Schließlich wird eine verquollene Tür aufgeschoben, die in einem länglichen Raum führt. An beiden Wänden Teppiche, die das Herz des Wanderers anziehen.

Er wolle hier also übernachten, erklärt er, und der Alte berührt ihm in diesem alten Zimmer ein Lager.

Wend und Eirene sehen Perigrinus zu, als er seine geistige Wanderung in den Bildern der alten Teppiche beginnt.

Die Farben des ersten sind schlecht erhalten. Es ist ein sehr altes Bild. Man sieht mittelalterliche Stadtmauern. Doch oben auf einer Zinne steht eine schlanke Mädchenfigur, ihr gegenüber in etwa gleicher Höhe ein Ritter. Ferner, schlecht erkennbar, allerlei Kriegswoll. Was haben diese beiden inmitten dieser kriegerischen Gemäthe sich zu sagen? Welche Stadt wird eine ihrer Jungfrauen zu solcher Unterhandlung schicken? Dort, ein Wappen ist das Rätsel: Es zeigt einen Löwen neben einem Palmenbaum. Es ist das Stadtwappen von Viterbo! Nun können wir das Mädchen. Sei gegrüßt, lieber Galiana!

Die Stadt Viterbo hat Galiana zu ihren fünf „Nobilitäten“ gezählt, als ein Wunder der Schönheit. Sie muß gelobt haben, wie man aus alten Geschichten weiß, trotzdem sie um ihre Epizone gekümmert wurde. Die Stadt bewohnte einst Friedrich Barbarossa einen großen Empfang, als er durch Viterbo kam. Alle Gassen waren geschmückt, auch der Palast der Galiana, deren Anblick dem Kaiser nicht verwehrt werden durfte.

Graf v. Viter, ein hübscher Mensch, dem aber die Frauen ergeben waren, gehörte zu dem laienlichen Gefolge. So geschah es, daß sich der Graf und Galiana beim Gange sehen und fortan kein anderer Wunsch bestand, als sich zu besipen. Die Stadt jedoch durfte nach höherem Geizigen dieses Schicksalswunder nicht aus ihrem Mauerwerk lassen und hielt es streng bewacht. Der Graf nannte Galiana, sie wurde ihm jedoch entzogen, während er mit schweren Wunden liegenblieb. Später belagerte er die Stadt, die unter dieser Belagerung schwer zu leiden hatte und schließlich Galiana selbst schickte, um Erbarmer zu ersuchen. Viter jedoch kann die Geliebte nicht sehen, ohne sie besipen zu wollen, er kann sie auch für die Zukunft keinen

anderen gönnen. Er schießt einem Pfeil auf sie ab, der ihr den Tod bringt.

Niemand kann beim Abblid des zweiten Teppichs preiseln, von welcher Stadt hier erzählt wird. Denn jeder kennt den schiefen Turm von Pisa. Viele Zelte sind aufgeschlagen. Die Stadt wird belagert. Die Wachposten schlafen. Nur ein junges Paar wacht unter einem großen Baum. Nicht weit entfernt steht der Kellegeregen der florentinischen Republik, das Banner mit der roten Lili im weißen Feld. Der berühmte Carroccio! Was erzählt dieses Bild? Belagerung der Pfaffen durch die Florentiner, die sehr auf Ehre und Mannesmut hielten. Kein Mann durfte Pisa auch nur mit einem Fuß betreten, er hätte gehängt werden müssen. — Zornig, ein junger, heißblütiger Mann, befindet sich unter der Mannschaft. Er hat sich in die schöne Desjola, die er auf dem Feindesort hat wandeln sehen, verliebt. Eine gemeinsame Flamme schlägt in den beiden hoch, und die Liebenden finden Mittel und Wege, sich zu sehen. Sie verschmäheln sich heimlich nach altem Brauch unter der Zweigen einer Ulme:

Kapute Ulme, dem Himmel vertraut,
Ich bin der Belagerten, du bist die Braut.
Kaputer Windhauss, dem Himmel vertraut,
Du bist der Belagerten, ich bin die Braut!

Diese Verbindung habe nicht geheim. Nach unwillen, florentinischen Kriegesgesetzen muß der junge Held gehängt werden. Seinen letzten Blick richtet er auf die gegenüberliegende Zinne, von der sich zur selben Minute Desjola hinabschürzt. —

Der Wanderer findet eine Kerze an. Es ist sehr dunkel geworden. Wie den nächsten Teppich erklären? Er ist in drei Felder eingeteilt. Zuerst das Mittelstück. Zwei Menschen haben sich umarmt, ein Buch, aus dem eine kleine Flamme gingelt, liegt auf dem Boden. Hinter dem Vorhang ein Gräberfeld. Und das linke Feld? Die herrliche Veranschaulichung desselben Paares. Kommt ihr sie nicht? Francesco da Polenta und Paolo Malatesta, der die Braut für seinen hässlichen verwachsenen Bruder gefreit hat. In unheiligem Verstum, im Dunkel der Nacht, wurde sie dem Unglücklichen



Hofthe Kurz
Die Veranschaulichung des Ritters Hildebrandt Verlag, Leipzig

Wach. Und mit dem Geliebten muß sie den Ueberbrach begreifen. Der Spott der Verachteten und Verächtenen bestet ihre Körper im Tod zusammen.

Ihre unheiligen Schatten, häutet ihr doch in einem wilden Jahrhundert gelobt, so wäre nach des letzte Urteil gütlicher gefolgt. Aber, wer soll euch aus Dantes Inferno locken? Es gibt keine Penitenz gegen den Spruch des Dichters!

Im End ist er ganz dunkel geworden. Mit der Veranschaulichung des nächsten Teppichs muß es Zeit haben bis zur Morgenstunde. Der Wanderer setzt am Feuer und läßt die letzten Einträge nachhaken. Er fällt bald in Schlaf, nachdem er sich hingelagert hat, aber nicht für lange. Die Erregung weckt ihn bald wieder, ein Lustig hat die Gewebe. Umher liegt auf einer Teppichdecke. Der erste Teppich zeigt wieder eine Frau, die von einer Zinne herab zum Feinde spricht. Es ist diesmal eine dämonische Krönung. Ein Wappen gibt Aufschluß: die Wirtin der Ghera-Nerami und die Köpfe der Maria. Und die Frau? Keine andere als Ghera-Nerami, Ghera v. Ferli und Zinola, jahrelange Ver-

schweigend der Feste. Dreimal ist sie Witwe geworden und hat jedesmal graufige Rache genommen. Wer ist der Kavalier auf weißem Roß vor dem Mönch? Cesare Bergia! Er hat Rimini, Urbino, Cesena zu seinem Eigentum gemacht. Nun soll er in Ferli sich vor einer Frau beugen? Diese jedoch ergötzt sich nicht. Ihr zur Seite lebt eine goldschilbige Waise, ein Mädchen von ungläublicher Schönheit, Jene, die Liebe der „Dama Catherine“. Auf diese hat es der Bergia abgesehen. Jene selbst ist ganz verwandelt beim Anblick der Bergia und sucht bei der Herrin Schutz.

„Sei ruhig, sei ruhig, meine Liebe, ich laß dich nicht in den Händen des Assassins, ich übernehme die Last wenn du der Waise stützen läßt — ich weiß eine Geschichte. Jedesmal hast du in die Darschapselle und bist zur heiligen Barbara, daß sie die Rocco schirm!“

Catherine kann ihrer Feste nicht halten. Zu viele und zu stark sind ihre Feinde. Sie „rennt“ Jene, indem sie sie selbst in den Pulverturm schickt, in dem die Lunte gelegt wurde und der in Rauch aufliegt. Niemand hat Jene wieder gesehen. Was aus Catherine wurde, erzählt der Teppich nicht mehr. Die Geschichte sagt, daß sie mit Schimpf und Schande durch das Land gejagt wurde.

„Schaut auf diese jammervolle Catherine von Ferli!“

Bergia soll sein Wort, sie zu schützen, gebrochen haben und die Helden von Ferli seit Jahr und Tag in der Engelsburg haben schmachten lassen.

Der Wanderer erwacht von einer Stimme Wohlklang, die zu ihm spricht:

„Ich habe dir gesagt, ich habe es wohl gesehen, aber ich war für mehr und stärker dich durch mich. Jetzt, jetzt weilt du hier nicht. Hier gewarten. Hab deine Jene lag mit auf dem Boden für dich.“

Jene? dachte er, so hat sie also doch gelebt?

„Ob sie gelebt hat oder erst kürzlich leben wird, das ist vor dem Herrn der Gerechtigkeit nicht das Meinliche. Du brauchst keine Beschlüsse abzugeben, die nicht von Gott geboten hat.“

Progrinus sieht auf und schüttelt den Schlaf ab. Das Zimmer war hell, er sah die schwebigen Teppiche, sah alle noch einmal an. Seine Jene, wo war sie?

Jetzt erst entdeckt er einen verborgenen Teppich: Eine junge Frau, im Haar den Lockenfranz, krugte sich über eine Schale. Darinnen bewahrt ihr eigenes Herz, sie gießt es zu. Et

quid volo nisi ut ardeat! Im Hintergrund die Kuppeln von San Marco.

O Gaspara Stampa, Nachseil, die sich selbst hat zu Tode singen müssen! Du hast das Haupt des lieblosen Cellahins von Cellahin mit dem Kranz deiner Lieder geschmückt. Wenig im Hintergrund mit dem Stammschloß des Cellahins.

Dem Wanderer schienen aus dem Angesicht Gasparas die Worte entgegenzukommen: „Ich bin es! Meine Liebe, meine Dichtung, hat ihn mit zum Herrn gesetzt für alle Ewigkeit. Meine Liebe war, bevor ich wurde. Die Liebe ist früher als ihr irdischer Gegenstand. Ich habe den Götzen geliebt, ehe ich ihn kannte. Als ich dann um ihn wußte und er auch mich kannte, dankte ich dem Himmel. Ich sang und dichtete nur für ihn. Er sagte: Aber alle Frauen der Erde Madonna Gaspara! Ich schalte ihn nicht, daß er mehr war als ich und mich preisen darf, als er mir nie mehr wurde. Ich liebte, ich erhebt den Cellahin. Aber er lebte auf der Erde mit ihren Gesängen, ich im Himmel und Hölle der Poesie. Ich liebte ihn zu sehr, als daß er mit mir Schein haben konnte. Das Dichterbild giebt sich Schmerzen der Liebe zu, mag auch der irdische Lab zugrunde gehen. — Später zog er mit Heinrich II. gegen Frankreich. Er gab auf keine Verheiß, keine Lieder mehr Antwort. Er verließ mich auf immer. Das ist der Inhalt meiner Lieder. — Ich liebte einen Freier, Bartholomäus Zu! Jedoch meine zweite Liebe hielt die erste als Leiche im Arm und begrab sie mit ihren Zähnen. Die zweite Liebe jenseits mir, denn Dichtung ist von der Wahrheit ungetrennlich.“

Zweihundert Jahre später hat (wiederum) ein Graf Cellahin, die Feste der Lieder und Sonette gefunden und sie in die Herzen seines Volkes gesenkt. Noch einmal und ein halbes Mal ging ein Jahrhundert vorüber und ein deutscher Dichter kam über die Berge. „Er fühlte in ihren Liedern die süßliche Schwester des nordischen Werts.“ Er machte den Namen Gaspara hell bei einem andern Volk und machte sie zum Vorbild unter den großen Lebenden aller Zeiten.

Die Hände im Park schlugen an. Als der Alte in den Teppichsack trat, traf er Progrinus nicht mehr an. Ein Selbststück lag auf dem Tisch . . .

Schiffer im Strom

Von Karl Bland

Erst Reger, der Kleinkreisrührer von 1931, hat sich in seinem Knappenroman „Die Unken der festen Hand“ und in seinem polemischen Roman aus dem Ruhrland „Das nach seine Schenken“), in dem er die kommunale Mitbestimmung der deutschen Städte im vergangenen Jahrzehnt brandmarkte, als unerbittlicher Kritiker in der Darstellung öffentlicher Zustände eingeführt. Sein neuer Roman aber, „Schiffer im Strom“, gefällt sich in einer ausgeprägten Rücksicht zum Ideal, zur Verbesserung des „Ruhr Rhein“ und seiner Kinder — eine Geschichte unter einfachen Menschen, die dabei jedenfalls weitaus besser abschneiden als die trübenden Rostlöcher der großen oder gestrandeten Industrieflässe, mit denen sich Reger bisher befaßt hat — auch wenn man sich einigen allzu gutwilligen Jugendschwächen an die Gesteirart und die gute Meinung, die diese Regerischen Rheinländer zum großen Teil von sich selber haben, einmal absehen will.

Der arbeitsteile Rheinsschiffer Bernard Hermann, eine reißhafte und tüchtige Natur, hält es in der aufgereizten Masse nicht mehr aus. Er meint aufse Gewissen ein von der stillgelegten Rheinlinie der großen Schiffsahrtsgesellschaft Kottländer, weg der ziemlich ungünstigen Bedingungen, denen er sich unterwerfen muß, und läßt sich von einem Kottländerischen Schleppkammer schiffenwunders leben. Die ganze Bejahung besteht außer ihm selbst nur noch aus dem „Mariche“ — einem braunen Mädel, das er schon lange gern hat, und das ihm nun die Wirtschaft selber — und aus dem spanischen Schiffskoch Anton Pankalla, einem trüberrigen Deutschen, auf den er sich verlassen kann.

Auch Mariche ist keine Rheinländerin. Sie kommt von der Wasserschans, aus Schlemmig, Jellstein, und ihre ganze Natur, ihre Sprach- und Denkweise, die eine laute Schreiererei und einen Hang zu größtenteils Betrachtung verrät, wirkt auch auf Bernard selbst noch est

eines fremdbartig. Als er sie am freien Sonntagabend in Unversach verläßt, um in seiner neuen Heimat Weßenthurn am Sonntagmorgen der Priesterreise seine Bruders Hin-jung beizubehalten, ist sie entzückt, weil er sie am ihres evangelischen Glaubens willen nicht gerade bei diesem Anlaß in keine streng katholische Familie einführen kann. Er verabschiedet sie aber, auf alle Fälle am Sonntagabend mit ihr zusammenzukommen, auch wenn der Schleppzug, den außer dem Schleppkammer noch zwei andere Kähne angehören, noch am gleichen Abend in Schlemmig anlegen sollte, von wo Bernard ebenfalls sehr rasch wieder in seine Heimat zurückkehren könnte.

Trotz des bevorstehenden Wiedersehens mit der Mutter und dem Großvater ist Bernard an diesem Tage in keiner guten Stimmung: „Er ist sich selbst nicht gut“ wie Mariche meint. Und keine Stimmung wird nicht gerade dadurch gebessert, daß er schon in Unversach seine Schwester Katharina mit einem Vorherer trifft — dem jungen Gemeindevorsteher, dem Sohn des reichgewordenen stillen Bauern und jetzigen Schwammfabrikanten Jakob Commertsen, gegen den er eine tiefgewurzelte Abneigung besitzt, weil er ihn nicht für einen reiß-jahrenden Jäger, sondern für einen leicht-sinnigen „Schädel“ hält. Darum weiß er auch die Aufforderung zu einem gemeinsamen Besuch in einer Antenne der Wasserschans und zur gemeinsamen Heimfahrt nach Weßenthurn in Commertsens Mißgunst gerät und flücht unheimlich in den Abend hinein, mit dem letzten Versuch, seine Mutter einmal die Augen zu öffnen und das Mädel dahinter am nächsten Morgen tüchtig abzulassen.

Sein Betreten der Wasserschans gibt es ein großes Zusammenstoßen, das diesmal aber weit schärfer verläuft — zwischen Katharina und ihrer Schwägerin Eufemia, genannt Emma. Sie ist in Begleitung des Kottländerischen Gemeindevorstehers oder, wie sie ihn nennt, des „Schiff-kapitäns“ Erwin Zell, eines ehemaligen Offiziers, der vom Osten her an den Rhein verflo-

*) Die Romane von Erst Reger erschienen bei Suhr-Kamptz in Berlin. Erste auch: Kleinkreisrührer 1931, S. 107.

gen ist. Wie hat sich bei seinen Fahrten regelmäßig mit ihm in Andernach getroffen, sich aber ihm gegenüber einen solchen Namen beigelegt: „Fusanna Singer aus Andernach“, um ihrer Familie nicht durch diese heillosen Zusammenkünfte, die im übrigen einen sehr harmlosen Charakter tragen, unnützlich beschämen zu lassen. Sie hinter auch Commerceoren und die Schreiber, die kleinen Gehilfen nicht zu verzeihen. Commerceoren gefällt sich darin, Zell, den er für beschämung hält, dadurch zu demütigen, daß er den teureren Wein und andere kleine Bedürfnisse aufzählen läßt und die ganze Gesellschaft damit verhält.

Die muntere Gesellschaft erhält bald Zuwachs durch den Arzt Dr. Mendon, einen trübsinnigen Rheinländer, der nach der Scheidung von der ersten Frau jetzt in zweiter Ehe wieder verheiratet ist, mit einer Wesslerin, die sich mit der etwas hemmungslosen Zechfreude und überschäumenden Lebenslust ihres Vaters noch nicht recht abzufinden vermag und nach einem kurzen Verweil unwillig daraufsehe, als Mendon eben weitere Umstände bei den unbekannten jungen Leuten nimmt. Er vertritt dabei eine so offenkundige Verleichenheit in Genuß, daß das junge Mädchen, das bisher nur an Zells zaghafte Zärtlichkeit gewöhnt ist, davon innerlich aufgewühlt wird. Aber auch dem neuen Bekannten gegenüber hält sie an dem falschen Namen fest.

Unter lauter lebensfähigen Rheinländern spielt Zell auch sonst keine allzu glückliche Rolle bei diesem Weingelage:

Als Mendon an Commerceoren Tisch Platz genommen hatte, war dieser sich nicht im Harren, ob er ihn Verleichenheit Deller einreden dürfe, aber er tat es auf Veranlassung, da jener sein Glas leer hatte. Mendon sprach hier die Hand über sein Glas und behauptete, ein richtiges Weibchen würde vor „Verleichen“.

Zell setzte sich über den Rock, wie wenn er ihn selbst anzuheben.

„Der Herr hat seinen eigenen Pöbel“, sagte er in lächelnd.

„Pöbel!“ brüllte Mendon. „Pöbel“ sagen Sie? Ihnen hört man ja oft das Wort hören an, das Sie keine Rheinländer sein. Am Rhein wird man gefolgt, werden Sie sich denken. Am Rhein hat man's können. Da steht ganz die Gesellschaft da. Und ganz falsch! Andernach kommt von Antje Neger. Das hat Neger auf Deutsch. Wenn Neger hat nämlich

der Rheinländermann Deller sein Kaffee getrunken. Das war noch vor der deutschen Zeitrechnung. So alt ist die Stadt hier am Rhein, und um die Geschichte off wenig zu beweisen, sagen wir Neger in dem Deller hat. Pöbel, besser Neger, in jeder. Am Rhein hat man bei Wein für Feiertage. All der Jahre wird man manchmal der verheiratet. Von der Zeit Schenkenkinder, die der alten Minderheiten im Handel hat. Die werden schließlich Rache, nachgewiesene Rache. Pöbel-Lachen. Nach für Neger, sagt man hier. In Andernach ist nämlich ein Neger. Pöbel-Lachen, auf Pöbel-Lachen.“

... Das junge Mädchen lag sich vor Lachen. Zell verlor sich zum ersten Mal in der Lachen, doch kam unter der Einwirkung des Lachens und ungewohnten Verleichenheit Deller nur ein gedankliches Nicken heraus.

Durch eine zufällige Bemerkung Zells erfuhr die Schreiber, daß sich in seinem Schleppe auf einem der Räder ein ihm selbst noch nicht persönlich bekannter Schiffer namens Hermann befindet, der auch eine Frau bei sich hat. Man glaubte sie gegen Bernad eine treffliche Handhabung zu besitzen, falls er etwa den Weinhandel spielen sollte. Das führt am nächsten Morgen zu einem schonen Zusammenstoß, bei dem sich Bernad in der Erregung nämlich an Genuß vergriff — gerade in demselben Augenblick, als der junge Weibliche, der Bernad Dingung, zu dessen Geburtstag sie alle hier versammelt sind, das Haus der Mutter betritt.

Bernad bereit seine rasche Tod, und es kommt zu einer ebenen raschen Verleichenheit. Als Dingung ihn fragt, was er denn mit Bernad hätte, bekennt er wahrheitsgemäß: „Mir kam ich mit ihr. Wir verheiratet uns gar nicht. Inner Genuß, unsere Art.“ Die Mutter hält es mit dem Mädchen, weil sie in den gutgestellten Verleichenheit (den die künftigen Freier sieht, und auch Dingung bekennt sich bei aller Frömmigkeit zu einer heilsamen Verleichenheit, die nicht gegen die gesunde Lebenslust im Rheinischen Blut eingewandert hat. Und der dritte Bruder, Peter, der als Beamter der Deutscher Motorenwerke mit der höchsten Dancemacher Verleichenheit aus dem Deutschen Reich verheiratet ist und schon davon ruhm, bei seinem künftigen Schwager Commerceoren im Zell des lebenden Mannes einmal sicher unterzukommen, bekennt sich, die Mädchen wegen ihrer kleinen Abenteuer ebenfals zu entschuldigen.

Es steht Bernart mit seiner größeren Strenge und aufrichtigen Beforgnis im Familienkreise vereinzelt da, auch als er in seiner Benachthigung, welcher das Mädchen etwas von Mariches Eßlingen erfahren haben könnte, durch geschickte Fragen aus Cammerstern und aus Emma selbst das Geheimnis der „Eusi Einger“ und ihres Vorgesammtes herauslockt hat. So wird er seiner Familie allmählich mehr unbenommen, und die Mutter klagt in ehelicher Eindrückung: „Ich weiß gar net — auf Bernart is gar net mehr, wie er war. Ich hatt' et mit eil' schöner Geseßelt, wenn er kam, wo er so lang net weg' dalien wart.“

Bernart ist nicht nur in Wirklichkeit eine etwas rauhere Natur, sondern auch unbewußt von Mariches tieferer Art schon so sehr im Innersten berührt, daß er jetzt mit einem leinen Gefühl der Einsamkeit von der eigenen Familie wieder zu ihr auf's Schiff wie in seine wahre Heimat zurückkehrt. Innerwege hat er noch Begehrtheit, Zell aus einer sehr angenehmen Lage zu befreien, in die er durch sein tapferes Aufstehen in einer Voreilversammlung der unzufriedenen Schiffsmannschaften geraten ist. Nach anfänglichen Widersprechen Bernards, der in dem andern erst nachträglich den Liebhaber Cammas erkannt und ihn noch wegen seiner Bemerkungen über Mariches Unwesenheit auf dem Schiffe gerast, schließen sie gute Kameradschaft, und Bernart kann sich aus nach dem vernünftlichsten Familienbedach endlich ganz ungestört seinem Mariche widmen — um so ungestörter, als die sturflustigen Heizer und Winckelstufen inzwischen beschlesien haben, erst einmal drei Tage lang an ihrem Ankerplatz unter Dampf liegen zu bleiben, bis die Antwort auf ihr Minimum von den Schiffsführerschaften eingelaufen ist.

Es scheint, daß der Unterschied in der Charakterart aber doch kein so großes Hindernis in der Liebe ist, wie wir nach Bernards eigener Bekämpfung bisher fürchten mußten. Jedoch können sich die drei, unser ständiger Schiffsmann und sein sanftmüthiges Mariche, in der unheimlichen Masse, die sie schließlich in gemeinsamen Ausflügen am Rheinstrom benötigen, schon wesentlich näher. Auf einem dieser Ausflüge geraten sie auch mit den beiden Schwefelern und ihrem Freunde zusammen, und Zell erzählt man endlich einmal, daß seine Eusi

Einger in Wirklichkeit die liebliche Schwester seines neuen Kameraden Bernart Jemmann ist. Bernart beginnt sich aus auch unter dem milden Einfluß eines Mariches allmählich mit den Nebenbeziehungen seiner Schwester abzufinden, und die beiden Mädchen selbst, die natürlich schon lange ungern auf die Anwesenheit ihres Bruders wart, freunden sich rasch mit dem guten Mariche an.

Als die Voreilversamml. nach Ablauf der drei Tage wieder begeben ist, machen Bernart und Mariche mit ihrem Rahn, der ihnen zur Zeit noch gewesen ist, bequamen ihre Hochzeiten auf dem Rhein, und der junge Schiffer bringt seiner Braut die Schönheiten des Rheinflandes durch seine eigene Begeisterung immer näher, wie er auch ungeachtet seines Alters immer mehr achten und verstehen lernt.

Nach Racheben und ihr Cammerstern sind sich ängstlich völlig einig geworden, und Peter findet noch keinen Alben wirklich eine neue Stellung in dem Unternehmen seines Schwagers. Nur Emma hat nach Schwagers durchgemacht, denn Mendon hat sie wirklich aufgespielt, obwohl sie ihrem bisherigen Wirkungskreise und nach das Mädchen, das seinen ständigen Werben widerstandlos verfällt, zu seiner Geliebten. Die ehrsüchtige Frau hat sich damit abgefunden und will jetzt das Kind Mendons, das Emma erwartet, in sich nehmen, nachdem sie den Mann selbst durch ihre kluge Zurückhaltung für sich wiedergewonnen hat. Aber auch Emma findet wieder zu Zell zurück, der ihr lebenshastliche Werbung aus der kameradschaftlichen Blutsverwandtschaft mit dem überzeugten Rheinländer Mendon befreit und ihr und ihrem Kinde seinen Namen gibt. Er hat auch durch einen Bericht an seine Aeltern über Bernards mangeln Verstand in der Voreilversammlung für den Kameraden bessere Nebenbeziehungen und andere Erleichterungen herausgebracht.

Mariche aber übertrifft ihren Eßlingen dadurch, daß sie sich nach aufriger Unterweisung durch Tingen in die katholische Kirche aufzunehmen läßt, in der sie sich in ihrer schwärmerischen Art schon länger hingezogen fühlt. Man sieht sich auch die Mutter, die gegen die „Eugenische“ trotz aller leuchtigen Neigung noch immer ein unbegreifliches Vorurteil gehabt hat, mit dem Bündnis der beiden jungen Menschen

aus. Nach Bernards Glück wird dadurch vollends befestigt, daß er durch eine kleine Kriegsluft seiner Schwagers Sommerborn, dessen menschlichen Wert er trotz all seiner Unvorsichtigkeitseigenheiten schätzen gelernt hat, auch unterjochen für einen merkwürdig billigen Preis zu einem eigenen Schiffe kommt, auf dem er

fortan mit seinem Winde den geliebten Rhein hinan! und herunter fährt.

Der Rhein selbst also ist es und heißt es, der alle seine Küster zu einer streben Bruderschaft zusammenschließt und der auch diejenigen gastfrei in diese Bruderschaft aufnimmt, die sich ihrer mehrschaft würdig erweisen.

Wilhelm Kotzde-Kottenrodt

Wilhelmus von Nassauen

Ein Mann und ein Volk

Von Dr. Curt Elwenspoek

Wilhelm von Nassauen war einer der größten Staatsmänner aller Zeiten, einer der wenigen, die es verstanden, die Untertanschaft eines Landes zu einem Volk umzuschneiden¹⁾.

Kann können wir Nachgeborenen aus eines Gefühle der Väterlichkeit anerkennen, daß dieses aufbauende politische Genie sich dem niederländischen Nachbarvolke anpasse, statt in der Heimat zu wirken, statt das zerstückte Deutschland des sechzehnten Jahrhunderts zu durchglücken und zur Einheit zusammenzuschweißen. Aber unser Vaterland — von der Idee „Deutschland“ noch weitenweit entfernt — war damals kein einheitlicher Werkstoff, aus dem ein lebensfähiges Gebilde sich hätte gestalten lassen; es gab Sachsen und Kurfürsten, Bayern und Brandenburg, Detmolder, Braunschweiger — aber keine Deutschen. In diesen Wirrwarr konnte der Wille eines Einzelnen nicht Ordnung schaffen, ihn nicht Befehl geben. In den Niederlanden lag es anders. Hier war die Aufgabe zwar auch noch gewaltig, Wallonen, Flamen, Holländer zu einem Volke zu verschmelzen — aber sie war übersichtbar. — Und sie wurde

dem Nassauischen Grafen vom Schicksal gegeben aufgegeben.

Der Vater, Graf Wilhelm der Reiche, hatte, als er sich im Herbst 1544 das Nassau-Oranien'sche Erbe für den am 10. April 1533 geborenen Sohn sicherte, nicht ohne Bedenken, daß er um den Titel, die Macht und das Geld des Fürsten von Oranien, die er dem Sohne erwarb, den Rachen selber würde hergeben müssen. Albrecht Karl V., in dessen Reich die Sonne nicht unterging, sagte sich dem irdischen Rat des Bischofs von Arras, des Herrn von Oranien: der junge Prinz Wilhelmus mußte mit 12 Jahren das Vatershaus — die Vollenburg — verlassen, mußte auf Schloß Brera (spanisch und römisch erzeugt worden, mußte der „lateinischen Kapitol“, der Inhaberschaft seine Mutter, die Gräfin Juliana, aufhängen, entriszen werden. Und so geht ein feuriger, Hunger, unendlicher Anker im Jahre 1545, vom Vater gelöst, in die Niederlande ein — und aber noch nicht, daß er für dieses Land und seine Freiheit einst bis zum letzten Brecken und bis zum letzten Atemzug kämpfen, daß er für es sterben wird.

Staatskatholik der Niederlande ist damals Maria, vereinzelt Königin von Ungarn, Kaiser Karls Schwester. Sie empfängt den Rachen kühnlich. Eine Mutter will sie ihn sein.

Und der Rache, ferndem, kerkelischen Geseh

¹⁾ Wilhelm Kotzde-Kottenrodt, „Wilhelmus von Nassauen“ erschien im Verlag J. Neudach, Stuttgart. Köpfer suchte ich kein Bismarck. Es ist eine sehr wertvolle Arbeit. Wenn ich auch noch ganz unvollständig ist, ist sie eine sehr wertvolle Arbeit. Sie zeigt die Entwicklung und den Fortschritt der deutschen Nation. Die Arbeit ist sehr gut gemacht und sehr interessant.

und Erziehungsplan unterwerfen, lernt rasch und gern. Vor allem Gedächtnis. Aber er lernt in dieser freundlichen, vertrauensvollen, ihn ständig belauernden Umgebung noch etwas: er lernt schweigen. Nach drei Jahren schon ist er fast erwachsen. Kaiser Karl findet Gefallen an dem schönen, stolzen, klugen Knaben, der so ganz anders ist als sein mißgefallener, hochsteter und stets mißgelaunter Sohn Philipp. Der fünfzehnjährige Fürst muß ihn zum Krönungstag nach Augsburg begleiten.

Wilhelm bleibt der Blüthling und, trotz seiner Jugend, der Vertraute des Kaisers — bis zu Karls Thronbesteigung. Aber so grimmiger haßt ihn, mehr aus Instinkt und Eifersucht als aus politischen Gründen, König Philipp. Als er 1558 nach achtjährigem Kriege gegen Frankreich die Herrschaft Heinrich II. bei Bravelingen unter Edward vernichtend geschlagen hat, krönt er die Siegesfeier durch ein Bündnis mit Frankreich, in dem der Plan einer „zweiten Chilianischen Wesset“, eines ungeheuren gleichzeitigen Lageraufstehens, den Mittelpunkt bildet. Nach Wilhelm von Oranien soll einer der Hauptleute sein. Er wird es nicht. Aber er braucht darum kein Knecht zu werden. Gott selber greift ein: Heinrich II. wird bei einem Turnier zu Tode verlegt. Wilhelm versteht es, das Meiden hinausgeschoben; aber Philipp spürt seine stille Feindschaft, und bei der Ständetagung 1559 bricht sein Groll aus. In unübersehbarer Weise gewißt der König dem Prinzen den Eid schwören. Aber es gelingt ihm nicht, den Gewonnen auf sein Schiff zu locken. Oranien bleibt in den Niederlanden.

Philipp läßt 3 neue Bischöfe, 16 Bischöfe und 48 Inquisitoren ins Lande rufen. Peter Tiedemanns, einst selbst der Kaperi verdächtig, ist der künftige Oberhaupt der Inquisition.

Der Inquisitor Peter Tiedemann ist der Schatten, der durch Raiffaen geht. Man sieht ihn bei Nacht nicht; aber er ist immer da. Er hat kluge, unerschütterliche Augen. Sie bemerken das geringste Licht, welches sich irgendwo durch eine Ritze beugt. Er leidet an einem heftigen Schreupfen, welches auch die Risse ungeachtet Scherenschnecken nicht heilt. Seine Nase riecht immer; aber sie riecht so, wenn in einer Ecke zwei oder drei Menschen hintereinander schlafen, die das Evangelium lesen und Jesus bitten, daß er sich ihnen erweine. Er reitet auf einem Knecht durch das Land, nur von zwei oder drei Dienern begleitet. Die Leute des Landes müssen sich Dornen umwinden sein, denn man hört ihren Schall auf der feinsten



Wilhelm von Raiffaen.

Als Besichtigung des Hofes von J. S. Gieseler in Stuttgart

Stimme nicht. Peter Tiedemann war nicht selber der Kaperi verdächtig. Er setzte sich dadurch, daß er sich den Arm der heiligen Inquisition verdächtig. Er haßt alle Schritte der Kaperi und wird es beweisen, daß er ihrer vernünftigen Lehre anhängt hat.

In der Gegend von Rastatt ist eine Bauernfrau, die ihre Kinder die Hände falten und Mahnen hören lehrt. Die Nacht ist dunkel, durch welche Peter Tiedemann reist. Das Licht in diesem Bauernhaus ist lange erloschen. Aber der Mönch hatet den Weg. Seine Faust convent gegen die Tür. Der Bauer steht im schnell erloschenen Licht stehend vor ihm. Tiedemann lacht ihn gelächelt an. Er bringt in die Ecke und reißt selber die Frau aus dem Bett. Mit einem Geißt holt er unter dem Kopfkissen einige Blätter hervor, auf welchen Mahnen geschrieben stehen. Seine Augen weiten sich an dem Schrecken der Frau; sie wagt keinen Schrei zu tun. Seine Lippen vergehen sich schneidlich, er lacht ohnmächtig. Er reißt der Frau die Hände herunter und spricht:

„Du bist jung und froh. Du wirst dich deinen Mann und viele Kinder geben und so alle zu Kaperi machen. Wie viele junge Frauen würde deine Tochter



Wilhelm von Nassau

Nach dem Bilde eines unbekannten Meisters in der Reichs-Bibliothek

heißt noch dem Tode! Sie wird sein, daß du kommst! Du mußt schon auf Erden die Qualen der Hölle kennen lernen.“

Er hat ihre Hände nicht losgelassen und jetzt ist sie zur Thür hinaus, wo seine Diener die Ochsenrinde in Empfang nehmen. Der Bauer will sich auf ihn stützen, um sein Werk zu retten. Doch Peter Tielmanns ist auf solche Fälle vorbereitet. Er trägt einen Eichenstübel im Arm, der seine Hüfte umgürtet, und schlägt damit den Bauern über den Schädel. Er ist zugegen, während man die Frau auf die Scheiterhauf speunt, damit sie bekenne, was ihr die Qualen gab. Aber sie schwört hartnäckig und endet ihre Qualen auf dem Scheiterhaufen.

In Dordrecht ist ein junges Dienlein, welches im Hochamt des Anstalt abwendet, während der Priester der gläubigen Menge das Heiligste zeigt. Peter Tielmanns steht hinter einem Pfeiler und sieht die Zeräuber. Er schreitet mitten durch die Anbühenden, packt das Dienlein an der Schulter und reißt es aus der Kirche. Niemand denkt daran, ihn zu wehren; denn sie kennen alle die große Gewalt des Inquisitors.

Auch sie muß auf dem Scheiterhaufen brennen.

In Doornik lebt ein Pantweber namens Petrus de Blas. Er bittet um Christliche Web und Rinder, daß sie Gottes Fegen für sein Verhaben erlösen möchten. Er sieht sie vor dem Kreuz auf den Knien liegen, er verläßt das Haus und geht in die Kathedrale, wo die Gemeinde versammelt ist. Während der Priester den Gläubigen die geweihte Hostie vorlegt, springt er hinaus und reißt sie ihm aus den Händen. Er zerbricht sie, wirft sie auf den Boden und gerührt sie mit dem Füßeln.

Alle sind von Entsetzen gelähmt. Niemand legt Hand an ihn. Doch er entweicht nicht und läßt sich von den Hühnern, die endlich in die Kirche dringen, ohne Widerstand ergreifen.

Man fesselt ihn. Doch er nennt keinen Menschen.

Peter Tielmanns ist außer sich, weil die Leberei in Holland auch danach kein Ende nimmt.

Aber trotz aller Martern — dies Volk will nicht sterben und will sich auch nicht bekehren. Immer wieder tauchen Prediger auf, unzählige, da und dort. Die einen lehren die Wahrheit Salomo, die andern Luthers Glauben, die dritten Lehren der Wiedertäufer an.

Denn es läßt sich nicht mehr der glänzende Fürst, um den die schönen Frauen sich drängen, weil er für seine Mühe ist. Ah, nein. Er ist der „Schweiger“ geworden, fern, fremd, mit Mistranten mehr denn mit Liebe betrachtet. Ein Gläubiger, den Gezeugen tragen. Amys van Baren, seine erste Frau, ist ihm gestorben. Jetzt schickt er seine Geliebte, Eva Kling, des Bilegermeisters zu Camerich Tochter, fern — die schönste Frau der Niederlande, an der sein Herz hängt. Warum? Um sich der misgünstigen, heillosen Tochter des sächsischen Kurfürsten zu verheiraten. Er liebt sie nicht, er sah sie nie — aber er glaubt jetzt: Allein die deutschen protestantischen Fürsten können der Macht Philipps die Waage halten. Er opfert auch sein Glück umsonst. Und nur ganz allmählich gewinnt er die Herzen des Volkes:

„Pater Abrahamsson, Einnägiger zu Eiden, steht im Aufbruch. Er will noch Vorbericht vorlegen, um Eide zu empfangen. Meiner Pater nähert sich des Erbtz Kettendamm, wo er die Noth nach Vorbericht zu finden heisst. Der Tag ist heiter; aber die Gänge sind unebenartig leer. Es fällt kein Reiter auf, der ihm entgegenkommt. Er schreut laut, daß ein Edelmann im Eidel liegt. Er will mit feindlichen Geng verhandeln. Doch der Reiter macht keinen Fuß stehen; er reist.“

„Ich grüße Euch am Gottes Eide!“

Der Wälder sieht den Fremden freudig an. Die re spricht: „Der Herr kommt in sein Reich und schaut, ob wir seine Eide befehlen.“

Der Wälder erkennt, daß dieser Edelmann ein neuer Niederländer sein müßte, denn es am Gottes Willen und die Freiheit des Vaterlandes geht. Er antwortet:

„Wer in irgendein Land sein will, verfährt sich in den Toren. Wann kommt der Bewilligung, der sie austrifft?“

Der Edelmann ist aus dem Eidel gestiegen. Er flocht seinen Fingern den Hals. Er versucht ihn und beschließt sich, die Wälder am Begriffe zu rasen. Sein Herr erhebt dem Wälder die Hand.

„Pater Abrahamsson, ich kann Euch lange und weit, daß ich Euch verzeihen darf. Ihr könnt zu den Toren die Reiten nennen selbst. Und schenkt nicht nur die Spanier, sondern auch die Armen. Man mag sie beide austrifft. Wie werden die Arme um, wenn der Führer reist.“

Der Wälder hat das Wälder noch nicht überstanden. Er antwortet:

„Du weißt ich macher von Reiten ausstehen, weil ich sehr sehr Reiten aus das Reich dazu geb. Herr, verzeiht es mir nicht, wenn ich von Euren edeligen Freunden hört oder! Was geschah mir an Euren Reiten, (sagen, Narrenschiffen werden! Sie werden vor dem Herrn der höchsten Könige schenken wie das Eis im Frühlingsspiel. Die Freiheit will aus keiner Freiheit erlangen sein!“

Darauf der Edelmann:

„Ne oder hart, aber nur ja reist. Und doch geht es auch leicht, für ein neues Herz in sich tragen. Ich erkenne Euch einen: den Prinzen von Oranien.“

Dann von der Wälder lächelt hinter.

„Herr Pater! Bitte sprach mir von ihm, und ich brachte auf die Reide, die im Eidel umgibt. Hat er nicht die Hand gegeben, auch die neuen Fassen des Königs dem armen Volk aufzugeben? Ich weiß nicht, ob er hier Reiten erkannt. Das Wälder sagt müde sein, daß für die Angewandtheit des Eidel ist. Aber Oranien hat sich bereits mit seinen Freunden vom Eidelmarkt geschiedenen und das Reich sei der Noth überlassen!“

Der Edelmann legt die Hand auf die Schulter des Wälders.

„Ich werde den Reiten kennzeichnen. Ich sehe mit dem auf der Eide und schenkt auf in seine Brust.“

Die Augen des Edelmanns flammten auf.

„Euchstiller er Euch sein Reide? Ich wollte ihn lernen, wenn er das Reichland in einem natürlichen.“

Der Edelmann antwortet mit Reide:

„Mein Reich wird nur reiten, nur ja überlegen weit. Warum des Reide? Er wird von Oranien ausgehen. In ihm wird sich die Freiheit des Vaterlandes zeigen.“

Indessen erwachte der herrliche Adel. Die Herren grüßen das herrliche Reich einer Ehre auf, die den im Dienst des Königs verarmten Adel mit dem Cap aktus will: „Ce ne sont que des guezes!“ („Das sind nur lauter Reiter“) und nennen sich die „Guezes“. Oranien, Egidius traten auf das Reich der Reiten.

Frey führt König Philipp sein herrliches Reich aus dem Reich. Herzog Alba wird Generalstatthalter der Niederlande. Aus der Könige Herzog reist ein. Egidius, Oranien, Oranien reist sich auf die Füllung des reichlichen Land reich. Egidius und Oranien, die bleiben, — fallen unter Albas Herrschaft.

Und nun beginnt Wilhelm den Befreiungskampf von außen her. Mit wenig Hoffnung, denn er weiß, daß alle Adel und Noth weit nicht hingereicht haben, die Niederländer in einem Volk zusammenzuschließen. Aber: Ein Volk! Ohne selbes keine Freiheit! ist seine tiefe Erkenntnis und darum sein Ziel.

Faltung auf Faltung misst sich, Niederlage erbt sich an Niederlage. Da endlich — ein Lichtblick! Herzog Alba ist ohne Geld! Dem einen Edelmannen König Philipp zu Lande greift der Pfalzgraf bei Rhein auf und gibt ihm den Reichers Nassau, die, wie Wilhelm, die Vermögen reiten zur Befreiung der Niederlande gewillt haben. Die Egidius jünger auf der Eide Egidius von England ab. — Gleichzeitig beginnt endlich das Volk zu erwachen. Die von Alba und seinen Egidius Gehehen, Verfolgen, Entrechteten flüchten alle in die Wälder, tritt auf die Reidegewässer. Reiter die einen — „Busch-Grasen“ nennen sie sich —, Piraten die andern — „Wälder-Grasen“ heißen sie —, beide dem Vorbild des Adels folgend. Die „Piraten“ aber tun noch reiten Reide; mit aus dem Reich der Busch-Grasen aufsteigt die erste Tat der Befreiung.

Wie die Masse und die Wälder zusammenfließen, erhebt sich auf einer geringen Höhe die

Beste Landesheim. Die Spanier beherrschen hier den Zugang zu den Städten und damit die Schiffe. Von der Fährtenmündung erscheinen vier Mänsche vor dem Thor und klirren um Hinfuß. Der Spanier schlägt den Schwert gegen die Mauern, so daß man keine zehn Schritte weit geht. Was führt die Grauen Brüder vor den Kommandanten. Er steht eben am Kaminsfeuer und wärmt sich behaglich. Einer der Mänsche, eine Hüfengestalt, fragt ihn, in wessen Dienst er das Schloß verteidige, für den Prinzen von Oranien oder für den Spanischen König. Der Kommandant antwortet unwillig, sein Herr sei allein König Philipp. Der Mänsch geht klugschalk unter der Kutte eine Pistole hervor und schießt den Spanier nieder. In der Hufe reist alles durchschauer. Die Gasse sind um sie anzuschleichen. Draußen liegt eine Schute, in der sich fünfundsiebzig Fremde verbergen. Diese bringen ein. Man ringt die Ueberzahl der Selbstten nieder. Der tapfere Führer ist niemand anders als Hermann de Ruyter aus 's Hertogenbosch. Er wirft die Mänschschutte laufend ab.

Es leben die Gesen!

Auf die erste Meldung führen aber die Spanier eine Truppmasche mit Geschützen heran. Diese legen rasch eine Brücke in die Mauer. Die paar Gesen können die Hufe nicht halten. Die Spanier drängen ein. Hermann de Ruyter steht auf der Schavelle des Canals. Seine riesige Gestalt droht Ueberflut. Wer sich ihm naht, stößt unter seinem Schwert. Vom Wasserfluß erschöpft, muß er sich endlich in die Hufe zurückziehen. Er hat hier verheerlich eine Zirklinie gelegt. Die Lunte liegt bereit. Jetzt pfehen die Flammen heraus. Ein Knall, ein Gepolter, ein schallendes Rollen und Gähnen, eine kausle Hülle, die in den schweren Wintertag aufsteigt: Hermann de Ruyter liegt mit seinem Heinden unter den Trümmern des Landesheims begraben.

Die Flammen, die aus dem Landesheim schlug, trar der erste Schein der Freiheit über den herrrenden Lande. Der aufgehende Tag kündet sich an. In Dordt liegen 24 Gesen-schiffe. Sie sehen unter dem Befehl Willem Lamoy. Dessen Räuberrien und Ausfahrun-gen verdrängen die Königin Elisabeth. Sie verbietet ihren Massentenen, diesen Leuten fänden

Blasch, Best aber ingruweldde Hülsmittel zu reichen. Die Watergesen leben Niet und segeln in den lepton Tagen des März aus dem Hafen. Sie wollen Eschungen anfahen, wo viele Leute auf den Prinzen von Oranien hoffen. Doch der aufspringende Wind nötigt sie, ihre Segel südwärts zu legen. Unter den Kapitänen ist Willem von Bleis, den se Dordt kennen. Sein Bruder ist von Albas Dordt hingerichtet worden. Dordt hat unter Ludwig von Nassau bei Haligerker und Jarmingen gekocht und ist damals trotz seiner Wunden über die Eins entkommen. Sein Vater war einf Antimann in Brüssel. Die Gade liegt auf der Insel Dordt, wo die Maas sich in das Meer ergießt; sie ist stark besetzt. Da die Watergesen Hunger und Durst leiden, macht Dordt den Vorschlag, Brüssel anzu-lausen und sich dort am jeben Preis Hilfe zu schaffen.

Der Fährmann Peter Koppelsch gehört zu den Verschworrenen der Freiheit. Er sieht vier-undzwanzig Schiffe in die Maas einfahren und merkt sogleich, daß nun die Watergesen kommen. Rasch entschlossen führt er zu den Schiffen hinaus. Er legt am Fährweg Dordt an und unterrichtet ihn über die Gekgenheit. Sie rudern zu Willem Lamoy. Der sofortige Angriff auf die Stadt wird beschloffen. Was in Brüssel um jenes Brotes willen zu den Spaniern hielt, flücht eiligst aus den Toren. Der Kommandant heißt Wierland. Die Watergesen legen Feuer an die Tore. Dordt stürmt das südliche, die Leute des Willem Lamoy rennen das nördliche Tor mit einem Massennein ein. Die untergehende Sonne sieht die Stadt in den Händen der Watergesen.

Wilhelm von Oranien führt endlose Kämpfe gegen die spanische Herrschaft und die Hergewirgheit des Volkes. In der Stunde schwerster Niet ist auf das Lied von Wilhelm von Nassau erklingen, das ein verheerender Hungen hungernder Landknechte grüßte, und das ein alter Mann, Wilhelms Freund, Herr Maring von einer Aelgenbe geschrien hat. Längst ist es Kampf, Dordt und Elegenell geworden:

Wilhelms von Nassau
Du ich, von deutschen Mar-
ten Dordtland genant
Nicht ich die in den Tod.

Ein König von Spanien
Bin ich, des Königs wert,
Den König von Hispanien
Hab' ich allzeit geliebt.

Ich hab' gestellt dem Herrn
Auchsein mein Blut und Noth;
Ich wollt' gerne schon
Den Tod des Hugenoth.
Doch Gott der Herr von oben,
Der alle Welt regiert,
Der man allzeit muß loben,
Er hat es mir verordnet.

Nehet wohl, nicht' armes Schaf,
Die ihr in großer Noth!
Euer Herr wird nicht' schlagen,
Wohin ihr immer flieht,
In Noth willt' auch begaben,
Eins heil'ges Wort steht an,
Als fromme Christen lebet!
Mir ihr Geduld getau!

Aber noch ist Wilhelm weit vom Ziel.
Die Städte Zutphen, Naarden, Haarlem,
Linden und manch andere noch müssen
fallen sollen, Tausende müssen unter den
Händen der einmüthigen spanischen
Volkskrieger ihr Leben unter Axt und
Säbel lassen — Wilhelm bleibt fest,
er kämpft, er leidet, er opfert.
Unerschrocken, ein Führer von Gottes Gnaden.
Den König von Spanien freilich ehrt er
länglich nicht mehr. Es schaut fast noch wie ein
Vojak seinem Herrn abgelegt:

Der Tyrann würde lieber jeden Hauf und jeden
Hauf mit seinem Blute stürzen und jeden Mann im
Lande mit einem tollkühnlichen Schwerte tödten, als
er haushalt verwalten, seine Kasse zu vollenden und
die zur Sammlung in anderen Ecken zu beschaffen.
Wir haben gegen Verrath Alles die Waffen gerei-
setzt, um aus und unsere Frauen und Kinder aus
ihrem blutigen Händen zu retten. Ist er uns
zu stark, so wollen wir lieber einem ehrenvollen Tod
sterben und einen schmerzlichen Namen hinterlassen,
als unsere Kassen leeren und unser liebes Vater-
land in die Sklaverei begeben. Darum haben alle
unsere Städte einander das Wort gegeben, jede Be-
lagerung auszuhalten, ihr Ausrüstung zu tragen, aller
Muthwilligkeiten zu entgehen, so im Nothfall Feinde
an die eigenen Häuser zu legen und in ihrem Glan-
zen aufzugehen, lieber, als sich jemals dem Gebot
dieses grausamen Tyrannen zu unterwerfen.

In der Reichsstadt Kaiser Maximilian ist
Wilhelm von Nassau längt. Jetzt hat ihn
auch König Philipp in Licht und Nam. Wil-
helms Antwort:



König Philipp des Zweiten von Spanien
Anschauung aus dem Gemälde von Tizian (1556-1578)

„Ich werde festhalten!“

Er hält fest — obwohl durch einen Mangel-
mörder fast auf den Tod verurtheilt. Wie
durch ein Wunder gesunder er. Denn er sieht
das Licht in der Ferne, sieht ein Volk und seine
Freiheit werden. Das Volk in Holland und
Friesland will Sieg oder Untergang — nichts
sonst. Es will — ein Volk!

Man muß das Land verlassen. Andere Föl-
derer kommen — aber das Volk kämpft wei-
ter. Am 9. November 1576 vereinigen sich alle
Provinzen in der „Gemein-Befriedung“, An-
sterdam geht zur Sache der Freiheit über. Wil-
helms ist „Vater des Vaterlandes“.

Aber am 10. Juli 1584 ödet vergiftetes
Blei aus dem Püßel eines Verächters des
heilen Mann, ehe noch das heile Ziel erreicht
ist. Aber es ist erkannt. Ein halbsiebhun-
dert später hat die Niederlande ihre Kays-
er, Reichsrath, Feind, Rufmord des süder-
lichen Kulturland Europas — die Erbschaft eines
deutschen Fürsten.

Aus Friedrich Hebbels Tagebüchern

Ausgewählt zum 75. Todestag des Dichters
am 13. December von Winfried Gurliert

Wer an Glück glaubt, der hat Glück.

Wenn der Wind die Perle einmal aufhebt hat, der kann sie noch immer wieder aufheben, aber man hat vorher seinen kahlen Kopf gesehen.

Man sollte zu anderen nie über das Verhältnis, das man zu ihnen hat, sprechen.

Menschen, die statt eines Gehirns eine zusammengeballte Faust im Hirnschädel zu haben scheinen; sie eigenartig sind sie in ihrer Dummheit.

Gott stellt den Menschen in die Welt hinein, ohne ihn auf die Erime ein Inhaltsregister seines Wesens zu schreiben; mittelmaßige Potem machen's ungeteilt.

Wer seine Nahrung nicht aus dem Ueberflusse ziehen kann, der zieht sie dochermäßig aus sich selbst.

Die Dummheiten platter Köpfe sind immer unheimliche Parodien von der Weisheit der Weisheit; denn nicht einmal dumm sind sie originell.

In dem „Die ist gewartet“ im ersten Teil von Goethes Faust liegt schon der ganze geist.

Ein echtes Drama ist einem jener großen Schilde zu vergleichen, die fast ebenso viele Dinge und Figuren unter, als über der Erde haben. Dürftige Menschen kennen nur diese, der Baumstumpf auch jene.

Schicksal alles ab, was dich in deiner Entwicklung hemmt, und wenn's auch ein Mensch wäre, der dich liebt, denn was dich vernichtet, kann keinen anderen stören.

Einen Menschen, den die Erfahrung nicht klug macht, muß man nicht belehren wollen. Was durch die Ohren nicht eingeht, geht oft durch den Rücken ein, aber was nicht durch den Rücken eingeht, geht nie durch die Ohren ein.

Mich wundern, daß, wenn ein König stirbt, der Leibarzt nicht jedesmal gehängt wird.

Wer mehr als einen Freund verlangt, verdient keinen.

Mit Geliebten kann man jeden Schmerz teilen, nur nicht den größten über ihren Verlust.

Aber alles hat der Mensch Gewalt, nur nicht über sein Herz. Er kann nicht lieben, wenn er will.

Ein halber Sieg der Idee ist schlimmer als eine völlige Niederlage.

In Despotien hinstet ein jeder, aber keiner so sehr wie der Despot selbst.

Napoleon und der Raschismus! Ein Individuum, das nur in die Welt getreten ist, um sie zu verändern und ihr neue Gesetze zu geben: wie kann es vor den Gesetzen Respekt haben, die sie in ihrem bisherigen Zustand zusammenhielten?

Romane schreiben, ist ein guter Beschäft, wenn man mit der Kritik verbeizt ist.



Das Münchener Konstellation von Heinrich Kreutzer-Baumgarten: „Alle gegen einen, einer für alle“. Oben aus dem v. Hb.: Hella (Kreutzer) trägt den Richter Kreutz (Kreutzer) aus. Unten: Hermann Göttsch

Verständnis von dem baltischen Reimen Mittel und dem jüdischen Jargon aus „ganz Sausatz“ wird hier und wieder bis zum letzten happy und behandelt. Selbst abgesehen auf das Spiel aber doch sehr merkwürdig, weil in ihm die letzte Spannung als Gegenstand von Verwirrung und geringe Fähigkeit und oft nur noch peinlich wirkt verbleibt. — Auch in dem Schauspiel „Kauzertanz!“ von Hermann von Gien im Residenztheater ist das Thema nicht nur widersprechende Darstellung sondern auch Deutschland und heute in der alten Heimat die Schuld, wenn sich alle diese Verwicklungen ergeben —, und werden schließlich die Unschuldigen behandelt. Doch wird hier alles mit dem verbleibenden Selbstverständnis angelegt, ausgeführt und in einem ungewöhnlichen Ende gebracht. Aber ein Schauspiel mit einem verbleibenden dramatischen Aufbau ist auch „Kauzertanz!“ nicht. Im ganzen eine sehr bemerkenswerte Angelegenheit.

Hermann Göttsch

Theateranekdoten von gestern und heute

Eines Tod

Der englische Schauspielers Walter hat sich nach einer langen Erkrankung heute morgen, die Zeitrolle in „Halsbury's „Julius Caesar“ zu überreichen. Eines Erinnerung war bereits überfallen, und Anwesenheit eines sehr bekannten Schauspielers:

„Mithras! Kommt! Kommt! hört mich an! Begreifen will ich nicht, nicht ich verstehe.“

Was Mithras nicht tun, das überlebt ist ...

Da erkrankte von Walter Walter hat ein erschütterndes Leben, das Walter trotz aller Anstrengung nicht länger hatte paraffizieren können. Das Publikum begann schon zu lachen, Mithras jedoch, und die Mithras wurden schließlich und heute. Da erkrankte Walter den Kopf auf und sprach: „Wunder Sie sich nicht, meine Damen und Herren — es trifft nur ein, was meine Mutter mit sich veranlagte hat. Sie drohte mir nämlich, ich würde noch im Theater lachen, weil ich bei der Gasse zu stehen pflege!“

Sprach's, blickte noch einmal glücklich auf und auf die Bühne zurück. Damit hatte er die Bühne auf seiner Seite, und das Spiel ging ungehindert zu Ende.

Der Tod

Vor der Aufführung von Voltaire's Trauerspiel „Zerkowen“, das das Schicksal eines armen Leuten behandelt, sieht dem Theater im letzten Augenblick einige Verbesserungen im Text ein, die er dem Verfasser der Zeitrolle noch vor der Generalprobe am Morgen der Aufführung mitteilen wollte. Er gab deshalb seinen Bekannten den Auftrag, sich sofort in die Wohnung des Schauspielers zu begeben. Der Diener machte Glasschläge — es sei noch zu früh, um den Künstler zu stören.

„Ach, was — geht!“ meinte Voltaire. „Die Leuten haben nicht!“

RUNDBLICK

auf neue Bücher

Carossa, Führung und Geleit / David-Meier, Münde und Streuwerke / Bond, Deutsche Geschichte / Lagerlöf, Tagebuch / Marelli, Die Schwester / Mechow, Vorsemmern / Marlow, Straße des Schicksals / Maschke, Amerika-Jahre / Muschler, Klaus Schöpfer / Nebelhaus, Ritt nach Carossa / Penck, Puma de Alencastro / Ränger, Kasper Meisters letzte Tage / Selowen, Kadetten / Schöffers, Deutsche Wanderschaft / Schmidt-Berntzen, Unter den Eichen / Seidel, Weg ohne Wohl / Strecken, Glukono / Uddert, Ida Elisabeth / Weismantel, Gnade über Oberammergau

Deutsche Erzähler

Paul Ernst, Deutsche Geschichte. München: Langen/Müller 1934. 304 S. W. RM 4.50.

Dieses kleine Buch ist ein Band der Geschichte aus den im Sommer dieses Jahres erschienenen Bänden. Aus der Reihe von mehr als 200 Erzählungen wurden zweckmäßig ausgewählt, bei denen Stoffe aus deutscher Vergangenheit und Gegenwart des Jahrs bilden. Der Band beginnt mit einer Novelle aus der Zeit Karls des Großen und endet mit einer Geschichte aus dem Kriege. Paul Ernst erzählt deutscher Geschichte, knapp und anziehend. Die Auswahl ist glücklich. Auch einzelne sehr kleine Briefe Geschichte zu verstehen. Sie kann man nur wünschen, daß dieses Buch ein wirkliches Buchbuch werde und der Wunsch des Verlags, zwei ganz herrlichen Stoffe geben zu werden, wirklich in Erfüllung gehe. Dr. A. Knappe

Ernst von Selowen, Die Kadetten. Berlin: Rowohlt, 1933. 319 S. W. RM 5.50.



Ein Kadettenkorps mit ein Jahr vor Beginn des Krieges in das Kadettenkorps ein. Am 9. März 1900 wird das Kadettenkorps Preussische Kadettenkorps, das auf eine vollständige Vergangenheit zurückzuführen kann, auf Befehl der Regierung aufgelöst. Dem Selowen hat alle die letzten Jahre des Krieges miterlebt, mit offenen Augen und einer unbedingten Liebe an seine Heimat, wenn auch die bewegten Kriegsjahre und die in phantastischen Bildern verlebte Zeit des Kadetten in selbige Kadettenkorps häufig durchbrechen. Das in der jungen Welt einzigartige Kadettenkorps einer phantastischen "Pommes" wird mit diesem Buch wohl zum erstenmal auch dem Kadettenkorps nahegebracht. Vielleicht ist die Darstellung eine auch außer hin zu abschließen und oft fremdartig wirkenden Welt für die heutige Jugend nicht immer verständlich. Dieses Bild eines Kadettenkorps sollte aber dennoch der Jugend in die Hand gegeben werden, vielleicht zum abschließen Jahr an. Erinnern, besonders früheren Kadetten, werden das Buch mit großem Gewinn lesen. Dr. A. Knappe

Reinhold Conrad Muschler, Klaus Schöpfer. Roman. Berlin: Neff, 1933. 601 S. W. RM 6.50.

Das Buch erzählt den letzten Kampf des deutschen Kampfes Klaus Schöpfer um sein Ideal und seine Anerkennung in den Nachkriegsjahren. Als junger Mensch lernt Klaus in einer Kunstschule das Leben kennen. Beide leben sich und finden trotz aller Hindernisse zueinander. Mit Klaus verbindet Klaus die tiefere Bedeutung für den Aufstieg Schöpfers aufzuweisen, aber Klaus findet, der Autor, daß die Bewegung eingeleitet. Da opfert Klaus sein Ideal dem Idealismus. Er wird an der Oper ausgeführt. Klaus Schöpfer vertritt die Idee. Darüber blickt Klaus gefasst, da er glaubt, seine Zeitung habe die Aufgabe erreicht. Das junge Paar läßt sich scheiden. Klaus hängt weiter, innerlich immer freier. Er stirbt mit einer Oper und findet man auch den Weg zu ihm und ihm selbst. —

Der Roman geht bei aller Handlungsfähigkeit über die Handlung hinaus, weil er das Schicksal des Künstlers menschlich und voll mit wirklichem Verständnis erzählt. Er offenbart auch dem einfachen Leser, daß künstlerische Kunstwerke etwas ganz anderes ist, als den wirtschaftlichen Lebensplan allein gemessen. H. M. Eicher

Karl Benno v. Mechow, Vorsemmern. Roman. München: Langen/Müller, 1933. 341 S. W. RM 5.50.

Das Mädchen Helene führt nach Bruchung aus ihrer Heimat aus ihrer Heimat aus ihrer Heimat aus der in den Osten Deutschlands gelungene Frau, das den Namen eines Fremden der Familie gehört. Dort lebt sie, im Westen, als sie es selbst hat: Sonne, Wind und Regen, Erde, Acker und Wald. Aussehen sie, und sie lebt in dem, was sie ihrem Leben gehört. Thomas, der Besitzer des Hauses, lernt sie kennen, aber sie ist zu jung. Er weiß es, und sie fühlt es. Helene fährt nach dem Osten zurück. Sie wird schließlich wiederkehren. Thomas hat die Zeit und wird warten.

Ein sehr tiefes, mit der von allen Menschen, Männern, Mätern und vor allem auch jungen Mädchen ein reichhaltiges Gedicht beginnt kann. Erhard Wied

Leo Weismantel, *Gnade über Oberramberg*. Roman. Freiburg i. Br., Carlsen-Verlag, 1934. 289 S. Lw. RM 4.80.

„Dauerschmerz im Dreißigjährigen Krieg. Schlimmer als die Kriegsgewalt ist die Pein. Durch das Leid gehen die drei Personen durch. Man sie sieht, verfällt dem Leide. Vergänglich sucht der Maler Peter Lauerndes die Erlösung aus dieser Not. Doch keinen Abbruch bringt der Leidenstrahl der Kaiserin Schicksal die Gnade auch nach Oberramberg. Er ist nicht, will er die Leidenstrahl mit, daß das Volk so erst im ist, wenn eine neue Menschheit aus dem Schicksal der Gnade erwacht. Ein aufstrebendes



Krieg wird Engel und bricht den Pfaffen. Oberramberg aber gelebt, jedes seine Jahr ein Spiel vom Leben und Sterben. Sein Christ als Mahnung an das göttliche Wunder.

Ein großer, wertvoller Roman, vor allem für Menschen mit geschlossener christlicher Weltanschauung. H. Wenzel

Otto Nebelthau, *Der Ritt nach Consona*. Leipzig: Inselverlag, 1933. 321 S. Lw. RM 6.—.

Der Kampf um die Macht zwischen Heinrich IV. und Papst Gregor VII. Führt ihn der Anspannung weltlicher Mächte und politischer Künste. Der Roman führt durch den Sieg heidnischen Heidentums, weltliche Mächte und weltliche Mächte. Die Idee auf Heinrich und schenken für ihn eine verantwortliche Frage, die der Dichtung nach Consona aufstehen soll. Alle der Verleumdung des Papstes und Königs, deren heidnische Mächte Mächte einem weltlichen Teil weltlicher Mächte ausfallen, schenken die heidnischen Mächte. Der Roman ist monumental in Schen und Weltlichkeit, klar und bezeugend durch die geistliche Kraft des weltlichen Mächte. — Ein Buch für weltliche Mächte. H. Wenzel

Edmund Stockes, *Glukono*. Wien: Zsolnay, 1933. 409 S. Lw. RM 7.—.

Ein fabelhaftes und zugleich gespenstisch-weltliches Bild aus der Zeit und der Welt des antiken Griechen und seiner Menschen in ihrer ganz im Großen und Kleinen, in ihrer Unbeständigkeit,

Unbeständigkeit und Unbeständigkeit — die wider und wider. Der sich ganz geistlichen Weltlichkeit verschreibt. Die Schöpfung ist klar und lebendig, von jeder Sprachkultur getragen — aber ihre Unbeständigkeit nicht durch die unendliche Weltlichkeit ganz allen tiefen Menschheit phantastischer Unbeständigkeit. H. Wenzel

Er ist dieser heidnische Roman eigentlich nur für jene reife Menschen geeignet, die die Fülle der antiken Weltlichkeit und Weltlichkeit in Form einer heidnischen Weltlichkeit zu verstehen verstehen.

Dr. R. Wenzel

Von Frauen für Frauen

Sigrid Undset, *Ida Elisabeth*. Frankfurt: Sitten u. Lening, 1934. 446 S. Lw. RM 6.80.

Dieses wiederum sehr heidnische Buch Sigrid Undset behandelt die Fragen der Weltlichkeit der Weltlichkeit, vor allem die Weltlichkeit der Welt. Sie kennen ihre Weltlichkeit in weltliche Weltlichkeit kennen, vor allem aber in Ida Elisabeth die Welt und Mutter werden dem der weltlichen Weltlichkeit und dem von ihr gelebten Mächte. Weltlichkeit aber alle andere Weltlichkeit dem Mächte in einer Weltlichkeit haben, wächst sie in Form Weltlichkeit und Weltlichkeit. Weltlichkeit Weltlichkeit für einen Mächte, die weltlich Mächte sind, aber die Weltlichkeit kennen, wie das „Weltlichkeit“ es ihr bezieht. „Wenn es auch noch in weltlichen Weltlichkeit und Weltlichkeit dem anderen Weltlichkeit, so wächst doch die Mächte die Weltlichkeit, die ihr Weltlichkeit.“ — Weltlichkeit das nicht Weltlichkeit Weltlichkeit und Weltlichkeit Weltlichkeit Weltlichkeit werden Weltlichkeit nach dem tiefen Geist dieser Weltlichkeit. — Ein Buch für Frauen und für die große Weltlichkeit weltlicher Weltlichkeit. Dr. Wenzel

Margarete Schiøtt-Lerflinge, *Unter den Eichen*. Aus dem Leben eines deutschen Stammes. Leipzig: Ullr, 1933. 239 S. Lw. RM 5.80.

Unter Eichen haben die Eichen der weltlichen Weltlichkeit einen, auf dem die Weltlichkeit leben, die Weltlichkeit Weltlichkeit Weltlichkeit. Weltlichkeit von Weltlichkeit und Weltlichkeit, Weltlichkeit von jungen Weltlichkeit und Weltlichkeit, weltlichen Weltlichkeit. Die Weltlichkeit wird und gut Weltlichkeit, und so werden Weltlichkeit Weltlichkeit, von dem man auch nach Weltlichkeit Weltlichkeit, so wird und Weltlichkeit, Weltlichkeit und Weltlichkeit. — Man sieht die Weltlichkeit und Weltlichkeit Weltlichkeit der Weltlichkeit in Weltlichkeit oder Weltlichkeit. Diese Weltlichkeit Weltlichkeit (für das ganz Weltlichkeit mit dem Weltlichkeit Weltlichkeit Weltlichkeit) sind für die Weltlichkeit eine Weltlichkeit Weltlichkeit, ganz einem geistlichen Weltlichkeit, die jeder Weltlichkeit und Weltlichkeit Weltlichkeit Weltlichkeit, der von einer Weltlichkeit und Weltlichkeit Weltlichkeit Weltlichkeit nicht zu Weltlichkeit Weltlichkeit. Dr. Wenzel

Dr. Wenzel

Ina Seidel, *Der Weg ohne Wahl*. Roman. Stuttgart: Dr. Verl.-Anst., 1933. 308 S. Lw. RM 5.50.



Die Geschichte der letzten verkommen und verirrten Jugend eines Missespaars. Das abnorme Schicksal der Mutter und der tragische Tod des Vaters wird den Kindern von den Erwachsenen verbottene. Die Geste aber nach der Wahlheit und „Wahlheit“ stürzt sie all zu weite, rasche

knappfertige Ringelreife der Schönen in reichungsweltelkeiten. Erst spät findet sie Befriedung, als die Schreie eines wissenden Arztes ihr ganzes Leben erschaffen. Das Leben erreicht hier ihren Höhepunkt die Schicksale des „Wahlheits“. Das ständige Jenseits überwiegt in diesem Roman, dessen Spannungserregung und psychologische Einsicht allerdings nicht gering ist. In erster Linie geeignet für psychologisch und künstlerisch interessierte Leser: insbes. der Spannungserregung aber auch weiteren Schicksalsträumen zugänglich. E. Schröder

Luise Morelle, *„Die Schwester“*, Elizabeth Förster-Nietzsche. Mit Bildern. Berlin: Brunnen-Verlag, 1934. 192 S. Lw. RM 4.80.

Luise Morelle zeigt die schicksalströmende Persönlichkeit Elisabeth Förster-Nietzsches im Verhältnis zum Bruder: was nämlich ihre geistliche, heilige und weltliche Frau den heiligen, eigenartigen Menschen war in der Kindheit, während des Studiums und Berufs, in den letzten Jahren nach seiner Verlassung: Heiligkeit, Schönheit, Schwärze im Denken, Menschengut. Ein. Dadurch stellt die eigene Lebensgeschichte eigentlich im Hintergrund. Wie erhaben, wie eine starke Persönlichkeit lebendig war die Frau bei im Auge hat: dem Bruder Anerkennung, Achtung und eine Erinnerungsfähigkeit zu schaffen. Der Ton des Buches ist sachlich, objektiv, aber nicht, sondern die Verfasserin eine sehr lange Freundin Frau Förster-Nietzsches M. — Für Frauen, auch ohne daß sie ein Verhältnis zu dem Philosophen haben, ein interessantes Buch.

Dr. Joseph Knapf-Graf

Selma Ottilia Lovha Lagerlöf, *Tagebuch*. Mit Federzeichnungen von Hermann Pazold. Übers. aus dem Schwed. von Pauline Klaber-Götsche. München: Langen/Müller, 1934. 219 S. Lw. RM 4.50.

Wieder ein Erstlingsbuch der jetzt 70-jährigen Dichterin. Daraus erzählt sie von ihrem längeren Aufenthalt in Stockholm als Dichterin. Auf der Fahrt nach für die große Arbeit mit einem Entenherd bekannt, der sich mit der Kunst

zu wackeligen Seiten eifrig unterhält. Oben daß sie sich's eingeleitet, erzählt sie sich in den jungen Mann und bringt ihn in der Folge auf weite Wege mit all dem großen und kleinen Schicksalen in Zusammenhang. Hier immer eine Phantasie (physische Geschichten und Geschichten aus aller, jede Zergung bringt ein Schicksal, das sich ihr, der Reinen „Natur“, irgendwie entfaltet. Dabei ist die Sprache, wie immer bei ihr, klar, einfach, humorvoll und lebendig. — Ein schönes, gutes Buch!

Dr. J. Knapf-Graf

Reisen und Abenteuer

Walter Perck, *Pana de Atacama*. Bergfahrten und Jagden in der Cordillera von Südamerika. Mit Einführung von Alb. Perck. Stuttgart: Engelhorn, 1933. 232 S., 36 Bilder, 7 Zeichnungen und 2 Karten. Lw. RM 7.50.

Wie eine geographische Übersicht der Pana und der Schilderung des Lebens ihrer vornehmen Schönen bietet der bekannte Geograph A. Perck seine Lesern ein. Es verbindet die Reiseberichte des jungen Geologen, der 1924 auf Veranlassung der argentinischen Regierung das Gebiet besuchte: die argentinische Gesteine und Bergwelt (Jahst), der Schöpfung und der Natur, ihre Bewohner, Tiere und Pflanzen. Die Mitten der geographisch-geologischen Geschichte, das Schicksal der Natur bis zu 554 in seinen Bildern erzählt.

Eine geographische Schilderung — gleichzeitig eine erste Geographie der argentinischen Gegend. — Ein Buch für alle Freunde der Berg.

E. Vogt-Schönberg

Alexander David-Neel, *Mönche und Strauchritter*. Eine Tibetfahrt auf Schleichwegen. Leipzig: Brockhaus, 1931. Mit 45 Abb. Lw. RM 5.50.



Ein Europäer, der schon lange Jahre in China gelebt und mit der Welt des Buddhismus wohl vertraut war, zieht, als Missionar verkleidet, mit einem Akolythen, einem jungen Mann, durch die westlichen Grenzgebiete Chinas nach Tibet hinein, mit der Absicht, in der verbotenen heiligen Stadt Lhasa zu gelangen.

A. David-Neel

Wie lernen Kenntnisse aus den tibetischen Bergwelt, Frauen, Göttern und Klöster, Mönche, Pfaffen und Juchern, Bäumen und Tieren, ein neues Bild aus einer fremden Welt.

Abertaus erzählt aus der Perspektive aus geographisch und erzählt von geographischen Tatsachen: sie muß, um China und Schicksale, Menschen und Abenteurer und die heilige Heimat des Volkes zu verstehen. Darin liegt aber die Eigenart des Buches, daß es einen Reisebericht gibt, der nicht nur den Geographen und den Freund von Abenteurerbüchern, sondern vor allem den Tibetforscher interessieren wird.

Dr. H. Scherlin

042193



WELTSTIMMEN

WELTBÜCHER IN UMRISSEN

Heft 1
Januar 1933
Jahrgang 7
Monatlich
ein Heft 80 Pf.

FRANCKH'SCHE VERLAGSHANDLUNG, STUTTGART



1671: Karl IX. von Frankreich (Photo Bulfinch)

Stefan Zweig, Marie Antoinette

Siegfried von Vegesack, Das fressende Haus / Nis Petersen, Die Sandalenmachergasse / Erik Reger, Das wachsamen Hähnchen / William Beebe, Im Dschungel der Fasanen / Forst de Battaglia, Johann Nestroy / Blaise Pascal, Gedanken und anderes

Inhalt dieses Heftes:

	Seite
Stefan Zweig / Marie Antoinette - Bildnis eines mittleren Charakters	1
Von Matthäus Gensler	[RM 7.—]
Siegfried von Vegetack / Das fressende Haus	11
Von Jean Halbout	[RM 7.—]
Nis Petersen / Die Sandalenmachergasse - Ein Roman aus dem Rom des Kaisers Marc Aurel	14
Von Hans Hörtlin	[RM 8.50]
Erik Reger / Das wachsame Hähnchen	21
Von Dr. Karl Blom	[RM 7.50]
William Beebe / Im Dschungel der Fasanen	28
Von Josef Schöfer	[RM 8.10]
Otto Forst de Battaglia / Johann Nestroy - Abschätzer der Menschen / Magier des Wortes	33
Von E. G. Erich Lorenz	[RM 6.50]
Blaise Pascal / Gedanken	40
Von J. E. Foritzky	[RM 1.40]
Aus dem Skizzenbuch: Meine Herren . . . Zu Dorés Redner-Karikaturen	45

Deutsche Buchhändler-Lehranstalt / Leipzig

Ostern 1933: Neuer Jahreskurs, auch für Damen und Ausländer / Satzung und Lehrplan durch Oberstudienr. Prof. Dr. Frenzel, Leipzig. Buchhändlerhaus

Der Radiofreund, der klein anfangen will,

um sein Gerät im Lauf der Zeit immer vollkommener auszubauen, beginnt mit dem Zwei-Röhren-Empfänger nach Radio-Kosmos-Bauplan S 137 für Wechselstrom oder S 138 für Gleichstrom. Preis je RM 1.—. Ein solches Gerät kennt man durch und durch, mit ihm macht das Radio hören wirkliche Freude. Leicht kann man es für immer höhere Leistungen ausbauen, es wird durch die Weiterentwicklung der Radiotechnik nie überholt.

RADIO-KOSMOS
Abt. des Franck'schen Verlags-
handlung, STUTTGART-O 20

In rasender Fahrt zu Tal

Wieviele Meter Höhenunterschied überwindet dabei der Schifahrer in der Minute? Genau sagt es ihm der

Kosmos-Höhenmesser

Zuverlässige Qualitätsarbeit und trotzdem erstaunlich billig.

45 mm Stielendurchmesser, Meßbereich von 200 m Tiefe bis 8000 m Höhe. Ablesegenauigkeit 20 m. Vernickeltes Metallgehäuse in Lederhülle.

Preis mit Gebrauchsanweisung RM 22.—
KOSMOS, Gesellschaft der Naturfreunde, STUTTGART-O 20

Das Leben des Menschen



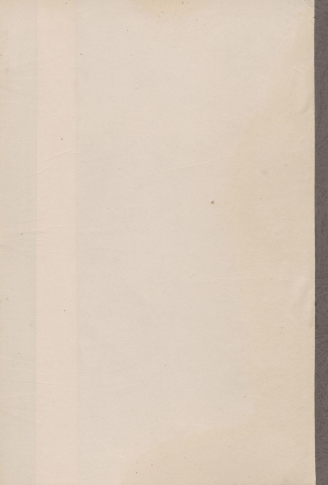
Alle Abbildungen aus dem Werk von Dr. F. Kuhn liefern wir auch als

Diapositive

in Format 2 1/2 x 3 1/2, 3 1/2 x 5, 5 x 12 cm. Preis mindestens RM 1.25. Die Röhre steht auch in fertiger Ausfertigung. Infrarot, Mikroskop je RM 1.— bis RM 2.—. In nach

Schreibigkeit des Kalium. Behandlung kann unter Angabe von Abbildungsnummer und Projektionsgröße (auf dem Trichter) (oder Raster) erteilt werden. Wie das Werk nicht von Hand ist, werden für die Bilderrückl einige Tage belassen. Überlassen. Bitte abgeschlossen Bilderrückl 24 h belassen.

PHOTO-KOSMOS STUTTGART-O 20
Pflaferb. 5-7



Biblioteka Uniwersytecka
w Toruniu

012193